Jahrbücher der Literatur.

Drey und vierzigster Band.

1828.

July. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des drey und vierzigsten Bandes.

Seite

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XLIII.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1828.

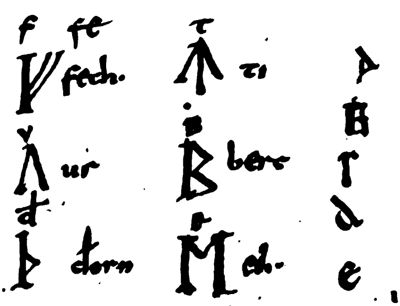
Art. I. Zur Literatur der Runen. Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften.

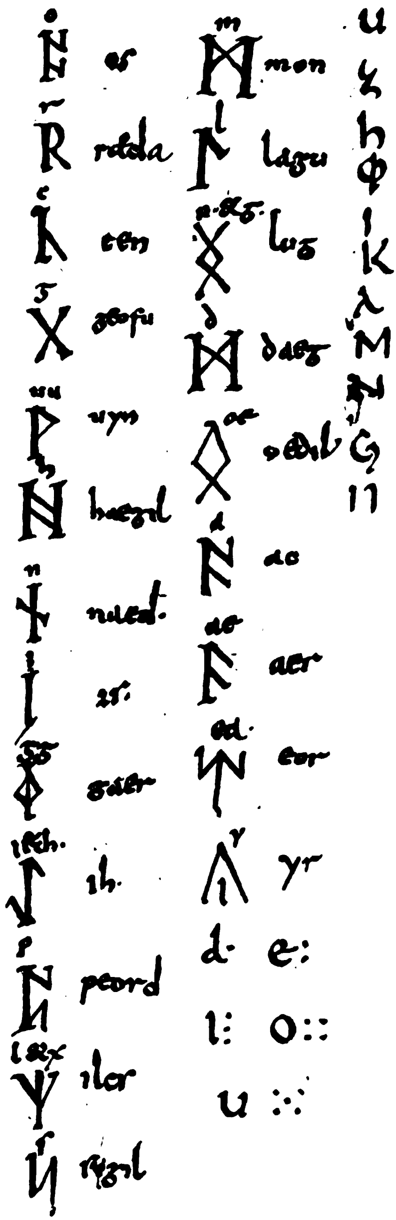
1) Runen-Alphabet in einem Wiener Kodex.

Zwey Wiener Handschriften enthalten das Runen-Alphabet, welches sich in den Werken des Hrabanus Maurus befindet, Nr. 64 zweymal und Nr. 828 einmal. Von allen dreyen findet man Abbildung in meiner Schrift über deutsche Runen. Eine dritte Handschrift Nr. 277 lieferte bloß die Runennamen, die gleichfalls dort mitgetheilt und besprochen sind.

Jetzt empfange ich durch die Güte des Herrn Bibliothekar Kopitar aus einer vierten Handschrift zu Wien, welche gleich den vorhin genannten in das zehnte, oder vielmehr richtiger in den Uebergang des neunten in das zehnte Jahrhundert gehören mag, ein viertes neu aufgefundenes Runen-Alphabet. Kenntniß davon hatte ich bereits durch Herrn Dr. Pertz, welcher auf seiner gelehrten Reise die Runen dieser Handschrift gleichfalls bemerkt und abgezeichnet hatte.

Der Kodex (membr. Salisb. Nro. 140 olim Salisb. LXXI) enthält Fol. 1 — 18. Alcuini orthographia, mit vesperi schließend; Fol. 19^a formae litt. secundum Graecos, merkwürdig wegen der zum Theil neugriechischen Aussprache und Sprache. Nach Ω kommt noch ↑ niacusin (ἐνναχόσιοι) DCCCC, welches Zeichen wir unten näher berücksichtigen werden. Fol. 19^b eine Buchstabiertabelle. Fol. 20^a das nach der Zeichnung des Herrn von Bartsch hier folgende Runen-Alphabet, wozu ich nur bemerke, daß die Runenzeichen selbst (wie auch vorher F. 19^a die griechischen Buchstaben) im Original mit rother Farbe geschrieben sind.





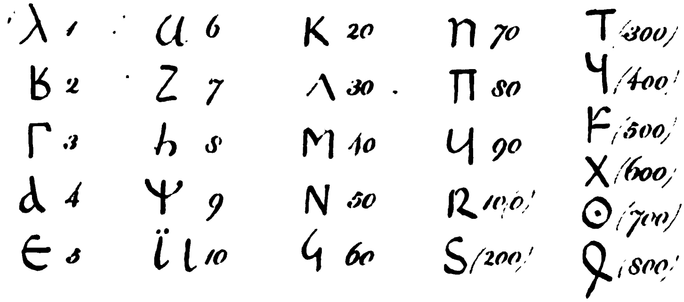
Diese Runen sind nun keine andern als angelsächsische, und gehören zu jenen, welche ich aus zwey St. Galler und einer Pariser Handschrift in der vorhin genannten Schrift bekannt gemacht und erläutert habe. Dieses Alphabet unterscheidet sich nur in sofern, als in den beygeschriebenen Runennamen angelsächsische Sprachformen und die gewöhnliche angelsächsische Schrift sich zeigt, wodurch es noch mehr äußere Aehnlichkeit mit den aus Cotton. Hss. entnommenen und nach Hickes Taf. III mitgetheilten Alphabeten enthält. Da es nun in einer Schrift Alcuins steht, und der Codex aus Salzburg stammt, wo Alcuins Bruder Arno Erzbischof war, so ist nicht unmöglich, daß dieser selbst es mit aus England gebracht hat. Das müßte in der zweyten Hälfte des achten Jahrhunderts geschehen seyn. Das Original haben wir indessen, wenn auch eine genauere Untersuchung der Handschrift ihr Alter höher hinaufrücken sollte, nicht vor uns, sondern eine weitere Abschrift, eben weil angelsächsische und deutsche Formen und Schriftzüge unter einander gemischt sind.

Dieß näher darzuthun, will ich die Runen einzeln durchgehen. Geordnet sind sie nicht nach dem lateinischen Alphabet, sondern sie haben ihre eigenthümliche Folge beybehalten. Fê, fech ist mehr deutsche als angelsächsische Form, die feoh geschrieben wird. — Die zweyte Rune, ur, welche gewöhnlich folgende Gestalt hat, ᚢ, ist hier oben ganz zugespitzt, wie es nur noch in den sogenannten Runen des Isidor vorkommt. — Das ð (dh) bey der dritten Rune verräth die angels. Abkunft, in andern Hss. (s. Taf. I u. II meiner Schrift) findet man ein th, welches wenigstens nach der Raskischen Regel im Anlaut das richtigere wäre. — Bey R steht ræda; als angels. Wort enthielte es einen doppelten Fehler, denn das a ist falscher Zusatz, und das Wort selbst heißt rád, dem nord. reid entsprechend; ræd würde consilium bedeuten; dagegen könnte man ræda als eine Annäherung zu der althochd. Form reita (Gramm. II. 514) betrachten. — Gegen geofu ist beym G nichts einzuwenden, und es ist besser angelsächsisch, als das sonst vorkommende gyfu. — Bey dem folgenden W fällt auf, daß in dem Namen uyn (richtiger uuyn, wie auch uu über dem Zeichen steht) das angels. eben aus den Runen beybehaltene Zeichen ƿ nicht gebraucht ist, wie in den Alphabeten aus den Cotton. Hss. immer — Hægil (d. h. hägel) ist angels. Form, gleich naed, wenn es richtig neád geschrieben wäre, entsprechend dem deutschen hakal und nôt. — Gaer, richtig, kommt mit dem gothischen jêr überein, warum ein doppeltes g neben dem Zeichen steht, wenn es nicht Zufall ist, weiß ich nicht; griechische Aussprache kann nicht gemeint seyn. — Die nächste Rune bedeutet ih, wie im St. Galler Alphabet steht,

und hier darneben angegeben ist, i et h. das eo: eoh der Cotton. Runen ist doch nur dasselbe, eben so hier ilcs, i et x, gleich mit dem dortigen eolx, iolx. Ich wiederhole nicht, was ich zur Erklärung der Namen bereits anderwärts gesagt habe. — Bey T der Name ti, nicht tir mit dem Geschlechtszeichen, wie in den Cotton. Alphabeten (vgl. Taf. III), sondern hierin den St. Galler und Pariser Hss. beystimmend. — Bey M ist mon bloß dialektische Abweichung, desto größer der Schreibfehler in der zweyten darauf folgenden Rune, über welcher die Bedeutung n et g angegeben ist; nämlich statt lug ist zu lesen ing, und man sieht hier, daß der, welcher den Kodex schrieb, kein Angelsächsisch verstand. — Bey D ist daeg (l. däg) wiederum angels. Form, wie bey oedil — Die zwey folgenden Runen, ac und aer genannt, bezeichnen das einfache a und das doppelte â, allein aer ist falsch, und dafür äsc zu lesen. Bey der nächsten ist eor gleichfalls unrichtig, und sollte ear heißen, wie auch ein darüber stehendes ea beweist. Es fehlen noch einige Runen für zusammengesetzte Laute, die in Cotton. Hss. vorkommen, aber nicht wesentlich sind. Die ebenfalls roth geschriebenen, lateinischen Vokale mit den Punkten zeigen die bekannte Geheimschrift an. Beyspiele in Savigny's Geschichte des römischen Rechts, III. 742, IV. 455.

2) Gothische Alphabete.

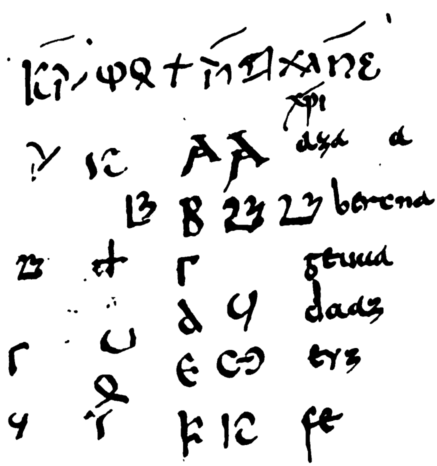
Neben die Runen sind, jedoch mit schwarzer Tinte, eine Anzahl gothischer Buchstaben geschrieben. Die Berührung des gothischen und runischen Alphabets, wovon uns hier ein neuer Beweis erwartet, erklärt und rechtfertigt es hinlänglich, wenn wir dabey verweilen. Es sind nur sechzehn Zeichen, und mit U wird abgebrochen. Ich will zuvörderst ein anderes gothisches Alphabet, welches Hr. Dr. Pertz in einer Vatikan. Handschrift Nr. 1795, Fol. 9 entdeckt, und mir gütigst mitgetheilt hat, folgen lassen:

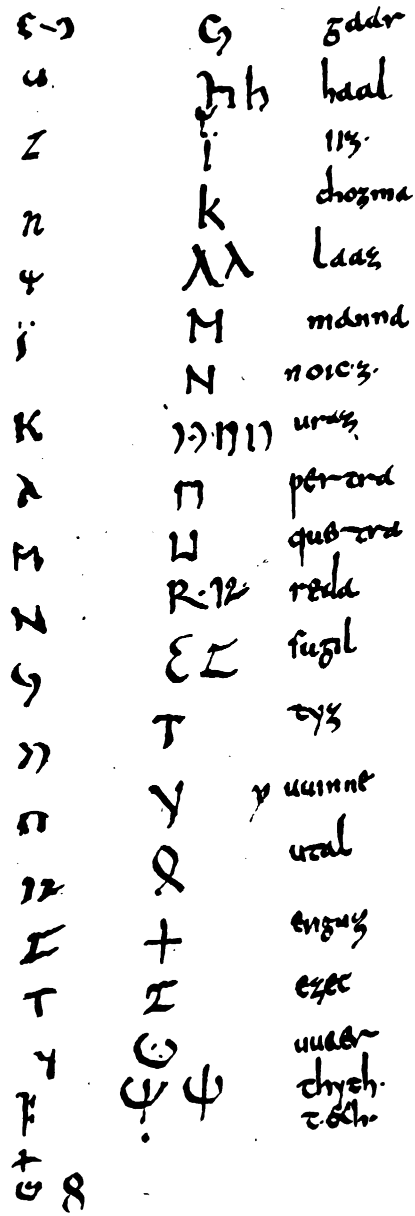


Das Wiener stimmt, so weit es sich erstreckt, in der Folge der Buchstaben mit dem Vatikanischen Alphabet überein, weicht aber in den Zügen darin ab, daß das B oben geschlossen ist, gleich dem B der neapol. Urkunden, während sonst, d. h. im Cod. Arg. Guelferbyt. und in den Mayländer Palimpsesten, es offen bleibt. Gleichfalls ist das TH zugezogen, und dem griechischen Φ ganz ähnlich geworden, dagegen im Vatikaner Kodex hat es die gewöhnliche Gestalt.

Dem Vatikan. sind außerdem die Zahlen, welche bekanntlich bey den Gothen wie bey den Griechen durch Buchstaben ausgedrückt werden, beygeschrieben. Das Fehlende habe ich in Klammern zugefügt. Durch Hülfe dieser Zahlen hat man mit Sicherheit die Ordnung des gothischen Alphabets bestimmen können, und vorliegendes kommt darin auch wirklich mit dem überein, welches Ihre aus dem Cod. Arg. (in der Büsching'schen Sammlung, p. 200) aufgestellt hatte; es reicht mit sämmtlichen Zeichen, wie das griechische, bis zu 800. Man findet darin nach dem P auch jenes dem QV ähnliche, nur durch einen länger herabgehenden Strich sich unterscheidende *επισημον* ϥ, mit der Geltung von 90, welches aus dem Cod. Arg., wo es jedoch nirgends im Text vorkommt, als bloße Zahl bekannt ist. Die gothische Ordnung entspricht der griechischen, nur fehlen die nicht nöthigen Buchstaben, und sie schiebt das J und U statt das Ξ und O zwischen N und P, und dann das HV für das Ψ ein; das QV vor dem H kann als das griech. *Κοππα* betrachtet werden.

Allein unser Wiener Kodex Nr. 140 enthält Fol. 20ᵇ noch folgende beyde, in manchen Beziehungen merkwürdige gothische Alphabete:




gadr
haal
iis
chozma
laag
mannd
noicz
uraz
pertra
quetra
reda
fugil
tyz
uuinne
ural
enguz
ezec
uuaer
thyth
tach

Ich betrachte zuerst das, welches in der Mitte herabgeht, mit größeren Buchstaben geschrieben ist, und der Stamm scheint, um welchen auf beyden Seiten Varietäten gesammelt sind. Dieß größere unterscheidet sich von den vorhin besprochenen sogleich dadurch, daß nicht die gothische Ordnung befolgt ist, sondern die lateinische, jener Vermuthung gemäß, wornach es erst aus einem gothischen Text gezogen, nicht etwa Abschrift eines bereits richtig aufgestellten ist, wie in dem Vatikaner Kodex. Das G nimmt die Stelle des C ein, und J steht dann für G. Bey U, V, Ô sind Verwechslungen vorgefallen:

Das gothische U hat die Stelle des lateinischen O,
» » V » » » » » U,
» » Ô » » » » » V.

Dann folgen X (CH) mit dem seltsamen Namen enguz, und Z, welches, in der gothischen Ordnung weit oben stehend, den sechsten Platz hat. HV und TH werden zuletzt angehängt, weil die lateinische Ordnung keine Stelle für sie hat. Das oben zwischen H und I gesetzte TH ist offenbar störend eingerückt, nachdem die Reihe fertig war, hat auch keinen Namen neben sich, mit welchem es bereits unten stand.

Die Form dieser Buchstaben ist im Ganzen die gewöhnliche, namentlich ist das TH offen, und nur das B oben wieder zugezogen. Das S gleicht dem S der neapol. Urkunden, wo es aussieht wie ein lat. E, der griechischen Gestalt ähnlich, während in der Handschrift des Ulfila's es die lateinische hat. Endlich ist das HV, sonst überall ein vollkommener Zirkel mit einem Punkt in der Mitte (⊙), hier nach oben hin geöffnet.

Ein zweytes gothisches Alphabet zur rechten Seite erscheint gleich auf den ersten Anblick merkwürdig: theils sind die Buchstaben kleiner und mehr liegend, jener Kursivschrift sich nähernd, welche die neapol. Urkunden darstellen; theils enthält es eigenthümliche und neue Zeichen. Es scheint wie von einer andern Hand zugefügt, und befolgt, von den andern abweichend und einen kundigern Verfasser verrathend, die gothische Ordnung und zwar bis auf einen streitigen Punkt, ohne zu fehlen. Das A, dessen Gestalt auffällt, und welches aus drey von einander abgelösten Strichen besteht, wird doch, sobald man diese nur zusammenschiebt und verbindet, dem A in jenen Urkunden sehr ähnlich, so wie das geschlossene B dem dortigen gleicht. Das D befremdet, es hat nämlich offenbar die Gestalt von jenem επισημον ϥ für die Zahl 90. Wie, wenn dieses doch ursprünglich ein Buchstabe wäre, und einen bereits untergegangenen Laut bezeichnete? Tenuis, media und aspirata der Lingualreihe sind vor-

handen, und wird ihm doch darin, wie hier geschieht, ein Platz angewiesen, so könnte es nichts anders als eine aspirirte media, ein DH seyn. Die Existenz derselben wäre allerdings merkwürdig, und da sie im nordischen und angelsächsischen noch bezeichnet wird, an sich nicht unwahrscheinlich, so wie das Schwanken zwischen D und TH beym Ulfilas (vgl. Gramm. 1, 62) durch ihren Verlust zu erklären. — Ganz ungewöhnlich ist die Gestalt des E, die gar nichts mit der bisher bekannten gemein hat, und gleichwohl auf keinem Versehen beruht, da sie hernach auf der linken Seite neben dem gewöhnlichen E wiederholt wird. Allein rückt man auch hier die unverbundenen Striche zusammen, so erhält man das umgelegte E, welches wie das lateinische M aussieht: ᗰ; und hier bricht eine neue Uebereinstimmung mit den angelsächsischen Runen hervor, wo das E gleichfalls eine dem lateinischen M ähnliche Gestalt hat. — In richtiger gothischer Ordnung folgen QV. Z. H (dessen vorderer Strich nicht so hoch hinaufgeht, als in der sonst bekannten gothischen Schrift) TH. I. K. L. M. N. J. U. P. Jetzt müßte das *επισημον* für 90 folgen, aber es fehlt, ohne Zweifel, weil es oben als D vorgekommen ist. Leer bleiben kann inzwischen dieser Platz nicht, weil die Zahl 90 sonst ausfallen müßte, und wenn nur nicht durch bloßen Zufall das Zeichen die vierte Stelle erhalten hat (was allerdings möglich, übrigens in diesem genauen Alphabet der einzige Fehler wäre), so müßte man vier Abstufungen der Linguallaute behaupten, und in jedem Fall einem hier seinen Platz anweisen. Durch einen Irrthum freylich wäre q oben hin gerathen, denn das D muß den vierten Platz in jedem Fall behalten, weil es in dem griechischen, lateinischen und slavischen denselben einnimmt, aber in der Verwechslung, die wir wiederholt sehen, liegt der Grund für die Vermuthung, daß q ein verwandter, zur Lingualreihe gehöriger Buchstabe sey. Fürs erste bleibt es jedoch nur eine Vermuthung, der allerdings auch entgegensteht, daß man auf griechischen Münzen dieses *επισημον* genau in derselben Gestaltung und Geltung findet; vgl. Büsching, p. 206, und Nouveau traité de diplom. I. 682, 683. — Von R bis Ô folgt nun alles wieder der Regel, anzumerken ist die abweichende, im Gothischen sonst unbekannte Gestalt von S, welche indessen mit griechischen Formen meist aus späterer Zeit (s. Mionnet description de médailles antiques, pl 31. Nouv. traité I. 682) und dem slav. C für S übereinstimmt. Ô, oben geschlossen, gleicht ganz der Odilrune, wogegen ⊙ auch hier offen ist. — Ich wiederhole, daß dieses Alphabet aus guter Quelle stammen muß, und der erste Verfasser desselben des Gothischen mag kundig gewesen seyn.

Zwischen beyde vollständige Alphabete und dann links neben das große sind nochmals gothische Buchstaben, durch nur einzeln, als Varietäten eingezeichnet. Dort (außer einer Varietät von B, deren noch zwey auf der andern Seite stehen) bloß die vier letzten Buchstaben der gothischen Folge F. X. ⊙. Ô., und dann noch ein punktirtes I. Am auffallendsten darunter ist das F, welches, wie vorhin das A, aus einzelnen Strichen besteht, aber zusammengerückt das F der neapol. Urkunden bildet. Die Buchstaben zur linken Hand liefern Varietäten von A und B, stellen das *επισημον* q abermals als D auf, und bestätigen das den runischen Zeichen entsprechende E und das oben besprochene F. Unter den übrigen H. L. U. R. S. TH ist bloß das S als Wiederholung des eckigen C anzumerken.

Für die Betrachtung sind noch die zugefügten Namen der gothischen Buchstaben zurück. Bey flüchtiger Uebersicht macht sich schon eine Verwandtschaft mit den runischen, insbesondere den angelsächsisch-runischen bemerkbar, aber weiter zu dringen fällt schwer. Ich will die Namen der alten Runen bey der Vergleichung zuerst vornehmen, wobey man sichere Grundlage hat.

Fe, nordisch und angels., liegt ab von der gothischen Form faihu und der althochdeutschen fihu.

Uraz, an den nord. und angels. ûr hängt die Endung az, die ich nicht zu erklären weiß, und die das Wort unverständlich macht.

Daaz soll doch wohl Dag heißen, der Abschreiber mochte das angelsächsisch-lateinische g für ein z angesehen haben, was dem Unkundigen leicht begegnen kann, das doppelte a wäre dann falsch, vielleicht aus dem angels. ae in Daeg entstanden.

TH ist *thyth* benannt, damit scheint mir das griech. *Θῆτα* gemeint, nach neugriech. Aussprache.

Utal, das angels. ôdil, käme dem althochdeutschen uodal näher; die gothische Form wäre ôthal.

Ueber *Reda* ist schon vorher etwas bemerkt worden, rêda könnte für das gothische ráida stehen, wie hernach ê in libêda vorkommt.

K heißt im nordischen kön (ulcus), die Angelsachsen machten cên daraus, und in dem Runengedicht wird dies cên durch kim erklärt; die gl. keron. hat 126: faxa (fax) fahckla edo *ken*, und die gl. pacis (Diutiska I. 225). fax: facla *chen*. Hier ist *chozma* befremdend und unverständlich.

Haal für hagal läßt sich erkennen.

Noicz für nôt scheint irgend einen Fehler vorauszusetzen.

Fiz ist mit dem nordischen, angelsächs. und althochd. is zu vergleichen, und

Aza mit dem angelsächs. äsc, dem nordischen âr liegt es ganz fern.

Sugil wie in dem markomannischen Runen-Alphabet, welches hierin von dem nordischen sol und dem angelsächs. sigel sich unterscheidet.

Tyz, der Abschreiber scheint das angelsächsisch-lateinische r auch für z gehalten zu haben, und hätte auf diese Art tir entstellt.

Bercna, angels. beorc (betula).

Laaz, angels. lagu oder lag: abermals g für z angesehen?

Manna, angels. man, wie bey Bercna ein -na angehängt, aber manna (homo) ist zugleich eine gothisch richtige Form.

Bey V ist *Uuinne* unverständlich, im angels. wên, spes.

Hiermit schließen die Namen der alten Runen, wir müssen noch die übrigen vergleichen.

Geuua, dießmal der althochd. Form geba näher, als der gothischen giba oder der angels. gibu.

Eyz unverständlich, aber auch das entsprechende angelsächs. eoh ist dunkel.

Gaar, von dem gothischen jâr, nur das g verschieden, dessen Verwechslung mit j sich leicht erklärt, mehr ab liegt das angels. gêr.

Pertra und *Quertra* verläugnen nicht den Zusammenhang mit dem angels. peord und cweorn, sind mir aber sonst unverständlich.

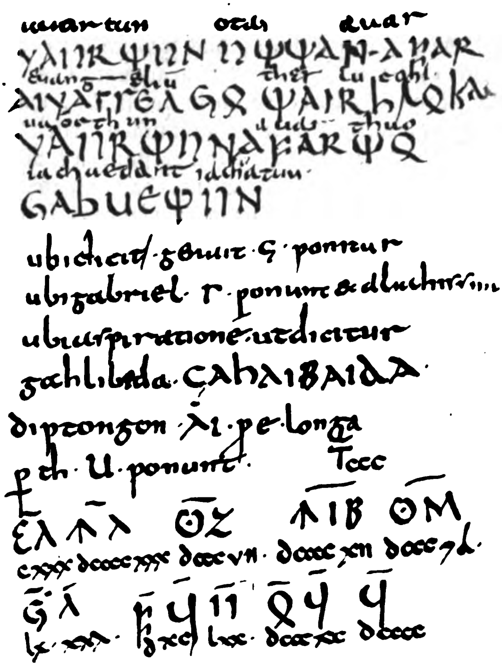
Enguz völlig dunkel, der angels. Name ist iolx, und die St. Galler Runen haben ein elux.

Ezec erinnert noch am meisten an das griechische *Zῆτα*.

Ich begnüge mich mit diesen Bemerkungen über die seltsamen, gewiß merkwürdigen Namen, und getraue nicht irgend ein Urtheil auszusprechen. Sie zeigen weder rein gothische, noch rein althochdeutsche oder angelsächsische Formen, wiewohl eine Hinneigung zu allen dreyen, und da sie auch Griechisches einmischen, so wird man noch ungewisser über ihren Ursprung. Indessen ein absichtliches Entstellen oder Vermengen darin zu sehen, bin ich am wenigsten geneigt.

3) Gothische Zeilen.

In der Wiener Handschrift folgen nach den Alphabeten einige Zeilen mit gothischer Schrift, und zwar noch auf demselben Blatte 20[b]:



Die einzelnen Worte sind deutlich:

vaúrthun uththan afar
áivaggêljô thaírh lôkan
vaúrthun afar thô
jah quêthun

Das heißt wörtlich:

Fiebant autem post.
Evangelium per Lucam.
Fiebant post ea (eam).
Et dixerunt.

Ungewöhnlich ist hier nur in dem acc. Lôkan ein ô statt u, eine Vertauschung, die wegen der verschiedenen Länge beyder Vokale an sich nicht wahrscheinlich wäre, jedoch durch andere Beyspiele im Ulfilas bestätigt wird; so findet man dort vidôvô und viduvô; vgl. Gramm. I. 40. Zusammenhang ist zwischen den einzelnen Zeilen nicht, und sie scheinen aus einem gothischen Koder hier und da auf Gerathewohl herausgenommen. Dieser Koder aber war, wie ich glaube, kein anderer, als der Ulfilas

selbst Aivaggêljô thaírh lukan anastôdeith ist die Ueberschrift im Cod. Arg. jah quêthun, das freylich öfter vorkommt, steht gleich Luk. 1, 61 und, der in der grammatischen Bemerkung angeführte Name Gabriel auch in der Nähe, Luk. 1, 19.

Hat der, welcher über die gothischen Zeilen die gewöhnliche Schrift setzte, das Gothische selbst verstanden? Was in dem ersten Augenblick dagegen zu seyn scheint, daß er nämlich bey der Umschreibung nicht treu und genau verfahren, spricht im Grunde dafür. Das gothische V überschreibt er durch uu=w, und hat darin als Hochdeutscher (vorausgesetzt, daß er ein solcher war) ganz recht. Das gothische aú liest er o, im Allgemeinen richtig, obgleich hier (wurtun) u besser gewesen wäre. Der Kodex zeigt zwar in der ersten Zeile wartun, aber man sieht noch, daß früher o dagestanden hat, und wahrscheinlich von einer andern Hand in a ist abgeändert worden, wie auch wirklich in der dritten Zeile worthun steht. Das TH ist in wortun der ersten Zeile, in quêthun und in uththan durch die Tenuis umgeschrieben, dort wirkte das Althochdeutsche, hier widerstrebte wohl ein doppeltes TH einer hochdeutschen Feder; dagegen in thaírh und in vaúrthun der dritten Zeile, so wie in thô ist es beybehalten In uththan steht ein o für u, was dem Althochdeutschen der allgemeinen Regel nach gemäß ist, etwas genaueres läßt sich hier nicht sagen, da das Wort im Althochd. fehlt. Dagegen das u in vaúrthun und quêthun ist richtig beybehalten. Das f in afar ist durch v, das ai in áivaggêljô und thaích durch e in jenem Sinne übertragen, und die lateinische Endigung in evangelium hergestellt. Bey thô steht über ô ein ou, in so weit inkonsequent, als es in lôkan wie u gelesen ist, aber dort war es ein bekanntes und ausländisches Wort, und das althochdeutsche ou gilt allerdings sonst so viel, als das gothische ô; nur in diesem Falle müßte es diu heißen. Die letzte Zeile hat eine doppelte Ueberschrift, erstlich: ia chuedant, welche das h ausläßt bey der Copula, und statt des gothischen Prät. das althochd. Präsens setzt. Der Fehler aber scheint bemerkt, und in der zweyten Uebersetzung: ia chuàtun, die das althochd. Prät. enthält, verbessert. Das gothische Q=QV ist, im Grunde unnöthig, in chu verwandelt.

Das Verhältniß scheint mir am natürlichsten durch folgende Annahme erklärt. Der, welcher obige Zeilen aus einem (durch die Schreibart lôkan von dem Cod. Arg. schon unterschiedenen) Kodex des Ulfilas entlehnte, verstand die alterthümliche, gothische Sprache noch so weit, als sie seiner eigenen nicht allzufern lag. Das Deutliche (uuortun, euangelium, chuàtun) übersetzte er daher in althochdeutsche Formen, dagegen uththan und afar

als unverständlich oder ungebräuchlich, so wie thairh und thô als zu abweichend von durah und diu bleiben stehen, und nur die Orthographie fügte sich dem gewöhnlichen.

Zunächst den gothischen Schriftproben folgen einige grammatische Bemerkungen. Die erste Zeile: ubi dicitur genuit J ponitur, verstehe ich nicht, denn was soll das lateinische genuit, und warum mußte es der Gothe mit J schreiben? Hier mag also ein Fehler stecken, und ursprünglich ein mit J anhebendes Wort, etwa Judaius da gestanden haben. Die zweyte: ubi Gabriel G ponunt, ist richtig, und der Name, wie schon bemerkt, aus dem Ulfilas genommen. Die dritte: ubi aspirationem ut dicitur, gibt wieder keinen Sinn, und das Beyspiel muß fehlen. Die vierte ist deutlich: jah libáida (et vixit), und an dem zugefügten gah libeda nur das g für j zu tadeln, das wohl von einem spätern Abschreiber herrührt, denn der Verfasser selbst würde sonst die eben vorher gegebene Regel vergessen haben. Richtig bemerkt die vierte, daß das gothische ái für ê in libêda steht, was althochdeutsch lepêta lauten würde. Die letzte Zeile: pro CH. Q ponunt, ist schon vorhin bey quêthun erläutert.

Ehe wir zu den gothischen Ziffern fortrücken, ist die Erklärung einer oben über die beyden gothischen Alphabete gesetzten Zeile nachzuholen. Sie ist nicht mit den deutlichen und großen Buchstaben jener Proben aus dem Evangelium des Lukas geschrieben, welche im Ganzen die Schrift des Cod. Arg. und der Mailänder Palimpsesten darstellen, sondern mit kleinen, mehr liegenden, nachläßiger gezogenen, dergleichen wir in den neapol. Urkunden finden, und die man eine gothische Kursivschrift nennen könnte. Der erste, einem unvollkommenen K ähnliche Buchstabe ist ein F, ganz so, wie das zwischen die Alphabete zwey Mal eingezeichnete gebildet; der zweyte ist ein A in der Gestalt des kleinen Alphabets. Ueber beyden ein Strich. Wir haben also $\overline{\text{FA}}$, eine im Cod. Arg. (Büsching, p. 192 u. app. 52) und in den Mailänder Hss. häufige Kürzung, die von den früheren Herausgebern des Ulfilas FAN gelesen wurde, bis Gordon sie durch FRAUJA richtig auflöste. Die nächsten fünf Buchstaben sind an sich ziemlich deutlich: TH$\hat{\text{O}}$$\overline{\text{XAS}}$. Das A ist wieder wie das vorige gebildet, nur der dritte Querstrich hat noch einen Haken herunterwärts, ob zufällig oder absichtlich, wird sich nicht leicht entscheiden lassen, am wenigsten, wenn man den Kodex selbst nicht vor Augen hat; ein Buchstabe kann jedoch nach meiner Meinung nicht darin liegen. Das S hat die Gestalt des eckigen C, wie sie das kleine Alphabet zeigt; wenn es auch auf

der andern Seite zugezogen, einem Viereck ähnlich scheint, so läßt sich das entweder aus einer ähnlichen Bildung im Griechischen erklären (Nouv. traité, I, 682), oder es ist ein Strich gezogen, um das nächstfolgende als nicht hieher gehörig abzusondern. Doch zur Erklärung selbst: da das X im Gothischen nur allein bey dem Namen Christus gebraucht wird, so muß darin die Entscheidung liegen. Ist es wirklich ein X, und als stehendes Kreuz wird es allerdings in den beyden Alphabeten bezeichnet, so löst sich THÔ vorne ab, und kann nur das pronom. demonstr. seyn, entweder der acc. sing. fem. oder nom. und ac. pl. neutr. XAS aber müßte so viel als XAUS, den gen. christaus, bedeuten, und Thô christaus so viel als: was Christus gebührt, wie thô guths und thô kaisaris, Mark. 12, 17, Luk. 20, 25. Nur kann ich keine solche Stelle in der Bibel auffinden, und auch jene Abkürzung XAS ist bisher noch nicht aus dem Ulfilas bekannt. Eine andere Vermuthung hebt diese Schwierigkeiten, hat aber mit neuen zu kämpfen. Darnach ist es kein X, sondern ein T, dessen mittlerer Strich durch Zufall oder Schuld eines Abschreibers oben hinausgezogen wurde. Auf diese Weise liest man THÔTAS, und, indem man wie öfter den Querstrich oben ein ausgelassenes N bezeichnen läßt (Büsching 192, nur freylich fehlt bis jetzt das Beyspiel in diesem Worte selbst): THÔTANS. Dieß halte ich nun für das gothische THIUDANS, rex, mit zwey Fehlern geschrieben: Ô für IU und T für D; indessen könnte Ô als das althochdeutsche IO betrachtet werden, welches dem gothischen IU entspricht, so wie T für D als regelmäßige Lautverschiebung, wobey freylich vornen TH sich nicht verändert. Im alten Testament ist der Ausdruck ὁ κύριος ὁ βασιλεὺς sehr häufig, und davon wäre fráuja thiudans die richtige gothische Uebersetzung.

Das letzte Wort in dieser Zeile ist vollkommen deutlich: XAUS, eine Abkürzung für Christaus, die nicht selten im Ulfilas sich findet, und wovon eine Abbildung in der dritten Probe der Mailänder Hss. steht. Das merkwürdigste an diesem Worte scheint mir darin zu liegen, daß es nicht mit den vorhergehenden aus demselben Kodex stammt, oder wenn diese Behauptung zu bestimmt lauten sollte, daß hier ein anderes Alphabet sich unterscheiden läßt. Nicht nur hat das X eine liegende Stellung, wie in den bekannten Codd. des Ulfilas, sondern das A und S sind anders, als in dem vorhergehenden, gebildet, und stimmen mit den gewöhnlichen, in dem großen Alphabet verzeichneten Formen überein. Absondern soll es vielleicht ein Perpendikularstreif in dem anstoßenden S, wie schon vorhin angemerkt ist, und wahr-

scheinlich stand es früher da, und die andern Worte sind nachher zugesetzt, so wie ich vermuthet habe, daß das kleinere Alphabet erst später sey zugefügt worden. Das erklärt auch, warum dieser Genitivus mit den übrigen nicht zusammenhängt. XAŪS wurde allein als Probe hingeschrieben, und das griechische XPI als Glosse darunter.

4) Gothische Ziffern.

Wir gelangen zu den Ziffern, dem Letzten, was die Wiener Handschrift Gothisches darbietet. Sie machen sich gleich durch Striche über den Buchstaben kenntlich, wie in allen Codd. des Ulfilas. Das gothische Alphabet reicht, wie das griechische, bis 800, beyde haben für 90 und 900 keine Buchstaben, sondern Zeichen, das eine q: 90, ist schon vorhin besprochen, wo ich die Vermuthung gewagt habe, daß es einen verlornen Laut darstelle. Da im Griechischen die Zahl 900 gewöhnlich ausgeschrieben wird, so hat man für das Gothische ein Gleiches behauptet, und im Mailänder Fragment von Esra (2, 36), wo der Fall vorkommt, ist wirklich, und zumal mitten unter Ziffern, niunhunda durch Buchstaben dargestellt. Um so merkwürdiger erscheint hier ein besonderes Zeichen für 900, dem runischen T sehr ähnlich: ↑. Der eigene Umstand tritt hinzu, daß eben dieses Zeichen auf dem vorhergehenden Blatte des Wiener Kodex, wo, wie oben bemerkt, ein griechisches Alphabet sich findet, in ganz gleicher Gestalt und Geltung als ἐννακόσιοι aufgestellt wird, und den Benediktinern zu Folge (Nouv. traité I. 682) in späterer Zeit, d. h. seit dem dritten Jahrhundert, in Handschriften vorkommt. Im Altgriechischen hat das επισημον für 900 verschiedene, unter andern auch einem liegenden F, einem Ω ähnliche Formen, die man auf der vergleichenden Tafel der Benediktiner nachsehen kann. Hat in unserem Falle der Gothe von dem Griechen geborgt, oder umgekehrt? oder haben beyde ein gleiches Recht?

Ich lasse diese schwierigen Fragen unbeantwortet, um bey einer wichtigern Bemerkung zu verweilen, welche aus diesen wenigen, glücklich erhaltenen Zahlen sich entwickelt. Warum behielt der, welcher sie als Beyspiele hinstellte, die gothischen Ziffern nicht in ihrer natürlichen, fortschreitenden Ordnung bey? warum wählte er gerade diese individuellen Zahlen, welche, war sonst die Wahl gleichgültig, in sofern gar nicht geschickt gewählt sind, als nicht alle Ziffern darin vorkommen? Gleich D, Ē fehlen. Ohne Zweifel war ein besonderer Grund vorhanden. Sollten sie gleichfalls aus dem Ulfilas genommen seyn? es

ist der natürlichste Gedanke. In dem, was bisher durch den Druck bekannt geworden, finden sie sich nicht, darüber war bald Gewißheit zu haben. Aber nicht sonst wo in der Bibel? Weiteres Nachsuchen, das die Sache wohl verdiente, blieb nicht unbelohnt. Die fünf Zahlen der ersten Reihe gehören sämmtlich in das fünfte Kapitel der Genesis. Hieraus folgt nun mit höchster Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Gewißheit, daß der, welchem wir die Erhaltung dieser wenigen gothischen Brosamen verdanken, gleichfalls Ulfilas Uebersetzung der Bücher Moses vor sich hatte. Man darf länger nicht im geringsten bezweifeln, daß des gothischen Bischofs Arbeit die ganze heilige Schrift umfaßte. Vielleicht mit der Einschränkung, die Philostorgius macht, wornach Ulfilas die Bücher der Könige zu übersetzen nicht wagte, aus Furcht, sie möchten den kriegerischen Geist seines Volks nähren; eine Einschränkung, die an sich nicht sehr wahrscheinlich ist, da in den Heldenliedern, welche die Gothen ohne Zweifel besaßen, wohl ein größerer Reiz zu tapfern Thaten lag.

Noch ein anderer, eigenthümlicher Umstand wirkt günstig, die geäußerte Vermuthung zu bestärken. Diese Zahlen entsprechen sämmtlich der Septuaginta, welche gerade hier mehrmals von der lateinischen Uebersetzung des h. Hieronymus abweicht. Und nun erklärt sich auch glücklich, warum die den Gothischen untergesetzten lateinischen Zahlen an drey Orten nicht passen, und das Gothische mißverstanden zu haben scheinen: sie folgen nämlich dann jedesmal der Vulgata, und ein sonstiger Fehler kommt nicht vor. Wie man sich dieses Verhältniß deutlich machen will, wäre hier gleichgültig. Vielleicht wurden in der Vulgata die entsprechenden Zahlen aufgesucht und hingesetzt, ohne Kenntniß des Abweichenden darin. Vielleicht aber waren auch die lateinischen Zahlen schon von jemand, der an einem Text der Bibel arbeitete, an den Rand des gothischen Manuskripts angemerkt.

Ich will jetzt die Zahlen einzeln durchgehen.

Erste Reihe.

Genesis V, 3.	$\overline{\text{SL}}$ = 230.	Die Vulgata abweichend CXXX, und so steht auch lateinisch darunter.
» » 5.	↑$\overline{\text{L}}$ = 930.	Vulg. stimmt überein, und daher unten richtig DCCCCXXX.
» » 7.	H$\overline{\text{VZ}}$ = 707.	Vulg. abweichend DCCCVII.
» » 8.	↑$\overline{\text{IB}}$ = 912.	Vulg. stimmt DCCCCXII.
» » 13.	H$\overline{\text{VM}}$ = 740.	Vulg. abweichend DCCCXL.

Zweyte Reihe.

$\overline{J}$ = 60.
$\overline{L}$ = 30.
$\overline{Fq}$ = 590.
$\overline{N}$ = 70.
$\overline{Oq}$ = 890.
q = 90. Hier ist die lateinische Erklärung DCCCC allein falsch, zumal q vorher richtig verstanden, und ↑, was da stehen mußte, aus der vorigen Zeile bekannt war.

Für diese Reihe schwindet die Quelle, und ich weiß nicht, woher diese Zahlen genommen sind. In der ganzen Bibel kommt weder 590 noch 890 vor; freylich 30, 60 und 70 häufig genug, ja 70 eben auch Gen. V, 12. Man könnte vermuthen, die Handschrift des Ulfilas sey, wie der Cod. Arg. (Büsching, p. 187), in Quaternionen abgetheilt gewesen, und die Bezeichnung derselben habe die Zahlen geliefert, aus welchen diese hier entnommen wurden, und deren Erklärung in lateinischen Ziffern nothwendig richtig ausfallen mußte, falls die Handschrift selbst vollständig war. Enthielt sie aber die ganze Bibel, so konnte die Zahl der Quaternionen leicht bis zu 900 heraufsteigen.

Noch ist nachzuholen, daß gleich hinter den grammatischen Bemerkungen die Zahl $\overline{T}$ mit der richtigen Erklärung CCC steht. Sie macht aber nicht etwa den Eingang zu der ersten Reihe, denn obgleich Gen. V auch 300 vorkommt, so geschieht dieß doch erst V. 22, und zwar nur in der Vulgata, die Septuaginta hat 200, und daher kann dieses $\overline{T}$ doch nicht aus dieser Stelle des Ulfilas genommen seyn.

5) Allgemeine Betrachtungen über das Gothische.

Ich habe bisher die Frage nach der Zeit, wo die abgehandelten gothischen Fragmente sind niedergeschrieben worden, nur nebenbey berührt, nicht aber eigentlich ins Auge gefaßt, und doch ist sie nicht gleichgültig. Sie hängt zunächst von der weitern ab: hat Alcuin selbst, in dessen Werke sie sich gefunden, aus dem Ulfilas sie entlehnt, oder sind sie von einem andern späterhin zugefügt worden? An sich steht nichts dagegen, jenes anzunehmen, da der berühmte Mann sich um einen kritischen Text der Bibel bemühte, und bekanntlich eine gereinigte, nach den Quellen berichtigte Abschrift der lateinischen Uebersetzung für Karl den Großen besorgte; ich verweise darüber, so wie

über die andern ihn betreffenden Angaben auf Fabricii Bibliotheca. Er konnte während seiner Sendung nach Rom einen Koder des Ulfilas in Italien gefunden und mitgebracht haben. Indessen habe ich in seinen Schriften keine Beziehung auf die gothische Bibel oder Sprache entdecken können, jedoch auch die vollständigere Ausgabe von Froben nicht zur Hand gehabt; möglich, daß in dem Traktat über Orthographie, der eben aus unserer Wiener Handschrift dort abgedruckt ist, etwas vorkäme. Selbst die Angabe der abweichenden Zahlen aus der Vulgata könnte als Folge kritischer Arbeiten und einer Vergleichung beyder Texte betrachtet werden, so wie die zugefügten grammatischen Bemerkungen, so geringfügig sie uns auch erscheinen mögen, in dem Umfange seiner Beschäftigungen lagen.

Auf der andern Seite hat freylich der Umstand, daß sich diese gothischen Ueberreste sammt den Runen in einem Koder von Alcuin finden, kein großes Gewicht oder besondere Beweiskraft. Man pflegte dergleichen, wo es irgend paßlich war, einzurücken, wie es ja auch sehr zweifelhaft ist, ob die markomannischen Runen von Hraban selbst sind verzeichnet worden, ohngeachtet sie in wenigstens fünf Handschriften seiner Werke stehen; von den sogenannten Isidorischen Runen ist es sogar gewiß, daß sie nicht von dem spanischen Bischof herrühren. Ferner, da Alcuin erst in seinem funfzigsten Jahre von England herüber an den Hof Karl des Großen kam, so würde er kaum althochdeutsche, sondern eher angelsächsische Formen über die gothischen Zeilen geschrieben haben. Endlich spricht dagegen, was ich sogleich näher ausführen will, daß nicht alles Gothische von einem und demselben herzurühren scheint, sondern zwey, vielleicht drey, beygetragen haben.

Der, welcher die Stellen aus dem neuen Testamente, die grammatischen Bemerkungen und die Zahlen hinschrieb, und das Althochdeutsche zur Erläuterung zufügte, wollte sich einigermaßen mit dem Gothischen bekannt machen. Ihm lege ich auch das Alphabet bey, das ich das größere genannt habe; er hat es aus demselben Koder des Ulfilas gezogen, das glaube ich, weil die Buchstaben dieselbe Gestalt haben, und in den Eigenthümlichkeiten oder Abweichungen von dem Gewöhnlichen, die hernach noch einmal sollen aufgezählt werden, übereinstimmen; dann, weil der Deutsche die ihm allein geläufige lateinische Ordnung befolgte. Er setzte auch das leicht verständliche Wort XAUS oben hin, und die griechische Uebersetzung darunter.

Von dem zweyten rührt das Alphabet mit den Kursivbuchstaben, welches ich das kleinere genannt habe. Er kannte die

gothische Ordnung, und behielt sie bey; seine Quelle war abermals der Ulfilas, das schließe ich aus den beyden Worten, die er über das Alphabet setzte, und wovon wenigstens FRAUJA außer Zweifel ist. Sie sind aus dem alten Testament genommen, wenn die Vermuthung mit THIUDANS richtig ist. Die Schreibfehler in diesem Worte und überhaupt die flüchtigere Schrift deuten auf einen geringern Kodex und auf eine spätere Zeit. Er trug auch die Varietäten neben das große Alphabet ein, oder fing vielleicht damit seine Arbeit an, bis er die ungothische Ordnung bemerkte, und nun das ganze Alphabet hinstellte. Er hat zwey Formen von F, die gewöhnliche und die aus einzelnen, abgelösten Strichen bestehende; es wäre gewagt und unnöthig, deßhalb noch einen dritten gothischen Kodex anzunehmen, da beyde in demselben vorkommen, oder mehrere Hände daran gearbeitet haben konnten. Ihm schreibe ich endlich auch die gothischen Namen zu, die aus keinem gothischen Kodex, wenigstens nicht aus einem Ulfilas, konnten gezogen werden, und, wie es mir scheint, eine gewisse lebendige Kenntniß des Gothischen voraussetzen, so wie sie durch ihre Verderbniß auf eine Tradition hinweisen.

Die sechzehn gothischen Buchstaben neben den Runen Fol. 20ª rühren nicht von dem ersten her, weil sie die gothische Ordnung befolgen; auch dem zweyten möchte ich sie nicht zuschreiben, warum sollte der abgebrochen haben? Ich vermuthe, daß sie von einem Dritten, nach einem Alphabet, wie das vatikanische, nur nicht vollständig, sind hingezeichnet worden, und nicht nothwendig aus einem Kodex des Ulfilas stammen.

Irre ich nicht gänzlich in diesen Voraussetzungen, so würde man in jedem Falle dem Alcuin nicht alles, sondern nur einen Theil, am wenigsten wohl das kleinere Alphabet mit dem, was dazu gehört, beylegen dürfen. Angenommen, was ich selbst zu glauben ziemlich geneigt bin, er habe gar keinen Antheil daran, so sind zwey Fälle möglich: entweder wurden die gothischen Fragmente aus einem Kodex, der älter war als Alcuin, nur entlehnt und weiter fortgepflanzt, oder sie sind später, d. h. nach Alcuins Zeit, eingetragen. In dem letztern Falle, gerade hier dem merkwürdigsten, würde das Alter der Wiener Handschrift das Ziel stecken, über welches man nicht hinausgehen dürfte. Sie soll dem zehnten Jahrhundert angehören; schade, daß hierüber genauere Bestimmungen schon an sich so schwierig sind, und daß die paar althochdeutschen Formen zwischen den Zeilen keine Entscheidung liefern. Nur wenn otan für uththan eine wirkliche Uebertragung enthielte, würde darin ein Zeugniß von hohem Alter liegen können, weil in den ältesten althochdeutschen Denk-

mälern dieses Wort schon fehlt. Indessen da wir in dem Wiener Koder, wegen der angemerkten Schreibfehler, besonders in den grammatischen Zeilen, eine abermalige Abschrift erkannt haben, so würden wir doch etwas wieder zurückzugehen genöthigt seyn. Alles erwägend, entfernt man sich wohl am wenigsten von der Wahrheit, wenn man, einen Mittelweg einschlagend, annimmt, in dem achten Jahrhundert seyen diese gothischen Ueberreste niedergeschrieben worden.

Eine Uebersicht der aus ihrer Entdeckung gewonnenen Resultate fügt sich hier am schicklichsten an.

1) Die Denkmäler der gothischen Sprache sind bisher nur in Italien gefunden worden, wo sie während der gothischen Herrschaft von dem Ende des fünften bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts entstanden; der Cod. Arg. so gut, wie der Guelferbyt., ist italienischen Ursprungs. Nachher wird man nicht mehr gothisch geschrieben, noch weniger an Vervielfältigung deß Ulfilas gedacht haben. Nun erscheint ein Koder der gothischen Bibel, oder, wenn ich richtig vermuthet habe, zwey, mitten in Deutschland, ein paar Jahrhunderte später, und seine Sprache wird von einem deutschen Gelehrten mit Aufmerksamkeit betrachtet, während zu derselben Zeit die Mönche im Kloster Bobbio die gothischen Werke reskribirten.

2) Dieser deutsche Koder war vollständiger, als es die bis dahin in Italien bekannten sind, er enthielt namentlich die Bücher Moses, deren Uebersetzung keinem Zweifel mehr unterliegt.

3) Wir lernen, daß Ulfilas bey seiner Arbeit die Septuaginta zu Grund legte.

4) Eine Kenntniß des gothischen Alphabets in seiner eigenthümlichen Ordnung so wie des gothischen Zahlensystems ist durch Aufzeichnung und Wiederholung in Handschriften bis ins neunte Jahrhundert überliefert worden; wahrscheinlich noch länger.

5) Wir vernehmen zum ersten Male die Namen der gothischen Buchstaben, freylich in seltsamen und dunklen Formen, aber Werth verleiht ihnen das gothische Element, das sie verrathen, so wie eine sichtbare Verwandtschaft mit den angelsächsischen Runennamen; diesen stehen sie näher, als den nordischen, wo nur die 16 alten Runen benannt wurden.

6) Für die gothische Sprache selbst scheint aus so wenigen Zeilen kaum eine Ausbeute möglich, und doch bestätigt sich in lôkan für lukan des Cod. Arg. eine in andern Fällen schon bemerkte Anomalie, das επισημον ϙ scheint sich als ein in die Lingualreihe gehöriger Buchstabe geltend machen zu wollen.

7) Bedeutender ist der Gewinn für die gothische Paläogra-

phie. Ein Theil der gothischen Fragmente schließt sich im Ganzen zwar an die bekannte gothische Schrift, zeigt aber das S und das oben geschlossene B der neapolitanischen Urkunden, und neu und eigenthümlich ist das oben offene HV und das Zeichen ↑ für 900. Der andere Theil läßt uns eine gothische Schrift von ganz verschiedenem Charakter erblicken; wenn die Züge der Buchstaben nicht die Freyheit haben, wie die ähnlichen in den neapol. Urkunden, so mag die Schuld davon bloß an dem Abschreiber liegen, der ängstlich nachahmte, was in dem Original gewiß eine vollkommene Sicherheit zeigte. Bisher unbekannt war das mit dem runischen übereinkommende E und das eckige S. Die Durchdringnng und Verwandtschaft des griechischen, gothischen und runischen Alphabets bewährt sich also aufs Neue.

Ich schließe diese Betrachtungen mit einer Bemerkung über die gothische Inschrift zu Brescia aus dem funfzehnten Jahrhundert, welche Abate Mai bey den Proben aus den Mailänder Codd. bekannt gemacht hat. Sollten, wie dort vermuthet wird, Ulfilas Buchstaben bis zu jener Zeit fortgedauert, und sich in Italien, etwa durch die taurischen Gothen, lebendige Kenntniß davon bis zu dem Ausgange des Mittelalters erhalten haben? Es ist mir eben so wenig glaublich, als daß in jenem Falle das gothische Alphabet in mehr als tausend Jahren so unbedeutend, eigentlich gar nicht sich sollte verändert haben. Ich vermuthe, bey jener Inschrift wurden die Buchstaben eines Alphabets, wie es in dem Vatikaner Kodex vorkommt, nachgemalt, vielleicht ohne daß man wußte, welcher Sprache sie eigentlich zugehörten; aus bloßer Liebhaberey an dem Ungewöhnlichen, die an sich gar nichts seltenes ist. Ich führe noch an, daß nach Fueßli (Künstlerlexikon I. 312, 343) Wilhelm Kay ein Schüler des Lambart Lombard (Sutermann) aus Breda gebürtig war, und 1568 starb: wie paßt das zu der Zahl 1482 auf der Inschrift?

6) Angelsächsische Runen in einer Vatikanischen Handschrift.

Herr Dr. Pertz fand in einem Kodex (Bibl Christ. Vatic. 338. Fol. 90), den er ins eilfte Jahrhundert setzt, ein Runen-Alphabet, das er mir gütig mittheilte, welches aber hier bekannt zu machen ich mir versage, da ich höre, daß es als Anhang zu der italienischen Reise bereits lithpgraphirt ist. Ich will Folgendes dazu bemerken.

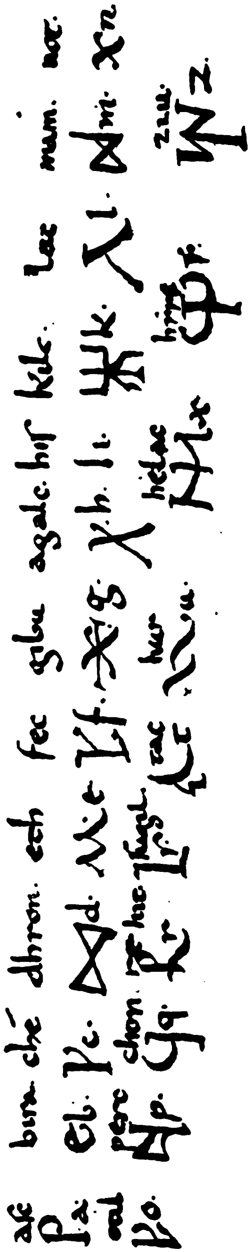
Es ist in der Ordnung des lateinischen Alphabets abgefaßt, und stammt unmittelbar aus dem Angelsächsischen, wie die Namen daeg, hegil u. s. w. beweisen. Daher heißt J auch gêr

oder geor, es steht aber geos da, weil abermals ein Abschreiber das angels. r für s ansah. Weitere Fehler sind: bey M moun für man, bey Ô eos für oos, bey P pear für peord; bey T tu für tîr, bey X ilih für ilix, d. h. iolx.

Ueberraschend und ungewöhnlich ist das Q in folgender Gestalt ᛣ und mit dem unverständlichen Namen vymoth; um so verdächtiger, als der Name nicht mit dem Buchstaben anfängt, den er bezeichnen soll, was sonst erste Bedingung ist. In den gewöhnlichen angelsächsischen Runen heißt Q qweern, und die Gestalt ist von jener ganz verschieden. Sonst bietet dieses Alphabet nichts Neues dar.

7) Runen in einer Pariser Handschrift.

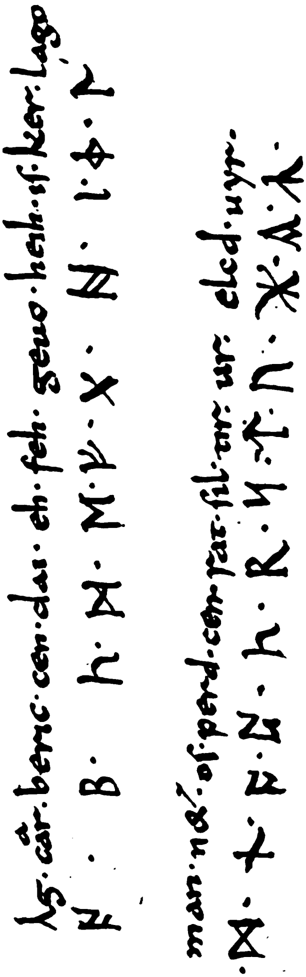
In dem Pariser Kodex 5239 hat Herr Professor Graff folgendes Runen-Alphabet entdeckt, und mir freundschaftlich zugesendet:



Es enthält die sogenannten markomannischen Runen, wie wir sie aus dem Hrabanus Maurus kennen, und wovon man eine Anzahl aus verschiedenen Quellen entnommene Abbildungen auf Taf. I. meiner Schrift findet. Es entspricht am meisten den Cod. Vindob. 64 und der bey Goldast vorkommenden Abbildung. Ob es gleichfalls in einer Handschrift des Hraban gefunden ist, weiß ich nicht. Es befolgt die Ordnung des lateinischen Alphabets. Ungewöhnliches in der Gestalt zeigt A, das einem lat. P völlig gleicht, und B, das die Form eines kleinen lat. e bekommen hat, beydes halte ich für bloße Fehler oder Nachläßigkeiten, bey dem A braucht nur der eine Strich herunter zu vervollständigt zu werden, so ist alles in Ordnung. Bey S fehlt auch nnr ein Strich. T und U sind schief gelegt, doch beyde noch kenntlich. In den Namen ist ebenfalls Einiges entstellt: bira für birc, dhron für dhorn, agalc für hagale. Warum haben die hraban. Alphabete sämmtlich dieses e, wozu weder die althochd. Form hakal, noch die nordische hagl oder angels. hägl Anlaß geben? Und warum haben sie sämmtlich his für is und hur für ùr mit Konsequenz? Kilk bey K ist richtiger, als gilch, wie Cod. Vindob. 64 u. 828 haben; diese Rune fehlt im Angelsächsischen. Lac weicht von dem lagu der übrigen Hss. ab.

8) Runen in einer Handschrift aus Tegernsee.

Eines Alphabets in einem zu München befindlichen, aus Tegernsee dahingekommenen Kodex hatte ich in meiner Schrift S. 111 ff. gedacht, ohne daß ich im Stande war, eine Abzeichnung aus dem Original selbst zu liefern. Seitdem habe ich diese durch die Freundschaft des Herrn Bibliothekars Docen erhalten, und theile sie hier mit:

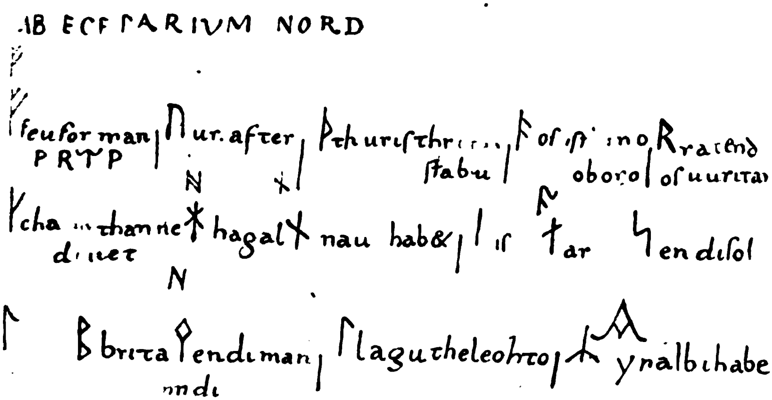


Die Handschrift, in welcher allerley verschiedenartige Dinge zusammengeschrieben sind, enthält p. 44 ein Formular, woraus sich ihr Alter einigermaßen bestimmen läßt; dort stehen nämlich die Worte (hæc concessio): »data ann. regni domini hlud regis in orientali frantia.« Die übrigen Namen und Zahlen sind in dieser Urkunde unbestimmt, allein da Ludwig der Deutsche nach dem Jahre 843 Ostfranken bey der Theilung des Reichs erhielt, so würde die Handschrift in die Mitte des neunten Jahrhunderts zu setzen seyn.

Die Runen sind angelsächsische, wie ich schon dort S. 114 u. 134 ausgeführt habe, in der lateinischen Ordnung aufgestellt. Ich verweise auf die Anmerkungen dazu S. 114 u. 115, und füge Folgendes als Ergänzung und Berichtigung hinzu. Die erste Rune heißt nicht agcar, sondern das sind zwey Namen ác und car. Für das letztere, das wahrscheinlich richtiger ear geschrieben wird, fehlt das Zeichen; wohl absichtlich, weil der Abschreiber nichts zwischen A und B setzen wollte. Das H hat eine regelmäßige Gestalt, und die unrichtige Nachbildung, die ich vor mir hatte, veranlaßte eine frühere Bemerkung darüber, die ganz wegfallen muß. Den Schreibfehler dai für dac zeigt allerdings der Koder selbst. Elcd ist das angelsächs. eolx, nur entstellt, das Zeichen selbst aber gehört nicht dem X, sondern der Rune, die im Angels. den Namen jor führt. Die vorletzte Rune ist kein A, obgleich es die Gestalt des lat. A hat, sondern ein Y, und der etwas abstehende Name uyr gehört dazu, der auch nur fälschlich für yr steht; es hat in dem St. Galler Koder 878 ganz dieselbe Gestalt. Die letzte Rune heißt nach dem angels. Alphabet calc; darüber vgl. meine Schrift S. 99.

9) Runen in St. Galler Handschriften.

Von dem zweyfachen sogenannten Isidorischen Runen-Alphabet in dem St. Galler Koder 878 habe ich Taf. II eine Abbildung mitgetheilt, die ich Hrn. v. Arx verdankte. Nach Erscheinung des Buchs erhielt ich von der Güte desselben Gelehrten eine auf abermalige genaue Untersuchung des alten Koder gegründete zweyte Zeichnung von dem Abecedarium nord., nachdem durch Anwendung eines Reagens einiges deutlicher hervorgetreten war. In den Runenzeichen selbst hat sich zwar manches besser gezeigt, allein hauptsächlich sind es die dabey stehenden Namen und einzelnen Worte, die an Verständlichkeit gewonnen haben, obgleich auch hier noch manches dunkel und ausgelöscht bleibt. Ich gebe diese verbesserte Zeichnung hier um so lieber, als auch späterhin noch einmal Hr. Dr. Pertz, unabhängig davon, dieses Alphabet in St. Gallen nachgebildet hat, und es bekannt machen wird. Die Abweichungen beyder Zeichnungen dienen vielleicht, den schwierigen Stellen besser beyzukommen.



Mit Beziehung auf die früheren Bemerkungen S. 140 ff. will ich das Alphabet nochmals durchgehen.

Erste Linie. Bey F steht feu, forman (nicht fornan), das letztere ist der acc. s, von den angelsächs. forma, primus, und ausgelassen stäf so wie ein den Akkus. bestimmendes Verbum, es soll heißen: fê macht den ersten Buchstaben aus. — Bey U sind die Worte ur, aftec vollkommen deutlich; ur wird als der zweyte Buchstabe bezeichnet. — Bey TH thuris ist nur noch thr. te zu sehen, aber außer Zweifel, daß der dritte gemeint ist; auch stabu darunter ist deutlich, hier zeigt sich eine althochd. Form, und das Wort geht noch nach der dritten Deklination auf ein gothisches stabus hinweisend. Ich merke dabey an, daß die Handschrift in das neunte Jahrhundert gehört. — Für O os keine Aufklärung, und nur so viel gewiß, daß im Zählen der Buchstaben nicht fortgefahren wird. — R ra end os uuritan. Der fehlende Buchstabe hinter ra war ohne Zweifel ein t, also das angels. rât. nicht das nordische reid; was soll end os uuritan, et ô stribere heißen?

Zweyte Linie. Hinter K ist ein cha.. sichtbar geworden, es fehlt un und da im nord. ö öfter durch au ausgedrückt wird, so ist gegen die Schreibung chaun für kön weiter nichts einzuwenden, als daß nach althochd. Art ein ch für k steht. Das Verhältniß ist also wahrscheinlich dieses: ein Angelsachse schrieb die nordischen Namen auf, und der Abschreiber war ein Deutscher; jeder mischte dabey etwas von dem seinigen ein. Auf haun folgt thanne ganz deutlich, und darunter ist ein diuet zum Vorschein gekommen; doch da i und e darin ungewiß sind, enthalte ich mich jeder Vermuthung. N nau habet, es fehlt ein t, und naut ist sicher. — I is und A ar in Ordnung. — Bey S

endi sol. Der nordische Name also deutlich und richtig, die Copula hat die althochd. Form, nicht die angelſ., die and lautet.

Dritte Linie. Von T iſt der eine Querhacken hervorgekommen, von dem Namen (tir) nur drey kleine Striche. — Bey B zwar deutlich brita, aber falſch für biricha, dennoch als althochd. Form ſich kund gebend, denn die nordiſche iſt biörk, die angelſ. beorc. M endi man klar, aber nicht das nordiſche madr. — L lagu, dahinter ein ſeltſames theleohto; vielleicht iſt leóht, lux, herauszunehmen, nur paßt the nicht dazu, weil es ein neutr. iſt, und man wohl für se und sio, the und theo geſagt hat, aber nicht für that. Wäre aber the für den pl. tha zu erweiſen, ſo hieße the leohto, die Lichter. — Y ir, daneben albihabe, das ich unangerührt laſſen muß.

Außerdem iſt noch eine römiſche Zeile zum Vorſchein gekommen, wenigſtens in der erſten Abzeichnung befindet ſie ſich nicht. Sie ſteht über dem ſogenannten Anguliscum, und zwar über den vier letzten Runen der erſten Reihe.



Ich leſe EAREAK KALC. Merkenswerth die Einmiſchung des latein. K neben der Rune cên. Bekanntlich bezeichnet das runiſche C den Laut des K auch im Anlaut, nicht, wie auch ſchon im Althochdeutſchen, ein Z, das mußte der Schreiber dieſer Zeile nicht gewußt, und deßhalb das lat. k gebraucht haben; doch kommt auch in der dritten Linie des Angul. ein K vor. Ich finde darin nichts als die Namen von drey angelſ. Runen: ᛠ ear ᚪ ac ᛣ calc, eac bey der mittelſten ſteht unrichtig für ac. Ich würde es als eine zufällige Probe von dem Gebrauch des Runen-Alphabets anſehen, wenn ich nicht in der Zeichnung des Hrn. Dr. Pertz (ich erlaube mir dieſes Umſtandes im Voraus Erwähnung zu thun) folgende Anmerkung, die im Kodex noch darüber ſteht, gefunden hätte: isti tres cara.... (caracteres) ad numerum tantum pertinent, und dahinter: S ϥ ↑. Bezieht man dieſe Bemerkung auf die Runen, ſo hat man bey ear ᛠ und calc ᛣ um ſo mehr Urſache dazu, als es ohnehin ſchwierig iſt, für dieſe Zeichen einen Laut auszumitteln, auch wohl bey ac, wenn man a und â nicht unterſcheiden will, was die nord. Runen unterlaſſen. Bezieht man ſie aber auf die drey andern Zeichen S ϥ ↑, ſo fragt ſich: ſtellen ſie ein S, Q und T vor, oder ſind ſie aus dem griechiſchen Alphabet entnommen? Das ϥ und ↑ haben wir bey den gothiſchen Ziffern als ἐπίσημα von 90 und 900 kennen lernen, für ſie alſo könnte die Bemerkung wahr ſeyn, aber für S nicht, das als Lautbezeichnung un-

entbehrlich, und nothwendig ein wahrer Buchstabe ist. Steht aber S, ϥ und ↑ da, um, wie im Griechischen, 200, 90 und 900 zu bezeichnen, so wäre zu vermuthen, es sollte dadurch die Geltung von ᛘ, ᛕ und ᛣ angedeutet werden, und diese Erklärung, die uns zugleich über etwas bisher noch unbekanntes belehrte, scheint mir die natürlichste.

Endlich hat Hr. Dr. Pertz in einem andern St. Galler Kodex (Nr. 127 in Fol.) aus dem neunten Jahrhundert, welcher S. Hieronymi comment. in Matthaeum enthält, an dem Ende des vierten Buchs noch sechs, groß und schön geschriebene Runen gefunden, und wird sie bekannt machen. Vermuthlich steckt der angels. Eigenname Hrodgar darin.

10) Runen auf Goldbracteaten.

Das Museum zu Kopenhagen besitzt einige funfzig Stück Goldbracteaten mit reichen Zierathen, Schlangenwindungen, Figuren und Inschriften, welche zu den größten Schätzen der Sammlung gezählt werden. Bekannt ist bis jetzt noch nichts davon, man müßte denn das einzige Stück rechnen, wovon eine sehr unvollkommene Abbildung in Bartholins Antiquitt. dan. vorkommt. Eine allgemeine Nachricht davon aus einem Briefe des verstorbenen M. F. Arendt ist in dem Schornschen Kunstblatt 1823 Nr. 21 gegeben. Sie sind in alten Grabhügeln, einige auch in Sümpfen, mit andern Kostbarkeiten, häufig zugleich mit Perlen, und bis jetzt noch nirgends als im Norden gefunden worden. Ihre Seltenheit ist daher so groß, daß nach Deutschland nur ein einziges Stück gelangt ist, welches sich in einer Münzsammlung zu Berlin befindet; einem bloßen Gerücht nach soll ein anderes in dem k. k. Kabinet zu Wien aufbewahrt werden. Münzen sind es nicht, denn diese Goldbleche haben sämmtlich Henkel, welche vermuthen lassen, daß sie als Amulette an den Hals oder auf der Brust getragen wurden, und da die Henkel niemals abgenutzt sind, so ist gleichfalls wahrscheinlich, daß keine Kette durchgezogen wurde, sondern eine weiche Schnur. Sie sind von verschiedener Größe, die meisten bedeckt ein Thaler, einige sind kleiner, andere durch die Randverzierungen von bedeutendem Umfang. Die Runen, die sich aber nicht auf allen finden, laufen rund herum, doch stehen auch einige innen; die Thiere drehen sich meist nach der Rundung, oder gehen ganz in Schlangenwindungen über; auf einigen Stücken sieht man nichts als solche Verschlingungen und verknüpfte oder an einander gefügte Bandstücke. Die Thiere sind beständig dieselben: ein Adler und ein Pferd, das aber manchmal Tatzen hat und eine Giftzunge aus dem Munde streckt, wodurch es einem Drachen ähn-

lich wird. Die menschliche Gestalt ist meist nur ein Brustbild, und hat einen Helm auf, der aber nicht die gewöhnliche Form zeigt, manchmal einem Diadem ähnlich sieht, manchmal in einem Vogelkopf endigt, ja einigemal sitzt der Vogel selbst als Helm auf dem Kopf des Bildes. Doch ohne Abbildung würde alle weitere Beschreibung unnütz seyn, auch ist kein Stück dem andern völlig ähnlich, obgleich man sieht, es ist immer dieselbe Vorstellung, die zu Grunde liegt. Auch nicht gleich vollständig ist sie überall, der Vogel fehlt, oder der Drache, oder auch das menschliche Haupt. Das wichtigste aber, was sie enthalten, sind die Runen, wenn gleich nicht überall vollkommen deutlich, kann man doch mit Sicherheit behaupten, es sind nicht nordische, sondern angelsächsische (wie denn auch auf den Tundernschen Hörnern keine anderen vorkommen), und ohne Zweifel wird man mit Erklärung derselben einen großen Schritt im Verständniß der angelsächsischen Runen überhaupt vorwärts thun. Durch Nyerups Güte besitze ich sieben Kupfertafeln mit Abbildungen dieser Goldbleche; sie waren für die antiquarischen Annalen bestimmt, da man aber mit den Zeichnungen, wornach sie gearbeitet sind, unzufrieden ist, so sollen sie zurückbehalten, und durch genauere ersetzt werden, auf welche man sich, namentlich was die Runenzeichen betrifft, mit vollkommener Sicherheit verlassen kann. Bis dahin also würde es nicht räthlich seyn, sich an eine Erklärung zu wagen.

Nur das Eine will ich noch bemerken: die Arbeit an diesen Goldblechen kann man nicht roh nennen. Die bloßen Zierathen sind sorgfältig, reinlich und keineswegs geschmacklos. Die Zeichnung der Thiere und Köpfe ist zwar nicht richtig, soll es aber auch nicht seyn, da die Gestalten nicht das Natürliche darstellen wollen, sondern in Arabesken übergehen, und in dieser Beziehung zeigen einige Drehungen und Wendungen eine freye, geschickte Hand. Ueberhaupt erhält man nicht den Eindruck einer anhebenden, unbeholfenen Kunst, sondern einer herabgesunkenen, die bessere Vorbilder voraussetzt. In jedem Falle haben diese Bracteaten weit mehr Verdienst, als die Byzantinischen Münzen, die man in nordischen Gräbern findet, wiewohl eine gewisse Verwandtschaft in der Manier sich behaupten ließe. Mit den plumpen Silberbracteaten des Mittelalters dürfen sie aber nicht zusammengehalten werden, sie sind ohne Vergleich schärfer, zierlicher und regelmäßiger gearbeitet.

11) Angelsächsische Runen auf nordischen Steinen.

Nachträglich zu §. 21 meiner Schrift bemerke ich, daß in Norwegen drey Steine mit angelsächsischen Runen neuerdings

entdeckt sind, zwey von Klüwer, der sie indessen noch nicht bekannt gemacht hat; ihrer gedenkt Brynjulfssen Periculum runolog. p. 125 und Finn Magnussen in dem Verzeichniß der dänischen Runensteine. Eigenthümlich und merkwürdig ist dabey der Umstand, daß sie nicht außen über den Gräbern, sondern in der Erde über den Todtenurnen liegend sind gefunden worden. Der dritte Stein ist in Liljegreens und Brunnius Nordiska Fornlemningar Nr. 45 abgebildet, aber da ein Theil der Inschrift zu Grunde gegangen, schwer zu enträthseln. Sie lauft abermals von der Rechten zur Linken.

12) Slavische Runensteine.

Bekannt ist eine gegenwärtig zu Strelitz im großherzogl. Museum aufbewahrte Sammlung slawischer Götzenbilder und Geräthe mit Runeninschriften. Von einem großen Theil derselben hat ein ehrenwerther Gelehrter, der Konsistorialrath Masch, die Abbildungen von Daniel Wogen, die für die damalige Zeit (1771) durch Sorgfalt sich auszeichneten, nebst gründlichen und fleißigen Erläuterungen herausgegeben. Späterhin hat Graf Potocki alles, was zu seiner Zeit vorhanden war (1794), namentlich was Masch noch nicht kannte, zwar dem Charakter nach treuer, doch mit geringerer Sorgfalt auf das Einzelne abgezeichnet und bekannt gemacht. Im Jahre 1820 ließ der verstorbene Martin Friedr. Arendt einen Bogen mit Erklärungen der Inschriften drucken, die, auf seine Weise abgefaßt, mehr zu enthalten scheinen, als man bey näherer Betrachtung darin findet, wenigstens wer nicht Lust hat, seinen Aussprüchen unbedingt Glauben beyzumessen, wird wenig daraus lernen. Hr. Prof. v. Schröter hat ein Prachtwerk angekündigt, welches in Farben ausgemalte, höchst genaue Nachbildungen enthalten soll, dessen Erscheinung wir noch entgegensehen.

Manches Bedenkliche ist in der Geschichte der Auffindung und Erhaltung dieser Alterthümer. Schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zufällig beym Aufgraben der Erde in der Nähe des Dorfes Prilwitz, da wo sonst das alte Rhetra stand, gefunden, blieben sie etwa achtzig Jahre lang verborgen, und waren durch Erbschaft bereits in die Hände eines dritten Besitzers, eines gleichnamigen Verwandten des ersten Entdeckers Sponholz, gelangt, als etwas davon verlautete. Selbst Masch, der sie zuerst bekannt machte, und die Sache mit großem Eifer betrieb, hat nicht alles gesehen, und erst 21 Jahre später, durch Potocki, kam das übrige an den Tag. Daß ein Bruder jenes Sponholz, der mit ihm in einem Hause wohnte, Goldschmied war, hat manchem kein gleichgültiger Umstand ge-

schienen, wozu die neuerdings wiederholte Nachricht (vgl. Göttinger Anz. 1825, S. 518) von der Verfertigung kleiner Götzenbilder durch einen Mecklenburger Goldschmied kam. Abgesehen hiervon erregen diese Vorstellungen slavischer Gottheiten selbst mancherley Zweifel. Durch alle Rohheit, die ihnen anklebt, dringt doch hin und wieder eine Erinnerung an antike Form oder ein feinerer Zug: wer könnte das z. B. in Fig. 26 u 27 bey Masch verkennen? und ist der Berstuk (Waltschrat) Fig. 32 nicht einem antiken Satyr nachgebildet, mit dem er allerdings auch in der Bedeutung übereinkommt? Manches Einzelne befremdet ein unbefangenes Auge. So ist anstößig, daß an der Figur der Sieba (Nr. 15) das Gesicht fein ausgearbeitet ist, der ihr auf dem Kopf sitzende, ziemlich natürlich gebildete Affe Sinn für Zeichnung und eine gewisse Ausbildung voraussetzt, während das übrige der Gestalt, Hände und Füße, im höchsten Grade ungeschickt und plump sind; die Muthmaßung, zu welcher der von Natur kritische Masch sich genöthigt sieht, und wornach mehrere Künstler an diesem einen Götzenbild mußten gearbeitet haben, ist in jeder Hinsicht unwahrscheinlich.

Auf der andern Seite sind sämmtliche Bedenklichkeiten doch der Art, daß die Aechtheit gar wohl dabey bestehen kann, und in der Form, überhaupt in der eigenthümlichen Beschaffenheit dieser Denkmäler muß etwas Ueberzeugendes liegen, was die Betrachtung der bisherigen Abbildungen freylich nicht gewähren kann, weil, so viel ich weiß, noch jeder, der sie mit eigenen Augen gesehen, für ihre Aechtheit sich entschieden hat. In dieser Hinsicht ist von Gewicht, daß ein Kenner von geübtem Blick und reicher Kenntniß der Kunstwerke aus den verschiedensten Zeiten (Rumohr Sammlung zur Kunst und Historie, Hamb. 1816, I. Bd. S. 11 ff.) jene voraussetzt, obgleich auch er »das Durchschielen« antiker Formen, selbst in den Gefäßen mit Rosetten, bemerkt und behauptet, einiges unächte sey bestimmt bey Potocki, möglicher Weise auch bey Masch eingemengt. Allein diese Einwirkung des Griechischen (wozu auch eine griechische Inschrift gehört), läßt sich geschichtlich begreifen, und das eingemengte Unächte kann, indem es sich unterscheidet, das ächte auch bestätigen. Sodann darf nicht übersehen werden, daß sich die Götzenbilder sammt den Inschriften der slavischen Mythologie im Ganzen anfügen, und daraus ohne Zwang erklären und deuten lassen; das Neue, was darin liegt, nichts Widersprechendes oder Unpassendes enthält, so wie die Abweichung in Nebendingen sie nicht verdächtig macht. Ein Erfinder und Verfertiger derselben hätte sie also ohne mühsame Studien und Kenntniß der slavischen Sprache nicht zu Stande gebracht.

Allein die Schrift, die wir angewendet sehen, sollte sie nichts von der Täuschung, wenn sie Statt fand, verrathen? Hier wird Betrug viel schwerer. In jedem Falle verdient sie Berücksichtigung. Es sind Runen, aber weder nordische noch angelsächsische, obgleich mit beyden verwandt. Aber bloß abgeborgt sind sie nicht, aber auch nicht absichtlich entstellt? Es kommt auf nähere Betrachtung an, und ich will ihre auffallendsten und wichtigsten Eigenthümlichkeiten angeben. Das B, in allen Alphabeten, deren Verwandtschaft hier ins Spiel kommt, von ziemlich stätiger Form, hat ein fremdartiges Zeichen, in wenigstens fünffacher Varietät (ᚷ ᛐ ᛗ ᛕ ᛏ), unter sich ähnlich, doch immer gleich weit von dem gewöhnlichen B entfernt. Dieß ist die einzige Abweichung in den sechzehn alten Runen, die übrigen treffen sämmtlich die neuern, ein für die Aechtheit dieses Alphabets allerdings günstiger Umstand, denn Zufall kann dieß kaum seyn, und schwerlich ist bey absichtlicher Entstellung eine Kenntniß dieses Unterschieds vorauszusetzen. Das E gleicht nicht dem angelsächsischen, manchmal ist es bloß das lateinische, nur rückwärts gestellt (∃), am häufigsten aber hat es eine Gestalt (ᛡ), welche (das ist merkenswerth, und der Grund davon muß in der Sprache liegen) zugleich auch für A gebraucht wird, wiewohl dieses daneben die gewöhnliche, hier dem gothischen A am nächsten kommende Form hat. Abweichend ist ferner die Gestalt von K (↓), von P, das dem griechischen ähnlich, oft dem U, der bekannten, oben geschlossenen Rune, völlig gleicht, endlich von W (⇑). Das Z (ᛘ) scheint mir besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, und zwar aus folgendem Grunde: in dem sogenannten markomannischen und angelsächsischen Alphabet finden wir gleichfalls ein römisches Z, während zu der Zeit, wo diese Alphabete aufgezeichnet wurden, die Sprache der Sachsen und Angeln, dieser Laut nicht eigentlich vorhanden, mithin ein Buchstabe dafür überflüssig war. Ich habe diesen befremdenden Umstand auf verschiedene Art zu erklären gesucht, da aber nun die slavische Rune für Z (cz, tsch, ein in der slavischen Sprache alter und unentbehrlicher Laut) mit der markomannischen Ziu übereinstimmt, nur daß sie, was bey den Runensteinen häufig sich ereignet, umgekehrt gestellt ist, so wäre die Vermuthung an sich gerade nicht zu verachten, wornach die Markomannen, d. i. die überelbischen Sachsen, von den benachbarten Ostseeslaven diesen Buchstaben möchten empfangen haben.

Dieß ist die Lage der Dinge, zu einer vollständigen Ueberzeugung gelangt man auf keiner Seite, und es wäre eben so wohl übertriebener Argwohn, wenn man diese Denkmäler ohne weiteres wie Täuschungen und lügenhafte Erfindungen späterer

Zeit verächtlich bey Seite schieben, als tadelnswerther Leichtsinn, wenn man an ihre Aechtheit unbedingt glauben wollte. Desto erwünschter kommt die neueste Mittheilung, die uns der Entscheidung näher bringen muß. Außer jenen Götzenbildern von Erz wird in dem Museum zu Strelitz auch eine Anzahl slavischer Runensteine bewahrt. Ein eigentliches Geheimniß kann dieß nicht gewesen seyn, jedoch öffentlich ist bisher nichts davon bekannt geworden. Hr. F. v. Hagenow hat also das dankbar anzuerkennende Verdienst, zuerst in einer besondern Schrift (Beschreibuug der auf der großherzoglichen Bibliothek zu Neustrelitz befindlichen Runensteine und Versuch zur Erklärung der auf denselben befindlichen Inschriften, nebst einigen neuen Nachrichten über die Fundorte derselben und der dort ebenfalls befindlichen slavischen Gottheiten. Mit 14 Holzschnitten. Loitz und Grifswalde, 1826 in 4.) nicht bloß Nachricht davon gegeben, sondern auch Abbildungen nach eigenen Zeichnungen geliefert zu haben. Es sind vierzehn Steine, sämmtlich von geringem Umfange. Der größte wiegt nur zwanzig Pfund, der kleinste ein halbes. Schon dadurch unterscheiden sie sich gar sehr von den nordischen, schwer zu bewegenden Runensteinen, und konnten deßhalb, bis auf ein Paar, in natürlicher Größe abgebildet werden. Sie haben keine regelmäßige Gestalt, noch sind sie vorher gleichförmig zugerichtet, jedoch ist Fig. 4 länglichrund, Fig. 9 ganz eyförmig. Daß man in deutschen Gräbern mehrmals eyförmige Steine gefunden, habe ich schon an einem andern Orte bemerkt. Außer den Runen enthält fast jeder Stein noch eine Figur, sey es eine menschliche Gestalt oder ein Kopf, ein Thier, allzeit aber von äußerst roher Arbeit; nur ein nordischer Stein, den ich aus dem Bautil (Nr. 581) auf Taf. VI wieder habe abbilden lassen, könnte als Gegenstück dazu angeführt werden. Da ist kein Gedanke an Zeichnung, auch nicht die ungeschickteste: die Beine bloße Striche, wie Nase und Mund, die Augen zwey Punkte. Die Inschriften enthalten wenige, manchmal ganz einzelne Runen; es ist dasselbe Alphabet, nur, wie sich von selbst versteht, sind die Zeichen roher und plumper eingehauen. Indessen liest man Nr. 1 RAD....., ohne Zweifel Radegast, und Fig. 10 SIEBA, und erkennt bey aller Ungeschlachtheit die Figuren beyder Gottheiten, den Fig. 1 und 15 bey Masch entsprechend. So viel scheint mir gewiß, wird die Aechtheit der Steine erwiesen, so wird man gegen die Aechtheit der früher gefundenen Erzbilder keinen Zweifel von Belang mehr erheben können; der umgekehrte Fall ist freylich nicht ganz so entscheidend.

Von dem Fundorte und dem Finder keine Spur. Man wußte zu Strelitz durchaus nichts mehr, als was ein beylie-

gender Zettel aussagte, wornach man die Steine aus geöffneten Grabhügeln genommen, wo sie meist ganz oben als Schlußsteine gelegen; auch war bemerkt, daß sie nach der Zahl der Urnen behauen seyen. Der Verfasser dieses Zettels war gleichfalls unbekannt, und die Angabe von einem Behauen der Steine unrichtig, denn es finden sich keine Kanten daran, und die Fläche ist bey Einigen nur gerade so viel geebnet, als nöthig war, Figur und Runen einzugraben. Nichts war natürlicher, als die Vermuthung des Herrn von Hagenow, daß sie gleichfalls aus der Sammlung des verstorbenen Sponholz gekommen seyen, und er zog an dessen Wohnort, Neubrandenburg, wo er konnte, und wo einiges Licht zu hoffen war, Erkundigungen ein. Unter manchen, zum Theil ungereimten Angaben war auch eine, wornach Sponholz selbst bey eigenen Nachgrabungen diese Alterthümer gefunden, und noch vor seinem Tode nach Neustreliz abgeliefert hatte. Doch es war bloße Sage, niemand wußte etwas Gewisses. Als Hr. v. Hagenow späterhin von einem gegenwärtig zu Waren im Mecklenburgischen ansäßigen Bürger, Namens Boye, hörte, der ehedem als Gehülfe bey Sponholz gewesen seyn sollte, so verfolgte er diese Spur, und schickte seine Abbildungen der Runensteine dorthin, indem er zugleich eine Reihe von Fragen beylegte, die er von Boye beantwortet wünschte. Die Aussagen, die zurückkamen, waren vollständig und vollkommen klar. Sponholz hatte die Steine, welche Boye in der Abbildung erkannte, und deren Anzahl er sich sogar erinnerte, theils auf dem Prilwitzer, theils auf dem Neuenkircher, theils auf dem Stargardter Felde, also immer in der Nähe des alten Rhetra, zugleich mit vielen andern Geräthschaften in aufgegrabenen Hügeln gefunden. Sie hatten unmittelbar bey den Urnen gelegen, dicht aneinander, die Inschrift nach oben. Kurz vor dem Tode des Eigenthümers wurden sie in das Museum nach Neustreliz abgegeben. Hr. v. Hagenow hat die löbliche Genauigkeit gehabt, das ganze in Fragen und Antworten abgefaßte, mit Siegel und Unterschrift bekräftigte Notariatsinstrument abdrucken zu lassen. Einige Fragen betrafen die Götzenbilder, die Antworten bestätigten das Bekannte. Unter andern sagte Boye aus, Sponholz habe mit seinem Bruder dem Goldschmied, wegen der väterlichen Erbschaft in Spannung gelebt, was allerdings zur Entkräftung des oben angedeuteten Verdachts dienen kann. Im Anhang noch ein Brief von Boye, mit genauern Bestimmungen über die Fundörter der Runensteine. Da nach seiner Angabe in zwey Gräbern jedesmal drey Steine lagen, so dürfte man darin die Regel vermuthen. Boye redet endlich nochmals von kleinen, wie Vögel gestalteten Figuren,

deren er in den früheren Aussagen vor dem Notar schon gedacht hatte, und die sich gleichfalls in der Sponholzischen Sammlung sollen befunden haben. Inzwischen hat Hr. v. Hagenow nichts davon in Strelitz bemerkt, es müßte denn Radegast mit dem Vogel auf dem Kopfe oder die kleine Figur Nr. 21 bey Masch gemeint seyn. Boye selbst hat bey einer Aufgrabung in der Gegend von Waren außer den Runensteinen auch Münzen in einer kleinen Urne gefunden, deren Verlust im französischen Kriege um so mehr zu bedauern ist, als sie aller Wahrscheinlichkeit nach über das Zeitalter des Grabhügels immer einigen Aufschluß gegeben hätten.

Die Beweiskraft, die in den klaren, unzweydeutigen Aussagen dieses Zeugen liegt, der allerdings wohl unterrichtet seyn kann, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Inzwischen wer die Geschichte der Täuschungen kennt, die mit angeblich alten Denkmälern schon Statt fanden, und häufig gar nicht auf rohen und groben Betrug oder auf Geldgewinn ausgingen, sondern aus einer gewissen, im eigentlichen Sinne blinden Liebe zum Alterthume entsprungen, manchmal bis zu unbegreiflichem Selbstbetrug sich steigerten, der wird die Bemerkung nicht tadeln, daß Aussagen von Jemand, der kein Gehülfe und Arbeiter des verstorbenen Sponholz gewesen, noch überzeugender seyn würden, oder den Wunsch ungerecht finden, daß ein anderer, als eben Sponholz, die Runensteine möchte ausgegraben haben, damit seine Sammlung nicht die einzige Quelle aller dieser Alterthümer bliebe. Seltsam, fast unglaublich scheint der Mangel an allen Nachrichten in dem Museum zu Strelitz selbst, es pflegen doch Empfangscheine ausgestellt, und Verzeichnisse des Erworbenen aufbewahrt zu werden. Sollte man nicht mehr wissen, was man vor nicht sehr langer Zeit (1796) erst erhalten hat? Warum sagt Potocki nichts davon, der 1794 die ganze Sammlung sah, und diese Runensteine doch wohl eines Blickes, einer Bemerkung gewürdigt hätte? Oder sind sie erst nachher aufgefunden, in den letzten zwey Jahren? Eins jener Gräber wurde doch, nach Boye's Brief im Jahr 1793, also vor Potocki's Besuch, geöffnet. Boye legte dem Notar, außer einigen Stücken Metall, welches hernach Hr. v. Hagenow (S. 25) erhielt, auch alte, bey den Nachgrabungen gefundene Münzen vor (S. 11): wie waren sie beschaffen? worin unterschieden sie sich von jenen, welche, der spätern Aeußerung zu Folge, im Kriege verloren gingen? Auf die Ungenauigkeit in den Angaben jenes Zettels lege ich kein Gewicht, die Hauptsache, daß die Runensteine in Grabhügeln sich gefunden, haben Boye's Aus-

sagen bewährt, das andere konnte nach einer flüchtig angehörten oder oberflächlich gegebenen Nachricht niedergeschrieben seyn.

Ungünstig ist endlich noch ein Umstand, den man nicht übersehen darf, nämlich der Mangel an Runensteinen bey allen andern slavischen Völkern. Noch neuerdings hat Hr. Peter von Köppen (Wiener Jahrb. 1822, Anzeigebl. XX. 5) bemerkt, daß deren bisher im nördlichen Rußland noch keine aufgefunden worden, und er darnach im Jahre 1821 diesseits der Newa, am Ladoga, und weiterhin bis Tichwin vergebens gesucht habe.

Bleiben also auch hier Zweifel zurück, so müssen diese Steine doch auf andere Weise zur Entscheidung führen. Mir wenigstens scheint folgender Schluß sehr natürlich: hat Sponholz allein in einem bestimmten Umkreis 14 Runensteine entdeckt, so wäre es ein höchst unwahrscheinlicher, fast unglaublicher Zufall, wenn gerade nur diese in Grabhügeln vorhanden, und überhaupt die einzigen sollten gewesen seyn. Es kommt also auf weitere Nachgrabungen vorzüglich in jenen Gegenden an, die von doppelter Wichtigkeit seyn werden. Möge sich bald eine von den neuerdings mit lobenswürdigem Eifer gestifteten Alterthumsgesellschaften dazu veranlaßt sehen, hier ist ein wichtiges Resultat zu hoffen. Finden sich abermals ähnliche Runensteine, so werden alle weiteren Einwendungen gegen die Aechtheit sämmtlicher slavischer Denkmäler zu Strelitz wegfallen; zeigen sie sich aber nicht wieder, so muß, nach meiner Meinung, der Verdacht gegen sie gar sehr wachsen.

13) Nordische Runen.

Schweden ist das eigentliche Vaterland der runischen Denkmäler, und fortwährend mehrt sich die Zahl der aufgefundenen. Man kennt, der neuesten Angabe Sjöborgs zu Folge, dort nah an 1300 Runensteine, von welchen allein 700 auf Uppland kommen. Abzeichnungen sind das erste und leichteste Mittel der Erhaltung, denn, wer sollte es glauben? sie sind mehr als andere der Zerstörung, und zwar der absichtlichen, ausgesetzt, so daß nach funfzig Jahren mancher vergeblich gesucht wird. In Kopenhagen wenigstens hatte man davon traurige Beyspiele erlebt. In den Nordiska Fornlemningar af J. C. diljegreen och C. G. Brunnius (Stockholm, 1823, in 8., nur die zwey ersten Bände sind bis jetzt herübergekommen, vgl. Götting. gel. Anzeigen, 1826, Nr. 37) findet man vierzehn unbekannte Steine abgebildet und kurz erläutert. Der vorhin genannte N. H. Sjöborg, ein thätiger schwedischer Alterthumsforscher, besitzt eine bedeutende Sammlung von Abbildungen bis-

her noch nicht angezeigter oder beschriebener Runendenkmäler, die er in seinen Samlingar för Nordens fornälskare (Stockholm, 1822, in 4) selbst angekündigt hat. In diesem, wie es scheint, deutschen Gelehrten noch unbekannt gebliebenen Werke, welches eine Anzahl Steindrücke mit sauberen Abbildungen nordischer Alterthümer enthält, hat er auf der letzten 43. Tafel vier Stück (Fig. 141—44) als Probe abbilden lassen. Auf dem ersten wird zum Ruhme des Todten gesagt, daß er eine Fahrt nach England (TIL EGLANS) gemacht habe; auf Nr. 143 ist die ungewöhnliche Gestalt des S zu bemerken.

In Kopenhagen wird an einem großen Werke gearbeitet, welches von sämmtlichen in Dänemark noch vorhandenen Runensteinen Abbildungen, nach den Originalen mit der höchsten Genauigkeit von Sachkundigen verfertigt, liefern, und zugleich umständliche Erläuterungen enthalten soll. Die Gelehrten, die an der Spitze stehen, verbürgen hinlänglich den Erfolg dieser schönen Unternehmung, und ich wiederhole hier nur den Wunsch, daß Schweden und Norwegen diesem Beyspiele bald nachfolgen möchten. Angekündigt hat Nyerup das Werk in einem Verzeichniß der im Jahre 1824 in Dänemark noch vorhandenen Runensteine, worin Thomsen die Bornholmer, Finn Magnussen die isländischen Steine beschreibt, und Rask eine neue Erklärung des Thirstedstein mittheilt. Ich habe diese Schrift ausführlich in den Göttinger gel. Blättern 1825, Nr. 83 angezeigt, und kann dorthin verweisen.

Zur Literatur gehört: Das Neueste über die Runen. Aeußerungen des Herrn A. und B. Kopenh. 1821. Ein halber Bogen in Quart nebst einem halben Bogen Steindruck. A. ist der schon vorhin genannte M. F. Arendt, aus dessen »Skandinaviska Paleografien,« die er im Jahre 1818 in Linköping auf einem großen Folioblatte hat drucken lassen, hier zwey Alphabete wiederholt sind. Das eine enthält die alten Runen, in der Gestalt, in welcher sie auf den ältesten Denkmälern vorkommen, wie wir sie aber längst schon kennen. Er nennt sie »des nördlichen Europas ältestes und einfaches Alphabet,« und läßt es aus dem südöstlichen Griechenland abstammen. Das andere, vollständige, besteht aus 32 Runen, die aus spätern Denkmälern des 11.—13. Jahrh. zusammengetragen sind. Wären die Quellen angegeben, so würde es mehr Werth haben; aber der Verfasser, der allerdings mit eigenen Augen auf seinen Reisen manches gesehen hatte, und seiner Arbeit einen Vorzug geben konnte, gefiel sich in bloßen Aussprüchen besser, und war bescheiden genug, in sich selbst die beste Quelle zu erblicken. Eine nähere Erörterung über die vorausgesetzte Herkunft der Runen

aus dem südöstlichen Griechenland würde er unter seiner Würde gehalten haben. — Die Aeußerungen des Herrn W. (Werlauffs, wo ich nicht irre) liefern einige passende Anmerkungen zu den Arendtschen Aussprüchen. Das zweyte, vollständige Alphabet sey hauptsächlich aus norwegischen Inschriften geschöpft. Uebrigens ist auch er der Meinung von der Abkunft der Runen aus Osten zugethan, eine an sich und aus den allgemeinen, auch hier angeführten Gründen nicht verwerfliche Vermuthung, die jedoch erst durch genaue Ausführung rechten Werth erhält, diese aber wird erst durch Monumente, die uns noch immer fehlen, möglich gemacht. Von den slavischen Runen sagt Arendt, es seyen die nordischen, aus dem griechischen Alphabet vervollständigt, versteht sich, ohne die Last des Beweises zu übernehmen.

Jak. Herrmann Bredsdorff om Runeskriftens Oprindelse, Kopnis. 1822, macht den Versuch, die Runen aus der gothischen Schrift des Ulfila's abzuleiten, der aber mißglücken mußte. Ungleich gelehrter und durch mancherley Mittheilungen werthvoll ist das Periculum runologicum von G. Brynjulfsen, welches zu Kopenhagen 1823 erschien. Da die ausführliche Beurtheilung von beyden Schriften in den Göttinger gelehrten Anz. 1824, St. 103, von mir herrührt, so darf ich hier darüber hinausgehen.

Eine der Zeit nach sich anschließende holländische Abhandlung setzt mich in so weit in Verlegenheit, als ich nicht weiß, wo ich ihr eine Stelle anweisen soll, und doch gehört sie dem Titel nach mit vollem Rechte hieher. Over het oud runisch Letterschrift, en ontdekto sporen van hetzelve in ons land; droc N. *Westendorp*, in dem dritten Theile der Verhandlingen van de Maatschappy der Nederlaudsche Letterkunde te Leyden. 1824. Der Verfasser ist als ein gelehrter und scharfsinniger Mann durch seine gekrönte Preisschrift über Hunenbetten bekannt, hier aber geht er von einem unhistorischen, nach meiner Ansicht zu tadelnden Gesichtspunkt aus, indem er voraussetzt, die älteste Schrift in den Niederlanden, während der heidnischen Zeit, müsse Runenschrift gewesen seyn (ein Satz, den ich viel lieber bewiesen als behauptet sähe), und nun nach den Spuren dieser verschwundenen Runen herumsucht. Er glaubt sie wieder zu erkennen in Merkzeichen, die er auf Grabsteinen und Wappenschilden gefunden; sie wurden im Mittelalter von Leuten aus verschiedenen Ständen geführt, sind gar nicht einmal Buchstaben, sondern bloße Zeichen, so daß man statt die Vermuthung einer solchen Abstammung von den Runen aufzustellen, besser thut,

vorerst jeden Zusammenhang damit ganz entschieden abzuläugnen. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, solche Zeichen an Bauwerken (den Steinmetzen wurden sie am häufigsten beygelegt) zu bemerken, sie gleichen eher den arabischen Ziffern, es müßte aber seltsam seyn, wenn nicht auch zuweilen mit den Runen ziemliche Aehnlichkeit herauskäme, es brauchte nur ein gerader Strich mit einem kleinen Haken verbunden zu werden. Diese Bauwerke waren aber aus einer Zeit, wo wahrscheinlich in Deutschland kein Mensch noch etwas von Runen wußte. Wilh. Grimm.

* * *

Nachtrag.

Ueber einige schwierige Punkte theile ich noch die Meinungen von Jakob Grimm mit.

1. (Das επίσημον q.) Die Annahme ist gewiß gegründet, daß das Zeichen q, wodurch der Gothe 90 ausdrückt, ein ursprünglicher Buchstabe war, sey es nun in der früheren gothischen Sprache selbst, oder in der, woraus sie ihr Alphabet entlehnte. Die gothische Sprache, so weit wir sie kennen, hat keinen Laut, wozu sie das Zeichen bedürfte. Welcher Laut etwa früher damit ausgedrückt worden seyn könnte, ist schwer zu sagen. Offenbar sind u, welches 6 bedeutet, und q, welches 90 bedeutet, in dem Zug, dem Laut und in der alphabetischen Geltung nahe verwandt. Ersteres vertritt die Stelle des gr. Digamma, letzteres die des gr. Sampi, zweyer Laute, die der späteren griechischen Sprache entbehrlich waren. Sehr wichtig ist es hier, das Slavische zu vergleichen. Ohne allen Zweifel sind die slavischen Buchstaben u (tscherv) und q (tzi), die Russen schreiben ч und ц, genau die gothischen u und q, der zweyte Buchstabe verlängert den hinteren Strich. Das slav. Alphabet ordnet zwar jetzo das Tzi vor das Tscherv, anfänglich stand aber wahrscheinlich Tscherv vor dem Tzi, wie ich aus den Zahlen folgere. Denn 90 wird mit Tscherv und 900 mit Tzi ausgedrückt. Im gothischen Zahlensystem nehmen beyde Buchstaben eine Stufe höher ein, deßhalb, weil die Slaven 6 mit S bezeichnen (nämlich dem gothischen S = 200 entspricht ihr C); so fingen sie also erst an, für 90 ihr u und für 900 ihr q zu brauchen. Die Gothen brauchten q schon für 6 und q für 90, und für 900 wieder ein anderes Zeichen.

Die slavischen Laute u und q kommen beyde in der Sprache wirklich vor, und werden tsch, tz ausgesprochen. Beyde gehören demnach zur Lingualreihe, ursprünglich sind sie aber Modifikationen des K, wovon die nähere Erörterung in die slavische Grammatik gehört. Auf diese alte Geltung als Kehllaut weist

jedoch theils das lat. q (= cv), das einer dieser Buchstaben ist, theils das gothische u (= qv).

Dawider, daß das gothische q den Laut dh bezeichnet haben könne, habe ich sonst nichts. Es ist möglich. Dafür spricht aber nur die Tafel C, in deren erstem Alphabet das D gänzlich mangelt, und in deren zweytem Alphabet dem D das q beygeschrieben ist. Das D ist gleichwohl dem Gothen als Laut und als Zahlzeichen unentbehrlich, wie hätte der Schreiber des ersten Alphabets die Zahl 4 geben wollen? Schade, daß sie gerade unter den Zahlen nachher nicht vorkommt; aber q kommt für 90 darunter vor. Offenbar ist also die Weglassung des D ein Irrthum, und ich gestehe, daß die dem q beygelegte Geltung dh erst dann wahrscheinlich seyn würde, wenn auch das D im Alphabet stünde.

2. (Namen der gothischen Buchstaben.) Die bedeutenden Abweichungen von den gewöhnlichen Runennamen scheinen wirklich gothische Buchstabenbenennungen zu verrathen, die durch die Abschriften freylich entstellt worden sind. Alle Alphabete, das hebräische, griechische, runische, slavische, irische, werden Zeichen und Namen theils von einander entlehnt, theils eigenthümlich aufgestellt haben. Bloß die der letztern Art sind in jedem Alphabet noch verständlich, die der erstern aber unverstanden beybehalten worden. Dieß schwankt alles im Einzelnen. Mir fallen einige Einstimmungen dieser supponirt gothischen Namen mit den slavischen auf. A heißt hier aza, im slav. az. I im slav. ishe, hier üz, das sich von dem althochd. is (glacies) entfernt, und is würde goth. eis lauten. N heißt hier noaz, so möchte ich lieber lesen, als noicz (cz ist ungothisch und unhochdeutsch), das ic für ein offenes a; noaz aber erinnert an den slav. Namen nash. Noch mehr ozec für z an das slav. ishiza, das dem v, y zusteht, aber y und z folgen im lat. Alphabet auf einander. Vielleicht hängt k (chozma) mit dem slav. kako zusammen? kosma heißt auf slavisch Flocke. Gewiß aber ist P pertra das slav. φ mit dem Namen fert. Gramm. I. 126 habe ich vermuthet, daß peord, pert eine Figur im Schachspiele bedeute, merkwürdig heißt der slav. Buchstabe phert, fert, und die Königin im Schachspiel pherz, ferz.

Wie das -na in manna untadelhafte gothische Form ist, so käme auch bercna für bairika (althochd. pirihha, betula) näher als berc; auch die Slaven haben hier den Baumnamen buki, d. i. buk (fagus, Buche); βῆτα erinnert wenigstens im lat. beta an bētula, irisch B. beith, d. i. wieder Birke.

gaar steht für jaar, Verwechslung des J mit G, die in Aussprache und Zeichen gegründet ist, denn das angelsächs. und unser G entspringen eher aus J als aus G.

genua (gewa) für geba, giba ist seltsam, doch haben andere Runen-Alphabete in diesem Worte gleichfalls v, w. sugil kommt dem goth. sáuil sehr nahe, wie schon Gramm. 2, 111 bemerkt worden ist.

Da in keinen dieser Namen (ausgenommen chozma für kozma) der Kopist in streng althochd. Formen übersetzt, vgl. reda, daaz, bercna, so nehme ich auch die vielen z in daaz, laaz, noaz, ucaz, enguz, üz, tyz, chozma nicht für althochd. z, sondern für gothische, die sich dem s nähern. Wie wenn daaz für goth. *dags*, laaz für *lags*, lagus (aqua, fluidum, altuom, lögr) stünde? uraz ist vielleicht uruz zu lesen (der Abschreiber fand uruz, und setzte a fürs zweyte u), und das wäre = urus, bubalus, altnord. ur (d. i. ur-r, masc) enguz scheint das gothische aggvus = angustus? oder ênguz ist ein dunkles Wort, nach dem Zeichen X sollte man ein mit X anhebendes Wort erwarten.

3. *(uththan).* Otan für uththan ist recht merkwürdig. Meine Meinung von diesem gothischen enklitischen Wort ist nämlich, daß es im Althochd. nicht ganz fehlt, ja es ist noch mittelhochd. vorhanden. Uththan selbst entspringt durch Assimilation aus uhthan, und scheint deutlich das mittelhochd. eht, oht, ot, das gewöhnlich, wie das gothische Wort, unmittelbar auf Verba folgt, z. B. gothisch vas uththan ist mittelhochd. was ot.

4. (Ueber die Runennamen im St. Galler Codex §. 9). feu (= schu) *ist* imo (?) oboro. — Chaon merkwürdig, zum Beweis, daß altnordisch kaun, nicht kön zu schreiben sey. Angels. sollte demnach ceán nicht cên stehen. Vielleicht thanne chuimet? — lagu thê leohto ist mir klar: Wasser, das helle (leuchtende); thê fir ther ist dem ältesten Hochdeutsch gemäß, lagu masc., altnord. lögr. — yr albihabendi, omnia complectens, das *ndi*, das ganz unten steht, dazu zu nehmen.

Unverkennbar steckt in diesen drey Zeilen eine alte metrische und alliterirende Angabe der Runen:

feu forman.
ur after.
thur is(t) thrito stabu.
os ist imo oboro.
ratendos uu (?) ritun (ritten).
chaon thanne chumet.
hagal naut habet.
is ar endi sol?
brita endi man?
lagu thê leohto.
yr al bihabendi.

Art. II. Fortsetzung der Recension des Siebenmeers.

Drey und vierzigster Anker des ersten Fahrzeugs. Das Kunststück Ta'rich, oder Zeitrechnung. »Dieses ist ein Wort oder ein Misrâ' oder mehr, dessen einzelne Buchstaben nach ihrem Zahlenwerth die Jahreszahl der mohammedanischen Zeitrechnung eines Ereignisses ausdrücken. Die Schönheit eines Ta'rich besteht darin, daß die Worte, die durch ihre Buchstaben eine Jahreszahl ausdrücken, zugleich einen angemessenen Bezug auf die Begebenheit selbst enthalten. Z. B. als Ibrâhim Chân Fat'hi G'eng in Bengalen ein Mesg'id (eine Moskee) erbaute, macht darauf ein Dichter dieses Ta'rich:

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—|——
binâ'i ka'be'i thâni nihâd' ibrâhim.

d. i.:

Den Bau der zweyten Ka'ba vollführt Ibrâhim [1]).

welches durch seinen Buchstabenwerth die Zahl 1040 (der Heg'ra) ausdrückt.

Das Ta'rich ist viererley [2]):

1) ta'richi sûri, ein äußerliches Ta'rich oder eine förmlich ausgesprochene Jahrzahl. Z. B. dieses Ta'rich auf Geburt, Thronbesteigung und Tod des Emir Timûr kûrkân:

Rubâ'i:

Sultân Timur [3]) ki mithli ô shâh' nebûd
der heffad u si u nuh der âmed be wugûd
der heffad u heftâd u jekê kerd' churûg
der heshfad [4]) u heft' kerd' 'âlem pedurûd.

d. i.:

Der Sultan Timûr, dem ein Gleicher unter den Schahen niemals war,

---

1) Ibrâhim ist die arabische Aussprache für Abraham, der für den Erbauer des Heiligthums zu Mekka, der Ka'ba, gehalten wird. Sehr schmeichelhaft ist jener Ibrâhim Chân mit dem Patriarchen, und das von ihm erbaute Mes'gid mit der Ka'ba selbst verglichen.

2) Diese Eintheilung mag von unserem Autor aus einer andern Quelle geschöpft seyn, als aus der seiner obigen Definition des Ta'rich geflossen ist; denn die erste von den vier hier angegebenen Arten des Ta'rich ist in obiger Definit ion ausgeschlossen.

3) Zwar Timûr geschrieben, aber deßwegen nicht, nach persischer Prosodie — — ◡ Ti-mû-r, sondern nach türkischer — — Timur skandirt.

4) Es steht heshtsad geschrieben, welches — ◡ ⏓ wäre; es muß also mit Auswerfung des t zu heshsad — ◡ ⏓ erleichtert werden, eben so wie vorher heftsad — ◡ ⏓ zu heffad — ⏓ erleichtert ist.

Kam siebenhundert und neun und dreyßig ins Daseyn;
Siebenhundert und ein und siebzig trat er auf *),
Und achthundert und sieben sagt er der Welt Ade.

2) ta'richi ma'newi, ein im Sinn enthaltenes oder innerliches Ta'rich, das die Jahrzahl nicht in Worten ausspricht, sondern durch die Zahlengeltung der Buchstaben ausdrückt. Dergleichen ist der zuerst gegebene Vers auf Ibrâhim Chân und sein Mis'gid.

3) ta'richi sûri u ma'newi, ein zugleich äußerliches und innerliches Ta'rich, das die Eigenschaften von Nr. 1 und 2 vereint. Z. B. Ch'âge H'asan Ensâri hat auf die Kuppel (kenbedh) des Ch'âge 'Ahmid Allâh Ah'râr, welche 'Abd Allâh El'aziz Chân gebaut, folgendes Ta'rich gemacht:

— ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ —
Chosrewi' 'âli guher 'abd el'aziz
sâcht' in 'âli binâ bi reib u shek
hest' nuh t'âki' felek der genbi ô
pest' c'ûn gû'i' zemin zêri' felek
ma'newi leftchi buwed ta'richi ân
sâli hegret nuhsad u peng'âh u jek.

d. i.:

Der Chosrew erhabenen Stamms, 'Abd El'aziz,
Hat vollführt diesen erhabenen Bau ohne Bedenken und Zweifel.
Die neun Gewölbe des Himmels nehmen sich aus gegen ihn
Niedrig, wie der Ball der Erde unter dem Himmel.
Das Ta'rich davon, zugleich ein Ta'rich des Ausdrucks und des Sinnes, ist:
Jahr der Hegra neunhundert und ein und funzig.

(Wirklich geben die Buchstaben der letzten Zeile: sâli hegret nuhsad u' peng'âh u jek, zusammen die Zahl 951.)

4) ta'richi ta'mije, ein Ta'rich nach Art eines Buchstabenräthsels (Mu'amma'). Z. B. auf das Todesjahr des Propheten:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —
ez moh'ammed zemâne châli mând

d. i.:

Von Mohammed ward die Zeit leer.

Die Zeit, zemâne, zählt der Buchstaben nach 103, Moh'ammed aber zählt 92. Die Zeit also, d. i. das Wort zêmâneh, von Moh'ammed leer gemacht, d. i. den Buchstabenwerth von Moh'ammed, 92, vom Buchstabenwerthe von zêmâneh,

*) Ob churûg', Auszug ıc., hier der Sache nach mit Regierungsantritt und Thronbesteigung, g'ulûs, eins ist, oder ob dafür 'urug' mit 'ain statt châ zu lesen?

103, abgezogen, bleibt 11, das eilfte Jahr der Heg'ra, als Moh'ammeds Todesjahr. — Daß das sinnreich gespielt ist, kann Niemand läugnen. Diese Räthsel-Ta'richs theilen hierin ganz die Eigenschaft des Buchstabenräthsels Mu'amma', dessen Hülfsmittel sie anwenden; welches Mu'amma' das ausführlichste und zugleich schwerste so wie anziehendste Kapitel dieser Poetik ausmacht, siehe unten den 21. Anker des zweyten Fahrzeugs.

Andere Beyspiele davon, gleichfalls auf das Todesjahr des Propheten (Versmaß wie vorher):

sâli naklesh c'unân gham efzâ shud
g'ân zi dîn reft u dîn zi dunjâ shud.

d. i.:

Das Jahr seines Hintrittes war so kummermehrend:
Die Seele entwich dem Glauben, und der Glaube schied aus der Welt.

Die Seele, g'ân, ist 54; der Glaube, dîn, 64; die Seele (54), aus dem Glauben (64) entwichen, bleibt 10. Die Welt, dunjâ, aber ist 65, davon den Glauben (64) geschieden, bleibt 1, das mit den zehn zusammen das Todesjahr 11 gibt.

Desgleichen:

gufte' em sâli nakli ân mehi dîn
wâj' shud pâdisheh ei rô'i zemîn.

d. i.:

Ich nenne das Jahr des Hintritts jenes Mondes des Glaubens:
Ach! weggegangen ist der Pâdischâh vom Antlitz der Erde.

Pâdishah ist 312, wenn dieses weggeht von rô'i zemîn (Antlitz der Erde), welches 323 ist, bleibt wieder das 11.

Eben so:

zindegî reft' bî shekk ez 'ash'âb.

d. i.:

Das Leben ist ohne Zweifel geschieden von den A'sh'âb's (Mohammeds ersten Anhängern und Fluchtgenossen).

ash'âb ist 102, zindegî (Leben) ist 91, bleibt 11. So noch eine gute Anzahl von Ta'richs auf den Tod des Propheten, wobey meistens der eigentliche Ta'rich-Vers, bald mehr bald weniger, andere Verse zur Einleitung hat, die wir weglassen zu dürfen geglaubt. Darauf eine Reihe ähnlicher Ta'richs auf 'Ali's Tod; daraus:

ger tu sâlî se'âdetesh g'ô'î
seri mâtem c'irâ nemîgô'î.

d. i.:

Wenn du das Jahr seiner Beglückung *) suchest,
Warum sprichst du nicht das Haupt der Trauer aus?

*) seiner Beglückung, se'âdet, d. i. seines Todes; se'âdet scheint

Das Haupt der Trauer, d. i. der Anfangsbuchstabe des Wortes mâtem, m, bedeutet 40, welches 'Alî's Todesjahr ist.

Dann kommt Fât'ime an die Reihe:

sâli fewtesh be ta'mije berchân
mând' dunjâ be mâtemesh bi g'ân.

d. i.:

Das Jahr ihres Todes lies nach Räthselart:
Bey der Trauer um sie ward die Welt entseelt.

Das heißt: von dunjâ (Welt) oder 65, g'ân (Seele) oder 54 abgezogen, bleibt 11, Fât'ime's, wie auch ihres Vaters, Todesjahr.

Nach Fât'ime kommt ihr Sohn H'asan, zugleich mit Geburts- und Sterbejahr. Zur Probe übersetzen wir eine Partie davon vollständig:

Seite 128:

H'asan, der Pâdischâh des Seyns und des Raums,
Sein Zuname war Abû Moh'ammed, das wisse.
Das erhabene Wesen dieses Schâh's beyder Welten
War ohne Frag' und Zweifel Sejjeid von beyden Seiten [1]).
Sein Herz entnahm er der treulosen Welt,
Befehl und Gebot seines Nachfolgeramts [2]) gab er auf;
Ward Einsamkeits-Sitzer im Angedenken Gottes,
Weil das Ende der Welt Vergänglichkeit ist.
Der Verstand hat das Jahr der Geburt jenes Schâh's
Gefunden als den ersten Buchstaben des Bismillâh [3]).
Aber nach dem Antlitz der Abweichung sage:
Das Haupt der Seele ist dem Jahre jenes Antlitz [4]).
Ein Himmelsbote hat mir das Jahr des Hintritts dieses Imâm's gesagt:
O Schmach! die Weltgegenden sind leer geworden vom Islâm [5])!
In Baki'a [6]) ist sein besuchtes Grab,
Die Erbarmung Gottes ist sein Thau.

---

eine Abwechslung für das sonst in dieser Beziehung gebrauchte shehâdet, Zeugniß, Märtyrthum.

1) Sejjid el't'arafein.

2) Des ihm gebührenden Chalifat's.

3) Also b, 2, das zweyte Jahr der Heg'ra.

4) . . . . . ser ez rô'i ichtilâf bugo
seri g'ânest sâl'râ ân rô.

Das will sagen: Nach der abweichenden Ansicht oder Berechnung stelle das Ta'rich so: der Anfangsbuchstab von g'ân (Seele), das g', d. i. 3, ist das Geburtsjahr H'asen's, nach jener abweichenden Ansicht.

5) âfâk (Weltgegenden) = 182; islâm = 132; 182 — 132 = 50, H'asan's Todesjahr.

6) Der Begräbnißplatz von Medîna.

Gleiche Ehre nun, wie dem H'asan, widerfährt nun noch seinem jüngern Bruder H'usein, dessen Geburtsjahr erst gleichfalls doppelt aufgeführt wird, einmal als 3, und einmal, nach der Abweichung, als 4. Dann folgt zuletzt über sein Todesjahr dieses Ta'rich, leicht das schönste in dieser eintönigen Kunst:

> sâli naklesh buguft' ghamghînî
> seri dîn râ burîd' bidînî.

d. i.:

> Das Jahr seines Hintritts hat gesagt die Betrübniß:
> Das Haupt der Religion hat abgeschnitten die Irreligiosität.

dîn (Religion) ist 64; dessen Anfangsbuchstabe, d, ist 4; 4 von 64 bleibt 60, H'useins Todesjahr.

Bis hieher haben alle diese Ta'richs, vom ersten auf Moh'ammed bis zu diesem letzten auf H'usein, einerley Metrum, nämlich das oben beym ersten vorgezeichnete. Vielleicht also lauter Bruchstücke eines, der Zeitrechnung der heiligen Familie besonders gewidmeten Gedichtes; was auch unser Autor bey Vorführung des ersten Ta'rich's andeuten zu wollen scheint. Nur sieht man nicht, wie die mehreren Ta'rîch's auf Eine Begebenheit, besonders die vielen auf den Tod des Propheten, die sich alle so sehr gleich sehen, in Einem Gedichte neben einander bestehen konnten. Doch vielleicht liegen ursprünglich zwischen den einzelnen Ta'rich's andere historische Partien, ähnlich der über H'asan mitgetheilten.

Nun aber folgt (S. 127 — 128) ein viel kunstreicheres Kunststück über denselben Gegenstand: Aus dem Namen 'Ali selbst sind, durch die Hülfsmittel des Buchstabenräthsels, lauter einzelne Ta'rich's, sowohl auf sein als auf aller seiner Nachfolger, der 'ali'ischen Imâme, Todesjahre, wunderbar genug herausgesponnen, und zwar nicht in einzeln gereimten Beits, sondern in kunstrechter Kasidenform (Trochäen):

1) ez 'alî gerded g'elî ta'rîchi fewti ewlijâ
lâm' ez 'ainesh nemâ kem jâ fezâ lâmesh bejâ.

d. i.:

> Aus 'Alî wird klar das Ta'rîch des Todes der Heiligen.
> Nimm das Lâm von dem 'Ain weg, oder setze sein Lâm zum Jê.

Lâm, 30, von 'ain, 70, bleibt 40; lâm, 30, zu Jê, 10, gibt 40; welches 40 das Todesjahr 'Ali's ist.

2) ez muh'ît'esh merkizesh râ kem nemâ behri' h'asan
jâ ki rub'ê ez muh'ît'esh ber hemân merkiz fezâ.

d. i.:

> Von seiner Peripherie ziehe sein Centrum ab, zum Behuf für H'asan;
> Oder auch setze ein Viertel der Peripherie zu eben dem Centrum hinzu.

Die Peripherie von 'Alì sind dessen beyde äußerste Buchstaben, der erste und der letzte, 'ain und jê, zusammen 80; das Centrum von 'Alì ist dessen mittelster Buchstabe, das Lâm, 30, das von 80 abgezogen, bleibt 50. Das Viertel der Peripherie 80 ist 20, hinzugethan zum Centrum 30, gibt gleichfalls 50, welches das Todesjahr H'asan's ist.

3) ez muh'ît'î mashrakî t'â kem nemâ behrî h'usein
jâ be ta'rîchî h'asan 'ushr ez 'alî zâ'id nemâ.

d. i.:

Von der östlichen Peripherie nimm t'â weg, zum Behuf für H'usein
Oder zum Ta'rich H'asan's thue das Zehntel von 'Alì hinzu.

Die östliche Peripherie von 'Alì ist sein Anfangsbuchstabe 'ain, 70, davon die Buchstaben t'â, 9, abgezogen, bleibt 61. Zum Ta'rich H'asan's, 50, das Zehntel von 'Alì (dessen 3 Buchstaben 110 sind), also 11, hinzugethan, gibt gleichfalls 61, als das Todesjahr H'usein's, nach einer von der gewöhnlichen abweichenden Berechnung. Unser Autor bringt aber unschuldiger Weise das gewöhnliche Jahr 60 heraus, indem er das von 70 abzuziehende t'â, 9, geradezu für 10 ausgibt, zu den 50 aber nicht das Zehntel von 'Alì, 11, sondern die Zahl 10 selbst hinzurechnet.

4) lâm'râ tensîf' sâz u' kem gun ez lef t'hî 'alî
behri zein el'âbidîn ân kudre'î âlî 'abâ.

d. i.:

Das Lâm halbire, und zieh es ab von 'Alì,
Zum Behuf für Zein El'âbidîn, den Preis der Männer der Kutte.

Lâm, 30, halbirt 15, ab von 'Alì, 110, bleibt 95, das Todesjahr des Imâm Zein El'âbidîn.

5) 'ushri ta'rîchî 'alî c'ûn bâ 'alî gerded 'adîl
ber hemân *) 'âlem shewed ta'rîchi bâkir t'hâhirâ.

d. i.:

Das Zehntel des Ta'rîch's von 'Alì, wenn es mit 'Alì zusammengestellt wird,
Wird für diese Welt das Ta'rîch des Bâkir offenbar.

Das Ta'rîch von 'Alì ist 40, dessen Zehntel 4, mit 'Alì, 110, zusammen gerechnet, gibt 114, das Todesjahr des Imâm Bâkir.

6) ger 'alî u' âli ôrâ der shimâre' âwerend'
sâli fewtî g'a'ferî sâdik huweidâ ez femâ.

---

*) »für jene selbige Welt« ist ein unpassender Bezug; ich übersetze als stünde ber hemîn 'âlem, »für diese Welt.«

d. i.:

Wenn man 'Alî und sein Geschlecht zusammenrechnet,
So wird das Todesjahr des G'âfer S'âdik' vom Himmel offenbar.

'Alî 110, und sein Geschlecht, âl, d. i. 31, macht 141, das Todesjahr des Imâm G'afer S'âdik.

7) h'ad'hreti' mûsa"i kât'him hest' esbât'i' 'alî
hest' esbât'i' 'alî ta'rîchi ân bah'ri' h'ajâ.

d. i.:

Seine Hoheit Mûsa' kât'him ist (allein der ganze) Stamm 'Alî's;
Stamm 'Alî's (esbât'i 'alî) ist das Ta'rîch dieses Meeres der Sittsamkeit.

esbât'i 'alî gibt 183, das Todesjahr des Imâm Mûsa' kât'him *).

8) ber 'alî u' ber moh'ammed c'ûn bîjefzâ'i 'adad
mîshewed ta'rîchi sult'âni' 'alî mûsa' rid'hâ.

d. i.:

Zu 'Alî und zu Moh'ammed, wenn du noch setzest eine Zahl,
So entsteht das Ta'rîch des Sultân 'Alî Mûsâ' Rid'hâ.

'Alî 110, Moh'ammed 92, zu beyden noch eine Zahl, d. i. 1, gibt 203, das Todesjahr des Imâm 'Alî Rid'hâ.

9) c'ûn môh'ammed 'ez 'alî bûd u' 'alî bûde' 'ezô
mî buwed her du' 'alî ta'rîchi ân gânk' sechâ.

d. i.:

Da Imâm Moh'ammed von Imâm 'Alî ('Alî Mûsa' Rid'hâ) abstammt, von ihm aber Imâm 'Alî ('Alî Nakî);
So werden beyde 'Alî das Ta'rîch dieses Schachtes der Freygebigkeit seyn.

'Alî 110, zweymal, macht 220, das Todesjahr des Imâm Moh'ammed Takî (oder Toka'?).

10) c'ûn 'alî'i bni moh'ammed hest' ta'rîchi' nakî
hem 'alî'i bni moh'ammed gesht' nâzil 'ez semâ.

d. i.:

Da 'alî ben moh'ammed das Ta'rîch des Nakî ist,
So ist (eigens dafür) 'Alî Ben Moh'ammed (Nakî) vom Himmel herabgekommen.

'alî ben moh'ammed ist 254, das Todesjahr des Imâm 'Alî Nakî, der, so meint der Vers, nur darum gleichsam unter dem Namen 'Alî Ben Moh'ammed zur Welt gekommen, weil dieser Name bestimmt war, sein Todesta'rîch zu geben.

*) Statt kât'him steht einmal t'him kâ gedruckt.

11) 'umde'i' âlî 'alî ta'rîchi chasî' 'askerî 'st
zânki châs' u' 'âm' râ ô bûd' rehber rehnemâ.

di. .:

Pfeiler des Geschlechts von 'Alî, ist das vornehmliche Ta'rîch des 'Askerî,
Weil für Vornehm und Niedrige Er Wegweiser und Führer war.

'umde'i âlî 'alî (Pfeiler des Geschlechtes von 'Alî) gibt 260, das Todesjahr des Imâm 'Askerî.

An dieses Ta'rîch, das die große Verehrung der Schi'iten für ihre 'ali'schen Imâme auf seine Art beweist, und das zugleich als eine Gedächtnißhülfe, neben ihren Namen auch ihre Todesjahre sich einzuprägen, gelten kann, schließt sich unmittelbar in unserm Buche, ohne die geringste Andeutung, daß nun etwas anders komme, das Ta'rîch der Geburt und des Todes des Bâbur Pâdishâh an, gleich als sey dieser der zwölfte Imâm zu den obigen elfen, dessen Todesta'rîch der Verfasser von den übrigen nicht anzugeben gewußt, jener verschwundene Mohdî nämlich, von dem man bisher geglaubt, daß er erst beym Ende der Welt mit dem Propheten Elias wieder zum Vorschein kommen werde. Das Ta'rîch nun dieses Bâbur Pâdishâh ist (S. 128) mit folgendem erstaunlichen Aufwand in Prosa und Versen ausgerichtet:

»Man sagt, daß zur Zeit, als auf Befehl des Pâdischâh's »der sieben Weltgürtel, des Gerechtigkeit ausbreitenden Schehin-»schâh's, des Erforschers der wirklichen und der bildlichen Ge-»heimnisse, des Gründers der Statute der Erdkreiseinnehmung »und Welthandhabung, des Abû -l'mut'heffir shihâb El-»dîn, des Herrn der Glücksconjunktur, des Zweyten, des Welt-»schâh's, des Siegesfürsten, das Fürstenbuch [1]), welches die »Begebenheiten und Eroberungen Seiner Majestät umfaßt, ge-»zeichnet von allerhöchster Feder, geordnet ward; das Ta'rîch »der glückhaften Geburt Seiner Majestät, des paradieswohnungs-»würdigen Bâbur Pâdishâh Ghâzi (dessen Einsicht Gott »erleuchte), welche Geburt am sechsten Moh'arrem des Jahres »war, in Betrachtung gezogen wurde, und man den sechsten »Moh'arrem selbst als Ta'rîch fand, das auf dreyfachem Wege zu »Stande kommt: der sechste des Moh'arrem (sheshi moh'ar-»rem) ist 888 [2]); der sechste des Moh'arrem aber enthält sechs »Buchstaben (sh, sh, m, h', r, m), sechs Buchstaben aber »(shesh h'arf) ist wieder 888 [3]), und sechs Buchstaben sind in

1) pâdishâh nâme.

2) Nach dem Zahlenwerth der Buchstaben sh-sh, m-h'-r-m.

3) Nach dem Zahlenwerth der Buchstaben sh-sh h'-r-f.

»den Worten: Zahl des Glückes ('adadi chair), Zahl des »Glücks aber ('adadi chair) ist noch einmal 888 [1]).

Ta'rich des Todes des Bâbur Pâdishâh (Trochäen):

1) pâdishâhi dehr' bâbur bâ kemâli 'adl' bûd
wâkifi 'ih'sâni 'âlem mas'dari lut'fi ilah [2])
2) sâli g'âni ô guzîden g'â besirdewsesh bugôj
g'âji sirdewsi 'ebed bugzîdeh [3]) bâbur pâdishâh.

d. i.:

Der Fürst der Zeit, Bâbur, war vollkommen an Gerechtigkeit,
Einsichtig in Gutthat der Welt, eine Quelle göttlicher Milde.
Das Jahr, da seine Seele erwählte den Aufenthalt im Paradiese,
sprich es so aus:
Den Aufenthalt des Paradieses der Ewigkeit erwählt hat Bâbur
Pâdishâh.

In diesen Beits kommt aus jedem Misrâ', durch Zusammenrechnung von dessen sämmtlichen Buchstaben, die Zahl 937, welche das Ta'rich des Todes ist, heraus. Aber die unpunktirten Buchstaben des ersten Misrâ' des ersten Beits, welche 627 machen, und die punktirten Buchstaben des zweyten Misrâ' des ersten Beits, welche 310 machen, geben zusammen auch 937; und die punktirten Buchstaben des ersten Misrâ' des ersten Beits 310, und die unpunktirten Buchstaben des zweyten Misrâ' des ersten Beits 627, geben zusammen wieder 937. Dann wenn man die punktirten Buchstaben des ersten Misrâ' des zweyten Beits, welche 517 machen, und die punktirten des zweyten Misrâ' des zweyten Beits, welche 420 machen, zusammennimmt, so ists wieder 937; und die unpunktirten Buchstaben des ersten Misrâ' des zweyten Beits, 420, mit den unpunktirten des zweyten Misrâ', 517, zusammengenommen, geben wieder 937. So kommen 8 Ta'richs aus diesen 2 Beits hervor; »nun steh einmal!« (fete'ammal) ruft unser Autor aus. — Aber das ist nur eine Kleinigkeit gegen die Kunststücke, die noch kommen. Uebrigens habe ich dieses Ta'rich nachgerechnet, und es in allen seinen Theilen richtig befunden, nur daß in der letzten Zeile bugzid, er erwählte, in bugzideh, er hat erwählt, verwandelt werden mußte, um

[1]) Nach dem Zahlenwerth der Buchstaben '-d-d-chj-r.

[2]) ilâh zu sprechen, aber nicht ilâh geschrieben, was für die Richtigkeit des Ta'rich's zu bemerken ist.

[3]) bugzîdeh (sprich bugzîde) fordert das Ta'rîch, um zuzutreffen; es steht bugzid gedruckt.

durch das hinzukommende hê ein sonst in der Rechnung fehlendes 5 herzugeben [1]).

S. 129. Ta'richs auf die Thronbesteigung von Humâjûn Pâdishâh (937), auf dessen Tod (972), auf den Tod des Shêrshâh (952). — Ch'âge H'usein von Herât hat eine K'as'ide gemacht, in welcher die ersten Mis'ra's der einzelnen Beits das Ta'rîch der Thronbesteigung des G'elâl El'dîn Moh'ammed Akber Pâdishâh Ghâzi, nämlich 973, geben, und die zweyten Mis'ra's das Geburtsjahr des Prinzen Selim, womit Nûr El'dîn Moh'ammed G'ihângir Pâdishâh gemeint ist, nämlich 977. Es sind 30 Beits, von denen wir nur die ersten und die letzten mittheilen wollen, als Probe, wie leicht einem persischen Verskünstler diese uns unerträglich scheinenden Fesseln werden (Trochäen):

lillah ilh'amd ez peji g'âh u' g'elâli shehr'jâr
gewheri meg'd ez moh'ît'i 'adl' âmed ber kenâr
t'â'irê ez 'âshijâni g'âh u g'ûd âmed furûd
kewkebê ez ewg'i 'azz u nâz' gerdîd âshekâr
gulshenê în gûne nenmûdend' der dewri c'emen
lâle'ê [2]) zîn gûne negshûd ez mijâni lâle zâr.

pâdishâhâ silki lûlûji nefîs âwerde 'em
hedje' ez gâni kerâmî bâz' g'ôj u' gôsh' dâr
kes nejâred hedje'ê zin bih eger dâred kesê
her ki dâred gô bijâ c'izê ki dâred gô bijâr
jek bejek 'ebjât ferdê beski bî 'aib âmede
her jekê g'ôji [3]) zi wei maksûdi derjâjê [4]) du bâr
misra'ei [5]) ewwel zi wei sâli g'ulûsi pâdishâh
ez duwum mewlûdi nûri dîde'i 'alem berâr
tâ buwed bâkî h'isâbi rôz'hâji mâh u sâl
wân h'isâb ez sâl u mâh u rôzi dewrân pâj'dâr
shâhi mâ pâjende bâd u bâkî ân shezâde hem
rôz'hâjê bih'isâb u sâl'hâji bîshimâr.

---

[1]) Ich blicke noch einmal ins Buch, und finde, daß der Fehler (das fehlende hê) dießmal nicht ihm, sondern meinen Auszügen aus ihm, die ich hier verarbeite, zur Last fällt. Es steht wirklich bugzîdeh im Buche. Man sieht aber, an welchen Kleinigkeiten diese Dinge hängen.

[2]) Zählt nur lâleh, weil das ê (jâ'i meg'hûl) bloß durch Hamze ausgedrückt ist. Eben so ists im folgenden mit hedje'ê.

[3]) Sprich aus: g'ô'î.

[4]) Sprich aus: derjâ'ê.

[5]) misra'ei — ⏑ —, d. i. das für das Ta'rîch geltende misra'ah mit dem angehängten Verbindungs-J, welches J hier mit dem vorhergehenden Vokal kontrahirt wird, wie auch sonst vorkommt. Die Form misrv'ah (misra'a) aber steht für misrâ', nicht bloß hier, sondern häufig auch im prosaischen Text unseres Buches.

d. i.:

Dem Herrn sey Lob über die Macht und den Preis des Landesherrn!
Ein Juwel der Hoheit ist aus dem Ocean der Gerechtigkeit ans Ufer gekommen [1]).
Ein Himmelsvogel aus dem Nest der Hoheit und Milde ist herabgekommen;
Ein Stern aus der Kulmination der Würd' und des Stolzes ist sichtbar geworden.
Ein Rosenbeet solcher Art hat man niemals aufgezeigt im Garten;
Eine Tulpe von solcher Art hat sich nie erschlossen in Mitte des Tulpenbeets.

O Pâdischâh! Eine Schnur kostbarer Perlen hab' ich gebracht;
Das Geschenk aus dem edlen Schacht nimm es an und nimms zu Ohren!
Keiner bringt ein Geschenk, besser als dieses, ob es mög' haben einer;
Wer es mag haben, der komme nur! was er mag haben, das bring' er nur!
Eins um eins die Beite, als Einzelperlen, o wie fehllos sind sie erschienen;
Jedes einzelne, mögest du suchen aus ihm ein Meereskleinod gedoppelt.
Das erste Misrâ' aus ihm das Jahr der Thronbesteigung des Pâdischâh,
Aus dem andern aber hole du die Geburt des Lichtes der Augen [2]) der Welt.
So lange dauern wird die Zeitrechnung der Tage des Monats und des Jahrs,
Und diese Zeitrechnung [3]) Jahr und Monat und Tag des Zeitenlaufs überstehn wird;
So lange stehe fest unser Schâh, und sey dauernd auch der Schahgeborene,
Tage ohne Berechnung und Jahre ohne Zahl.

Nun folgt ein desto einfacheres Ta'rich auf den Tod desselben Akber Pâdischâh, dessen Thronbesteigung im vorhergehenden Stück ist gefeyert worden; dieses hier ist verfaßt von A'saf Chân G'a'fer, und lautet:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡◡ —
fewti akber schah ez kad'hâ'i ilâh
gescht ta'rîchi fewti akber schâh.

d. i.:

Tod des Akber Schâh ist durch göttliches Verhängniß
Geworden zum Ta'rich für den Tod des Akber Schâh.

---

[1]) Das erste Misrâ' bezieht sich, wie sein Ta'rîch, auf die Thronbesteigung des Schâh, und das zweyte auf die Geburt des Prinzen, der die Perle der Hoheit ist, die aus dem Ozean der Gerechtigkeit ans Ufer des Daseyns gekommen ist. So theilen sich Vater und Sohn in alle folgende Beits.

[2]) Des Lichtes der Augen, nûri dide, d. i. Nûr El'din.

[3]) Dieses Ta'rîch.

Die Worte: fewti akber shâh (Tod des Akber Shâh) geben 1014, als Todesjahr.

Und dazu das Todesta'rich des Nûrel'din G'ihângir, dessen Geburt mit der Thronbesteigung seines Vaters zugleich im obigen ist besungen worden.

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —

shahinshâhi' g'ihân shâhi' g'ihângîr
ki desti' 'adli ô ber 'âsumân reft
c'u nûrel'dîn moh'ammed bûd' nâmesh
ez ân ez resteinesh nûr ez g'ihân reft
c'i gôjem nâmi wei kez h'âtemi' t'aj
be'ahdi' himmetesh nâm u' nishân reft
gulistâni' g'ihân bî âb u reng est
behâri' dhâti ô c'ûn der g'inân reft
ezîn mâtem-serâ c'ûn racht' ber best
g'ihân ghamgîn shûde' ô kâm'rân reft
c'u ta'richi' wefâtesh g'ust' keshkê
chir'ad gufta g'ihângîr ez g'ihân reft.

d. i.:

Der Shahinshâh der Welt, der Shah Welteinnehmer *),
Von dessen Waltung die Hand über den Himmel gegangen;
Da Nurel'din (d. i. Glaubenslicht) sein Name war,
So ist durch sein Hingehn das Licht aus der Welt gegangen.
Was sag' ich von seinem Namen! denn selbst von H'âtem Taj
War in der Blüthezeit seines Hochsinnes Name und Zeichen vergangen.
Das Rosenbeet der Welt ist ohne Wasser und Farbe,
Da der Frühling seines Wesens ins Paradies ist gegangen.
Da er aus diesem Trauerhaus zum Weggang den Bündel schnürte,
Ist die Welt bekümmert geblieben, er ist wunschbefriedigt gegangen.
Als das Ta'rich seines Todes suchte die Forschung,
Sprach die Vernunft: Der Welteinnehmer ist aus der Welt gegangen.

Nämlich: g'ihângir ez g'ihân reft, welches 1036 als Todesjahr gibt.

Darauf noch in ähnlichem Styl ein Ta'rich der Geburt (1000) des Prinzen Churrem Shihâb-el'din Muh'ammed, Shâhi g'ihân pâdishâhi ghâzi, dritten Nachfolgers (chalaf) des erwähnten Nûrel'din Muh'ammed G'ihângir. Dann aber eine K'aside von zwölf Beits, die in jedem Mis'râ das Ta'rich der Geburt des 'Alîmakâm sâh'ib-eldin wel'dunjâ sâh'ibkirân, des Zweyten, shâhi g'ihân pâdishâhi ghâzi, geben soll. — Ob gleich die Verse grammatisch unverdorben scheinen, so müssen doch Alterationen vorgegangen seyn, denn einige geben 1000, andere etwas mehr oder weniger.

*) G'ihângir.

Drey Ta'richs der Thronbesteigung des Shihâb-el'dîn Muh'ammed des Zweyten; das mittelste von H'akîm kâshi:

—◡——|—◡——|—◡—

pâdishâhi' bah'r [1]) u bar shâhi' g'ihân
kez [2]) sechâ c'ûn mihri tâbân âmede
sâli ta'rîchi' g'ulûsesh c'erch' guft
wârithi mulki suleimân âmede.

d. i.:

Der Pâdischâh des Meers und des Festlandes, der Schâh der Welt,
Der aus Freygebigkeit wie eine glänzende Sonne ist gekommen;
Das Jahr des Ta'richs seiner Thronbesteigung hat der Himmel gesagt:
Der Erbe der Herrschaft Salomo's ist gekommen.

Die letzte Zeile gibt im Persischen das Ta'rich 1037.

S. 131. Ta'rich der Erbauung der »Vestung und Stadt« Shâhig'ihân A'bâd; 38 Beits, ohne sonderliche geschichtliche Details, meist nur sehr großes Lob und gute Wünsche für den Shâh enthaltend, so wie sehr böse für dessen Feinde. Der Anfang ist (Trochäen):

t'hânigi' sâh'ibkiran shâhi' g'ihâni' dîn penâh
tâ g'ihân bâshed bekasri' pâdishâhi shâd' bâd.

d. i.:

Der zwey S'âh'ibkirân, Weltshâh, Glaubenshort
So lange die Welt stehn wird, sey er froh im Pallast der Weltherrschaft!

Und so: der zweyte S'âh'ibkirân, wird der Erbauer noch zweymal im Gedichte genannt. Aus diesem selbst möchte das sachlich oder sprechlich wichtigste, wie auch das schwerste seyn, was ich hier stellenweise mittheile:

achteri' chasmesh zi chordî nâjed ender c'eshmi wehm
noktai' mewhûmi nezdesh kâbili' ib'âd' bâd

d. i.:

Das Gestirn seines Feindes komme vor Kleinheit nicht ins Auge der Vermuthung;
Und der vermuthete Punkt seiner Annäherung enthalte selbst nur Entfernung.

pêshi bâdi' h'amle esh der rezm'gah fewg'i' 'adû
dem bedem nabûd' c'ûn ez bâdi kaumi' 'âd' bâd.

d. i.:

Von dem Sturmwind seines Angriffes im Schlachtfeld sey der Troß des Feindes
Hauch um Hauch vernichtet, wie vom Sturmwind, der das Volk 'A'd betraf.

---

[1]) Emendation für behr.

[2]) Emendation für ker (ger).

her ki ch'âhed ghairi kâmi' h'ad'hreti' shâhi' g'ihân
teng' der c'eshmesh g'ihân mânendi c'eshmi' sâd bâd.

d. i.:

Jeder wer anderes begehrt als den Wunsch der Majestät des Shâh's der Welt,
In dessen Augen sey die Welt eng, wie das Auge (die Ründung) des Buchstaben S'âd.

dushmenesh der zêri châk u' chânesh ber farki ô
geng'i kârûn in u ân c'ûn g'enneti' shedbâd' bâd.

d. i.:

Sein Feind sey unter dem Staube, und sein Pallast über dessen Scheitel!
Jener *) als K'ârun's (versunkener) Schatz, dieser wie das irdische Paradies des Shedbâd.

dushmeni' d'hoh'h'âki ch'êshî râ ki def'esh lâzim est
behri def'esh c'erch' mithli' gâwe'i' h'addâd' bâd.

d. i.:

Der Feind, der ein D'hoh'h'âk seiner eigenen Leute ist, dessen Vertreibung Pflicht ist;
Zum Behuf der Vertreibung desselben sey der Himmel wie Gâwe der Schmied;

d. i. finster, schwarz und grimmig aussehend, wie Gâwe der Schmied mit seinem rußigen Schurzfell, mit dem er aufstand gegen den Tyrannen D'hoh'h'âk (Zohak), der die ihm angewachsenen Schlangen mit dem Hirne seiner geschlachteten Leute fütterte, welches Schurzfell dann durch Feridûn, D'hoh'h'âk's Besieger, zum ewigen Reichspanier, Gâwejâni direfsh, erhoben ward. — Der Ausdruck im Beit: ein D'hoh'h'âk seiner eigenen Leute, ist hierdurch erklärt; so habe ich dem Verse zu einem schicklichen Sinn (und zugleich zu seinem vollen Metrum) zu verhelfen gesucht, indem ich ch'êshî, in der Bedeutung von: der eigene, der angehörige, an die Stelle von ch'êsh, selbst, gesetzt. — Ferner:

notfe'i' chasmesh 'eger g'unbed be solbi' nuh peder
ber seresh têgh âch'te ber kef 'eg'el g'ellâd' bâd.

d. i.:

Wenn der Zeugungstropfen seines Feindes nur in der Hüfte der neun Väter sich regt,
So sey schon für desselben Kopf das Schwert geschliffen in der Hand haltend das Verhängniß der Scharfrichter.

Die neun Zeugungsväter sind die neun Himmel oder die sieben Planeten mit den beyden Knoten, des Kopfes und des Schweifes.

---

*) Im Persischen: în, dieser, und umgekehrt: ân, jener, wo wir: dieser, gesetzt haben; nach der oben (Auszüge von S. 41) entwickelten Bezeichnungsweise.

fath'hâ bâ 'azmi [1]) nusret ber deri ô tewem end
sad hezârân fath' bâ her azmi ô hemzâd bâd.

d. i.:

Die Siege sind mit dem Siegesvorsatz an seinem Hofe Zwillinge;
Hunderttausend Siege seyen mit jedem seinem Vorsatze zugleich geboren!

kerd der dehli binâ shâhi g'ihân âbâd râ
g'âwidân shâhi g'ihân âbâd e;ô âbâd bâd
kewm'hâ kendend tâ kerdend nehresh râ rewân
bâzuwi her kôhken bâ nirumi ferhâd bâd
katra'ê ez shâh nehri h'adhreti shâhi g'ihân
zinde rûdi issahân u degle'i baghdâd bâd
shâh nehr u âbshâr u chaudhi bâ fewwâre esh
zineti gulzâri gêtî tâ demi mi'âd bâd.

d. i.:

Gebaut hat in Dehli der Weltshâh den Bau;
Ewig sey der Weltshâh-Bau [2]) von ihm in baulichem Stande!
Hügel hat man durchgraben, um seinem Fluß einen Lauf zu geben;
Der Arm jedes Berggräbers habe die Stärke Ferhâd's [3])!
Ein einziger Tropfen aus dem Shah-Fluß seiner Majestät des Shâh's der Welt
Sey ein Zinderûd Issahân's und ein Tigris Baghdâd's!
Sein Shah-Fluß und Wasserfall und Flutbecken mit Springwerken
Sey der Schmuck des Rosengartens der Welt bis zum Hauch der Auferstehungsposaune!

Ende:

âsumân c'ûn dîd guft ez behri ta'rîchi binâsh [4])
tâ ebed 'in kal'a'i shâhi g'ihân âbâd bâd.

d. i.:

Als es der Himmel sah, sprach er zum Behuf des Ta'rîchs seines Baues:
Ewig sey dieses Schloß Shâhi G'ihân Âbâd!

d. i. das Schloß dieses Namens daure ewig; oder: dieses Schloß sey ewig ein Shâhi-g'ihân-âbâd, eine Weltshâh's-Wohnung; oder: dieses Schloß des Weltshâh's sey ewig âbâl, d. i. bewohnt oder bewohnbar. — Die letzte Zeile gibt im Persischen die Jahreszahl der Erbauung, 1054.

S. 131—132. Ta'rîch des Zugs gegen Balch, von (demselben) Shâhi g'ihân Pâdishâh unternommen:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
shahinshâhi shâhi g'ihân pâdishâh
guned 'âlem efrôzî ez lut'fi h'ak

[1]) Es steht falsch: 'azm u nusret.

[2]) d. i. eben shâhi-g'ihân-âbâd.

[3]) Der den Berg Bisutun durchgraben.

[4]) binâsh, d. i. binâ'i ô, seiner Erbauung, habe ich gesetzt, statt das im Text stehende nebâsh, was keinen Sinn hat.

beher 'azmi thâni'i sâh'ib kirân
fetûh'ât' shud rôzî ez lut'fi h'ak'
beher rôzi new mî guned fath'i new
ki in est newrôzî ez lut'fi h'ak'
kenûn 'azmi teschîri 'âlem girift
guned nus'ret-endôzî ez lut'fi h'ak'
chirad behri ta'richi în 'azm' guft
bumed fath' u fîrôzî ez lut'fi h'ak'.

d. i.:

Der Shahinshâh Weltshâh Pâdishâh
Wird machen Welterleuchtung durch Gottes Gnade.
Mit jedem Kriegszug des Zweyten, Herrn der Glücksconjunktur [1]),
Sind Eroberungen zum täglichen Brot geworden durch Gottes Gnade.
Mit jedem neuen Tag macht ein neuer Sieg,
Daß dieses ein Neutags- (d. i. Neujahrs-) Fest ist durch Gottes Gnade.
Jetzt ist er zur Unterjochung der Welt ausgezogen,
Und wird Siegaufspeicherung machen durch Gottes Gnade.
Die Vernunft hat zum Behuf des Ta'rich's dieses Zuges gesprochen:
Einnahme und Sieg wird seyn durch Gottes Gnade.

Die letzte Zeile gibt 1054, in welchem Jahre ohne Zweifel das schmucke Gedicht verfertigt ist, das also die Vernunft selbst sagen läßt: Noch in diesem Jahre wird Balch eingenommen werden.

Im Buche folgt noch ein zweytes Ta'rich auf denselben Kriegszug, und dann dieses höchst sinnreiche auf die Einnahme selbst von Balch:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡◡ —

c'u sâli fath'i bedachshân u balch' wâ g'ustem
zi pîri' 'ak'l' ki dânâ bumed ber ehli zemân
zi rô'i ta'mije fermûd' fî-l'bedîhe bemen
zi jumni mewkib u ferri' kodûmi shâhi g'ihân
bushud zi balch u bedachshân nuder moh'ammed chân
zer u' kabîle u emlâk' râ gudhâsht' derân.

d. i.:

Als ich das Jahr der Einnahme von Bedachshân und Balch erfragte
Vom Alten des Verstandes, der sich auf die Zeit versteht;
Sprach er räthselweise aus dem Stegreife zu mir:
Durch die Glückskraft der Schwadronen und die Macht des Auftritts des Weltshâh's
Entwich aus Balch und Bedachshân der Nuder Moh'ammed Chân,
Gold aber, Leut' und Güter ließ er darin zurück.

»Wenn man von balch u [2]) bedachshân, welches 1589 ist, »nuder [3]) moh'ammed chân, welches 997 abzieht, aber

[1]) sâh'ib kirân.

[2]) Das u (und) zwischen beyden Wörtern ist hiernach nicht mitgezählt, sonst würde 6 mehr herauskommen.

[3]) Es steht hier und im Gedicht Nudher mit dhâl geschrieben,

»zer u kâbileh u ʿemlâk [1]) (Gold, Leute und Güter), wel»ches 446 ist, dabey läßt (d. i. dazu zählt), so erhält man 1056, »welches das Ta'rìch ist.« — So die Rechnung unseres Autors, die aber nicht zutrifft; denn: 997 von 1589 bleibt 592, dazu 446, macht nur 1038 statt 1056, welches 1038 dann natürlich nicht das Jahr der Einnahme von Balch seyn kann, in sofern diese Einnahme eine Folge des Kriegszugs gegen diese Stadt seyn soll, welcher nach dem nächst vorhergehenden Ta'rìch erst 1054 unternommen worden. Um nun die vom Autor angegebene (zu diesem 1054 im schicklichen Verhältniß stehende) Zahl 1056, als das Ta'rìch der Einnahme, zu gewinnen, müßte statt der in zer kâbileh emlâk enthaltenen Zahl 446 eine Zahl 464 stehn; und es ist wahrscheinlich, obgleich unser Autor bey dieser Rechnung die Zahlen mit Worten ausdrückt, nicht mit den arabischen Zahlziffern, daß gleichwohl hier eine Verwechslung der beyden Zahlen 446 und 464 in Ziffern zu Grunde liege. Wie diese Verwirrung zu lösen, überlasse ich denjenigen, denen mehr als mir an der Jahrzahl der Einnahme von Balch gelegen ist. Doch bemerke ich: Wenn man die beyden, nach der Zusammenrechnung unseres Autors übergangenen u, in zer u kâbileh u emlâk, mitrechnet, so erhält man 12 mehr, dazu noch das übergangene u zwischen balch u bedachshân, so hat man 18, gerade so viel als fehlt, um statt der Zahl 446 die Zahl 464 zu gewinnen. Es muß also so gerechnet werden: balch u' bedachshân macht 1595, davon nuder moh'ammed chân, oder 997, abgezogen, bleibt 598; dazu gerechnet zer u' kâbileh u' emlâk, das (mit seinen beyden u) 458 macht, so erhält man 1056 als das Ta'rìch. — Man sieht, wie unsichern Dienst diese Ta'rìch's der Zeitrechnung leisten, der zu dienen sie sich doch so viele Mühe geben.

Es folgt übrigens im Buch noch ein Ta'rìch auf diese Einnahme in zwey Beits, dessen vier Misrâ's, einmal jedes für sich, dann durch Verbindung der punktirten oder unpunktirten Buchstaben des einen mit denen des andern, zusammen achtmal dieselbe Zahl 1056, als Ta'rìch der Einnahme geben.

S. 132. »Ein Ta'rìch, das zugleich ein Tewshìh' [2]) ent»hält, das der Aghâ Tahmâsp beym Tój [3]) des Prinzen

dabey ist aber nicht dhâl, 700, sondern dâl, 4, gerechnet; es ist also Nuder zu schreiben; wie denn das persische (nicht das arabische) dhâl immer auch bloß dâl geschrieben werden kann.

[1]) Auch hier zählen die beyden u (und) nicht mit, sonst würde 12 mehr herauskommen.

[2]) Siehe oben Anker 13 dieses Fahrzeugs.

[3]) Tój, tâ, wâw, jê, ein Fest oder eine Feyerlichkeit, die ich

»Dârâ Schukûh vortrug, nämlich eine K'aside, deren neunzehn letzte Beits voller Ta'richs sind: erstlich jedes Misrâ' für »sich gibt das Ta'rich 1043 (macht 38 Ta'richs), sodann die »punktirten Buchstaben jedes Beits zusammen, und die unpunktirten Buchstaben jedes Beits zusammen geben dasselbe Ta'rich »(also wieder 38 Ta'richs, mit obigen 38 zusammen 76 Ta'richs); »und wenn man die Anfangsbuchstaben dieser Misrâ's zusammen»nimmt, so entsteht daraus ein Tewschih-Beit, das ebenfalls »auf obige Weise vier Ta'richs gibt; so daß also dieses Kunststück »überhaupt achtzig Ta'richs enthält.«

Die K'aside ist in zwey Matla's, gleichsam Auftritte, getheilt, deren erster, von achtzehn Beits, ohne Kunststück ist, und nur zur Einleitung dient, hauptsächlich aber in den vorletzten Beits zur Erklärung des Kunststücks im zweyten Matla', welche Erklärung, da man ohne sie das Kunststück gar nicht ahnden würde, zum herkömmlichen Styl solcher K'asiden gehören mag. Doch hat unser Aghâ dadurch, daß er die Erklärung seines Kunststücks außerhalb desselben beybringt, sich die Sache etwas leichter zu machen gesucht, als oben der Chåge H'usein, dessen K'aside in den Auszügen von Seite 129 verhandelt worden, der die Erklärung seines Kunststücks innerhalb desselben, nämlich in den die Ta'richs gebenden Versen vorträgt. Dagegen aber ist freylich das Kunststück selbst ein viel stärkeres, ja ein entsetzliches, beym Ansehn Schwindel erregendes. Aber unser Aghâ, der übermüthig von sich sagt, daß er kein gelernter Dichter sey, spielt sein zweytes Matla', worin die achtzig Ta'richs stecken, so leicht ab, wie sein erstes, worin nichts steckt als Phrasen; und was in jenem etwa schwer oder gezwungen scheinen könnte, kommt nicht sowohl auf die Rechnung des ihn genirenden Kunststücks, als auf die der Manier des Verfassers, die auch im ersten zwangfreyen Matla' seltsame Sprünge macht. Stellen aus dem ersten Matla':

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — — —

buwed chorschêdi tâbân nezdi râ'i' 'âlem efrôzesch
c'u kirmi' schebc'erâgh ez scherm'geh peidâ gehê pinhân.

d. i.:

Die strahlende Sonne wird vor seinem welterhellenden Sinne
Wie der nachtleuchtende Wurm, vor Scham, bald sichtbar und bald verborgen.

---

nicht näher bestimmen kann. In den Wörterbüchern findet sich nichts darüber. Doch Burhân hat tôj (mit tê, wâwi meg'hûl und jê): »Gastmal, Gästegelag, auf türkisch Hochzeit.« Dieses ists also wohl, und es wechselt nur t'â mit tê, wie öfter in türkischen Wörtern.

Sezed kez 'ishtijâkî ni'metî chânî 'atâ'i ô
berâred der rah'am min ba'd' tifli ârezô dendân.

d. i.:

Es ziemt sich, daß aus Verlangen nach der Wohlthat des Tisches seiner Gaben
Das Kind der Sehnsucht in Mutterleib hinfort die Zähne erhebe!

bedestî zerfishân ez hind' 'azmî fath'i 'âlem gun
ki dâred mihr jek 'eklîm u dared hest der fermân.

d. i.:

Mit der goldverstreuenden Hand zieh aus Indien aus zur Eroberung der Welt;
Denn die Sonne steht nur unter Einem Klima, hält aber alle sieben unter ihrem Gebot.

g'ihân-gîrâ nejem shâ'ir welê ez ferri ih'sânet
sezed ger shâ'irân jâbend ezin pes rutbeî ih'sân
egerci zin rewish men nîz h'arfê mîtuwânem zed
nemîgôjem welêken tâ nereng'ed châtirî jârân
rakam zed nûzedeh beitî muweshshah' kâtibî fikrem
pejî tôjî mubârekbâdijî shehzâdeî dewrân

kesê kez 'în rewish shi'rè tuwâned guft' bismillâh
brshâgirdî'i ô chat' mîdehem der h'ad'hretî châkân.

d. i.:

O Welteinnehmer! ich bin kein Dichter; aber durch die Begeisterung deiner Huld
Ziemt es, daß wirkliche Dichter hinfort die Staffel deiner Huld ersteigen.
Wenn ich auch der Art ein Wörtchen mitreden könnte,
Doch sag' ichs nicht; aber — damit meine Freunde nicht böse werden,
Hat aufgezeichnet 19 mit Wehrgehäng versehene Beits der Schreiber meines Nachdenkens
Für das gesegnet seyige [1]) Tôj des Königssohnes der Zeiten.

Und wer in dieser Art ein Gedicht vorbringen kann; — in Gottes Namen!
Dem verschreib' ich mich zur Lehrjungenschaft in höchster Gegenwart des Châkâns.

Aus dem zweyten Matlâ, das die Ta'richs in sich hat:

6) jem ez sitî 'atâî ô guned 'ez muflisî nâle
dur ez kaidî newâlî wei [2]) bewehm ender sadef nâlân
7) jakîn dânem ki kasdî ô guned h'allî hemè mushkil
medîh'î g'ewdi ô dâred dilâ her mushkili âsân.

---

1) Diese seltsame übermüthige Form ist der persischen dieses wunderbaren Aghâ's nachgebildet.

2) wei habe ich für das gleichbedeutende ô gesetzt, weil nur so die vier Ta'rîchs des ersten Beits zutreffen.

d. i.:

6) Das Meer, auf das Gerücht von des Schâh's Verschenkungen, klagt über Verarmung;
Die Perle, ihre Verpflichtung an seine Freygebigkeit ahndend, seufzet in der Muschel.

7) Als gewiß erkenn' ich, daß das Streben auf ihn die Lösung alles Schwierigen gibt;
Der Lobredner seiner Milde hat, o Herz, jede Schwierigkeit leicht.

15) muh'abbet bînki dâred ber duwâmi' g'ewd' keddi ô
buwed pêshi' kefi' nâmi'i ô seng u' guher jeksân

17) shahê ger nâz' lut'fi' wei guned c'ûn shâhidê dâ'im
mesîh' âjed c'u bîmârân be 'at'târ ez peji' dermân.

d. i.:

15) O siehe, welche Liebe seine Handlungsweise zur Beständigkeit des Gebens hat!
Es ist vor seiner erlauchten Hand Stein und Edelstein einerley.

17) Ein solcher Schâh, daß wenn seine Huld wie ein Liebchen beständig anmuthige Spröde zeigt *),
Der Heiland selbst wie ein Kranker zum Gewürzkrämer (des Mundes) um Arzneyen kommen wird.

Aus den Anfangsbuchstaben der neunzehn Beits nun, wovon hier nur viere mitgetheilt sind, entsteht auf eine wirklich erstaunliche Weise dieses ganz zierlich leichte Wehrgehäng-Beit oder Tewschîh:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —

besad tezjîn belûh'i' mih'mali' shâh
rak'am dîdem k'irâni' mihr' bâ mâh.

d. i.:

Mit hundert Ausschmückungen auf der Tafel des Wehrgehängs des Shâhs
Sah ich gezeichnet die Glücksverbindung der Sonne mit dem Monde.

Und zwar bilden die Anfangsbuchstaben aller ersten Misra's der neunzehn Beits, ihrer Ordnung nach, die Buchstabenreihe des ersten Misra' des Wehrgehängbeits, und die Anfangsbuchstaben aller zweyten Misra's der neunzehn Beits bilden eben so die Buchstabenreihe des zweyten Misra' dieses Wehrgehängbeits. Und dieses in seinem einfachen Ausdruck so ganz

*) Da ich die Ta'richs dieses Beits nachrechne, finde ich, daß, damit sie zutreffen, in der ersten Zeile ger (k=r) in kez verwandelt werden muß. Dann entsieht:

shâhê kez nâzi lut'fi' wei guned c'ûn shâhidi dâ'im.

Ein solcher Shâh, daß durch die Anmuth seiner Huld, wenn sie beständig Liebesweise übt,

Der Heiland u. s. w.

unbegreiflich künstliche Wehrgehängheit gibt wirklich auch richtig seine vier Ta'richs, indem die punktirten Buchstaben seines ersten Misra's 781 zählen, und die unpunktirten 262, die punktirten Buchstaben aber seines zweyten Misra's 262, und die unpunktirten 781. Also: 1) 781 (punktirte von Misra' 1) + 262 (unpunkt. v. M. 1) = 1043. 2) 262 (punkt. v. M. 2) + 781 (unpunkt. v. M. 2) = 1043. 3) 781 (punkt. v. M. 1) + 262 (punkt. v. M. 2) = 1043. 4) 262 (unpunkt. v. M. 1) + 781 (unpunkt. v. M. 2) = 1043.

S. 133. Zwey Ta'richs (1054) der Geburt des Prinzen Sipehr shukûh, Sohnes des Dârâ shukûh aus dem vorhergehenden Gedicht.

S. 134. Das folgende Ta'rich müssen wir mittheilen, nicht um seiner selbst willen, sondern als Probe von der zuweilen alle Gränzen überschreitenden Nachläßigkeit und Verwirrung unsers Autors. Er gibt als Ueberschrift: »Ta'rich des Todes der Raud'ha'i tâg Bibi,« also: einer edlen Dame, Kronengarten genannt. Der Name ließe sich wohl hören. Aber die Verse dazu lauten so:

1) Auf Befehl des Shâhi G'ihân Pâdishâh, des Glaubensnährers,
Der der zweyee S'âh'ibkirân von Gottes Gnade ist,
2) Ward im achtzehnten Jahre seiner Thronbesteigung dieses Gärtchen (in rand'hâ)
Vom Lichte der Barmherzigkeit Gottes welterleuchtend wie der Mond.
3) Wenn man seine himmelberührende Kuppel (gunbed) betrachtet,
So führt der Blick durch das Auge dem Herzen frisches Leben zu.
4) Als auf seinen Hof die Vernunft blickte, sprach sie das Ta'rich:
Geöffnet bleibe der Welt beständig dieser Hof!
5) Beständig bleibe der Shâh der Welt der Pâdishâh der Welt!
In Wahrheit bezeuge ich, daß kein Gott ist außer Gott.

Unser Autor setzt hinzu: »Die letzte Zeile gibt das Ta'rich 1056.« Das thut sie aber nicht, sie gibt nur 636. Sie ist so arabisch zusammengeflickt:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡◡ ◡◡ —
bih'akk' 'ashhado 'en lâ ilaha 'illâ'llah.

Aber außerdem fragt sich: Wie ists mit dem Tode dieser Dame Kronengarten? Hat sie der Shâhi G'ihân in den Himmel befördert, und soll das auf die verwunderliche Art ausgedrückt werden, daß sie auf seinem Befehl vom Lichte der Barmherzigkeit Gottes welterleuchtend wie der Mond geworden? Und was soll dann die Kuppel (gunbed) im Beit 3? Doch diese gibt uns eben den vermuthlichen Aufschluß. Das persische gunbed,

ziemlich synonym mit dem arabischen kubbe, ist hier, wie das letztere gewöhnlich, ein Grabmal, eine Todtenkapelle, und steht in einem dazu gehörigen Garten, einem Todtenparke, raud'ha. Diesen Garten sammt der Kuppel hat der Schâhi G'ihân anlegen und ausschmücken lassen; und da es eine heilige Stätte ist, der die Gottheit nahe gedacht wird, so kann davon schicklich gesagt werden, daß dieser Garten auf des Schâhs Befehl vom Lichte der Barmherzigkeit Gottes welterleuchtend wie der Mond geworden. Ob nun eine Dame, Kronengarten genannt, in diesem Todtengarten liege, oder ob sie bloß Kronendame (tâg' bibi) geheißen, und die Ueberschrift etwa lauten sollte: Auf (den Tod und) die Anlegung des Todtengartens der Tâg' Bibi? lassen wir dahingestellt. Das richtige Ta'rich aber, das unmöglich das 636 der letzten Zeile seyn kann, finden wir, wenn wir das letzte Beit als ein angeflicktes wegwerfen, wirklich in der dann letzten Zeile:

Geöffnet bleibe der Welt beständig dieser Hof!
guschâdeh bâd' bedunjâ hemîscheh în dergâh.

Dieses gibt 1055, also nur eins weniger als das von unserm Autor angegebene 1056. Daß es aber 1055 seyn müsse, ist aus diesen Auszügen selbst zu beweisen. Der Schâhi G'ihân Pâdischâh, der Zweyte, S'ah'ibkirân, wie er hier im ersten Beit als Anleger des Gartens betitelt wird, ist mit seinem wirklichen Namen, der Schihâb-el'din Moh'ammed, der Zweyte, auf dessen Anlegung von Schâhi-g'ihân-âbâd, so wie auf seinem Kriegszug gegen Balch, dann auf das Tôj seines Sohnes Dârâ schukûh, alle vorhergehende Ta'richs gehn. Dieses Schehâb-el'dîn's Thronbesteigung aber setzt das, oben in den Auszügen vom Ende der Seite 130 gleichfalls mitgetheilte Ta'rich ins Jahr 1037. Nun sagt das zweyte Beit unseres Gedichtchens hier, der Schâh habe den Todtenpark im achtzehnten Jahre seiner Thronbesteigung angelegt, das gibt also 1055.

S. 134. Ein höchst merkwürdiges Ta'rich:

»Als Dâwer Bachsch Ben Schâhzâde Chosrew »dem Schâhzâde Schehrjâr die Augen ausbrennen ließ, »weil dieser von ausgezeichneten Anlagen oder Eigenschaften »war*), sagte dieser aus dem Stegreif:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
zi nergiz gulâb erc'i netwân keschid
keschidend' 'ez nergizi' men gulâb

*) ez ângâ ki schâhzâde sitreti bulend dâscht.

eger 'ez tu pursend' târîchi men
bugô kûr' shud dîde'i âfitâb.

d. i.:

Ob man gleich aus der Narzisse kein Rosenwasser ziehen kann,
Doch haben sie aus meiner Narzisse [1]) Rosenwasser [2]) gezogen.
Wenn man dich um mein Ta'rîch fragt,
Sage: blind ist geworden das Auge der Sonne.

»Das letzte Misrâ' gibt das Ta'rîch 1063,« sagt unser Autor, oder vielmehr er sagt: das letzte des Misrâ' (âchiri misra') gibt so viel. Schicklich wäre es allerdings, daß das bugô, sage, nicht mit ins Ta'rîch gehörte, aber die Worte: Blind ist geworden das Auge der Sonne, kûr shud dîde'i (zähle dideh) âfitâb, geben nur 1037, und das bugô, sage, dazu gerechnet, gibt 1065, nicht 1063.

Ta'rîch des Todes des Shâhi G'ihân Pâdishâh Ghâzi:

⏓ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —

sâli ta'richi fewti shâhi g'ihân
rad'hijâ-'llâhu guft' ashraf chân.

d. i.:

Zum Jahr der Todesrechnung des Shâhi G'ihân,
»Nach Gottes Willen,« sprach Ashraf Chân.

Sehr naiv. — »Nach Gottes Willen,« rad'hija-'llâh, gibt 1077 als das Todesta'rîch. 1077 sagt unser Autor; dabey muß das in allah gewöhnlich nicht geschriebene ruhende Elif, das auch unser Autor nicht schreibt, mitgezählt, also billig auch mitgeschrieben werden: allâh, nicht allah. Sonst gibts nur 1076.

S. 134—137. Hierauf folgende abscheuliche Mühseligkeit: »Bâkir Gilânî hat zum Lobe des Propheten 178 prosaische »Reimglieder (fikra'i museg'ga') gemacht, von denen jedes »Reimglied das Ta'rîch der Thronbesteigung des Ôreng Zêb [3]) »(1068) gibt, und in Verbindung damit eine Kaside von 24 »Beits, worin er das Wunder hervorgebracht, daß durch die »Verbindung der Misrâ's unter einander 4512 Ta'rîchs heraus»kommen [4]).«

Beydes nun, die Prosa und die Verse, theilt unser Autor mit, es nimmt die Seiten 134—137 ein. Die verschiedenen Abtheilungen sowohl der Prosa als der Verse (die nicht, wie

---

1) d. i. aus meinem Auge.

2) d. i. die Feuchtigkeit des Auges, durchs Brennen —

3) Der Autor nennt ihn nur 'Alem gîr Pâdishâh.

4) Dazu sind noch 48 Ta'rîchs zu rechnen, welche die 48 Misrâ's für sich, ohne Verbindung des einen mit dem andern, enthalten; so daß der Ta'rîchs wirklich 4560 sind.

man aus obigen Worten unseres Autors schließen sollte, bloß in einer Kaside bestehn) sind sehr undeutlich markirt; und wenn der Verfasser des Kunststücks dieses dem Weltshâh »Thronenzier«*) nicht auf eine augenfälligere Weise vorgelegt hat, so fürchte ich, Seine Majestät haben es schlecht capirt. Zuerst bey der Prosa sieht man nicht, wie man rechnen soll, damit die von unserem Autor angegebenen 178 Fikra's oder Reimglieder herauskommen. Denn außer Einleitungen, Ueberschriften und Zwischenerklärungen, die doch wohl nicht zum Kunstwerke zu rechnen, da sie ohne das Kunststück des Ta'richs und zum Theil ohne Reime sind, so besteht die eigentliche Kunstprosa nur aus folgenden sechs Abtheilungen, von denen bloß die letzten viere vom Verfasser besonders namhaft gemacht sind: 1) 14 Paar gereimte Zeilen, 2) 4 Paar dergleichen, 3) 11 dergleichen, 4) 11 dergleichen, 5) 11 dergleichen, 6) 33 dergleichen. Wenn man nun alles dieses doppelt rechnet, nämlich ein Reimzeilenpaar für zwey Glieder (fikra's), so kommt doch nur 168 heraus; zählt man aber die dazwischen liegenden kunstleeren Zeilen mit, so kommt zu viel, nämlich 180 heraus. Zum Schlusse der Prosa dann sagt ihr Verfasser (Seite 136, Zeile 4), es seyen 173 Fikra's, was von der Angabe unseres Autors »178« wohl nur ein Schreibfehler ist, so wie dieses 178 selbst vielleicht ein Schreibfehler von dem nach unserer Rechnung herauskommenden 168. Dieses 168 ist wohl dann nicht ohne Bezug; man braucht es nur mit dem Ta'rich des Todes des Propheten, 10, zu multipliziren, so entsteht das Ta'rich der Thronbesteigung 1680.

Sein Kunststück nennt der Künstler selbst (am Eingang der zweyten Abtheilung): Münisi fud'halâ, d. i. Vertrauter der Edlen oder Weisen. Daß auch hinter diesem Namen etwas besonderes stecke, muß man sogleich vermuthen; und gewiß soll er, als die Quintessenz des ganzen Worts, auch das allgemeine Ta'rich desselben, 1068, ausdrücken, nur fehlt ihm eine Eins dazu, er gibt bloß 1067. Die Eins durch ein â mehr herbeyzuschaffen, muß man demnach wohl die gewöhnliche Form mûnis in die seltenere der dritten Konjugation: mu'ânis, verwandeln.

Die erwähnten sechs Abtheilungen nun haben, außer dem allgemeinen Kunststück des Ta'richs 1068, jede noch ihre besonderen Künste für sich, die der Tausendkünstler dann immer zum Eingang selbst erklärt. Als:

Abtheilung 1: »Die Buchstaben der Fikra's aller vier Mat'-

*) Das bedeutet Oreng Zêb.

»la'ʿs entsprechen denen ihres zweyten Fikra's [1]).« — Das ist unverständlich, und vermuthlich ganz verdorben. Wie man aus dem Nachrechnen, das ich mich nicht habe verdrießen lassen dürfen, ersieht, soll es heißen: Die Buchstaben der ersten Zeile jedes Reimzeilenpaares entsprechen denen der zweyten Zeile, so, daß die Hunderter, Zehner und Einer in beyden Zeilen gleich sind. Was damit gemeint ist; soll bey Abtheilung 2, wo dieselbe Kunst wiederkehrt, deutlicher werden. Bey dem Nachrechnen hat sich aber noch eine andere kleine Nebenkunst gefunden, die schwerlich zufällig ist: die vier ersten Zeilen nämlich enden (als zwey gleich ausgehende Reimpaare) auf ûd, welches ûd das Todesta'rich des Propheten, 10, gibt. Und dieses hat vielleicht der Verfasser in den obigen verwirrten Worten, wo von vier Matla's die Rede ist, sagen wollen oder ursprünglich gesagt [2]).

Diese erste Abtheilung enthält die Zueignung dieses überkünstlichen Prophetenlobs an den durch endlose Ehrentitel verherrlichten O'reng Zêb, und liest sich so leicht weg, als sey jedes Wort unwillkürlich, nicht jeder Buchstab absichtlich gewählt.

Abtheilung 2 »zeigt das Todesjahr des Propheten an.« Ich sehe nicht, wodurch? Vielleicht hat sich diese Angabe von Abtheilung 1 hieher verirrt. Ferner: »Die Einer, Zehner und Hunderter jeder ersten Zeile entsprechen denen der zweyten.« Das hat seine Richtigkeit, nämlich: außerdem daß der Zahlenwerth aller Buchstaben zusammen in einer ersten Reimzeile dem aller in der zweyten gleich ist, was schon das allgemeine Ta'rich 1068 mit sich bringt, so sind noch die Buchstaben in den beyden Zeilen eines Reimpaares so gewählt, daß alle diejenigen Buchstaben,

---

1) h'urûfi fikarâti her c'ehâr mat'la' mas'dar est bâ fik'ra'i thâniji chod berâber end. In der Uebersetzung habe ich das ganz unkonstruirbare mas'dar est auslassen müssen. Fikra'i mas'dar bedeutet erste Zeile des Reimzeilenpaars. Siehe Abtheilung 3, Note.

2) Für diejenigen, die nachrechnen wollen, setze ich die sechs ersten Zeilen Text her: alh'amdu lillah il'rah'man ilmuheimen ilbâkî -lmaks'ûd: wal's'alawt *) 'ala' -l'nebî ilkâmil ilhâdî -lmah'mud: u ber âli ân imâmi a'imme sherif elwug'ûd: u ber as'h'âbi shar'i mehi feleki g'ûd: emmâ ba'du în fik'rehâ **) ki der medh'i sâ'ie'i h'ak'ki wâlâ: rah'meti zemîn u zemân 'aluwwi h'ilm u h'ajâ 2c.

*) s'alawt ist im Text mit dem doppelpunktirten hê geschrieben, es ist aber dafür tê, 400, gezählt.

**) Im Text fik'reh im Singular, wodurch eine Eins zu wenig herauskommt.

welche Hunderter ausdrücken, für sich zusammengerechnet in der einen Zeile so viel geben als in der andern, und so auch die Buchstaben, welche Zehner, und die welche Einer ausdrücken. Also: die erste Zeile des ersten Reimpaars besteht aus folgenden sechzehn Buchstaben: 20, 80, 400, 2, 50, 1, 5, 20, 30, 40, 6, 3, 6, 4, 1, 400, deren Summe eben das Ta'rich 1068 ist. Darin machen aber, wie man sieht, die Hunderter 800, die Zehner 240, die Einer 28. Die zweyte Zeile besteht aus folgenden neunzehn Buchstaben (die Anzahl der Buchstaben braucht also nicht gleich zu seyn): 20, 70, 2, 5, 60, 1, 4, 1, 400, 4, 10, 4, 5, 20, 1, 10, 50, 1, 400, deren Summe das Ta'rich 1068 Und darin sind die Hunderter auch 800, die Zehner gleichfalls 240, und die Einer eben so 28, wie in der ersten Zeile. So enthält dann das zweyte Reimpaar in jeder Zeile an Hunderten 500, an Zehnern 530, an Einern 38; das vierte Reimpaar enthält (zufällig wie das erste) 800, 240, 28 Im dritten Reimpaare trifft diese Rechnung, so wie das Ta'rich selbst, nicht zu, es ist also verdorben.

Ich gebe nun diese kürzeste zweyte Abtheilung zugleich als eine Probe des Styls dieser Prosa in ihrem höchsten Schwunge:

guft penâhi kulli mewg'ûdât: kabe'i sâdat dide'i kâ'inât: shem'i du 'âlem resûli zemân u zemîn: 'âlî lakab konto nebijjan we âdamo beina -lâm'i wel'tîn: kâla -lh'akko -lwahhâbo fi madh'ihi wemâ jant'iko 'an ilhewa' in hija illâ wah'jon jûh'a': wekâla -lhâdî -lkajjûmo fi wask'ihi welâkinna -llâha rama': memdûh'i kor'ân kible'i kâ'inât: keiwân mekân buh'ûr elberekât.

d. i.: Es sprach (Moh'ammed) der Hort aller Wesen, die K'ibla der Fürsten (Sejjid's), das Auge der Geschöpfe; die Lampe beyder Welten, der Gesandte der Zeit und des Raumes, der Hochbenamte: Eram propheta, dum Adam erat inter aquam et lutum *). Dixit Deus Dator in laudem ejus: Hic non loquitur ex arbitrio, sed haec non est nisi revelatio, quae revelatur. Item dixit Deus Ductor Stator in descriptione ejus: Sed Deus jaculatus est (non vos). Der Gepriesene (Träger) des Korans, die K'ibla der Wesen, der Saturnstandige, er, die Meere der Segnungen.

Diese Partie ist dem Inhalt nach noch die bedeutendste durch die Anwendung von Koranstellen, obgleich der letzte Spruch: »Nicht ihr, o ihr Gläubigen, waret es, die geschossen (auf die Feinde, in der Schlacht — ich denke von Bedr), sondern

*) d. i. noch nicht aus Wasser und Lehm hervorgeknetet oder geschaffen.

Gott schoß (durch euch),« hier sehr verstümmelt und ohne rechten Bezug angewendet ist. Die folgenden Partien enthalten nichts als einen hohlen Schwall lobpreisender, sich sehr wiederholender Epitheta des Propheten. Von einer Bezugnahme auf O'reng Zêb und dessen Thronbesteigung ist nicht weiter die Rede, er ist im Eingange mit der Menge seiner Ehrennamen auf immer abgespeist.

Abtheilung 3. Jede erste Zeile der eilf Reimzeilenpaare fängt mit dem Namen Moh'ammed an [1]). Das ist richtig. Ferner: »Die Buchstaben der beyden Fikra's des Matla' und des H'usni Matla' entsprechen sich.« Was damit gemeint ist, weiß ich nicht [2]), wenn es etwas anderes seyn soll, als was in Abtheilung 1 und 2 unter andern Namen da war, daß nämlich die Hunderter, Zehner und Einer in beyden Zeilen eines Reimzeilenpaars in ihren Summen unter sich gleich sind. Denn dieses ist wirklich auch hier der Fall [3]).

Abtheilung 4. »Jede erste Zeile der Reimzeilenpaare fängt mit dem lieblichen Namen Ah'med (d. i. Moh'ammed) an; und die Buchstaben beyder Misra's (d. i. Fikra's) des Mat'la' und H'usni mat'la' sind sich gleich« (wie Abtheilung 3).

Abtheilung 5. »Die Buchstaben der ersten Zeile eines Paars entsprechen denen der zweyten Zeile.« Das soll hier heißen: der Buchstaben sind in einer von den zwey Zeilen, der Anzahl nach, gerade so viel, als der in der andern Zeile, noch außerdem, daß sie sich nach den Summen der Hunderter, Zehner und Einer gleich sind [4]).

---

[1]) jâzdeh fikra'i masdar basemi sherîfi moh'ammed est.

[2]) Die Worte sind: h'arûfi du fikra'i mat'la' u h'usni mat'la' berâber (end). Es ist nicht deutlich, was hier unter h'usni mat'la' zu verstehen sey. In Surùrî's türkischer Poetik (Manuskript im Besitz des Herrn von Hammer, S. 35 recto) wird h'usni mat'la' Schönheit des Auftrittbeits, so erklärt: h'usn elmat'la' ol dür ki shâ'ir shi'rün ewwel beiteni ghâjette ejü dije, d. i. H'usn elmat'la' ist, wenn der Dichter das erste Beit des Gedichts ausgezeichnet gut vorbringt. Und dann dem entsprechend: h'usn el'tachallus', ausgezeichnet schöner Uebergang vom Teschbîb oder Vorwerk der Kaside, zum eigentlichen Gegenstand derselben; und h'usn elmakta', ausgezeichnet schönes Schlußbeit.

[3]) h'usni mat'la' bezeichnete also hier die zweyte Zeile des Reimzeilenpaares.

[4]) Nur die zweyte Zeile des ersten Paars hat zwey Buchstaben zu wenig, und gibt auch nur 1058 statt 1068.

Abtheilung 6 »Die Einer, Zehner und Hunderter beyder Zeilen eines Paars entsprechen sich.« Trifft zu, so weit ichs probirt habe.

Hierauf die Verse, gleiches Inhalts und gleiches Styls (Seite 136).

1) ein Ghazel von neun Beits. »Jedes Misrâ' enthält das Ta'rîch der Thronbesteigung; die Hunderter, Zehner und Einer der beyden Misrâ's der sechs ersten Beits entsprechen sich, und die Buchstaben der beyden Misrâ's der drey ersten Beits sind sich auch der Anzahl nach gleich.«

2) die K'asîde von 24 Beits. Zur Einleitung fünf Reimzeilenpaare, die eine wiederholte Titulirung des Schâhs, sonst aber, außer dem in jeder Zeile steckenden Ta'rîch 1068, keine neue Kunst enthalten; darauf mehrere gereimte und ungereimte, ja höchst ungereimte Zeilen zur Erklärung. (Ich bemerke zum Voraus: Die K'asîde zerfällt in folgende vier Stücke: 1) zwey Matla's oder Eingangsbeits; 2) sieben Beits, die zusammen ein Ghazel bilden; 3) zwölf Beits, die wieder zusammen ein Ghazel bilden; 4) drey Schlußbeits, tetimme.) Das große gelungene Kunststück macht seinem Verfasser den Kopf so drehend, daß er, um die einzelnen Künste davon zu erklären, noch ehe er es selbst vorbringt, darüber ganz unsinnige Redensarten führt, von denen die Bedeutung einigermaßen herauszufinden, dem armen Berichterstatter mehr Mühe gemacht hat, als der Mühe Werth ist. »Diese K'asîde ist genannt med'hi seh'âbi g'ûd »u nedâ, bemûnisi fud'halâ, d. i. Lob der Wolke der mil»den Fülle und des Großmuththaues, beym Vertrauten der Wei»sen; der Gottheitinspirirte mit mystischer Zunge, Bâkir, hat »sie in Fluß gebracht; sie umfaßt durch die Gnade des himmli»schen Führers dreytausend vierhundert und zwey und vierzig und »fünf und eins« (Es ist nicht abzusehen was? Künste? bewahre! derer sind viel mehr, wie sich zeigen wird. Buchstaben? auch nicht! denn der Misrâ's sind 48, und jedes Misrâ' hat im Durchschnitt 23 bis 24 Buchstaben, so daß vermuthlich die sämmtlichen Buchstaben der K'asîde auf die Zahl des Ta'richs 1068 angelegt sind.) »Wenn man die drey letzten Beits der K'asîde nicht mit »einrechnet, welche die Gleichheit der Einer, Zehner und Hun»derter nicht haben, — — (der Nachsatz fehlt). »Das allge»meine Ta'rich, welches *) sich daraus ergibt, ist in diesem »Fikra angedeutet:

ta'rîchi sâli nêkô bî schek.

d. i.:

Ein gutes Jahrs-Ta'rich ohne Zweifel.

*) Das »welches« habe ich supplirt.

»Nach Räthselweise wird die Zahl von shek abgezogen, und es »bleibt übrig 1668.« (Das ist richtig: ta'richi sâli nêkô macht 1388, dieses ohne Zweifel; d. i. shek, Zweifel, welches 320 macht, davon abgezogen, bleibt 1068.) »Diese Ka»sîde des Lobes des ꝛc. ꝛc. Propheten und der Thronbesteigung »des ꝛc. ꝛc. ꝛc. Shâh's (ist) so beschaffen, daß aus den Zahlen »jedes einzelnen Misrâ' das Jahr des Lobes jenes Saturnhorti»gen entspringt (der Saturnhortige kann der Prophet oder der Shâh seyn, es ist eins, denn das Ta'rîch von beyder Lob ist dasselbe 1068) »aus der Verbindung aber der punktirten mit den »punktirten (Buchstaben je zweyer Misrâ's), das Jahr des Lobes »des Propheten der Gläubigen hervorkommt (ist, wie gesagt, nichts als das ewige Ta'rîch 1068), und aus der Verbindung »der unpunktirten mit den punktirten, und umgekehrt, das Jahr »der Thronbesteigung des Shâh's (eben 1068) sich zeigt.« »Das Hexenwerk besteht darin, daß die punktirten Buchstaben jedes der 48 Misrâ' gerade die Hälfte des Ta'rîchs, 534, brtragen, und die unpunktirten die andere Hälfte. Diese Eine Kunst rechnet uns aber der Künstler vielfältig an, nicht nur hier, wo er aus der verschiedenen Kombination der Zahlen 534 in einer Zeile oder in zwey Zeilen für drey verschiedene Ta'rîchs ausgibt, was nur eins, nämlich immer 1068, ist, sondern auch am Ende, wo durch Verbindung jeder von beyden Zahlen 534 in einer Zeile, mit jeder von beyden in allen 48 Zeilen, uns eben die 4560 Ta'rîchs, die ganz anfänglich angekündigt sind, vorgerechnet werden. Und sogleich wird uns dieses auch der Hexenmeister selbst, nur mit dunkleren Worten, zu verstehen geben. »Das ist die »gestufte, gekunstete Kasîde, in welcher (setze zu: mit Ausnahme der drey letzten Beits) die Einer, Zehner und Hunderter jedes »ersten Misrâ' denen des anderen gleich sind.« (Das kann uns nun schon nicht mehr rühren, da wir's aus der Prosa her zur Genüge kennen.) »Und ein Theil der verzeichneten Kasîde sind »diese zwey Matla's und sieben Beits, in welcher die Buch»staben jedes ersten Misrâ' denen des andern entsprechen (will sagen: der Anzahl nach gleich sind; ein neuer Kunstzuwachs). »Das Wunder aber in dieser K'aside ist das, daß die Zahl der »redenden und der stummen Buchstaben jedes Misrâ's »gleich ist. Dazu hat der Erfinder alle seine Kräfte aufgeboten, »daß in jedem Misrâ', vom ersten bis zum letzten, die Zahl 534 »aus der Summe der redenden Buchstaben, und dieselbe Zahl »aus der Summe der stummen hervorgeht; und Gott hat ihm »die Gabe der Kraft dazu gegeben!« (Hier erklärt der Meister sein eigentliches Räthsel, aber freylich auf eine räthselhafte Weise, denn man muß rathen, daß die redenden und die stum-

men Buchstaben — die punktirten und unpunktirten sind. Und von dieser Einrichtung habe ich denn, zwey Parenthesen vorher, bereits gesprochen.)

Ich gebe nun den Anfang der K'aside, die beyden Mat'la's, die sich, wie alles übrige, unbegreiflich leicht lesen; das Versmaß ist für diese Mat'la's, wie denn natürlich das ganze Stück hindurch, das angenehm bewegte:

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—|◡◡—

Mat'la'i ewwel

imâmi kulli rosol tekje'i' zemin u zemân
nebî'i tâg'i umem zêbi 'asr' mâhi mihân mat'la'i thânî
mu'azz u *) zeini rosol mâh' gâm' wahj' tuwân
kawî u zeini heme' mekka 'izz u 'arshi mekân.

Das heißt freylich nichts weiter als:

A. a) Der Vorgänger aller Gottesboten, der Halt des Raums und der Zeit,

b) Der Prophet, die Krone der Glaubensverwandten, der Schmuck der Zeitgenossen, der Mond der Edlen.

B. a) Der Verehrte, der Schmuck der Gottesboten, der Mondschrittige, Offenbarungsgewaltige,

b) Der Starke, der Schmuck von ganz Mekka, der Stolz und Thron der Welt.

Und alles folgende heißt auch weiter nichts.

Die Kunststücke dieser vier Zeilen nun sind kürzlich, nach den vorausgeschickten Andeutungen, folgende, und damit sind dann auch die aller folgenden 42 Zeilen der Wunderkaside erörtert:

1) Aa und Ab besteht jede aus 22 Buchstaben; Ba und Bb jede aus 23 Buchstaben.

2) Aa und Ab enthält jede an Hunderten 600, an Zehnern 440, und an Einern 28. Ba und Bb enthält jede an Hunderten (zufällig auch) 600, an Zehnern 420 und an Einern 48.

3) Jede der vier Zeilen enthält an punktirten Buchstaben 534, und an unpunktirten ebenfalls 534. Also

4) jede der vier Zeilen enthält in sich selbst das Ta'rich 1068, und die punktirten Buchstaben irgend einer Zeile mit den punktirten irgend einer andern geben zusammen auch das Ta'rich; denn die punktirten einer Zeile mit den unpunktirten einer andern, ferner die unpunktirten von jener mit den unpunktirten von dieser, und endlich die unpunktirten von jener, mit den punktirten von dieser, geben freylich immer auch das Ta'rich 1068. Und so

*) Dieses u habe ich zugesetzt, damit die Ta'richs und die übrigen Kunststücke zutreffen.

jede mögliche Kombination durch alle 48 Zeilen hinab, gibt dann die 4560 Ta'richs der Thronbesteigung 1068; was dann unser Buchstabenkünstler zuletzt ganz ausführlich, doch nicht ohne Verwirrungen berechnet.

Zihê châtime! Eya Schlußstein! ruft der Verfasser freudig zum Schlusse seines Werkes, und wir rufen es ihm nach, froh, wie er nur immer, des Endes dieser heidenmäßigen Arbeit.

S. 138. Ein Ta'rich auf die Einnahme von Sitâre kôh*) (Stern-Berg) in Räthselweise, verfaßt von Mir 'Abd Elg'elil Belkerâmi. »Dieses Resâle (d. i. dieses und die fol»genden Ta'richs in anderer Manier, auf denselben Gegenstand) »nennt man: gulzâri fath'i shâhi hind, Rosenbeet der »Eroberung des Shâh's von Indien, und: tôj nâme'i firô»ziji shâhi 'âlemgir, Festbuch der Siegreichheit des welt»nehmenden Shâh's. Jede von diesen beyden Benennungen ent»hält das Ta'rich 1111.

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

c'u shâhi 'âlemgîr âfitâbi âlemtâb
ki têghi ô 'st begêtî gulîdi fat'h elbâb
sitâre kal'a'i kuffâr' râ muh'âsere kerd
be'azmi ânki nemâsed binâ'i kufr' charâb
c'unân bezelzele âmed zemîn zi heibeti ô
ki kôh' gesht' c'u derjâ u kal'a shud gerdâb
c'u fath' shud peji ta'rîch' fikr' mikerdem
ber âmed ez tihi derjâ'i fikr' durri choshâb
c'u ez derûni sitâre g'unûdi shirk' bireft
t'olu' kerd' derô âfitâbi âlemtâb.

d. i.:

Als der welteinnehmende Shâh, die welterleuchtende Sonne,
Dessen Schwert auf der Welt der Schlüssel zur Sprengung der Pforten ist,
Sitâre, die Burg der Ungläubigen belagerte,
In der Absicht, den Bau des Unglaubens zu zerstören;
Gerieth so in Erschütterung die Erde aus Schrecken vor ihm,
Daß der Berg wie Meereswogen ward, und die Burg ein Wirbel.
Als die Eroberung geschah, sann ich auf das Ta'rîch,
Da kam vom Grund des Meeres meines Sinnens die schönwasserige Perle:
Als aus dem Stern die Truppen des Götzendienstes wichen,
Ging in ihm auf die welterleuchtende Sonne.

Sitâre (Stern) 666; davon abgezogen g'unûdi shirk (Truppen des Götzendienstes) 583, bleibt 83; dazu âfitâbi 'âlemtab (welterleuchtende Sonne) 1028, macht 1111, das Ta'rîch.

*) Statt kôh steht k-r-h; ob das ein Name ist, und wie auszusprechen, weiß ich nicht.

Ichtirâ'î:

⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ — —
c'u sîwâ u senbha u rânâ begêtî
zi têghi' shahinshâh' geshtend' pâre
elifhâ'i in her si râ tâ bejek g'â
nuwishtîm' ta'richi fath'i sitâre.

d. i.: Einfall.

Als Sîwâ und Senbhâ und Rânâ in der Welt
Vom Schwerte des Shahinshâh zertrümmert wurden,
Haben wir alle â aus den dreyen neben einander
Geschrieben als Ta'rich der Eroberung von Sibâre.

Die vier â oder Elif's in Sîwâ, Senbhâ und Rânâ, als vier Eins neben einander geschrieben, geben 1111.

Ichtirâ'î:

⏑ — — — | ⏑ — — — | ⏑ — —
c'u shah ibhâm' zêri chinsir âwerd
bewirdi' ismi a'them der shimâre
kilâ'i' kufr shud meftûh' fi-lh'âl
zi têghi' ò 'adù shud pâre pâre
zi engushtâni' shah ber 'akdi ibhâm
berâber c'âr elif kerdem net'hâre
bi'ainih bûd' shekli' sâli hegrî
hemîn ta'rich' shud fath'i' sitâre
c'u nîn ta'rîch' guften ichtirâ'est
shud ez 'abd elg'elîl în âsh'kâre.

d. i.: Einfall:

Als der Shâh den Daumen unter den kleinen Finger legte,
Beym Aussprechen des heiligen Namens, zum Zählen *),
Wurden die Schlösser des Unglaubens gesprengt auf der Stelle,
Durch sein Schwert ward der Feind zertrümmert.
Den (aufgerichteten) Fingern des Shâh's, bey eingebogenem Daumen,
Gegenüber bemerke ich vier Elifs.
Das war gerade die Ziffer des Jahres der Heg'ra,
Nach diesem Ta'rich geschah die Einnahme von Sitâre.
Solche Ta'richs zu machen heißt Einfall;
Das ward von 'Abd Elg'elîl erfunden.

»Die vier aufgerichteten Finger sind 1111, der darunter »gelegte Daumen stellt den Zug seneh (Jahr) vor, über wel»chem man die Ziffern zu schreiben pflegt; und das Gelenke des »Daumens ist darin das n.« So will unser Mann, ob es gleich zu den Versen nicht nöthig ist.

Darauf noch zwey eigentliche Ta'rîchs eben darauf, in de-

*) Der Shâh sagt Gebete her, und bemerkt deren Zahl mit den Fingern, deren verschiedene Einbiegungen verschiedene Zahlen bezeichnen.

ren erstem der Shâh, unter welchem Sitâre genommen ward, Moh'j El'dîn (statt Moh'ji-l'dîn, Beleber der Religion) Moh'ammed Shâhi Ghâzi genannt ist.

S. 138. Sechs Rubâ'i's des Mewlânâ Moh'teshim, enthaltend in jedem Mis'râ' das Ta'rich der Thronbesteigung des Shâh Ismâîl Elh'oseini, 1128.

S. 139. Ta'rich des Nâdir Shâh, der Dehlî eroberte: Dehlî charâb shud, Dehlî ward verwüstet; »welches die »Zahl 1151 als das Ta'rich gibt.« (Es gibt vielmehr 1156.)

Ta'rich der Geburt Newwâb Rid'hwân Newwâb Shug'â' El'dewle's, hochsel. Andenkens, 1143.

Ta'rich des Todes Newwâb G'enneti Arâmgâh Shug'â' El'dewle's, hochsel. Andenkens, 1188.

Ta'rich des Todes des Ah'med Chân Benkesh:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡◡ —
gunend girje chalâ'ik benâle u' efghân
melâ'ik âh' keshend ez wefâti ah'med chân.

d. i.:

Die Erschaffenen weinen mit Klag' und Weh,
Die Engel ziehn Seufzer aus dem Hintritt des Ah'med Chân.

Die Engel ziehn Seufzer âh, d. i. 6, ab vom Hintritt des Ah'med Chân, wefâti ah'med chân, d. i. 1191, bleibt 1185 als das Ta'rich.

Ta'rich des Todes Hâfit'h Rah'met Chân's:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —
c'u ez left'hi t'hafer ta'rîch' g'ustend
peji' bâki seri' h'âfit'h buriden d.

d. i.:

Als man aus dem Worte Sieg das Ta'rich suchte,
Schnitt man wegen des Restes den Kopf des H'âfit'h ab.

Sirg, t'hafer, ist 1180; H'âfit'h Rah'met Chân ist aber 1188 getödtet worden, deßwegen heißt es: wegen des Restes hat man den Kopf (Anfangsbuchstaben) von H'âfit'h, das h', d. i. 8, abgeschnitten.

Ta'rich der Erbauung des Imâm bâre von Asaf El'dewle, hochsel. Andenkens:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | — ◡ —
âsitâni' shehîdi ibni' shehid.

Schwelle des Martyrers, Sohnes des Martyrers;

welches das Ta'rich 1203 gibt.

Ta'rich der Erbauung der Hauptmoskee Asaf El'dewle's, hochsel.: kad kamat il'salawât, der Gottesdienst ist in Ordnung; welches 1203 gibt.

Ta'rîch des Todes Asaf El'dewle's hochsel. 1212.

Ta'rîch des Todes Genneti Arâmgâh Newwâb Seâdet 'Alichân, hochsel.:

— — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — —

kehf elwuzerâ melâdhi dewrân
ez 'arsa'i dehr' nâgehân shud
ez tûde'i châk' rûhi pâkesh
bâ fewg'i melek ber âsumân shud
zêbende'i misnedi' wisâret
ârâ'ishi sâheti' g'enân shud
shud kâlibedesh bechâk' pinhân
châkê beseri' g'ihânijân shud
ferjâd' berâr u gôj' ta'rîch
fachri' wuzerá ezîn g'ihân shud.

d. i.:

Der Hort aller Wezîre, die Zuflucht der Zeit,
Ist vom Schauplatz der Welt plötzlich gegangen.
Vom Staubhaufen der Erde ist sein reiner Geist
Zum Chor der Engel in den Himmel gegangen.
Die Zierde des Wezirat-Polsters
Ist als Schmuck der Halle Edens hingegangen.
Sein Leib ist unter den Staub gelegt worden,
Und Staub ist über das Haupt der Menschen ergangen.
Hebe Wehklage und sage das Ta'rich:
Der Stolz der Wezire ist aus der Welt gegangen.

Die letzte Zeile gibt 1525; wenn man davon Wehklage, ferjâd, 295, weghebt, d. i. abzieht, so bleibt 1230. »Wenn man »dann davon nach dem Grundsatz der Abtrennung (?— be i'ti»bâri kâ'ide'i teg'rid) Eins abzieht, so bleibt 1229 als das »Ta'rich.«— Auf desselben Tod folgen noch drey Ta'richs, jedes ein einzelnes Mis'râ', das die Zahl 1229 gibt.

Vier und vierzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Ishtirâk, oder Gemeinschaftlichkeit der Prädikate, auch muterâdifein oder 'adîl elmithl genannt. Ohne weitere Erklärung folgen zwanzig Beits oder vierzig Zeilen, in deren jeder zwey verschiedene Gegenstände genannt sind, denen ein gemeinschaftliches Prädikat gegeben ist, das aber zwey Bedeutungen hat, deren eine auf den einen Gegenstand, und die andere auf den andern anwendbar ist. Meist nicht witziger, als wenn man im Deutschen sagte: Der Schreiber und das Schiff beyde haben Kiele. Z. B.:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡◡ —

1. kishti u' 'omr' her du der gudherend
shâhid u' zerger în du sîm'berend
2. shegre u' duzd' her du berdârend
ketef u' shâh' her du ser dârend
3. surme u' hâl'gâh' bâ mîlend
misr u sabbâgh' her du bâ nîlend

7. shâ'ir u' h'âkim ehli dewânend
bende u' ch'âg'e zêri fermânend
8. t'âlib u' gulshen în du bâ g'ôjend
bulbul u' s'ewleg'ân du bâ gôjend
10. ferbeh u' 'ankebût' ehli tenend
shah'ne u kus kesh în du k'ah'be zenend
13. g'engî u' bâz' her du bâ g'engend
kôh u dhî ih'tishâm' bâ sengend
15. shem' u h'âg'ib 1) hemîshe der gîrend
terkesh u' k'as'r' her du bâ tîrend
16. mah'rem u' mi'mâr' bâ râzend 2)
mot'rib u' mâl'dâr bâ sâzend
17. zânû u' ebr' her du bârânend
g'ennî u' zinde her du bâ g'ânend
18. shâh u h'alk'ûm' her du bâ kâmend
bâz u s'ajjâd her du bâ dâmend
19. zeni zust 3) u' chomâr' derdi serend
mushterî u' h'imâr' her du cherend.

d. i.:

1. Schiff und Leben sind beyde der gudher, 1) auf der Fahrt, im Strom, 2) vergänglich.
Der Liebste und der Goldschmidt sind beyde sîmber, 1) silberbusig, 2) silberführend.
2. Der Baum und der Dieb sind beyde berdâr, 1) fruchttragend, 2) wegnehmend.
Die Schulter und der Schâh sind beyde serdâr, 1) den Kopf tragend, 2) die Hauptstelle habend.
3. Die Augensalbe und der Ballspielplatz 4) sind beyde versehn mit mîl, 1) Salbestift, 2) Gränzpflöcke oder Blöcke.
Aegypten und der Färber sind beyde versehen mit nîl, 1) der Strom, 2) Indigo.
7. Der Dichter und der Richter halten beyde einen Diwân;
Der Sklav' und der Herr sind beyde zêri fermên, im Dienste und im Amte.
8. Der Sucher und der Garten sind beyde bâ g'ôj, 1) mit Suchen beschäftigt, 2) mit Wässerungsanstalt versehn.
Die Nachtigall und der Ballschlägel sind beyde bâ gôj, 1) mit Tönen, 2) mit dem Ball versehn.
10. Der Fette und die Spinne sind beyde bâ ten, 1) wohl bey Leib, 2) mit Spinnwebe.

---

1) Emendation für h'âg'et.

2) Dem Vers fehlt die erste Kürze der zweyten Region; dergleichen mir noch nicht vorgekommen. Vermuthlich ist das 'ain in mi'mâr' (— — ◡) durch ein dagesh euphonicum zu sprechen (— ◡ — ◡).

3) zust, heftig, oder zisht, häßlich. Im Texte steht zen zenest.

4) hâl bedeutet nach Burhân »die Grenzzeichen, mîlhâ, die man »zum Behuf des Ballspiels an beyden Enden des Meidân aus »Stein und Kalk macht.« Das hier stehende hâlgâh ist also ein solcher abgegrenzter Platz.

Der Vogt und die Hure*) sind beyde kah'bezen, 1) die Hure schlagend, 2) zuhustend.

13. Der Krieger und der Falke sind beyde bâ g'eng, 1) im Kampf, 2) mit Klauen.

Der Berg und der Vornehme sind beyde bâ seng, 1) mit Gestein, 2) von Gewicht.

15. Die Kerze und der Thürhüter sind beyde der gîr, 1) Thür hütend, 2) anbrennend und sich verzehrend.

Der Köcher und der Pallast haben beyde tîr, 1) Pfeil, 2) Pfeiler.

16. Der Vertraute und der Baumeister haben beyde râz, 1) das Geheimniß, 2) Tünche.

Der Spielmann und der Reiche haben beyde sâz, 1) Instrument oder Tonweise, 2) Wohlhabenheit und Einrichtung.

17. Das Knie und die Wolke sind beyde bârân, 1) mit dem Schenkel, 2) regnend.

Der Dschinne und der Lebende sind beyde bey gân, 1) bey den Dschinnen, 2) bey Leben.

18. Der Schâh und der Schlund sind beyde bey kâm, 1) bey Wunschesvollmacht, 2) beym Gaumen.

Der Falk und der Jäger sind beyde bâ dâm, 1) in Fesseln, 2) mit Jagdstricken versehen.

19. Ein häßliches Weib und Katzenjammer sind beyde Kopfweh (und Hauptübel.

Der Käufer und der Steinesel sind beyde cher, 1) kaufend, 2) Esel.

Zierlicher sagt Emir Chosrew in gleicher Manier:

nâfe u' zulfi jâr' der c'în end
chôb' rôj u' rikâb' der zin end.

d. i.:

Die Moschusblase, und das Haar des Liebchens sind in c'în, 1) in China, 2) in Kräuselung;

Der Schöne und der Steigbügel sind beyde in zîn, 1) im Schmuck, 2) am Sattel.

S. 140. Fünf und vierzigster und sechs und vierzigster Anker d. e. F. Die Kunststücke fauk' el'nakt' und tah't el'nakt', d. i. der oben punktirten und der unten punktirten Buchstaben. Als Beyspiele zwey Ghazels, in deren Schlußbeits sich D'hamirî nennt. Das erste Ghazel hat keine Buchstaben mit Punkten unter sich, das andere keine mit Punkten über sich. Also nicht so, als wenn das erste aus lauter oben punktirten, und das andere aus lauter unten punktirten Buchstaben bestände; sondern nur die punktirten Buchstaben, die im ersten vorkommen, sind bloß oben, nicht unten punktirte; und die punktirten im letzten sind bloß unten nicht oben punktirte. Uebrigens ist auch dieses Gesetz (wohl herkömmlicher Weise) im Schlußbeit nicht beobachtet, wie schon der im Schlußbeit beyder Ghazels

*) kus kesh, vulvam trahens.

stehende Name D'hamîrî, der sowohl oben als unten punktirt ist, mit sich bringt. Der Witz davon sind aber eben diese Schlußbeits, worin von den Tüppelein oben oder unten eine poetisch-erotische Anwendung gemacht wird. Das Tüppelein oben ist das Fleckchen auf der Wange des Schönen, und das Tüppelein unten ist das ihm unter die Füße gelegte Haupt des Dichters.

Sieben und vierzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Taʿrib oder Vokalisation. Die Vokalisation so durch ein Beit oder mehr durchgeführt, daß alle Buchstaben mit Fath'a (a, e), oder alle mit kesra (i), oder alle mit D'hamma (o, u) ausgesprochen werden. Mit dem Fath'a hats wenig Schwierigkeit, desto mehr mit den beyden andern. Beyspiel von D'hamma:

——◡—|◡——||——◡—|◡—
kumm u' turung' u gulbun bushguft' c'ûn surosh
bulbul bumurd u sulsul zud [1]) ghulghul u' churôsh.

d. i.:

Der Strauch kumm [2]), der Citronbaum und der Rosenstock sind aufgeblüht, an Glanz dem Engel Surôsh gleich;
Die Nachtigall ist gestorben (aus Liebe zu der Rose), und die Ringeltaube hat ein Gluchzen und Stöhnen erhoben.

Acht und vierzigster Anker d. e. F. Das Kunststück muted'hammin ellaghetein, oder zwey Sprachen verbindend. »Ein Satz oder ein Vors, der in zwey Sprachen »zugleich gelesen werden kann, so wie dieses Beit des Emîr »Chosrew von Dehlî sowohl auf persisch als arabisch geht:

◡———|◡———|◡——
behâ'i' châne dârî bâbehâ kun
hewâ dârî u nâdânî rehâ kun.

d. i. auf persisch (vermuthlich):

Den Werth des Haushaltes halte werth!
Die Lust halte, und den Unverstand laß fahren!

---

[1]) zud, gewöhnlich zed gesprochen, er hat gezückt ꝛc. Burhan sagt: »z-d-n nach der Form b-d-n,« das ist doch wohl buden, bûden (seyn), also zuden, und vielleicht ursprünglich auch zûden, wovon denn das Adjektiv zûd (schnell wie ein Zuck); somit aus der Sanskritwurzel g'u (sich schnell bewegen), mit der gewöhnlichen Umwandlung des sanskritischen Palatals g' (dsch) in den weichen persischen Zischlaut z, wie g'ânû, zânû (Knie), g'îw, zî (leben).

[2]) kumm (kum) ist nach Burhan: »eine Art von Gedörn, was auch »ketirâ samagh (Tragakanth) ist, arabisch shegret elkuds »(Heiligenbaum), und miswâk elʿibâd oder miswâk elmesih' (Zahnreiber der Andächtigen oder des Messias).«

Auf arabisch (nach Erklärung unseres Autors):

Mein Behâ hat belistet mein Haus; sey du an dessen Pforte!
Er kam herab auf mein Haus, und rief mir zu: Sey rehâ!

Ich sehe nicht, was rehâ kun im Arabischen heißen könne. Unser Autor erklärt es: nâ pes serâ bâsh oder (denn es ist undeutlich gedruckt) tâ pes serâ bâsh; was ich auch nicht verstehe. Vielleicht: stecke nicht im Hause! komm in die Weite (rehâ)? Dann wäre hier kun (sey) cum accusativo loci, auf dieselbe willkürliche Weise konstruirt, wie schon in der ersten Zeile: bâbehâ kun, statt fi bâbihâ.

»Dergleichen Verse hat Emîr Chosrew mehrere gemacht, »z. B. folgenden, den man zugleich persisch und hindostanisch le»sen kann:

⏒ ⏑ — — | ⏑ — ⏒ — | ⏑ ⏑ —
ei nedîmê behâ'i g'âni kesê
heme sôlêk' dùr' g'â'i besê.

d. i. auf persisch:

O Liebesgeselle, der du der Preis bist für das Leben eines Gewissen (d. i. für mein Leben)!
Aller Mehlthau *) sey (deiner Liebessaat) fern auf weite Strecke!

Was der Vers auf hindostanisch heiße, hätte unser hindostanischer Perser zum Besten der Europäer, an die sein Buch kommen sollte, wohl erklären können; da er es nicht gewollt hat, so will ich es auch nicht.

»Zu diesem Kunststück kann man auch folgendes rechnen, »wenn man in persischen Gedichten in jedem Beit oder jedem »Misrâ' ein hindostanisches Wort anbringt. Z. B. ein Ruba'i »von Emîr Chosrew:

dî rôz' bireftem bekenâri' g'ô'ê
dîdem belebi' âb' zenê hindô'ê
guftem sanemâ behâ'i môjet c'i buwed
ferjâd' ber âwerd' ki dur der mô'ê.

d. i.:

Gestern des Tags ging ich am Ufer eines Flusses,
Und sah am Rand des Wassers ein hinduisches Weib.
Ich sprach: O schönes Götzenbild! was mag der Preis deines Haares seyn?
Sie erhob ein Geschrey: Perlen sind in diesem Haare!

Die Worte, die ich als dur der mô'ê, Perlen sind in diesem

*) Mehlthau; so übersetze ich auf gut Glück das unbekannte Wort sôlêk (sùlik). Burhan hat »sôlek, nach dem Maße von »chôbek, eine Silbe, die zum Schaden auf ein Saatfeld fällt.« — Vielleicht vom türkischen s'olmak, pallescere, tabere.

Haare, aufgefaßt habe, haben vermuthlich eine andere Bedeutung, die ich aber nicht verrathen kann.

Deßgleichen:

— — ᴗ — ᴗ — ᴗ ᴗ — — ᴗ — ᴗ —

dârim' ârezû ki h'ikâjet gunim' bât
tâle' gholâmi rô'i tu sad berg' zêri pât
her berhemen ki rô'i tu dîdest' ei sanem
zennâr' râ gujest' leked zed berô'i lât.

d. i.:

Ich habe Verlangen, ein Gespräch zu führen mit dir!
Tulpe ist Sklave deines Gesichts, und hundertblättrige Rose unter deinem Fuß.
Jeder Brahmane, der dein Gesicht erblickte, o schönes Götzenbild,
Hat seinen Gürtel [1]) zerrissen, und seinem Götzen Lât ins Gesicht getreten.

Vermuthlich sind es in diesen Versen die seltenen persischen Kontraktionen bât für bâ tu, mit dir, und pât für das deutlichere pâ'i tu, dein Fuß, in welchen hindostanische Wörter verborgen sind.

Deßgleichen:

— — ᴗ ᴗ — | — ᴗ ᴗ — | — ᴗ ᴗ — —

guftem [2]) ki derîn châne'i ma'mûni tu bâshem
gufta ki derîn châne belâ'ê 'st' memânî.

d. i.:

Ich sprach (zu einer Indierin): In diesem deinem ruhigen Hause will ich seyn.
Sie sprach: In diesem Hause ist ein Unheil, bleibe nicht da!

Diese verschiedenen Verse, in denen uns, als der hindostanischen Volkssprache Unkundigen, die eigentliche Spitze entgeht, geben uns gleichwohl ein interessantes und in den Hauptzügen deutliches Bild von dem Verhältnisse der persisch-mogolischen Poeten und Herren zu den hinduischen Frauen jener Gegenden; so wie sie naiver, als sie es meinen, die Mißverständnisse darlegen, die im Umgange von Leuten verschiedener Sprache zu entstehen pflegen.

Neun und vierzigster Anker d. e. F. Das Kunststück dhât elmuthellethe, Dreyfältiges, d. i. Dreysprachiges. Worte, die man in drey Sprachen lesen kann. Als Beyspiel nichts, als, ganz ohne Erklärung, folgendes, was

---

[1]) Hier wird der Brahmanengürtel, wie sonst der Gürtel der Feueranbeter, zennâr genannt.

[2]) Ich habe guftem, ich sprach, für guftâ, er sprach, gesetzt.

wie ein Beit geschrieben ist, aber, wenigstens wie es dasteht, kein Versmaß hat:

menk'unin gewheri bâki
bîni chod burîd.

S. 141. Funfzigster Anker d. e. F. Das Kunststück kalb ellisânein, Umdrehung in beyden Sprachen; wenn man etwas vorwärts in der einen, und rückwärts in der andern von beyden Sprachen (der arabischen und persischen) lesen kann. Z. B. der grammatische Vers des H'usein, arabisch:

ai u ra's u râs u nehk u ghaim u deh

rückwärts persisch:

ked u mêgh u kehn u sêr u sar u jâ [1]).

Ein und funfzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Tefennun, Variation; wenn man einen Gedanken auf doppelte Weise nach einander ausdrückt. Z. B. Châkânî sagt:

— — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — —
ez jârebi rehrewân jekâjek
eiwâni felek shude mushebbek
rachne' shude zâhi 'âshikâne
bâmi' nuhum âb'gîne châne.

d. i.:

Durch das Jâreb- (o Herr!) Rufen der zur Ka'ba Wallfahrtenden, unausgesetzt,
Ist die Gallerie des Himmels zu einem (durchbrochenen) Gitterwerk geworden.
Zerbrochen ist geworden durch das Liebes-Ach
Der Söller des neunten gläsernen Hauses [2]) (des Himmels).

Zwey und funfzigster Anker d. e. F. Das Kunststück Teg'rîd, Abtrennung. »Dieses besteht darin, daß man »aus zwey Partikeln den Sinn Einer Partikel, und aus zwey »Wörtern den Sinn Eines Wortes nimmt [3]). Sa'dî sagt:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —
beder jâ der menâfi' bî shimâr est
eger châhî selâmet ber kenâr est.

d. i.:

Im Meer sind zu holen Nutzbarkeiten ohne Zahl;
Aber wenn du das Heil suchest, das ist am Ufer.

---

1) Ist schon oben unter den Kunststücken der Umdrehung (kalb oder maklûb) da gewesen und erklärt worden.

2) Oder auch: Der neunte glasgehäusige Söller —

3) in c'unân est ki ez du h'arf ma'na'i jek h'arf u ez du kelime ma'na'i jek kelime gîrend. — Ein anderes tegrid enthält Anker 28 des zweyten Fahrzeugs.

Was ist nun hier die Abtrennung, tegrîd? Es sind wohl nicht, wie man aus der obigen Definition zunächst schließen dürfte, die zwey Partikeln in der ersten Zeile gemeint, die das Hauptwort derjâ, Meer, in die Mitte nehmen, und beyde zusammen den Sinn einer einzigen Partikel geben, nämlich be derjâ der, im Meer drinnen, d. i. im Meer; sondern, wie man aus dem folgenden, was noch zu diesem Kunststücke teg'rîd gerechnet wird, folgern muß, ist die Wendung der zweyten Zeile gemeint, wo selâmet, das Heil, nur einmal steht, und in der Konstruktion doppelt gilt, nämlich:

Wenn du suchest — das Heil — ist am Ufer;

d. i. wenn du suchest das Heil, das Heil ist am Ufer. Welcher Art Konstruktionen in allen Natursprachen, z. B. im Hebräischen und im Altdeutschen, auch vorkommen. Unser Autor hätte dann nur, seiner Gewohnheit nach, falsch definirt. — Er fährt fort:

»Der Verfasser der resâle'i ſan'at il'ſho'arâ, d. i. der »Abhandlung über die Kunst der Dichter, schreibt: »»Wenn man »»an einer Stelle, wo das Id'hafet sich gehört, dieses weg- »»nimmt, so nennt man dieses auch ſan'ati teg'rîd, Kunststück der Abtrennung (also auch eine grammatische Licenz heißt ein Kunststück!), z. B.:

— ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ —

c'un chodâ châhed ki perde' kes dered
meilesh ender ta'ne'i nîkân bered.

d. i.:

Wenn Gott eines Menschen Vorhang zerreißen (d. i. ihn zu Schanden machen) will,
So wendet er dessen Streben auf Verleumdung der Edlen;

»»wo perde kes statt perde'i kes, Vorhang Jemand, statt »»Vorhang von Jemand, steht. — Desgleichen:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —

gulah konduz betârek ber nehâdî.

d. i.:

Die Haube von Biberfell hast du auf die Scheitel gesetzt;

»»wo gulah konduz für gulahi konduz steht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. III. Las Comedias de D. *Pedro Calderon de la Barca*, cotejadas con las mejores ediciones hasta ahora publicadas, corregidas y dadas á luz por Juan Jorge *Keil*. En cuatro Tomos. Leipsique, Ernst Fleischer. T. I. 1827.

Mit aufrichtiger großer Freude übernehmen wir die ausführliche Anzeige der neuen Ausgabe der Schauspiele des großen spanischen Dichters. Wer die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens gerade in unserer Zeit einiger Maßen kennt, muß dem Herausgeber wie dem Verleger für den Willen, den Muth und die Kraft bey der Ausführung seinen Dank sagen. Einerseits wird zwar das Bedürfniß, die reichen Fundgruben jener Werke zum eigenen Gebrauche zu besitzen, in beyden Hemisphären von Manchem empfunden; andererseits aber ist die Richtung vieler Gemüther so abgewendet von stiller und ernster Neigung und ruhiger Betrachtung, daß die nöthigen Hülfsmittel zu einer vermehrten und verbesserten Ausgabe, so wie die wünschenswerthe Unterstützung spanischer Gelehrten jetzt gerade noch eben so sehr mangeln, wie dieß seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts immer der Fall gewesen. Schon Apontes versichert, Vorr. Thl. 10 seiner Ausgabe, er habe die von Vera Tassis nicht aufgenommenen Stücke des Calderon nicht erhalten können, wohl aber habe man ihm das Geld abzunehmen gewußt, das er für die Zusendung derselben versprochen *). Und Apontes lebte in seinem und Calderons Vaterlande, in Madrid selbst, und schrieb dieß im Jahre 1763. Und nun sehen wir in Norddeutschland eine Recension des spanischen Textes hervorgehen, welche, wie jeder unbefangene Leser zugeben wird, die beyden früheren Ausgaben der Dramen so wie die zusammengebundenen Sammlungen von Sueltas in aller Hinsicht übertrifft. Die Schönheit des Papiers und des Drucks springt bey dem ersten Anblick in die Augen. Die Typen sind nicht so groß wie in den spanischen Drucken, aber klar, hervorstechend und wohlthuend. Merkwürdig ist sodann, wie der Text frey ist von dem, was man gewöhnlich Druckfehler nennt, welche durch Verwirrung der Interpunktion, Versetzung von Buchstaben bey Büchern in fremden Sprachen sonst eben so häufig als ärgerlich und störend sind. Das Wichtigste und Beste aber ist die eigentliche Wiederherstellung des spanischen Textes. Calderon schrieb zunächst, wie jeder wirklich dramatische Dichter, nicht um gelesen, sondern um gehört zu werden. Daher seine Gleichgültigkeit und Sorglosig-

*) Er drückt sich nach seiner geschraubten Art so aus: Pero me quedé no solo con las buenas ganas de recibirlas, sino tambien libre de la buena paga que havia prometido.

keit bey den Verstümmlungen und Entstellungen durch den Druck. Er klagt wohl darüber gelegentlich, half aber nur durch eine selbst besorgte Ausgabe der Autos sacramentales den Gefahren ab, welche auch diesen drohte. Vera Tassis will zwar die eigenhändigen Verbesserungen des Verfassers zu allen Dramen bey der Hand gehabt haben, aber mehrere unzweifelhafte Fehler in seiner Ausgabe, verglichen mit einzelnen Drucken im Juego de varias und in früheren Sueltas, beweisen unwidersprechlich, daß jene Verbesserungen Calderons entweder nicht vollständig waren, oder von Vera Tassis unverantwortlich schlecht benützt sind. Apontes hat einiges besser, einiges schlechter als sein Vorgänger gegeben. Ein bestimmtes Prinzip aber habe ich nicht gefunden bey seinen Aenderungen, wohl aber grobe Nachläßigkeiten und Verstümmlungen, z. B. in Mañana será otro dia und dem Magico prodigioso. Herr Keil hat aus den vorhandenen und ihm zu Gebot stehenden vielen Drucken bey Varianten diejenige Lesart ausgewählt, welche dem Sinne, Zusammenhange, dem Geiste des Dichters und seiner Schreibart in der Lebensperiode, worin das Drama fällt, die angemessenste war. Die mißliche Konjektural-Kritik hat er mit Recht ganz verworfen; obgleich auch hierbey der Reiz für den Liebhaber nicht gering ist. Denn es fehlen in manchen früheren Dramen immer noch ganze Verse, wie Reim und Assonanz lehren, und da hatte mancher seine Zeile in die Calderon'schen hineingesteckt. Dadurch aber wurde das Uebel fast unheilbar. Denn jetzt läßt sich bey Auffinden neuer Hülfsmittel (Handschriften oder noch nicht verglichene Drucke) das Fehlende mit dem Aechten ergänzen; das entschieden Verdorbene bessern *). Freut uns diese Selbstbeherrschung in den wenigen Fällen, wo bis jetzt noch unverbesserliche Lücken sind: so hat ein feiner, durch vieljähriges Studium des Dichters genährter Takt den Herausgeber in der Wahl der gegebenen Varianten geleitet. Es ist zu wünschen, daß das »spanische« Publikum in und außer Europa ein mit seltenem treuem Fleiß und nicht geringer Aufopferung in Deutschland begonnenes Werk recht unterstützen möge, damit Fortsetzung und Schluß bald folgen können, und ähnliche Ausgaben ähnlicher Werke sich daran schließen. Möchten doch die bessern von den fast unerschwinglichen Dramen des Lope de Vega auch nächstens zugänglich werden! Hier sind die Schwierigkeiten noch dazu ganz gering. Denn Lope hat über dreyhundert selbst in Verlag und Druck gegeben, und

*) Vor dem Unfug, Stellen deßhalb zu ändern, weil man sie nicht zu erklären versteht, ist, Gottlob! dies Gebiet der Literatur noch frey.

es bedarf also hier nur einer Auswahl, eines Nachdrucks und eines lesenden Publikums.

Nach diesem allgemeinen Urtheil zu dem Einzelnen.

Den Anfang macht der Bericht des Vera Tassis über das Leben und die Schriften Calderons, wie ihn die beyden spanischen Ausgaben haben.

Derselbe Vera Tassis versah auch die Ausgabe der Cythara de Apolo des Agst. de Salazar y Torres, Madr. 1681, 4, mit einer ähnlichen Fama posthuma des Salazar, worin er noch Einiges über Calderon beybringt, was aber auch mehr in pomphaften Phrasen besteht, als in brauchbaren und wünschenswerthen Thatsachen *). Merkwürdiger bey diesem Druck der Cythara ist die davorstehende, von Calderon selbst verfaßte Aprobacion, wo man den Dichter auch in Art und Styl eines Büchercensors kennen lernt.

Den Schluß der Einleitung zur Keil'schen Ausgabe macht die lateinische Grabschrift, welche aber offenbar Huerta (Theatro Hesp.) unrichtig kopirt hat: denn es ist keine Struktur zu finden; für *ac* lege wohl *ea* lege zu lesen, und ähnliches.

Jetzt kommen sieben und zwanzig Schauspiele selbst, in der Reihenfolge, wie Vera Tassis sie in seinem Theil 1 bis 3 gegeben. Rec. hat, Anzeigeblatt dieser Jahrbücher 1822, Nr. 17 bis 19, eine Notiz von sämmtlichen Schauspielen geliefert, und dabey eine Anordnung nach Inhalt und Zeitfolge versuchsweise unternommen. Die folgenden Bemerkungen, eine Frucht fortgesetzten Studiums des Dichters, sollen sich gewissermaßen als Fortsetzung und Ergänzung an jene Notizen schließen. Jedes Drama, in der Folge wie sie die neue Keil'sche Ausgabe darbietet, wird einzeln aufgeführt werden, und die Nummer hinter dem Titel verweist auf die vom Rec. im Anzeigeblatte von 1822 angewiesene Stelle und mitgetheilten Bemerkungen, wovon hier jetzt nichts wieder aufgenommen wird. Die Citate bey den Schauspielen, die erst in den spätern Theilen der Keil'schen Ausgabe folgen werden, gehen auf die Ausgabe des Apontes. Die erste Zahl bezeichnet den Theil, die zweyte die Seite, die dritte die Kolumne. Die Stellen aus den 27 Stücken des vorliegenden

---

*) Z. B. Salazar habe gehabt De Calderon la idea y lo ingenioso. Ferner: *Salazar* entró pues en esta corte, donde solo halló qne adelantar lo que nuestro *Comico Fenix* le enseñó; esse espiritu ardiente en elocucion, en frasi y en inventiva, su Maestro, Mio, y aun de todos, *Don Pedro Calderon de la Barca*: que no consiente, mi afecto fiar su nombre de sus señas, quando toda la ponderacion solo se explica en su nombre.

Theils sind aus dieser neuen Ausgabe citirt; in Parenthese steht der Vollständigkeit wegen der Ort, wo die Stelle bey Apontes zu finden, darneben.

Nach diesen unumgänglichen Erklärungen ohne Weiteres zur Sache.

Nr. 1. La vida es sueño (das Leben ein Traum). Nr. 92.

Der positive Gehalt des herrlichen Werkes besteht eigentlich in der stets wiederholten Lehre, daß nach den vorüberschwebenden und uns verstrickenden Träumen ein Erwachen folgen werde, das in genauer Verbindung mit unserm Benehmen im Traume steht, ja das nur eine Folge desselben ist. Von hier aus erhält die Fabel selbst noch weitere Beziehung und Anwendung. Wie Sigismund sind alle Menschen hier unten in einer von oben spärlich erleuchteten Grotte eingekerkert und angeschlossen. Dieß hat schon Plato in dem berühmten Gleichniß zu Anfang des siebenten Buchs vom Staat in demselben Sinne ausgemalt. Wyttenbach urtheilt, zu Plutarch Aud. poet. p. 36, e: »Ein von Gott eingegebener Vergleich des menschlichen Zustandes mit einer Grotte, worin der Mensch, nur die Schatten der Dinge sehend, sich einbildet, die Dinge selbst zu sehen. Ich glaube nicht, daß antike noch moderne Zeit etwas diesem Gleichnisse Aehnliches habe, an Erhabenheit, Wahrheit, Klarheit.« Der unbefangene Beurtheiler aber muß zugestehn, daß der Spanier das Gleichniß nicht allein erweitert, sondern auch zu einer Vollkommenheit bis ins Einzelne ausgebildet hat, wodurch mit Recht gerade dies Schauspiel La vida es sueño an die Spitze sämmtlicher Schauspiele gestellt wird. Denn Calderon lehrt zugleich die Erziehung des ursprünglichen und natürlich böse gearteten Menschen aus Wildheit und Dunkel zu Licht und Milde; und das menschliche Leben selbst in sofern als Traum zu betrachten konnte nur Er mit jenem schönen Gleichnisse in Verbindung bringen. Wie die Sterne den Sigismund, so reizt und verleitet eine vorirdische Schuld (peccatum originale) jeden Menschen zum Schlechten: und es ist die Aufgabe des Lebens Aller, wie die des Sigismund, jenen Reiz zu überwinden, der sich doch immer erst des freyen Willens bemächtigen muß, p. 6, 2 (144, 1):

> Weil die sprödesten Geschicke,
> Das unbändigste Gelüste,
> Die feindseligsten Gestirne
> Immer nur den Willen lenken,
> Aber zwingen nicht den Willen.

Vgl. Dos Amantes de cielo 9, 138, 1. Weit weniger tiefsinnig findet sich das Bild von dem Leben in lichtloser Grotte aus-

geführt; nach einer verlornen Stelle des Aristoteles, bey Cicero: Von der Natur der Götter, II. 37. Davis weist daselbst ähnliche Bilder nach, die durchweg etwas Reizendes haben. Calderon selbst führt das ganze Thema noch öfter durch, z. B. En esta vida; Hija del ayre und anderswo.

Wenn man nun achtet auf die Idee der Unterordnung der Welt des Scheins unter die Welt des Seyns: so fällt mit jenem zusammen das andere, oft gebrauchte Bild, wie die Menschen nur Schauspieler ihnen übertragener Rollen sind. Dieß besonders ergreifend auch bey Cald. Saber de mal, Nr. 28, p. 147, 1 (2, 420, 1).

Bemerkungen über Einzelnes, S. 1, 1 (2, 133).

Im Munde der Prinzessin ist geziert, und Cald. würde später an dieser Stelle gewiß nicht geschrieben haben:

Y *apenas* llega, cuando llega *á penas*.

Als Scherz tiefen Unmuths gefällt dasselbe weit besser Mañanas de Abril, Nr. 7, p. 644, 1 (7, 127, 1):

Caballero, a quien *apenas*
Vi, pues si os vi, *á penas* fue.

Dagegen ist es eine Parodie, wie es der Gracioso anbringt: Cada uno para si, 1, 77, 2:

Y *apenas* Leonor me vió,
Quando vi, que me vió *á penas*.

Tres mayores prodigios, p. 556, 1 (6, 340, 1):

Donde *apenas* el sol entra;
Y es verdad, pues aunque entrara
Libremente, entrara *á penas*.

Seite 3, 2 (138, 2):

Y si *humildad* ni *soberbia*,
— — — — *personages*
Que han movido y removido
Mil autos sacramentales.

Ueber die ungeheure Masse der Actus sacram. mit ihren allegorischen Personen, wie Tugenden, Laster u. dgl. Pellicer Origen de la Comedia en España, 1, 258; D. Quixote, II. Kap. 11 mit den Anmerk. Aehnlichen Spaß, wie hier, welcher in frivoler Zeit frivol erscheinen würde, hat Cald. Peor está, p. 216, 2 (3, 106):

— — Llamas á cuentas
Al *alma* y los *sentidos*, y que intentas
Que ande hecho *diablo de auto* el *pensamiento*
Tras la *memoria* y el *entendimiento*.

Eben so Tambien hay duelo, 6, 442, 1:

Que se ha soltado *la ira*
Del *auto del Corpus* hoy?

Als grimmiger Scherz Sitio de Bredá, p. 237, 2 (3, 237, 2):

Que yo en cualquiera occasion
Un *auto de Inquisicion*
He de hacer destos hereges.

Seite 12, 2 (154):

— Leia
Una vez yo en los libros que tenia.

Der im Finstern erzogene Prinz in Barlaam und Josaphat schwebte hierbey wohl dem Cald. vor, wie nämlich auch auf ihn die Weiber zunächst den stärksten sinnlichen Eindruck machen. S. En esta vida, p. 579, 2 u. folg. (7, 10). Ferner Meursius zu Lykophron Vers 502; Scala coeli, unter Aspectus. Nr. 4 dieselben Worte wie hier:

El *hombre*, por ser un *mundo breve*,
Mas ya que lo es rezelo
La *muger*, ques ha sido un *breve cielo* —

braucht der Dichter auch Hombre pobre, p. 453, 1 (6, 145, 1):

Pues si has vido decir
Que es *pequeño mundo el hombre*,
Yo pienso, que será asi
La *muger pequeño cielo*.

Und En esta vida, p. 581, 2 (7, 13, 1):

Y siendo el hombre en el suelo
Breve mundo, en su azul velo
Bien que vi la muger fundo; etc.

Seite 14, 2 (160, 1):

— — *Desdichas* —
A la imitacion del *Fénix*
Unas de las otras nacen —
Que eran *cobardes*, decia
Un *sabio*, por parecerle
Que nunca andaba una sola —

Die Menge der Unfälle, von denen gerade die edelsten Personen nach Calderons Darstellungen verfolgt und gedrückt werden, bietet ihm Stoff zu den tiefsinnigsten Vergleichungen. S. in diesem Schauspiele p. 21, 1 (173, 2). Mit dem Phönix vergleichen wir hier No hay burlas, 9, 436, 1:

Que bien dicen, que los males
Son, si hay uno, como el *Fénix*,
Pues cuna en que uno nace
La tumba donde otro muere —

Dasselbe Gleichniß: Brücke von Mantible, S. 135, 1 (2, 399, 1). Sie heißen, wie hier, feige, Mejor está; 8, 399, 2:

O como es cosa asentada
Que son *cobardes las penas*
Pues siempre en cuadrillas andan!

Vergl. das. p. 377, 2.

A secreto agravio, p. 486, 2 (6, 209, 2):

Sola una vez vino el mal
Menor, que el que se esperaba.

Vor Tres mayores prodigios, p. 545, 2 (6, 320, 1):

Los sucesos lastimosos
Ya parece que se nacen
Abonados ellos proprios!

Das. 573, 1 (374, 1):

Son las penas
Cobardes, que siempre andan
De cuadrilla, y nunca vino
Una sola á la desgracia.

Diese Ansicht, analog dem Quos diligit castigat, ist sehr verschieden von der trostlosen Verzweiflung und dem hochmüthigen Hohne unserer jetzigen weltverachtenden Dichter.

Seite 15, 2 (162, 1):

— Acordéme
De que tenia uno mio
En la manga.

Gries hat das letztere in der Uebersetzung weggelassen. Und es wäre auch für uns Deutsche zu wunderlich, wenn das Fräulein ihr Bild in ihrem Ermel wollte getragen haben. Das sind die Mangas arrocadas. Sie dienten in der Com. de capa y espada allerley zu verstecken, wie Cald. die Zofe versichern läßt: Mejor está, 8, 383:

Que haré, porque no me vea
Con manto? *Silv.* Haven lo que hizo
Una dama en *la Comedia.*
Flor. Que fue? *Silv. Echarsele en la manga.*

Laß den Mantel fallen.
Malsburg.

Auch als unübersetzbar verändert.

Schärpe und Blume hat Cloris zufällig eine Rechnung im Ermel; 5, 76, 2:

Traes un papel *en la manga?*

— Hast du
Keine Papiere in deiner Tasche?
Schlegel.

Seite 17, 2 (165, 2):

Donde ya todos los dias
En el filosofo leo
Ni-comedes, y las noches
En el concilio *Ni-ceno*.

Das hübsche Wortspiel kehrt wieder Hombre pobre, p. 467, 1 (6, 170, 2):

Porque ya todos los dias
En el filosofo leo
Ni-comedes, y á las noches
En el concilio *Ni-ceno*.

Uebrigens bietet das Register zu Fabricius Bibliotheca Graeca neun Nikomedes an zu beliebiger Auswahl, worin Clarin mag studirt haben.

Seite 17, 2 (165, 2):

Si llaman *santo* al callar —
San Secreto es para mi —

Es muß eine eigene Bewandtniß haben mit diesem heiligen Sekret, denn Cald. wiederholt den Spaß gar oft, wie er wohl nicht gethan, wenn die Sache nicht eine eigene, wahrscheinlich für uns verloren gegangene Spitze gehabt hätte. So Astrol. fing., p. 500, 2 (6, 236, 1):

Que aunque el *secreto* sea *santo*,
Yo no guardo á *San Secreto*.

Hombre pobre, p. 465, 1 (6, 167, 1):

Porque aunque es *santo*, prometo,
El *secreto singular*. —

Ganz dasselbe Vanda y flor; 5, 53, 1:

Mas puesto que *San Secreto*
Nunca es fiesta de guardar —

Seite 18, 1 (167, 1):

Como el florido *almendro*.

Das Bild vom Mandelbaum, der, weil er zu früh blühte, Blüthe und Frucht einbüßt, liebt Cald. So Zenobia 81, 1 (2, 291, 2); Hombre pobre, p. 456, 1 (6, 150, 1).

Seite 20, 1 (171, 1):

Porque soy *persona que hace*,
Y *persona que padece*.

S. zu Maestro de danzar, p. 625, 2 (7, 91, 2).

Seite 20, 2 schildert Clarin das Roß, in welchem die vier Elemente koncentrirt sind, auf der Gränze zwischen Scherz

und Ernst, um dieß von den Dichtern des estilo culto, und auch von Cald. selbst oft wiederholt angebrachte Symbol zu parodiren.

Nr. 2. Casa con dos puertas mala es de guardar (Haus mit zwey Hausthüren ist schwer zu bewachen). Nr. 1.

Ist das erste Intriguenstück (Com. de capa y espada) der Sammlung, und wahrscheinlich eines der frühesten des Dichters. Hier noch einige einleitende Worte über die Gattung. Indeß erscheint diese doch erst in ihrem rechten Lichte, wenn das Wesen der heroischen Schauspiele ordentlich ergriffen ist. Dazu einige Versuche bey Nr. 8: Lances de Fortuna y amor. Ueber die Intriguenstücke nur noch dieß. Ehre und Liebe, als die zwey übersinnlichen Grundprinzipien im Innersten des Menschen gewurzelt, sind indeß nach Calderons durchgehender Praxis nicht koordinirt, vielmehr ist die Liebe subordinirt, wenn beyde in Konflikt gerathen *). Derselbe Grundtrieb der Liebe, in seiner entgegengesetzten Aeußerung, wird Eifersucht. Die Liebe, zu dem Ersehnten gewendet, bleibt rein, ungebrochen, bleibt Liebe; aber gewendet gegen das Hemmende, vom Ersehnten Zurückweisende, wird sie gebrochen, wird Eifersucht. Liebe und Eifersucht ist das vereinende Prinzip; Ehre das individuelle, jedes in seiner Eigenthümlichkeit so vollkommen als möglich erhaltende. Lassen sich Ehre und Liebe bey den einmal vorhandenen Umständen schlechterdings nicht vereinigen, muß die Liebe unterliegen, so entsteht eine dem Cald. eigenthümliche Art von Tragödien, die nicht wenig herbe sind, Furcht und Mitleid erregen, obgleich sie ohne Todesfälle und mit Heiraten sich enden. Hier wird nicht allein das irdische Lebensglück, sondern auch das ganze frühere irdische Treiben und Leben des Menschen jener wunderlichen fremden Idee geopfert. Man ahnet wohl auch dabey einen tiefern Grund zu einer solchen gewaltsamen Umkehrung. Besitz und Genuß des Schönsten müßte die besten Menschen einschläfern und ihnen schaden. Darum kuppelt die Ehre oft das Ungleiche zusammen, vernichtet das honigsüße Liebesglück, verlangt tyrannisch das Opfer

*) Geradezu spricht der standhafte Prinz diesen Grundsatz aus, p. 274, 1 (3, 222, 2):

> Muley, *amor y amistad*
> En grado inferior se ven
> Con la *lealtad* y el *honor*;
> Nadie iguala con el Rey,
> El solo es igual consigo.

> Muley, Lieb' und Freundschaft muß
> Immer nach an Würde stehn
> Gegen Pflicht und Ehre; niemand
> Wird dem König gleich gestellt,
> Er allein ist seines Gleichen.

der Jugendträume, und zwingt die edelsten Naturen, statt zu genießen, vielmehr die schlechteren zu sich herauf zu ziehen. Dergleichen liegt zum Grunde in Peor está, in Mañana será otro dia, in Las manos blancas u. a. m. Oft klügeln und grübeln Männer und Frauen über das Thörichte der Ehrengesetze; aber weil Ehre ein schaffendes Grundprinzip ist, ist sie über alle Demonstrationen erhaben, und ihre Gesetze werden eben von jenen streng befolgt. Keineswegs sind aber alle Personen in den ernsten Theilen der Com. de capa y espada und der Com. heroycas von diesen Grundprinzipien gleich sehr durchdrungen; vielmehr herrscht auch hier ein Mehr und Minder und die mannigfachsten Steigerungen. So wurde es dem Cald. möglich, das bürgerliche, häusliche und Familienleben würdig auf die Bühne zu bringen, ohne zu süßlichen Rührungen, grellen Lastern u. dgl. seine Zuflucht zu nehmen. Das Wirkliche und Natürliche erfolgt auf die überraschendste Weise; und jene idealen Triebe bringen in die ärgsten gesteigerten Verwicklungen Nothwendigkeit.

Jetzt fort zu Casa con dos puertas. Es ist dieß auch abgedruckt im Theatro Hesp. des Huerta, II. 6. Mit Recht hat Herr Keil die hier vorkommenden Varianten nicht beachtet, da Huerta sich wahrscheinlich eigenmächtig kleine Veränderungen zu machen erlaubte, Dieß mochte seinem Zweck, dem spanischen Publikum vom Jahre 1785 die Dramen des siebzehnten Jahrhunderts annehmlich zu machen, auch recht angemessen seyn, kann aber jetzt nicht in Betracht kommen. Er hat bey diesem Stücke sogar eine ganze Scene ausgelassen, nämlich die, wo der alte Fabio im freyen Felde nahe bey Ocaña auftritt, seinen Unfall mit dem Pferde erzählt u. s. w., p. 45, 2 (218, 2) bis 46, 1 (219, 2), von den Versen an:

Aliéntate, que ya estás

bis

Como otros de su belleza.

Huerta hat gewiß nicht an der Aechtheit der Scene gezweifelt, sondern nur sich erlaubt sie zu streichen, weil er sie für überflüssig halten mochte, und der Mangel an Einheit des Orts hier ihm unangenehm war.

Der Titel des Lustspiels ist nach dem drolligen Sprichwort gemacht:

Casa con dos puertas
No la guardan todas dueñas.

Nicht weit vom Anfange, Seite 27, 2 (185, 1):

— Sale
Quien á nos dos nos *mantiene*,
Sin ser los dos *Justas Reales*.

Dieß etwas seltsame und schwächliche Wortspiel, nur hervorgelockt durch mantener und im Folgenden durch sustentar, kehrt wieder Dama Duende, 187, 2 (48, 1):

Pues, sin ser los dos *torneos*,
Hoy à los dos nos *sustenta*.

Seite 39 (207) erhält der Bediente ein Kleid zum Geschenk. Dieß ist schon fertig gemacht; und der Kerl bedankt sich in einem Selbstgespräch mit dem phantastischen Schneider besonders dafür, daß er die vielen Weitläuftigkeiten mit dem Meister nicht nöthig habe. Eine ähnliche komische Scene in Antes que todo es mi Dama, 5, 296, worin der Diener die unerträgliche Langweiligkeit schildert, welche bey dem Anziehen eines regelrechten Kleides Statt findet, und sich also freut, daß er gar nicht nöthig gehabt, in der Nacht sich auszuziehen.

Nr. 3. El Purgatorio de San Patrizio (das Fegefeuer des Patricius). Nr. 104. Wahrscheinlich eins der frühesten der eigentlichen Heiligen-Dramen Calderons. Diese, seit mehr als einem Jahrhunderte, in Folge der radikalen Veränderung der Denkart, in der ganzen Christenheit ausgestorbene Gattung schließt sich äußerlich und geschichtlich genommen an die früheren Mysterien *). In Spanien waren sie seit der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wo das Schauspiel allgemeines Bedürfniß geworden, der Mittelpunkt aller Bühnenspiele. Vor den biblischen Geschichten hatte man doch im Ganzen zu viel Scheu, um sie auszumalen oder mit Sagen und Fabeln zu mischen. Aber die Legende bot ihrer Natur nach dazu reichlichen Stoff. Man ist jetzt sehr geneigt, die Menge jener Schauspiele so wie die Neigung dazu als Ergebniß einer planmäßigen Leitung der Geistlichkeit zu betrachten. Aber der Geschmack an dergleichen läßt sich wohl weder durch Kunstgriffe noch durch Gewalt hervorrufen, wo er nicht ist: noch durch solche Mittel hemmen und ersticken, wo er ist. Außerdem geht diese Ansicht hervor aus dem traurigen Irrthume, als könne ein wesentlicher Gegensatz lange Zeit Statt finden zwischen den verschiedenen Klassen Einer und derselben bürgerlichen Gesellschaft, und die einen im Verderben der andern ihren Vortheil finden. Gewiß muß jeder unparteyische Beurtheiler auch von Seiten des rein-ästhetischen Werthes, unter den Dramen des Lope de Vega, Moreto, Calderon und

*) Ausführliche und sehr belehrende Uebersicht des Inhalts, Scenerien, vieler französischer Mysterien geben die Brüder Parfait: Hist. du Théâtre François, in den drey ersten Theilen. So sind auch durch den Druck vollständig aufbewahrt: Myst. de St. Christofle; Myst. de St. Nicolas u. a.

der andern, gerade den Heiligen-Stücken den ersten Rang einräumen. Ich meine, den eigentlichen Com. de *Santos*, nicht aber auch den Com. divinas im weiteren Sinne. Denn bey den letzteren ist oft geringere Begeisterung und lokale Rücksicht merklich. Ein gläubiger Christ, welcher einmal seine Zeit damit hinbringt, Schauspiele zu dichten, wird doch auch natürlich seine beste Kraft daran setzen, die Zeugen und Bekenner des ihm für wahr geltenden Glaubens durch seine Kunstschöpfungen zu verherrlichen. Und diese Erscheinung ist so in der Ordnung, daß vielmehr das Umgekehrte den Philosophen in Erstaunen setzen müßte. Die Griechen machten ihre Heroen und Heroinen zu Helden und Heldinnen ihrer Tragödien. Auf ähnliche Art machten es die Christen. Die großen Hauptmärtyrer und Blutzeugen nahmen den ersten Platz ein. Andere Personen hatten zugleich religiöse und volksthümliche Bedeutung (waren Diöcesan-Heilige), wie Bonifacius, Anscharius, Otto in gewissen Distrikten von Norddeutschland. Das Wesen der spanischen Schauspiele, in welchen die Verbreiter des Glaubens verherrlicht werden sollen, mag etwa in folgendem zu suchen seyn. Es ist darin der Kampf des guten Geistes, aufgefaßt als heiliger Geist, und seiner untergeordneten Diener, der Engel, mit den entgegengesetzten regierenden Geistern, eben so Fundament wie Firmament. Zwischen diesen beyden Extremen in der Mitte, zwischen den guten Prinzipien und den sekundären abgefallenen Wesen, schwebt und schwankt der Mensch mit seinem angebornen freyen Willen. Beyde Geisterklassen suchen sich wechselweise desselben zu bemächtigen; und bald ist der Einzelne ein Spielzeug des Bösen, bald ein Organ des Guten. Das Eigenthümliche vorliegender Tragödien liegt nur darin, wie der heilige Geist (die Gnade) die Lockungen des Bösen so benutzt und wendet, daß der freye Wille, das Prinzip der Persönlichkeit des Menschen, die Handhabe seines früheren Falles, im Menschen geläutert wird, und geschickt gemacht die Gnade aufzunehmen, und deren Organ zu werden. Der gute Geist siegt also, indem der Mensch (der dadurch zum Heiligen, d. i. geheiligt wird) diesen seinen eigenen freyen Willen mit Freude als Opfer darbringt, und dafür ihn selbstständig zurück erhält, und nun ein bewußtes Organ des heiligen Geistes wird. Damit ist dann meist der Zweck des irdischen Lebens erfüllt. Die Prüfungszeit ist vorüber. Engel tragen die Seele in die höhere Welt; und, was der Heilige nur schwach und stückweise im Leben ausrichten konnte, erhält erst Vollendung und Glanz durch den mit seinem Tode verknüpften Segen. Dieser Charakter zeigt sich im Cyprian; in Chrysanthus; in Eugenia. Erscheint aber der Heilige schon beym Beginn des

Schauspiels als vollendet: so wirkt er auf die andern zu regenirenden Menschen wie ein eingefleischter Engel mit unbeugsamem Willen.

Die unmittelbar nächste Quelle, nach welcher Cald. das Fegefeuer des Patricius bearbeitete, schloß sich gewiß genau an des Jocelin Vita S. Patricii. Denn damit stimmt alles, was der Dichter nicht erfunden und geordnet. Da Cald. selbst am Schlusse den Mensigano als Quelle mit anführt, in dessen Florilegium Sanctorum Hiberniae jenes Leben des Patricius von Jocelin den ersten Platz einnimmt, und Messinghams Sammlung erst 1624 (Par. Fol.) gedruckt ist: so muß dies Drama später als 1624 geschrieben seyn, und früher als 1635, wo es im ersten Dutzend seiner Schauspiele erschien. Folgt es wirklich dem, mir nur dem Titel nach aus Antonius Bibl. Hisp. I. 581 bekannten Vida y Purgatorio de S. Patricio von Perez de Montalvan, so ist es nach 1627 verfaßt. Denn in diesem Jahre ist das Buch des Montalvan gedruckt.

Eine ältere dichterische Schilderung des Purgatorium des Patricius findet sich noch außer den früher erwähnten Stellen auch in der goldenen Legende Kap. 49 und in Robert, Trésor de l'ame, wovon ein Auszug in Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, Bd. 5, p. 6 u. folg.

Die Charaktere in Cald. Schauspiel konnten nur bey diesem Stoffe bis zu so meisterhafter Vollendung ausgebildet werden. Einem solchen Helden, wie Patricius, muß jeder Feind unterliegen: dieß liegt deutlich vor Augen. Aber wunderbar ist sein Verhältniß zu Ludoviko. Beyde, der größte Heilige und der größte Sünder, sind unauflöslich mit einander verbunden, ganz fern und ganz nahe. Ludoviko beweist durch die That, daß das Himmelreich Gewalt leidet, und mit Sturm genommen werden kann: und wir wissen in der ganzen dramatischen Literatur nichts, was der Darstellung dieses Charakters zu vergleichen wäre, von dem Augenblick an, wo er, Akt. 3 Anf. p. 67, 2 262, 2) sich selber leibhaftig in dem Todtengerippe erkannt hat. Das ist nämlich das Symbol des in den Todsünden befangenen Menschen, wie es hier deutlich heraustritt, aber auch der wahre Sinn ist im Wunderthätigen Magus Th. 3, p. 356, 2. In dem der Buße vorangehenden Gespräch mit seiner alten Geliebten Polonia liegt eine unvergleichliche Zartheit und Reue bey aller Selbstbeherrschung. Die lange Erzählung von dem in der Hölle und auf dem Reinigungsberge Erlebten und im Garten Edens von fern Erblickten steht etwas zurück gegen jene Vorzüge gehalten, zumal wenn man es mit Dante vergleicht. Immer aber kann es sich den berühmtesten Visionen und Ahnungen zur

Seite stellen. Der Inhalt folgt hier übrigens Schritt für Schritt der Schilderung der Grotte des Patricius durch den Büßer Nikolaus, Goldene Legende Kap. 49, Schluß.

Die komischen Scenen haben Aehnlichkeit mit manchen bey Lope de Vega, ja in altenglischen Lustspielen. Cald. hat nämlich hier, was sonst bey ihm gar nicht vorkommt, eine ungetreue Ehefrau. Denn so leidenschaftlich bey ihm die Mädchen sind, so rein hält er sonst in seinen Gedichten das eheliche Band. Hier ist es aber auch eine thierische Heidin.

Ueber Einzelnes, S. 51, 1 (229):

— Derribar violento
Ese *alcazar azul*, siendo segundo
Nembrot —

Alcazar mit einem Beywort der Art für Firmament, Ueber allen Zauber Liebe, 302, 2 (5, 374):

concavo alcazar *de la luna*;

dasselbe, Eifersucht das größte Scheusal, 444, 1 (5, 512); Prometheus 8, 201, 1 Luciente alcazar; Mag. prod. 8, 347 alcazar estrellado. Nimrod aber ist hier, was den Profandichtern und auch dem Cald. oft Atlas ist. Aehnlich Mag. prod. 8, 337, 2:

— Lo inculto y tosco
Deste *Nembrot de peñascos,*
Mas bruto que el Babylonio —

So höchst dichterisch El mayor monstruo, p. 427, 2 (5, 479, 1):

El mar, *Nembrot* de los ayres —

S. zu 1 Mos. 10, 8 und Fabricius, Cod. pseud. vet. Test. I. p. 345.

Seite 32, 2 (235, 1):

Estefano, Rey *Frances* —

Der König Stephan von Frankreich zur Zeit eines Kriegs zwischen diesem Lande und England damals, ist wohl ganz fabelhaft.

Seite 57, 2 (242, 1):

— — *Victor*
Soy, el Angel de tu guarda.

Jocelinus (abgedruckt Acta Sanct. Boll. zum 17. März, Mart. t. 2, p. 540): Se esse *Angelum* Domini, administratorium spiritum in mundum missum propter eos qui baereditatem capiunt (cupiunt?) salutis; *Victorem* vocari, specialiter ipsius custodiae deputatum profitebatur. — Oefter erschien ihm

Viktor, und trieb ihn zu dieser oder jener schweren That, nach Jocelin 3, 23.

Seite 58, 1 (242, 2):

'A Francia, á ver á *German*
Obispo —
Las bulas de *Celestino*;
Visitarás á *Martin*,
Obispo en *Tours* —

Ueber dies Geschichtliche siehe die Untersuchungen der Bollandisten §. 8 und §. 9; und Räß und Weis Leben der Väter 4, 65.

Seite 64, 1 (255).

Die beyden Engel, der gute und böse, steigen sichtbar und redend herab, ihren Einfluß auf den Heiligen zu zeigen. Sinn und Werth dieser Erscheinungen legt der Dichter herrlich aus im Gran Principe de Fez, 3, 389, 1.

Seite 65, 1 (258):

Y el Purgatorio tendrá en vida —

Die Lehre, daß man durch ungewöhnliche Bußübungen eine besonders drückende Sündenlast schon hier auf Erden von sich abwälzen könne, hat gewiß besonders dazu gewirkt, die Sage von der Reinigungsgrotte des Patricius viele Jahrhunderte hindurch aufrecht zu halten. Und zuletzt sind in diesem Gebiet Aeußeres und Inneres so vereint und untrennbar, daß, was nur recht lebendig im Innern ist, auch mit Gewalt äußerlich werden muß.

Seite 67, 1 (261, 2):

— Mas tentado
Estoy, que algun *San Antonio*,
De *figuras y fantasmas*.

Vergl. Maestro de danzar, p. 616, 1 (7, 75, 2); Saber del mal, p. 145, 2 (2, 417, 1):

Que terrible tentacion!
Coa *demonios San Anton*
Nunca se halló en tal aprieto —

Von den durch Maler und Dichter so berühmt gewordenen Anfechtungen des Antonius siehe die Kalender zum 17. Januar, besonders die goldene Legende Kap. 21.

Seite 70, 1 (268, 1):

— A purgar mis *pecados*,
Cuyo numero excedió
'A las *arenas del mar*,
Y á los *atomos del sol*.

So Magico prod. 8, 363, 2:

— No tiene
Tantas estrellas el cielo,
Tantas *arenas el mar*,
Tantas centellas el fuego,
Tantos *atomos el dia*,
Ni tantas plumas el viento,
Como él perdona *pecados*.

Welcher Trost bey aller Strenge! Dasselbe Devocion de la Cruz, p. 110, 1 (348, 1); das. p. 116, 1 (360, 2).

Seite 70, 2 (268, 2):

— Siempre en la boca
Lleva, y en el corazon
De *Jesus* el nombre —

So goldene Legende, Kap. 49, wo Nikolaus das Fegefeuer des Patricius betreten will, sagen ihm die Mönche: Quum te poenis affligi senseris, protinus exclama et dic: *Jesu* Christe, fili Dei vivi, miserere mihi peccatori!

Die Citate der Gewährsmänner am Schlusse sind etwas bey Cald. ganz Ungewöhnliches. Es muß damit eine besondere Bewandtniß haben, da er sonst nichts unternimmt, wozu er gar kein Geschick hat.

Nr. 4. La gran Zenobia (die große Zenobia). Nr. 58.

Der Styl dieses durchaus verfehlten Drama ist geziert, und selbst die Situationen nur auf augenblicklichen Effekt und Prunk angelegt, wo den Dichter nicht seine bessere Natur gewaltsam fortreißt. So berichtet der römische Feldherr Decius, in Trauerkleider gehüllt, dem neuen Kaiser sein Unglück und die Schönheit und Klugheit der Zenobia in einer langen kläglich pathetischen Rede, p. 76 (2, 281), in welcher alle Modefehler der damaligen feinen Dichter angehäuft sind. Selten zeigt sich Cald. so taktlos, wie hier.

Seite 75, 1 (2, 279, 1):

La máquina de dos polos —

Derselbe Vers im Purg. de Patr. 67, 2 (263, 1). Deßhalb hat der Herausgeber mit Recht die früher von mir zu jener Stelle mitgetheilte Variante verworfen.

Seite 79, 2 (289, 1):

No seré yo el primer hombre
— — — algun camblo es,
Concebido en *Ginoves*,
Y parido en *Castellano*.

Gries hat dieß in der Uebersetzung ausgelassen. Bezieht er sich etwa auf den Genueser Spinola, wo Spanien sich die Früchte von Heldenthaten, die ihm ihren Ursprung verdankten, angemaßt? Vergl. Sitio de Bredá 239, 1 (3, 152, 1).

Seite 80, 1 (289, 1):

Die Lüge vom Verstecken in der Weinbeere und dem Riesen ist aus dem alten Däumlings-Mährchen.

Seite 80, 2 (290, 2):

Enano lo llamé antes
Y ahora digo *Bonami*.

Weiße Hände und kleine Füße wesentliches Erforderniß einer spanischen Schönheit. Bonami, ein Knirpschen. So Amigo, Amante y Leal 10, 72, 2:

Eso de los pies *Titi*,
De juanetes *Bonamí*.

Góngora in einer Grabschrift (v. Böhl Floresta 3, Nr. 960):

Yace el gran Bonami, á quien
Será esta piedra no leve —

Seite 83, 2 (296, 1):

Irás y vencerás no
Serás vencido en la guerra.

Du wirst gehn und überwinden
Nicht besiegt wirst du im Kriege.

Ohne Interpunktion zu drucken. Ueber diese zweydeutigen Orakel siehe Magico prod. 8, 321.

Seite 92, 2 (315, 1):

Dos plantas hay con divina
Virtud, que sin duda alguna
Son venenos cada una,
Y juntas son medicina.

Wiss' es werden oft gefunden
Zwey der Pflanzen, jede Gift,
Wenn man sie nur einzeln trifft,
Heilsam, trifft man sie verbunden.

Dasselbe Naturwunder bietet treffliche Vergleichungspunkte Peor está, p. 223, 1 (3, 120, 2):

Escriben los naturales
De dos plantas diferentes u. s. w.

Mañanas de Abril, p. 632, 2 (7, 104, 1):

— — Como aquel
Que está herido de un veneno —

Noch ausführlicher A secreto agravio, p. 476, 1 (6, 188, 2):

En nuestra amistad se vea
La virtud de aquellas plantas
Tan conformemente opuesta etc.

Nr. 5. La devocion de la cruz (die Andacht zum Kreuze). Nr. 96.

Seite 104, 2 (2, 336):

— He leido
En *Bolonia* sagrada Theologia
Cuarenta y cuatro años —

Der Priester Alberto, welcher 44 Jahre lang in Bologna die Theologie docirt, dann Bischof von Trent geworden, hierauf Einsiedler, und ein Buch geschrieben: die Wunder des Kreuzes, ist er eine geschichtliche Person, oder auch nur eine in einem früheren Buche? Erst in der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wurde die theologische Fakultät zu Bologna von Papst Innocenz VI. nach dem Muster der Pariser gestiftet. S. v. Savigny Gesch. des röm. Rechts in Mitt. 3, 163. Da nun Curcio p. 101, 2 (331, 1) zum Papst Urban III., der von 1185 bis 1187 regierte, geschickt wird: so kann nicht davon die Rede seyn, die historische Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit der dem Calderon'schen Drama zum Grunde liegenden Fabel auszumitteln: sondern nur davon, ob der Dichter irgend eine Legende oder einen geistlichen Roman dabey benutzte. Einige grobe Aehnlichkeit hat die noch ganz rohe Wundergeschichte in der Scala coeli, unter De furto, Nr. 4: Legitur, quod, quum quidam latro per horribilitatem somniorum fuisset perterritus, dum compunctus veniret ad poenitentiam, injunctum est sibi a confessore, ut ubicumque crucem domini inveniret, flexis genibus diceret *Pater noster* *). Quum autem quadam die insequeretur ab hostibus, et obviasset cruci, nec voluit omittere genuum flexionem et poenitentiam injunctam, capitur et interficitur. Sed in praesentia omnium per sanctos angelos anima ejus ad coelum portatur. Vielleicht wurde dem Calderon das kürzlich erschienene Werk Gretser's: De cruce, bekannt, und regte ihn zu dem Inhalt der Devocio, wie zu obiger Einzelnheit auf.

*) *Devoc. de la cruz* 109, 2 (346, 2):

Divina cruz, yo os prometo,
Y os hago solemne voto
Con cuantas clausulas puedo,
De en cualquier parte que os vea,
Las rodillas por el suelo
Rezar un Ave Maria.

Die Sibila del Oriente, Bd. 9, gibt noch mehr Veranlassung zu Muthmaßungen über den Ursprung

»Von jenem göttlichen und heil'gen Holze,
An welchem Christ, gestorben,
Glorreich dem Tod Sieg und Triumph erworben.

Aehnliche Wunderwirkungen des Kreuzes wie hier sind, einfach erzählt, zu lesen: Scala coeli, Abschnitt De cruce; Renner Bl. 51, r. 1; Abraham a Sancta Clara Heilsames Gemisch-Gemasch, p. 75; s. die Nachweisungen in Fabricius Cod. apocryphus novi Test. I. 507 und III. 576.

Seite 98, 2 (325, 2):

Hallóme un pastor, que acaso
Buscó una perdida oveja;
En la aspereza del monte —

Ungefähr fand mich ein Hirte,
Der in rauher Bergesgegend
Ein verlornes Lamm aufsuchte —
Schlegel.

Ohne Zweifel auch schon Andeutung auf die künftige Rettung durch den »guten Hirten,« Joh. 10, 12; Luk. 15, 4. Siehe Münter, Sinnbilder 1, 60.

Seite 102, 1 (331, 1):

— — Porque entonces
Por concierto se trataba
Que esta Señoria (Siena) fuese
Del Pontifice: Dios haga
Lo que á su estado convenga!

Das bezieht sich gewiß auf ein zur Zeit, wo die Dev. de la cruz verfaßt wurde, betriebenes Verhältniß zwischen Siena und dem Kirchenstaate. Das Temporelle in diesem Wunsche ist nicht zu verkennen.

Seite 106, 1 (340, 2):

Pondré que falte un harriero
Las tres ánades cantando

— Maulthiertreiber,
Die da singen —

So Schlegel in der Uebersetzung. Er läßt mit Recht aus was sie singen; wohl der Anfang oder Refrain eines damals bey der niedern Klasse beliebten Reiseliedes. Es wird auch erwähnt Cefalo y Pocris 2, 15, 2:

Quien va con color y priesa
Bastarále ir pian, pian,
Cantando desta macera
Las tres anaditas —

Seite 109, 2 (347, 1):

Que queridas despreciamos,
Y aborrecidas queremos.

S. Hombre pobre, p. 460, 2 (6, 159, 1):

Mas como ninguna amó
Siendo amada —

Amor, honor y poder, p. 536, 2 (6, 303, 2):

Muger es la ocasion,
Y asi nos parecemos;
Rogadas despreciamos,
Despreciadas queremos.

Die hier ausgesprochene Wahrheit, aus der Beobachtung des sinnlichen Wohlgefallens und Geschlechtstriebes hergenommen, drückt Lope de Vega so aus:

Quien piensa que no quiere,
El ser querido le engaña.

Und Calderon nennt dies ein Sprichwort, womit Lope Spanien bereichert habe. Cuál es mayor perfecion, 9, 345, 2.

Wunderbar rührend ist am Schlusse das Ueberwallen des natürlichen Gefühls, als Vater und Sohn mit einander kämpfen, und die Milde über sie kömmt, sie begreifen nicht woher. Dabey verdient Beachtung, wie die drey Geschwister, welche nicht wissen, daß sie es sind, nicht eben so durch ein natürliches Gefühl von dem Unnatürlichen abgehalten werden. Der Bruder erschlägt den Bruder. Keinen von beyden warnt eine Stimme im Busen. Der Bruder verfolgt die Schwester mit wilder Liebesglut, die Schwester erwiedert sie. Auch dabey schweigt die Stimme der Natur; und nur das übernatürliche Gnadenzeichen des Kreuzes kann den Incest verhindern. Aber zwischen Aeltern und Kindern redet das Blut schon vernehmlich genug.

Nr. 6. La puente de Mantible (die Brücke von Mantible) Nr. 68.

Vornehmlich aus dem Don Quixote ist bekannt, wie das Lesen der Ritterbücher und anderer romanhafter Dichtungen Lieblingsbeschäftigung der Spanier im sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war. Es scheint also ganz gemäß der Entwicklung des Drama überhaupt, daß die Schauspieldichter Charaktere und Begebenheiten aus dem Cyklus der ihren Zuhörern einmal bekannten Romanenreihe nahmen, so weit sich jene irgend für die scenische Behandlung hergeben wollten. Die unmittelbaren Vorgänger und die Zeitgenossen Calderons haben sehr fleißig aus diesen Quellen geschöpft, und namentlich hat

Lope altspanische Romanzen, Nationalromane, Mährchen und Volksbücher mit besonderer Vorliebe für die Bühne bearbeitet. Unser Dichter folgte auch hier dem Gange der übrigen. Es gibt aber verhältnißmäßig wenig Stücke dieser Gattung von ihm; und der Grund mag darin liegen, daß er sich mehr frey und wohl befand, wenn er auch den ganzen Stoff bey den profanen Dramen zugleich mit der Form erzeugen, und im Einzelnen ausbilden konnte, als wenn ihm jener gegeben war, und er ihn nun einrichten mußte. Wenn ihn freylich eine höhere Begeisterung für Religion oder Vaterland trieb, so half ihm diese Begeisterung Schwierigkeiten überwinden, welche nun einmal in seiner Natur lagen.

Ueber den Roman von Fierabras s. noch diese Jahrb. 1825 Bd. XXXI. p. 136; Santander Dict. bibliogr. 3, 316. Die Verbreitung desselben zeigt sich auch darin, daß Calderon die Personen desselben als weltbekannt citirt. Devocion de la cruz, p. 110, 2 (2, 348, 2):

Una Dama *Fierabras*
Que á todos admite —

Das lascive Wortspiel ist hier deutlich genug.

Hombre pobre, p. 471, 2 (6, 180, 1):

El Infante Vengador —
Asi la guarda seria
De la *puente de Mantible*.

Der gewaltige Bombast in der Brücke von Mantible hat etwas kindlich Unschuldiges, ja Angenehmes und Drolliges; zumal wenn der thurmhohe hochmüthige Riese die hochmüthigen thurmhohen Redensarten wie in einem Puppenspiel wegspricht. Auf keinen Fall macht die Sprache die ernsten Ansprüche, wie in der Zenobia und dem Judas. Die Namensgleichheit zwischen dem Infanten und dem Gracioso Guarin mag darin liegen, daß auch der Infant einmal, p. 125, 2 (379, 2), scherzhafte Reden führt. Da es aber nur ein Mal der Fall ist, scheint es mir doch ziemlich wunderlich.

Vortrefflich sind zwey Scenen, zuerst wo Irene in der Nacht durch Singen vom Thurm herab wie eine Leuchte den irrenden Rittern das Ziel feststellt; dann das Loosen, wobey Floripes ganz gegen ihren Wunsch, aber durch unbewußten magnetischen Zug das Ende desjenigen Bandes ergreift, welches Guido hält, p. 136 2 (401, 2).

In einem Bande Suéltas (auf der kais. Bibl. zu Wien) befindet sich La Puente de Mantible. Comedia famosa de *Lope de Vega Carpio*. Representóla *Granados*. Der Druck scheint

aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Es ist aber wörtlich Calderon's puente de Mantible, und vielleicht aus der früheren Zeit, wo Lope's Name, noch berühmter als Calderon's, dem Drucker mehr geeignet schien, den Absatz der Comedia famosa zu begünstigen.

S. 128, 1 (2, 385, 1):

— — No ha nacido
De muger, ni hombre engendró
Major gallina, *que yo* —

Eben so Saber del mal, 144, 1 (2, 414, 1):

Porque no hay *mayor gallina*
En todo el mundo *que yo*.

Dasselbe noch oft, z. B. Purg. d. Patr. 67, 1 (262, 1); Antes que todo 5, 328, 2; Prometheo 8, 187, 2; Dar tiempo 8, 311, 2; Mejor está 8, 407, 2.

Seite 128, 1 (385, 1):

Giganticos hay tambien
Sin ser dia del señor?

Riesen werden hier gewiesen,
Ohne daß Frohnleichnam ist?

Die allegorischen Figuren Gigantones oder Giganticos, gewöhnlich auf beweglichen Bühnen (carros) in der Woche del Corpus aufgeführt, stellten buchstäblich zunächst den Goliath dar; allegorisch die Todsünden; und David war dann der Typus Jesu. S. die Anmerk. zu D. Quixote II. Kap. 2.

Seite 131, 1 (390, 2):

Un *norte vocal* serás —

Ein melod'scher Angelstern —

So Purg. de Patr. 51, 1 (2, 230):

Norte vocal mi voz podrá guiarte.

Parodie darauf sind die Worte des Gracioso im Castillo de Lindabridis 2, 48, 2:

Norte vocal sean mis voces!
'A tierra!

Seite 133, 2 (396):

Aspid soy, *cerré el oido* —

Ich bin Natter, ich verschloß die Ohren.

Eben so Joseph de las mugeres 8, 86, 1:

O harás que, para no oirlo
Como *el aspid* al encanto
Me *cierre entrambos oidos*.

No hay burlas 9, 433, 2:

Aspid al conjuro soy,
No io escucho, no lo escucho.

Walter Scott, Pirat III. Kap. 1: Ihr hartherziges Geschlecht, taub wie die Otter gegen die Stimme des Zauberers (As deaf as the adder to the voice of the charmer).

Die Meinungen hierüber, aus andern Schriftstellern gesammelt, bey Vincentius Bellov. Speculum naturale, B. 20, Kap. 20. Man sagt, die Natter, wenn sie den Besprecher anfängt zu empfinden, der sie durch gewisse Formeln reizt aus der Kluft hervorzukommen, drückt das eine Ohr, um nicht herauszukriechen, an den Boden, verschließt und bedeckt das andere mit dem Schwanz. So vernimmt sie jene magischen Laute nicht, und tritt nicht heraus zu dem Besprecher (alteram aurem cauda obturat et operit, et voces illas magicas non audiens ad incantatorem non exit).

Seite 135, 1 (399, 1):

Guar. Y galan en buena guerra —

Diese acht Verse Spaß hat selbst Schlegel nicht mit übersetzen wollen. Es hätte auch hier etwas ganz anderes substituirt werden müssen, um dem Deutschen einigen Sinn zu schaffen.

Seite 138, 1 (404, 1):

— — Hicieron eminente
'A un hombre que conoci
Versos, que otre trabajó —

Dieser Diebstahl muß dem Cald. sehr nahe gegangen seyn, wohl gar ihn selbst betroffen haben bey wichtiger Gelegenheit, daß er davon hier Notiz nimmt.

Nr. 7. Saber del mal y del bien (Wohl und Weh). Nr. 28 *). Die erhabene Gesinnung in diesem Werke reißt immer von neuem zur Bewunderung hin. Besonders zeigt sich der großartigste Edelmuth in der Art, wie die von der Höhe in die Tiefe gestürzten Ehrenmänner es zu entschuldigen wissen, wenn man ihnen, nach gewöhnlicher Ansicht, Unrecht thut.

Die spanische Staatsgeschichte ist übrigens von Cald. hier ziemlich leicht und sagenhaft genommen. Am meisten paßt noch auf diesen König Alonso VII. von Kastilien, geb. 1. März 1106. Ein Mal bezeichnet ihn der Dichter, p. 155, 1 (2, 435, 1), als König von Kastilien:

*) Gehört eigentlich zu den Schauspielen aus der spanischen Geschichts-Sage, und wird Nr. 48 erhalten.

Como *Castellanos!*
Este es vuestro Rey
Legitimamente dueño
De las *Barras* y *Castillos.*

Dann am Schlusse als König von Arragonien und Navarra 162, 1 (447, 2):

Illustre *Alfonso*
De *Aragon* y de *Navarra!*

Seine Ansprüche auf den Kaisertitel 142, 2 (412, 1); sein Verhältniß zu seiner Mutter Urraka 144, 2 (415, 2); der Verdacht, daß Pedro de Lara mit Urraka in unerlaubtem Umgange gelebt (Ferreras, t. 5, p. 190, Madr. 1720) ist angedeutet in den Worten des Königs an den Grafen p. 162, 2 (448, 2):

— Keinen Grund zu lassen
All den trügerischen Zungen,
Die nicht wissen was sie sagen,
Ein Gemahl Euch auszusehn —

Wahrscheinlich aber schwebte dem Dichter bey seinem Alvaro de Viseo eigentlich vor der Charakter, die Gesinnung und das Geschick des D. Alvaro Vaz de Almada, des großen Freundes und Todesgefährten des Infanten von Portugal, Pedro (des weitgereisten Bruder des standhaften Prinzen), welcher 1449 unweit Lissabon mit seinem Herrn und dessen Gefährten zugleich als Opfer der Treulosigkeit fiel. S. v. Olfer's Leben des standhaften Prinzen, p. 125 (Berl. 1827, 8.).

Ueber Einzelnes: Seite 144, 1 (414, 2):

Son *Vinorrio* y *Pollocrudo.*

Vinorre, als Eigenname eines Dummkopfs (Gimple), kommt auch vor Dos Amantes del cielo, 9, 142, 1.

Seite 147, 1 (420, 1):

En el theatro del mundo
Todos son representantes —

Die große Bedeutung dieser Stelle zeigt sich in vollem Lichte im Schauspiel: Das Leben ein Traum.

Seite 148, 1 (421, 2):

El lirio que humilde nace —

S. zu Galan Fantasma 314, 2 (5, 399, 1).

Seite 151, 2 (428, 2):

Una *vibora* no tiene
La *ponzoña* y *la triaca?*

Und dieselbe Viper, trägt sie
Nicht das Gift und Gegengift?

Dasselbe oft angewendet in andern Dramen. Dame Kobold 196, 1 (3, 65, 1):

— — Bien como el *áspid*
De quien si sale *el veneno*
Tambien la *triaca* salo.

No hay burlas 9, 433, 1:

Pues *víbora* será humana
Que con su *infician se alienta.*

Armas de la hermosura 1, 150, 1:

Que no hay *víbora*, por mas
Que en flores se dissimule,
Que no escupa la *triaca*
Contra el *veneno* que escupe.

Seite 155, 2 (436, 1):

Que ya de un discurso mio
Me acuerdo: *Un cadáver soy,*
Y en vuestro rostro he leido:
Como tú te ves me vi,
Veráste como me miro.

Die Worte, deren er sich erinnert, 148, 1 (422, 1):

Yo, teniéndoos por imager
De la fortuna, pues fuisteis
De la fortuna *un cadáver* —

Die zwey letzten Verse oben aber sind gewiß aus einem alten Liede. Sie kommen nämlich vor in der ernsten Rede der Beatrix, Mädchen des Gomez Arias 4, 39:

Cadáver de amor ha sido
Esa Dama —
Mudamente me ha avisado:
Huye el verte en el estado
Tu, en que me miras á mí —
No ha de acabar de decir:
Veráste como me veo.

Seite 157, 1 (439, 2):

Lo que va da ayer á hoy.

Anfang der allgemein bekannten Letra. S. zum Phaeton.

Seite 158, 2 (442, 1):

Tres Romanos celebrados
Dueños del caballo fueron
Seyano, y los tres murieron.

Dies Unheil bringende Pferd erwähnt auch Lope, Peregrino en su patria, Buch 4, p. 315: Que llevaba consigo poco me-

nos que el caballo Seyano, que à todos sus dueños costó la vida. Das Geschichtchen hat Aulus Gellius aufbewahrt, Noct. Att. 3, 9. Gellius nennt vier Heroen, welche es hinter einander besessen, und ein unglückliches Ende genommen, nämlich Sejus, dann Dolabella, dann Crassus, endlich Antonius. »Hinc proverbium de hominibus calamitosis ortum, dicique solitum: Ille homo habet *equum Sejanum*.«

Nr. 8. Lances de amor y fortuna (Fälle der Liebe und des Glücks). Nr. 27. — Die erste eigentliche heroische Komödie dieser Sammlung, und vielleicht auch die früheste des Dichters. Huerta Th. Hesp. III. Prol. 1: »Die heroischen Schauspiele, an welchen das spanische Theater einen solchen Ueberfluß hat, sind wahrhafte Tragi-Komödien. Man kann ohne Vermessenheit behaupten, daß in dieser Klasse der spanischen Schauspiele mehr erhabene und großartige Stellen vorkommen, als in allen fremden antiken und modernen Dramen zusammen genommen.« Das Einseitige und Uebertriebene dieses Ausspruchs liegt am Tage; aber er beruht doch auf dem richtigen Gefühl gewisser, dieser Gattung ganz eigenthümlicher Vortrefflichkeiten. Dieß liegt vielleicht in folgendem.

Schicksale und Gesinnungen von Menschen aus fürstlichem Stamme, und das Wechselverhältniß zwischen ihnen und ihren Untergebenen, oder ihr Verhältniß zu andern Fürsten und deren Untergebenen, schien schon den Griechen besonders geeignet zum Gegenstand der Tragödie. Die ideale monarchische Welt auf der griechischen Bühne bildete einen sonderbaren Gegensatz zur wirklichen Welt und Staatseinrichtung, der republikanischen. Nur dort konnten Hochmuth und Fall, Schuld und Strafe, Edelmuth und unerwartetes Unglück in gigantischem Maße sich zeigen. Dort war der Einzelne Symbol der Gattung. Kothurn und Purpurmantel waren also nicht theatralische Hülfsmittel, den Effekt zu steigern; sie waren das natürliche Zeichen einer potenzirten Menschennatur. Dieß erschien also sogar den republikanischen Griechen als das einfachste und leichteste Mittel, die Kunstansprüche der Hörer zu befriedigen. Wie viel mehr mußte dieß der Fall seyn bey ganz verändertem Zustande der Gesellschaft, da bey den Neueren die monarchische Form, freylich in den verschiedensten Richtungen und Modifikationen, zugleich die geschichtlich vorhandene war. Das Verhältniß des Fürsten, der Fürstin zu andern Fürsten und Fürstinnen oder zu den Untergebenen war freylich aus dem wirklichen Leben oder aus der nächsten Vergangenheit; aber gern schoben die spanischen Dichter die einzelnen Figuren, in denen sie es zu Tage förderten, in die Sphäre der Phantasie. Daher die unzählige Masse phantastischer Königreiche und Herzogthümer.

Auch wurde bey den mittelmäßigen Dichtern bald ein Schlendrian einheimisch. Aus der Fülle von Verwicklungen und Verhältnissen, welche in dieser Sphäre lagen, wurde bald nur Eins als stehend herausgehoben, nämlich, wie eine Frau oder ein Fräulein von ihrem Fürsten zur Liebe verführt werden soll, und wie sie und die Ihrigen ihre Ehre zu schützen suchen, ohne sich an dem Fürsten zu vergreifen. Den Mißbrauch in beyden Dingen, in der Menge fingirter Theater-Souveraine, und in dem langweiligen Liebesthema, verspottet Cald. No hay burlas 9, 444, 1:

Que soy grande para dama, etc.

Und in der Tochter der Luft 7, 314, 1:

— — Cansado está
El mundo de ver en *fursas*
La competencia de un *Rey*,
De un *valido* y de una *dama*.

Cald. wußte den in den Dramen dieser Klasse verborgen liegenden Grundgedanken bis zur Klarheit herauszuarbeiten Es ist ähnlich dem bey andern Dichtern, aber idealisirt. Die Ehre gibt Gesetze, die über alle Demonstration hinausliegen, und befolgt werden müssen, weil die Ehre etwas Unzeitliches ist, den Einzelnen in seiner Individualität unbefleckt erhält, aber eben deßhalb nicht von einem Einzelnen weggeklügelt werden kann. Analog diesem fand Cald. gewisse natürliche, durch nichts im Leben aufzulösende Bande, welche auch keinem Räsonnement weichen. Die nächsten der Art sind die zwischen Kindern und Aeltern. Oft kommen da Klagen vor, und zuweilen, wie nicht zu läugnen, gerechte Klagen. Allein der mystische Zusammenhang durch die Erzeugung gibt ein natürliches und nothwendiges Verhältniß, dessen gänzliche Aufhebung jeder für ein Hinausschreiten aus der Natur hält. Dies Familienband wußte zwar Cald. trefflich zu benutzen, z. B. in der Andacht zum Kreuz und in Drey Vergeltungen in Einer; aber es war doch im Ganzen für die Kunst nicht fruchtbar genug. Das Band des Einzelnen zum Vaterland eignete sich dafür vortrefflich. Denn unser Dichter setzte für das Abstraktum des Vaterlandes unwillkürlich und von selbst als Concretum den Fürsten. Der Ausdruck señor *natural* bezeichnet jenes Verhältniß als ein ursprüngliches und angebornes. Wie der Vater schwere Pflichten gegen seine Kinder hat, so hat sie der Fürst in den Com. heroycas auch. Wie ein sorgloser Vater diese oft nicht erfüllt, so ist auch in diesen Dramen Calderons manches in dieser Hinsicht gar nicht Schmeichelhafte, und die Unterthanen sind keineswegs dann feige Egoisten, die Ehre und Liebe der Lust des Herrn aus selbstsüchtigen Absichten

opfern. Aber das Wesentliche dabey ist die unerschütterliche Treue, Lealtad, wenn man auch seine Handlungen nicht billigen konnte. Die beyden koordinirten Prinzipien der Lealtad und der Ehre stehen über dem subordinirten der Liebe. Erst in dem Konflikt der drey Prinzipien kann die bessere Natur des Menschen recht in ihrem Glanze sich zeigen. Ja, was das Beste und Höchste ist: der Dichter läßt uns stets fühlen, daß das, was im Chaos der Ereignisse als drey Prinzipien entgegenstehende Gebote aufzulegen scheint, in einer überirdischen Welt untrennbar Eins ist.

Lauces de am. y fort. ist gewiß eine Arbeit früher Jugend. Ungelenkheit in den Uebergängen und Unwahrscheinlichkeit in der Erfindung der Unfälle, welche dem Rugero begegnen, verräth Mangel an Uebung, Gewandtheit und Geschick.

Seite 171, 1 (3, 15, 2):

Como en el *theatro* suole
Errarse el que representa —

Dies Beyspiel, vom Theater hergenommen, unterscheidet sich sehr von den zum Astrol. fing. p. 496, 1 gesammelten. Es zeigt, wie Ernst es Calderon damals als Theaterdichter meinte, wie nah ihm der Gegenstand lag; und so gehört hierher, und mag als Beytrag der so wenig bekannten Personalitäten des großen Dichters von Werth seyn Purpura de la rosa, Loa 7, 258, 2:

— Ay, Vulgo —
Mas como tu veas la fiesta
Quien te mete en apurar
Lo que á quien la escrive cuesta?

Seite 175, 1 (23, 2):

Pues no pretende mas fama
Ni mas agradecimiento
Que amar, quien de veras ama.

Diese schwere Wahrheit gilt auch von der höchsten überirdischen Liebe.

S. 184, 1 (43, 1):

Condenado á *mantear* —

Die kurze Schilderung des Prellens ist in ihrer Art drollig genug; freylich nicht mit der des Sancho Pansa zu vergleichen, D. Quix. I. Kap. 17. S. die Anmerk. dort und Libanius Rede *Πρὸς τοὺς νέους περὶ τοῦ πάκτητος*, tom. 2, p. 577 ed. Morell.

S. 184, 1 (43, 1):

Como *bruja* por el techo.

S. zu Dama Duende 195, 2 (3, 63, 2).

Nr. 9. La Dama Duende (die Dame Kobold). Nr. 2.

Zu Anfang des Stücks hat Cald. es mit seinen Kollegen zu thun. Zunächst

Antes *Piramo* à la fuente —

Pedro Rosete Niño ist der Verfasser des Trauerspiels Pyramus und Thisbe, und der Witz des Cosme:

Porque dicen los poetas
Que con *arrope de moras*
Se escribió aquella tragedia —

scheint Nachhall aus den Madrider Gesellschaften bey Gelegenheit der Beurtheilung dieses Stücks. Von über und übersüßen Dingen braucht auch Moreto diesen Ausdruck *Parecido en la corte*, Forn. 2, Anfang (Huerta, Th. H. II. 2, 257):

Pues hombre de los Demonios
Quieres *arrope de moras?*

Zweytens:

Tarquino hallara à *Lucrecia*.

Der Verfasser von Lucrecia y Tarquino ist Francisco de Roxas, ein großer Kultist. Viele von ihm verfaßte Dramen wurden unter Calderons Namen herausgegeben. Nur der dritte, Mira de Mescua, wird mit unzweydeutigem Lobe und namentlich herausgehoben. Böhl v. Faber hat neuerdings ein langes Gedicht aus der Handschrift von ihm drucken lassen, Floresta 3, Nr. 861.

Seite 194, 1 (3, 61, 2):

En *carbones* lo convierte.

D. Quixote II. Kap. 67: »Die Schätze der irrenden Ritter sind wie die der Kobolde nur scheinbar und unächt« S. die Anmerk. dort. Daher tesoro di duende.

S. 195, 2 (63, 2):

No hay *duendes?* —
Familiares? — Brujas? — Hechiceras? —
Sucubus? — Encantadoras? —
Magicas? — Nigromantes? — Energúmenos? —

Diese Stelle ist wichtig für die Kunde des damaligen Volksaberglaubens in Spanien. Vergl. Mayor encanto 290, 2 (5, 350, 2). Lances de fort. 178, 2 (3, 31) wird gar ein Kobold mit schwerer eiserner Hand erwähnt:

Que un *duende* no tuviera
Mano de hierro mas pesada y fiera.

Familiares, nämlich Spiritus, oder Martinelli, Magistelli, *Πάρεδροι*. S. Del-Rio, Disquis. Mag. Buch 2, Schluß;

Br. Grimm, deutsche Sagen I. 84. D. Quix. II. Kap. 5. Ahora digo, que tienes algun *familiar* en ese cuerpo. Wie wir: »Du hast den Teufel im Leibe.« Aus Cald. noch Primero soy yo 8, 145, 2:

> *Familiar*, no veas que dexo
> Por la Turca la Christiana.

Der Sp. fam. erhielt nämlich erst dann volle Macht über die Seele des Besitzers, wenn dieser dem Glauben entgegenhandelte. Andere Stellen Astrol. fing. 502, 2 (6, 239, 2):

> Tenia un *familiar* amigo.

Encanto sin enc. 3, 480, 1; Escond. y Tap. 10, 455, 1.

Bruja. Cald. Lances de fort. p. 184, 1 (3, 43, 1):

> Andaba de viga en viga
> Como *bruja* por el techo.

Alexo, geprellt wie Sancho Pansa, versichert, er sey von Balken zu Balken durch das Dach geflogen, wie eine Hexe. Auch dieß wie in unserm Aberglauben.

Moreto De fuera vendrá, p. 21, a:

> Y si fué *bruja* mi madre —
> Que ya pur eso en Logroño
> La dieron su salmorejo.

Manto, Trampa adel. 2, 1:

> No hay *brujas* en Baraona!

Sucubus. Ein Histörchen davon folgt Ant. 3, p 208, 1 (87, 2):

> Porque al mismo Lucifer
> Temerle muy poco puedo
> En habito de muger.

S. über Göthe's Braut von Korinth diese Jahrb. Bd. XXVI. 48. Der Ursprung des Aberglaubens selbst ist in den apokryphischen Schriften des alten Testaments zu finden, Fabricius Cod. pseud. vet. Test. p. 166 und 172.

Huerta gibt in dem Abdruck der Dama duende, Th. Hesp. II. 2, nur die sieben ersten Verse der Rede Cosmes; wohl um jeden Anstoß zu seiner Zeit zu vermeiden. Calderons Hörer konnten die freyesten Scherze vertragen, denn damals kam dabey niemanden eine Profanation in den Sinn. So spielen auch die kurz vorhergehenden Worte daselbst:

> Cosme? Damiana?

an auf die heiligen Brüder des 27. September Kosmas und Damian.

Seite 196, (1 65, 1):

No hay mal que por bien no venga,
Dicen adagios vulgares.

Dasselbe Sprichwort in Cuál es mayor perfecion 9, 350, 2:

En efecto
No hay mal que por bien no venga;
A obedecerte voy.

Nr. 10. Peor está que estaba (Es ist schlimmer als es war). Nr. 3. Der Titel und der Grundgedanke des Schauspiels hat sich angesetzt an die Seite 228, 1 (3, 129, 2) citirten Worte des Camoens:

Dijo el Portugues Virgilio
En una dulce cancion:
Vi el bien convertido en mal,
Y el mal en otro peor.

Es folgt eine glossenartige Erklärung. Wie das Schauspiel Mejor está que estaba (Immer besser) im Ganzen einen relativen Gegensatz macht zu diesem: so ist auch darin zwey Mal auf diesen Ausspruch angespielt, indem das Gegentheil davon behauptet wird 8, 384, 1:

Señora, pues que tan bien
El mal convertiste en bien,
Cosa que nunca sucede —

Herrin, die so klug gehandelt,
Daß sie Schlimm in Gut verwandelt,
Was man sonst nicht pflegt zu thun —

Damit hängt zusammen der scherzhafte Schluß, p. 409, 2:

Y pues tras tantos engaños
El mal se convierte en bien,
Si es bien casarse —

Beyde Sprüche so vereinigt, daß das Bessere dem Schlimmeren durch göttliche Führung obsiegt in der Bildsäule des Prometheus 8, 219, 2. Zuerst singt die Zwietracht, Pallas und Gefolge:

Ay de quien vió
El bien convertido en mal! etc.

Dann Apollo und die Seinigen dagegen 221, 1:

Felice quien vió
El mal convertido en bien,
Y el bien en mejor! —

Sonst ist der Titel, für sich genommen, eine oft gebrauchte Redensart. Z. B. Primero soy yo 8, 172, 1:

Aun peor está que estaba.

Cada uno para sí 1, 71, 2:

Aun peor está que estaba.

Seite 223, (2 121, 2):

— — Es
Una *Novela* excelente.

Die Novelle im engeren Sinne des Wortes, wie auch Calderon es immer nimmt, hatte zu seiner Zeit die früheren Ritterromane verdrängt, und der Dichter konnte das Gefühl des ihr wesentlichen Charakters bey seinen Hörern voraussetzen. Daher so oft Anspielungen darauf. So Empeños 8, 98, 2:

Sugeto
Capaz de *Novela*, porque
Es mi amor tan *novelero*,
Que me le escrivió *Cervantes*.

No hay cosa 10, 377, 1:

Porque me muero por ser
Caballero de Novela.

Mejor está 8, 393, 2:

La *fortuna* que no hay quien
Mejores Novelas trace.

Das. 401:

Un *amante* — de *Novela*.

Primero soy yo, 8, 144, 1:

Siendo mi vida *Novela*.

Das. 173, 1.

Cual es mayor perfecion 9, 338, 1:

Sucesos
Que mas á luz de *Novela*
Parecen imaginados
Que sucedidos —

Tres justicias 1, 325, 2. Mit tüchtigem Wortspiel:

Calle, calle, no me cuentes
Lancecitos de *Novela*.
Pluguiera á mi Dios, Beatriz,
Pues con eso no estuviera
Tal mi amo, que *no* es
No-vela, sino *Si-vela*.

Nach Gries's Uebersetzung:

Schweige! Schweig! Erzähle nicht
Solch ein fabelhaft Begebniß.
Wollt's mein Himmel, Beatrize,
Denn so wäre ja mein Herr nicht
Von der Art, daß er nicht Fabel —
Sondern Fabel-haft sich meldet.

Vergl. Cada uno para sí 1, 61, 1.

Als drey Bestandtheile einer Ritternovelle bezeichnet Clarin: Ueber allen Zauber Liebe, p. 294, 1 (5, 357, 1), die Dueña, den Riesen und den Zwerg.

Nr. 11. El sitio de Bredá (die Belagerung von Breda). Nr. 49.

Dies Drama ist das einzige unter denen des Dichters, das lediglich dem Augenblick, für den es bestimmt war, angehört, und nie wieder lebendig von der Bühne herab, weder in Spanien, noch bey uns, wirken kann. Sonst lernt man den Cald. darin von einer neuen Seite kennen. Das Treiben eines Heeres im Lager und in der Schlacht ist höchst genial bis in den kleinsten Zügen wieder gegeben. Die alten Generale zeichnen sich durch natürliche Derbheit aus; nicht leicht läßt sich einer mit dem drolligen Haudegen, dem Marques Barlanzon, vergleichen.

Seite 241, 2 (3, 156, 2):

Molinos de viento? Ya
Me parece su demanda
Aventura del famoso
Don Quijote de la Mancha.

So Manos blancas 4, 388, 2:

La andante Caballeria,
Que ha mil siglos que descansa
En el sepulcro del noble
Don Quijote de la Mancha.

S. daselbst.

Am Schlusse des zweyten Akts steht eine etwas pomphafte und ruhmredige Darstellung der Anstrengungen und Macht Philipp IV.; am wenigsten passend im Munde des Spinola. Die Exklamationen des Prinzen von Polen überbieten noch diese offenbar für das Madrider Volk berechneten verderblichen Schmeicheleyen. Noch ärger geht dieß, p. 256, 2 (187, 1). Hier muß Spinola den Spaniern den plumpsten Lobspruch ertheilen, der je einer Nation ins Gesicht gesagt worden. Gut, daß etwas davon dem estilo culto zur Last fällt:

De la gentilidad dudo
Que por Dios hubiesen dado
Altares á *Marte armado,*
Y no á un *Español desnudó.*

Seite 241, 1 (156, 1):

Carlos quinto respondió —

Die ausführliche Erzählung dieser That gibt Cald. Primero soy yo, 8, 142 u. folg.

Uebrigens hat dieß gewiß eine persönliche Beziehung, indem eine Partey ausbreiten mochte, Fadrique Bazan werde ungebührlich vom Oberfeldherrn begünstigt. Dieß erhellt noch mehr aus der Folge, p. 242, 1 (157), wo Spinola dem Medina untersagt, den Fadrique deßhalb zu loben, weil er seine Schuldigkeit gethan.

Seite 249, 2 (173, 2):

Que el *mudarse* á mi me toca
Por ser *muger* —

Dies Wortspiel soll hier wohl ein Ausbruch von Kokefterie und Liebe seyn Cald. hat es öfter, freylich jedesmal in einem anderen Zusammenhange. So Judas Macabeo 349, 2 (5, 366, 1); Tambien hay duelo 6, 427, 1; No hay cosa 10, 386, 1.

Seite 252 (178), Akt 3, Anfang.

Die lange Rede der Flora scheint in unnatürlicher und gesuchter Rhetorik, im Styl, wie in übertriebener Ausmalung der Noth eine Nachahmung von der Numancia des Cervantes. Ja eine bestimmte und absichtliche Berufung auf das Heldenspiel seines Vorgängers liegt in den Worten der Flora 252, 2 (180, 2):

Es *Bredá* acaso *Numancia?*
Pretende tan necia gloria?

Man sieht, wie der junge Dichter noch in Fällen, wo er sich nicht sicher und heimisch fühlte, nach berühmten Mustern sich zu richten suchte.

Nr. 12. El Principe constante (der standhafte Prinz). Nr. 98.

Das Leben und Leiden des Infanten Ferdinand von Portugall ist neuerdings in der Schrift: »Leben des standhaften Prinzen. Nach der Chronica seines Geheimschreibers F. Joann Alvares d. a. Nachrichten. Berlin 1827, 8.,« rein nach geschichtlichen Dokumenten geschildert worden. Ich darf mir auch nicht eine Andeutung erlauben über den historischen Werth dieser Schrift, welchen Geschichtsforscher werden zu würdigen wissen. Nur nach dem Totaleindruck urtheile ich. Der wahrhaftigen Geschichte des Martyrerthums, wie sie hier ganz schlicht gegeben, müßte jede Dichtung in der Welt nachstehen, weil, wenn Gott sich einmal in einem Menschen wirklich verherrlichen will, jedes Beywerk nur stören kann. Freylich spiegelt sich selten das innere Leben eines Gott erfüllten Menschen so in dem Bericht seiner Thaten, wie es hier geschieht; und in dem andern gewöhnlichen Fall ist die Kunst recht eigentlich an ihrer Stelle, um zu ergänzen und zu verknüpfen. Ueberdieß mag

die Poesie sich auch solche Charaktere, wie der standhafte Prinz, zum Objekt wählen, weil Vielen immer die Geschöpfe zweyter Hand (Kunstwerke) lieber und näher bleiben werden, mehr Eindruck machen, als die ersten Erzeugnisse der Natur und Geschichte.

Aber nur mit Unwillen kann man hier eine Vergleichung zwischen dem Gedicht und der Geschichte anstellen. Wie viel Größeres hätte ein so tiefsinniger Dichter und Christ, wie Calderon war, aus dem Stoffe machen können! Wahrscheinlich waren seine Quellen nur dürftig. Z. B. würde die schon jetzt herrliche, seiner und des Gegenstandes würdige Scene vor dem Tode des Prinzen S. 277, 1 (3, 227):

> O du süßer Herr der Gaben,
> Wie viel danken muß ich dir! u. s. w.

unendlich gewonnen haben, wenn Calderon von der Vision gewußt, und sie mit angebracht hätte, Leben d. st. P. 85: »Der Infant lag da, mit gegen Himmel erhobenen Händen, mit offenen Augen, die voll Thränen standen, und um seinen halbgeöffneten Mund schwebte ein wunderliebliches Lächeln, welches nur Wiederschein der höchsten Freude und der innigsten Ruhe seyn konnte.« Man erinnert sich bey dem Folgenden an Klärchens Erscheinung in Göthe's Egmont.

Das Schlimmste aber ist: kein anderes unter Calderons geistlichen und heiligen Dramen enthält so übel angebrachte Reden im unglücklichsten Modestyl (estilo culto), als der erste Akt des standhaften Prinzen. Und dennoch erfreut sich gerade dieses Schauspiel eines großen Beyfalls auch in Norddeutschland. So unvertilgbar ist die Kraft eines solchen Gegenstandes, wenn ein Meister des ersten Ranges ihn, auch nur obenhin und sorglos, behandelt! So unergründlich tief das Verhältniß und der Gegensatz zwischen der Prinzessin Phönix (der lebenden Todten) und dem Prinzen Fernando (dem todten Lebendigen).

Seite 261, 2 (3, 196, 1):

> Aquella ciudad famosa,
> Llamada en un tiempo *Elisa* —
> Que *Ceydo*, *Ceuta* —

Ceuta (Cepta, Septa) wurde im Jahre 1715 vom König Johann I. selbst noch am Tage der Landung der Portugiesen mit Sturm erobert. S. Leben d. standh. Pr. 121. Muley bey Cald. drückt dieß so aus:

> — Que los cielos
> Quitaron á tu corona
> Quiza por justos enojos
> Del gran Profeta Mahoma —

Und Ferdinand stützt sich darauf, daß der König, sein Vater, selber zuerst das portugiesische Wappen der fünf Schildlein darauf gepflanzt 269, 2 (213, 2):

— Pues fue el primero,
Que con sola una rodela
Y una espada, enarboló
Las Quinas en sus almenas.

S. 263, 2 (200):

Tanger las puertas de sus Muros cierca.

Am 13. Sept. 1437 trafen Heinrich und Ferdinand vor Tanger zusammen. Heinrich war zu Lande von Ceuta aus dorthin gezogen; Ferdinand zu Wasser. Die tapfere Gegenwehr des kleinen Christenhäufleins gegen die unzähligen Schaaren der Mohren ist besser zu ersehen aus der Geschichte S. 11 bis 18, als aus Cald. Der Vertrag kam zu Stande d. 15. Okt. 1437. Die Christen erhielten freyen Abzug mit ihren Kleidern; aber Ceuta nebst allen dort befindlichen Gefangenen soll den Mohren übergeben werden, und ein hundertjähriger Friede folgen. Ferdinand wurde am 16. Okt. als Geißel den Mohren ausgeliefert, Princ. const. 267, 1 (208).

S. 269, 2 (213, 1):

— En su testamento
El Rey, mi señor, ordena
Que luego por la persona
Del Infante se dé á Ceuta —

Schon bey seinem Leben hatte König Eduard das gewollt, und auf dem Landtage von Leiria im J. 1438 darauf angetragen, aber Widerspruch gefunden. Daß Heinrich selbst gekommen um zu unterhandeln ist Zusatz des Dichters. Ferdinand starb als Gefangener in Fez am 6. Junius 1443. Der hölzerne Sarg mit dem Leichnam wurde in Stricken an den Zinnen der Stadtmauer aufgehängt, Herz und Eingeweide aber waren heimlich nach Portugal fortgeschafft.

Im dritten Akte, S. 275, 2 (224, 2) tritt der Oheim des Prinzen, König Alfons V., selbst auf, als sein eigener Abgesandter, und es gelingt ihm zuletzt, wenigstens die theuren Gebeine des Märtyrers einzulösen. Das ist geschichtlich, doch manches Jahr später errungen. Nämlich (Leben d. st. Pr. 97) im Aug. 1471 eroberte Alfons Arzilla und Tanger. In Arzilla nahm er gefangen unter andern zwey Frauen und zwey Söhne des Muley Schah (Muley Xeque bey Cald.). Dieser Muley wurde bald nachher auch Herr von Fez. Es kam ein Vertrag zu Stande, wornach die zwey Frauen und ein

Sohn gegen den Leichnam des standhaften Prinzen ausgewechselt werden sollten. Dieß geschah wirklich im J. 1473. Hierauf baute also Cald. Prophezeyung und deren Erfüllung an Phönix, der Einen dieser Frauen 268, 1 (210, 1):

— — Esta hermosura
Precio de un muerto ha de ser.

Vergl. S. 280, 1 (235, 2).

S. 265, 2 (204, 2):

Junto á mi casa vivia,
Porque mas cerca muriese.

Lebte dicht bey meinem Hause,
Daß ich stürb' um desto näher.

Hier citirt der Neffe des Königs von Fez zwey Verse aus einem spanischen Volksliede. Es kömmt noch vor Antes que todo es mi Dama, 5, 303, 1:

El *tono* que decia:
Junto á mi casa vivia,
Porque mas cerca muriese.

Noch wichtiger Tanbien hay duelo 6, 414, 2:

Cancion, que repetir suelen:
Junto á mi casa vivia,
Porque mas cerca muriese.

Nur bey einem so eminenten Dichter, wie der unsere, lassen sich solche Nachläßigkeiten, wie sie in diesem Drama vorkommen, willig übersehen bey dem jede Kritik weghauchenden Geiste desselben.

Seite 265, 2 (204, 2):

Con arpones diferentes

S. zu Para vencer 7, 470, 1.

S. 265, 2 (204, 2):

Pero como la porfia
Del *aqua* en las *piedras* suele
Hacer señal, por la fuerza
No, sino cayendo siempre.
Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.
Ovid.

S. 267, 2 (209, 1):

Lisonjera, libre, ingrata,
Dulce y suave una fuente etc.

S. zu Amor, honor y poder, p. 520, 2 (6, 271, 2).

S. 279, 2 (233):

»Fernando tritt auf im Ordensmantel mit einer Fackel.«

Die lichten Gestalten verstorbener Märtyrer haben, nach den geistlichen Sagen, häufig die Christen bey Kriegen, die zugleich um den Glauben geführt wurden, zum Siege geführt. Die hierher gehörigen Stellen sind in chronologischer Ordnung mit Angabe der Gewährsmänner zusammengedruckt in Del Rio Disquisit. magicae 2, 26, 5, von S. 280 an (Colon. Aqr. 1720); vergl. Magica, de Spectris et apparitionibus spirituum, p. 461 — 466 (Isleb. 1597, 4); Goldene Legende, Kap. 56; Abraham a Sancta Clara, Gemisch-Gemasch 360; Michaud, Hist. de Croisades 1, 323.

Nr. 13. El mayor encanto amor (Ueber allen Zauber Liebe). Nr. 75. Tanz der Tritonen und Sirenen auf klaren Wellen macht den Schluß, wie Toben des Meers und Angstgeschrey der Menschen den Anfang gemacht hatte. Die Beziehung dieses Gegensatzes und die Bedeutung der letzten Worte der Galatea:

Da das Wasser so beglückt war
Unter dieser Nacht Gewittern,
Daß es durfte Bühne werden
Zweyer Sonnen —

wird erst deutlich, wenn man sich erinnert, daß dies Zauberspiel auf den Teichen des Lustschlosses Buen Retiro aufgeführt, und für diesen Behuf vom Dichter verfaßt ist.

S. 283, 2 (5, 337, 2):

Con uno y con otro *extremo*;
Pero aunque *viciosos* eran
La *virtud no estaba en medio.*

Weit zweckmäßiger und ganz artig wird derselbe Aristotelische Satz angebracht Encanto sin enc. 3, 477, 1:

— La otra remedio
Da, mas con fines penosos.
Con que hay *extremos viciosos.*
Sin darse *virtud en medio.*

Seite 285, 2 (341, 2):

Vive Dios, que fui cochino
Y aun me soy lo que me fui.

Ich, bey Gott! ich war ein Schwein,
Und ich bins noch immer fort.

Wahrscheinlich hat Calderon das allein erfunden. Es liegt zu nahe; und nach Plutarch zog es Gryllus vor, unter den Gefährten des Ulysses von Circe in eine Sau verwandelt, so zu bleiben.

S. 286, 2 (343, 2):

Los dos movimientos
Natural y *rapto* —

So Magico prodig. 8, 349:

— El Sol —
Con el *rapido* curso —
Retroviendo siempre à la porfia
Del *natural* —

Seite 291, 2 (352, 1):

Solo el silencio testigo etc.

Zeuge meiner Herzensklage
Soll allein das Schweigen seyn,
Kaum faßt meine ganze Pein
Alles das was ich nicht sage.

Diese alte Letra scheint merkwürdig als Versuch durch Klang (Musik) und einige Laute auszudrücken, daß das Höchste über alle Worte und über allen Ausdruck erhaben sey, ja daß selbst die nicht in Worte gefaßten noch zu fassenden Gedanken (todo lo que no digo) eine Region des Gefühls über sich haben, in welcher sie nur wie Species im Genus sich befinden.

Da der Dichter sich häufig in dem Falle befindet, daß selbst seine Sprache nur unvollkommen und aus der Ferne einen Abdruck dessen gibt, was in seiner Seele Tiefen liegt: so ist ihm natürlich dies Thema besonders lieb, und er braucht es öfter. Z. B. Encanto sin encanto 3, 485, 2; Darlo todo 11, 85, 2; Eco y Narciso 3, 306, 1. Auch Moreto hat es Industrias contra finezas, Akt 2, p. 18 (Sevilla).

Nr. 14. El galan fantasma (der Liebhaber als Gespenst). Nr. 29.

Seite 308, 1 (5, 385, 1):

Barbarismo de Amor grande,
Salir à ver, y ser vista.

S. zu Maestro de danzar 625, 2 (7. 91, 2).

Seite 310, 1 (389, 1):

Civiles guerras, siendo
Güelfo y *Gibelino*, dos
Hermanos, cabezas dellos —
Ya sabeis como à *Saxonia*
Llegó este marcial incendio.

Man darf nicht etwa hiernach die Zeit bestimmen wollen, in welcher Calderon das Schauspiel sich dachte. Denn ihm lag nur am Herzen, Zeit und Ort recht fern hin zu versetzen, und deßhalb

brachte er den alten Zwist zwischen Gibellinen und Guelfen getrost in das entlegene Sachsen.

S. 316, 1 (402):

Leon. Ovidio dice, hablando del remedio
De amor, cual es el medio;
Oye el verso. *Duque.* Holgaré me de saberle.
Leon. Para vencer á amor, querer vencerle.

Keine andere Sprache als die spanische kann das so ausdrücken. Denn querer heißt ein Wollen, das seinerseits auch ein Lieben ist. Calderon meint es gewiß sehr ernst mit der Regel. Sie kömmt noch einmal vor Vanda y flor, Akt 3, Anfang, 5, 79, 2:

Duque. No hay fuerza que venza á amor.
Enr. Una sola suele aver.
Duque. Cual es? *Enr. Quererle vencer,*
Asi lo dice, señor,
Garcilaso.

Herz. Keine Macht besiegt die Liebe.
Enr. Eins sagt man hat helfen sollen.
Herz. Was denn? Enr. Sie besiegen wollen.
Mir däucht Garcilaso schriebe
Dieß dawider vor.

Hierauf verfolgt der Dichter den Doppelsinn des querer. Allein von allen Seiten beleuchtet wird die für jegliches Treiben der Menschheit wichtige Sache in dem Schauspiel, dessen Titel eben jene Regel ist: Para vencer á amor querer vencerle. Nr. 35, Th. 7. Des Ovid Buch: De remedio amoris, citiren Calderons Personen öfter. So Cintia in Dos Amantes del cielo 9, 133, 1:

Quiero reclinarme aqui
Donde en *Ovidio* mejor
Leeré el remedio de amor.

Nr. 15. Judas Macabeo (Judas Makkabäus). Nr. 59. — Sonderbar! Es ist, als wenn Calderon in den Worten des Lysias 348, 2 (5, 464, 2):

Calla Judas; que el valiente
Habla poco, y obra mucho.
Quien retórico amenaza
Jamas ejecuta mudo.

sich über dieß ganze Schauspiel in eigener Person selbst lustig machte. Denn die Ruhmredigkeit seiner jüdischen und assyrischen Helden ist fast unerträglich, und man möchte ihnen immer obige Worte zurufen. — Im ersten Akt läßt der riesenhafte Lysias den andern Feldherrn Gorgias bestrafen, weil er sich von den

Makkabäern hat schlagen lassen, Inhalt und Form dieser Scene ist fast gleich der zwischen Aurelian und Decius in der Zenobia, Manches wird mit denselben Worten ausgesprochen. Z. B. Lysias, p. 336, 2 (442, 2):

Y cuando vengas á ser
De la fortuna vencido,
Es honor haberlo sido
De una inconstante muger?

Aurelian 77, 2 (2, 285, 1):

De la fortuna el poder
Ni la temo, ni respeto;
Temela tu, que en efecto
Es la fortuna muger.

Die ungenirte Verliebtheit der Zares hat durchaus einen komischen Anflug, der dem Dichter vielleicht wider Willen gekommen ist; aber daß sie zuletzt von einem ganz untergeordneten Menschen um ihre Ehre betrogen wird, und, um nur diese wieder zu erhalten, ihn heiraten muß *), das lag in Anlage und Absicht dieses Charakters. Den Gegensatz dazu bildet die echt weibliche Cloriquea mit lieblichem, mildem und zärtlichem Wesen und Wünschen.

S. 339, 2 (447, 2):

Si todos dicen que armada
La *diosa Palas* pareces,
Yo pareceré al *dios Palos*.

Dasselbe Wortspiel Prometheus 8, 197, 1:

Y viendo
El que para ti la guardas
Airada se vuelve en
Dios Palos la diosa Palas.

S. 350, 1 und 350, 2 (467, 1 und 468, 1):

Que *Trabuco Deleazor* etc.
Hoy escribe su *tragedia*
Con sangre *Jerusalen;*
Y si no la escribe bien,
Se perderá *la comedia*.
— Los *Mosqueteros* etc.

Die vielen anzüglichen Worte des Chato beziehen sich gewiß auf irgend eine Tragödie, welche kurz vor dem Judas Mak-

---

*) Aus dem triftigen Grunde 352, 2:

— Es mejor
El peor marido vivo
Que muerto el mejor honor.

fabäus in Madrid aufgeführt und durchgefallen war. Der Katalog des Huerta nennt vier verschiedene Schauspiele unter dem Titel Jerusalem, von denen wohl eins das hier gemeinte ist.

Nr. 16. El medico de su honra (der Arzt seiner Ehre). Nr. 51. — Der Charakter Pedro's, des wackeren Rechtspflegers, ist in vielen spanischen Schauspielen stehend und konventionell, wie dieß bey den Heroen der griechischen Tragödie der Fall war. In Moreto's Valiente Justiciero y el Ricohombre de Alcalá versöhnt sich der König auch mit seinem Bruder Enrique, wobey das unwillkürliche Verwunden mit dem Dolche erfolgt. Moreto und Calderon benutzten wohl unabhängig von einander dieselben Sagen. Dagegen mag der Zusammenhang unseres Medico de su honra mit Lope de Vega's Niña de plata wohl durch ein wirkliches Hinblicken Calderons entstanden seyn. Freylich sticht die himmelweit verschiedene Sinnesart beyder Dichter hier besonders hervor. In der Niña stellt der Infant Enrique einem Mädchen in Sevilla nach, und König Pedro zügelt mit gewaltiger Kraft die Leidenschaft seines Bruders. Das Gespräch der Brüder bey Lope. Akt 2, p. 15; 2 ist sehr ähnlich dem bey Cald. 370 (6, 34), Man lese z. B. folgende Drohung des Königs bey Lope:

Pues cualquiera, que á un exceso
Se arroje, no está seguro
Mientras viva el Rey Don Pedro.
Los primeros en vosotros
Le castigaré severo,
Dando *con mi propria sangre*
Autoridad al exemplo.

Calderon:

Li á la enmienda
Vuestro amor no se apercibe —
Podrá ser de mi justicia
Que *aun mi sangre no se libre!*

Das Verhältniß des Königs zu Maria de Padilla behandelt Juan Perez de Montalvan in den beyden Theilen des Schauspiels La puerta Macarena. Kraft und Wille den Uebermuth des hohen Adels (ricos hombres) in den Staub zu treten, ist aber auch dabey durchgreifender Grundzug des Charakters. Und so meint es Cald. auch hier, wo er der Leonore sagt, 358, 2 (12, 1), sie solle, so lange Er regiere, nicht wieder zu klagen haben, es werde ihr kein Recht, weil sie arm und der Gegner vornehm:

Que sois pobre, él poderoso,
Siendo *Yo* en Castilla Rey.

Noch manches Einzelne im Drama scheint aus einer Chronik oder der Volkssage genommen. So die Antworten, welche Pedro auf mehrere Bittschriften ertheilt, 357, 2 (9); dann der Vertrag, den er mit Coquin eingeht, diesem für jedes Mal, wo er ihn zum Lachen bewegen könne, hundert Skudos zu geben, ihm dagegen die Zähne ausreißen zu lassen, wofern ihm dieß binnen eines Monats nicht gelingen sollte. Sehr ernsthaft muß der strenge Monarch gewesen seyn. Moreto Parecido en la corte 13, a:

Que es cosa que hará reir
Al Rey Don Pedro el cruel.

Ueber die Mencia ist schon oft geurtheilt. Besondere Aufmerksamkeit verdient ihr Benehmen bey dem ersten unerwarteten Zusammenkommen mit dem Infanten, und noch mehr die darauf folgende Rede mit ihrem Gatten. Nicht der lang ersehnten Braut kann so zart und innig gehuldigt werden, als dieser Frau von ihrem Ehemanne, 357, 1 (8); aber leider erwiedert sie mit erheuchelten Vorwürfen und gereizter Zärtlichkeit. Ja am Schlusse, als sie mit der Sklavin allein, fühlt der Hörer ihren unvermeidlichen Untergang voraus. Denn sie vermag schon nicht nur sich selbst, sondern sogar der Magd zu gestehen, 357, 2 (9, 2):

Tuve amor, y tengo honor.

Ueber Einzelnes; S. 356, 1 (6, 1):

— — Que es ley
Hacer el palacio el Rey.

Hier folgt die am meisten dichterische Ausführung des Sprüchworts, das Calderon öfter gebraucht. Z. B. Amigo, Am. y Leas 10, 56, 1:

Que si dice vulgarmente
Un adagio Castellano
Que *hacen palacios los Reyes.*

Hijos de la fortuna, 7, 170:

Y cualquier *Magestad hizo palazio.*

S. 364, 2 (22, 1):

El papel de una *comedia*
Que se intitula: *El Rey Angel.*

Anspielung auf ein bekanntes Drama dieses Namens, das auch unter den dem Cald. untergeschobenen (Nr. 85) sich befindet.

S. 370, 1 (34, 1):

Seré el pajaro, que fingen
Con una piedra en la boca.

Ausführlicher Astrol. sing. 497, 2 (230, 1):

— — Seré
El ave que rompe el viento,
Con una piedra en un pie
Y otra en el pico —

Der Kranich, nach Plinius Nat. hist. 10, Kap. 30: Excubias habent nocturnis temporibus, lapillum pede sustinentes, qui laxatus somno et decidens indiligentiam coarguat.

Seite 371, 1 (35, 2):

Agravio, que es oculto,
Oculta venganza pide.

Dieser Ehrengrundsatz, oft beyläufig ausgesprochen, ist Mittelpunkt wie Ende und Titel des Schauspiels A secreto agravio secreta venganza. So auch Maestro de danzar, p. 624, 2 (7, 90, 1).

Nr. 17. Argenis y Poliarco (Argenis und Poliarchus). Nr. 69. Es fehlt dem Schauspiele jegliche dramatische Einheit. Eben nur die reizendsten Vorfälle und Handlungen werden aus dem Romane herausgehoben und dialogisirt. Besonders flüchtig und unwürdig des erhabenen Genius unsers Dichters sind die Charaktere. Nur das Gefühl der Liebe zwischen Argenis und Poliarchus erfreut sich einer innigen Behandlung. So sind die herzlichen Fragen der ganz in Treue und Liebe lebenden Argenis zu Anfang von Akt 2 köstlich, und halten schadlos für manche Fehler, welche eine Folge der sichtlichen Unlust und des daraus entspringenden Ungeschicks sind, womit der Verfasser das ihm fremdartige Thema des Romans behandelte.

Seite 382, 1 (6, 57, 1):

Al tiempo que ya la salva, etc.

Im Munde des Gracioso ist diese sonst herrliche und tiefe Anwendung der Naturerscheinung auf das menschliche Geschick doch höchst befremdend.

Seite 390, 1 (73, 1):

Por los mares y desiertos
Ir enderezando tuertos,
Y *desforzando* doncellas?

Stellt man hiermit zusammen p. 399, 2 (91, 2):

Nació para hacer verdades
Cuantas fabulas fingir
Supo la encantada selva
De *Esplandian* y de *Amadis*.

so scheint aus dem wiederholten Vergleich die Absicht hervorzuleuchten, den Roman Argenis mit jedem Ritterromane gleich zu stellen; wodurch Cald. es recht einprägt, er wolle die politische und geschichtliche Bedeutung jenes Buchs nicht berücksichtigt wissen.

Seite 393, 1 (78, 1):

Los traidores
De marras, lenguage *culto!*

Ein Spaß auf Kosten der Gongoristen. Dé marras ist vielmehr aus dem niedrigen Style. S. zu D. Quixote I. Kap. 25. Moreto, De fuera vendra 21, 6:

Vayase! No tengamos la *de marras!*

Seite 399, 1 (90, 2):

Yo y el zefiro sutil
Bebimos mas de un clavel,
Lamimos mas de un jazmin.

Dieses Nachschwelgen der Phantasie in Redensarten aus dem estilo culto hat hier etwas sehr Widerwärtiges.

Seite 400, 1 (92, 1):

Dexa que mil veces bese
Esa tierra, que el marfil
De tus pies convierte en nieve.

Das ist wohl eine der schlechtesten Phrasen, die Cald. sich hat zu Schulden kommen lassen. Wegen solcher Dinge mag er dann später von mancher seiner Arbeiten nichts haben wissen wollen.

Seite 401, 2 (95, 1):

Si fuera el mar de *hypocras* —
Y dar dos higas
Al sacro nectar que beben.

Hipokras und Kastanien als Delikatessen, womit die Bedienten ihren Schönen aufwarten, Tambien hay duelo 6, 452, 1:

Y que si me da licencia
Avrá *hipocras* y *castañas*.

Moreto, de fuera vendrá, 14, a:

Y cuando está esquiva mas,
Que gusto mas apacible,
Que rendir este imposible
Con *castañas* y *hipocras!*

Etwa wie in Göthe's Faust!

Courtesirt ihr mit Pastetchen und Wein.

Seite 401, 2 (96, 1):

Y él, como dice *Ganasa*,
Te reciba alegremente.

Der berühmte italienische Komiker Alb. Ganasa, ein Nachfolger des Harlequin, war mit seiner Truppe zwey Mal in Madrid, in den Jahren 1579 und 1603, und bediente sich auch hier der italienischen Sprache. S. Quadrio, Storia d'ogni poesia II. 3, p. 226 u. 236. Lope de Vega, Filomena, 4:

Donayres de *Ganasa* y de *Trastúlo*
Les digo —

Romancero general, Bl. 296, vers. 1:

— — Amor
Que nos besa y nos engaña,
Como *Ganasa* á *Trastulo*.

Vergl. Pellicer, Trat. histor. 1, 71; und Anmerkung zu D. Quixote II. Kap. 7.

Nr. 18. La vírgen del sagrario (die Jungfrau des Heiligthums). Nr. 97.

Der Gegenstand dieses Drama, das uralte Marienbild in der Kathedrale zu Toledo, dessen Wunder, sein Verborgenseyn in tiefer Erdkluft und sein Wiederauffinden bey eigenem Strahlenlicht, dieß zusammen ist als Diöcesan- und Provinzial-religiöse Sage zunächst für gläubige Christen und eifrige Bürger von Toledo bestimmt, und von Wichtigkeit. Auch ist überall lokale Beziehung ersichtlich, wie dieß in den Autos häufig geschieht auf ähnliche Veranlassung, nämlich bey Verherrlichung von religiösen Gegenständen, die zunächst ein Lokal-Interesse haben.

Im ersten Akte erscheint als Hauptsache, wie Ildefonso auf seine Bitten als Lohn für den Sieg über die Ketzer es erlangt, daß jährlich der Siegestag gefeyert wird als Fest der geheiligten Erwartung, 405, 2 (6, 104):

'A esta pureza suya
Una perpetua fiesta se instituya,
A quien el mundo aclame
Sagrada Expectacion —

woran sich die Sagen von dem Ursprunge Toledo's und des Marienbildes knüpfen. Zwey Visionen, nach der Legende ausgeschmückt, und auf das Gnadenbild übertragen, zeichnen den ersten Akt aus. Ildefonso deckt das Grabmal der Märtyrin Leokadia auf. Plötzlich erschallt eine himmlische Musik; Leokadia selbst schwebt aus dem sich öffnenden Grabmale empor,

mit einem blutigen Streif um den Hals, in der Hand eine Palme. Sie verkündet ihm den Dank der Jungfrau für seine Vertheidigung, 408, 2 (110, 1):

Como tiene
En su divina memoria
Escrito con letras de oro
El libro, felice gloria,
Que á su pureza y decoro
Cante eterna la victoria.

Dieß geht auf sein Buch: De S. Mariae perpetua et illibata virginitate, contra infideles. Gedruckt u. a. in Bibl. max. Patrum, Lugd. t. 12, p. 549. Die zweyte Vision erfolgt in derselben Kirche zur Nachtzeit. Der Hundevogt (Perrero), müde, will einschlafen. Da hört er das Tappen der Ketzer Pelagio und Teudio hinter den Gräbern, welche gekommen, um das Bild heimlich zu entwenden. Die Furcht macht den Vogt munter, und gleich darauf noch mehr die Ankunft des Ildefonso. Dieser wirft sich brünstig flehend vor dem Altar nieder. Vogelgesang und Zinkenton schallt hinter der Scene; Ildefonso schwebt allmälich höher, bis er dem Gnadenbilde gegenüber ist *). Die beyden Diebe fliehen zähneknirschend vor dem nahenden Glanze. Da erscheint die Jungfrau selbst auf einem Triumphwagen, ein Meßgewand in der Hand, zwischen ihrem Bilde und Ildefonso. Sie schenkt dem Bischof das Gewand, sich damit an ihrem Festtage zu schmücken; von ihrem Bilde aber nimmt sie mit Umarmung Abschied, und weissagt ihm Unfälle, wie sie selbst deren auf Erden gelitten habe. — Wenn Ildefonso, p. 406, 1 (105, 1) Amerika nennt, so gibt ihm darin Shakspeare nichts nach, Lokrin Akt 1, wo Brutus sagt:

A gift more rich than are the wealthy mines
Found in the bowels of *America*.

Seite 407, 1 (107, 2):

La virgen de *Atocha*
Que está en Madrid —
En *Astorga* hay otra imagen —

*) Gänzliche Durchdringung des irdischen Stoffes vom himmlischen Lichte macht, daß die Schwere in den Heiligen rein verschwindet, und lediglich das Licht übrig bleibt, so daß sie eigentlich und uneigentlich über der Erde schweben. So z. B. goldene Legende, Kap. 211, von Thomas von Aquino: Hic doctor egregius in extasi et alienatione virium sensitivarum *mente* frequenter apparuit in Deum elevatus; *corpore* etiam visus est in oratione existens uno cubitu et aliquando duobus *a terra sursum* levari.

Ueber die seiner Zeit berühmtesten Marienbilder in Spanien s. unter andern Lope de Vega Peregrino en su patria, Buch 5, p. 421.

Im zweyten Akt nehmen zwey Dinge besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch. Zunächst, was nur erzählt wird, 413, 1 (420, 2), wie das Bild nicht mit den übrigen Heilthümern nach den asturischen Gebirgen flüchten will. Eine unwiderstehliche Gewalt treibt den Prälaten Urban, es wieder auf den Altar in Toledo zu setzen. Es will das Volk in der Noth nicht verlassen:

Porque la virgen divina
Desamparados no quiere
Dexarnos —
Que hasta en esto
Toledana se parece.

Das zweyte ist abermal eine Nachtscene in der Kirche zu Toledo bey Fackelschein. Godman holt in seinen Armen das Bild vom Altar, und trägt es von dannen, um es in einem tiefen Brunnen vor der Entheiligung zu bewahren. Einige Gothen folgen still in Prozession, und Trauermusik bey gedämpftem Trommelschlag drückt das Gefühl der gebeugten Herzen aus. So schließt der zweyte Akt mit tiefer Erniedrigung in weltlicher und geistlicher Hinsicht.

Seite 411, 2 (117):

Entra, asuela, destruye, quema, tala
Ciudad, campaña, montes, valles, riscos etc.

Eine der künstlichsten Oktaven Calderons, zu vergleichen mit der in Cisma de Inglaterra 4, 305:

Amé, quise, estimé mansos rigores, etc.

Der dritte Akt gibt im Gegensatz zum zweyten die Erhöhung des Gnadenbildes aus dem Zustande der Verborgenheit und des Vergessens, und so auch die bürgerliche Befreyung und Autonomie der Toleder unter dem angestammten christlich-kastilischen König Alfons den Sechsten. Nur leise Tradition hatte sich in den Zeiten der Fremdherrschaft von dem Bilde erhalten. Auf diese ungewisse Sage deuten begierig die Könige 418, 2 (133, 1):

En ella un tiempo tuvieron
Una imagen.

und Selin 419, 2 (135, 1):

Que allí se encierra
Un encantado tesoro —

Aber Wahrheit und Klarheit zeigen sich unverhüllt und gewaltig

erst wieder in der Kirche selbst, und zwar in einigen Abstufungen. Anfangs, 420, 1 (136, 1) deuten himmlischer Glanz und andere Zeichen dem verzückten Erzbischof Bernhard nur den verschütteten Brunnen an, wo der Schatz verborgen ist. Dann, 421, 1 (138, 1), gräbt die Königin nebst dem Erzbischof selbst am bezeichneten Orte; Lichtglanz und Gesang entströmt der Tiefe. Ein Eilbote unterbricht das Geschäft. Der König naht in entsetzlichem Zorne, seine Gattin zu züchtigen. Demüthig, in einer Hand ein Kruzifix, in der andern einen Dolch, wirft sie sich ihm zu Füßen, den Tod von seiner Hand zu empfangen. Sein Herz wird plötzlich gewaltsam gewendet, er schließt sie liebend in die Arme. Indeß läßt sich der Muhammedaner Selin in die Tiefe hinabwinden und wieder herauf. Bestäubt und scheu tritt er an das Tageslicht, eine Platte in der Hand. Entzückt beschreibt er das unten strahlende Marienbild. Die Platte meldet, daß dieß das ächte Bild des Heiligthums sey, vor den Arabern dorthin versteckt Der König selbst will auch sich hinablassen, da schwebt jenes Bild herauf; der Erzbischof nimmt es in Empfang, und ertheilt ihm seinen alten Platz an geweihter Stätte des Altars. Mit dem feyerlichen Triumphzuge und der Aufstellung ist somit das Drama, das viele Jahrhunderte umfaßt, völlig geschlossen, und der Endchor Salve Regina ist hier recht an seiner Stelle.

Seite 417, 2 (131, 2):

— — Solia usar
La iglesia un *rezo*, que ya
Los Papas han reformado.
Los Cristianos, que han estado
Mozárabes, claro está
Que el antiguo habrán tenido —

Der Asturier Vela will, die Toleder sollen ihre mozarabische Liturgie aufgeben. Bekanntlich gab dieser Punkt Veranlassung zu theologischen Disputen. Nach Cald. 491, 1 (134, 1):

— Dispongo
Que en la iglesia de Toledo
Entre sus cultos piadosos
De los *Mozárabes* aya
Una capilla —

erwarb Juan Blaseo Ruiz den Mozarabern dieses Vorrecht als Privilegium (executoria) des Königs Alfons VI., weil er dem Asturier Vela, den er im Zweykampf überwunden, auf des Königs Verwenden das Leben schenkte. Eine Untersuchung über den Unterschied und die Uebereinstimmung jener Liturgieen gibt H. Florez España sagrada, t. 3 am Schluß (ed. 2 Madr.

1754) De la misa antigua de España. Die Aktenstücke dazu, die Liturgieen selbst, sind gesammelt von J. Pinius Liturgia antiqua Hispana, Gothica, Isidoriana, Mozarabica, Toletana, *Mixta*. Rom. 1746, Fol. 2 Bände.

Seite 421, 1 (137, 2):

Ciclanes de *Barrabas!*

Amor, honor y poder, p. 521, 2 (6, 273, 2):

Lleve *Barrabas* el nombre!

Nr. 19. El mayor monstruo los zelos (Eifersucht das größte Scheusal). Nr. 63. — Unter den Personen ist der Charakter der Mariamna wunderbar kunstvoll und genial gezeichnet. Eine dem Tode gleich bey ihrem ersten Auftreten Geweihte, verläßt sie dies tief begründete Gefühl keinen Augenblick, wenn auch der Schein und die Zerstreuungen des Lebens sie ablocken wollen. Ja troß der Todesschauer treibt sie eine unbezwingliche Sehnsucht ihrem Geschicke entgegen, zu diesem »Stirb und Werde!« wie den Schmetterling in die Lichtgluth. So spricht sie es auch aus 431, 1 (5, 485, 2):

— — Wie der Phönix
Der zum Grabe hat die Flamme —
Bis ich in den Flammen sterbe,
Glaub' ich Leben noch zu missen.

Diese innige Sehnsucht nach dem Tode, in profanem Gebiete analog der Sehnsucht der Glaubensmärtyrer, konnte nicht angemessener durch Ton und Wort hervorgehoben werden, als durch jene alte Weise, 449, 2 (523, 2):

Komm, o Tod! Doch komm so leise,
Daß es nicht bemerkt die Brust;
Damit nicht des Sterbens Lust
Mich zurück ins Leben weise *).

Sie dient als Präludium zu Mariamne's lang gewünschtem, aber im Augenblick nicht erwarteten Tode, und die Fürstin erfreut sich daran, denn sie verlangt

Siege, doch daß mir's die Schmerzen
Mehr' im Herzen.

Dieselbe Letra steht schon gedruckt im Cancionero general, der im Jahre 1511 in Valencia erschien, nach Böhl von

*) . . . . . Ven, muerte, tan escondida
Que no te sienta venir,
Porque el placer del morir
No me vuelva á dar la vida.

Faber Floresta de rimas antiguas I. Nr. 184. Fein, zart und anmuthig, aber weniger herzergreifend wird dasselbe Thema glossirt Las manos blancas, 4, 369; und in Verbindung ähnlicher Lieder, auch von einer Sirene vorgetragen, um den Narciß zu bezaubern, in Echo und Narciß, 3, 306, 1. Eine andere Letra, welche die Nichtigkeit des irdischen Treibens zum Gefühl bringt, bezeichnet der Dichter mit ähnlichen Worten als alt, und demnach der unsern analog im Gran Principe de Fez, 3, 430, 1:

Por mi este *antiguo concepto*
Sin duda que se escrivió.

Und dieses alte Lied lautet daselbst:

O loca esperanza vana,
Que de siglos ha que estoy
Engañando el dia de hoy,
Y esperando él de mañana!

Ueber Einzelnes. S. 427, 1 (479, 1):

El *Bucentoro*, nave
Que labró para él Cléopatra
De marfiles y cristales

Dazu 429, 1 (481, 2):

— Aquel *Bucentoro*
Armada nave de oro —

Als gewaltiges wunderliches Bild der Hand in Mejor está 8, 403, 2:

— — El cabello vi,
Siendo oceano de rayos,
Donde la mano, feliz
Bucentoro de cristal,
Corrió tormenta de ofir.

Ueber die Etymologie des Wortes s. Mabillon Iter Italicum, in dessen Museum Ital. t. 1, p. 37, Lut. 1687, bey der Schilderung der Vermählnng des Dogen mit dem adriatischen Meere. Centaur sey Bezeichnung eines großen Schiffes überhaupt, und der Vorsatz Bu gebe eine Verstärkung, wie in Bulimia, Bupaedes, wegen der Größe der italienischen Rinder. Man könnte dabey an unser Pöbel-Adjektiv ochsig denken, und an die ähnliche Verstärkung der griechischen Hauptwörter durch ἵππο.

Seite 429, 2 (482, 2):

Dixo, sacando el acero:
Nadie ha de triunfar primero
De mi que yo mismo.

So Ajar bey Ovid, Met. 13, 390:

Ne quisquam Ajacem possit superare nisi Ajax.

Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Schiller.

Seite 430, 2 (484):

Der Inhalt dieses Sonnetts gehört wohl zu dem Tiefsinnigsten, was je in Worte gefaßt ist. Wem der Tod ein Geliebtes entzogen, wird den Schluß verstehen und schätzen:

Drum soll den Preis mit Recht die Lieb' erheben,
Denn sie beherrscht die Lebenden und Todten,
Allein der Tod nur jene die da leben.

Seite 437, 1 (496, 2):

— — No es leal el que
No lo es *hasta las aras*.

So 'A secreto agravio, p. 477, 2 (6, 191, 1); mit einem guten Wortspiel:

Hasta las aras, amor,
Te acompañé; aqui te quedas,
Porque atreverte no puedas
'A las aras del honor.

Auch daraus ist nicht viel auf Calderons Gelehrsamkeit zu schließen. Denn Cervantes braucht die Redensart, und noch dazu lateinisch (usque ad aras), früher in der Novelle vom Fürwitzigen Neugierigen, D. Quixote I. Kap. 33, und daraus hat sie wahrscheinlich Cald. zunächst. Gellius, Noct. Att. 1, 3, schreibt sie dem Perikles zu (μέχρι θεῶν).

Seite 441, 2 (504, 2):

Que pudiste engendrar, Libia,
Sino áspides y serpientes?

Dasselbe Wortspiel, freylich nicht in so bitterem Ernste als hier, in Fineza contra fineza 2, 476, 2:

Que soy Libia, y doña Libia
Solo ha engendrado serpientes.

Seite 435, 1 (493, 1):

Melancolía decís?
Hypocondría;
Que un principe como yo
No avia de adolecer
Vulgarmente, ni tener
Mal que tiene un sastre.

Melancholie ist hiernach eine gemeine Schneiderkrankheit; Hypochondrie aber eine sehr vornehme. Die letztere war nämlich

erst vor etwa zwey Jahren auf die Welt gekommen, und also jung, und so in der Mode, daß eine Dame von ihrem Liebhaber sich etwas von dieser neuen Waare ausbat, Medico de su honra 372, 1 (6, 38):

> *Hypocondria*
> Es una enfermedad que no la habia
> Habrá dos años, ni en el mundo era —

Seite 446, 1 (516, 2):

> Tu pecho aquel *bruto* sea —

Das Thier, das die vergifteten Quellen trübt, dem Wanderer das Leben zu retten, ist hier das Einhorn. Fast derselben Worte bey demselben Naturgleichniß bedient sich der standhafte Prinz (277, 2 (2, 229, 1), wo aber nach einer andern Sage dem Adler dieser instinktmäßige Liebesdienst beygelegt wird:

> El aguila caudelosa —
> Y con piedad noble y justa,
> Porque brindado no beba
> El hombre entre plata pura
> La muerte —

Nr. 20. Hombre pobre todo es trazas (der Arme macht lauter Schwindeleyen). Nr. 12. Die Katastrophe dieser anspruchslosen und niedlichen Bagatelle scheint einem Anfangs, wenn man an die andern Intriguenstücke Calderon's denkt, ganz abweichend in Beziehung auf die dabey waltenden Grundsätze. Nämlich der Held wird nur dadurch bestraft, daß er in gänzlicher Einsamkeit mitten in der gewühlvollen Hauptstadt gelassen wird. An einem menschenleeren Fleck hinter San Geronimo in Madrid befindet sich Diego, um sich mit seinen vorigen Freunden, denen er verdächtig geworden, zu schlagen. Zuvor aber fordern sie ihn als Mann von Ehre auf, seinen Namen und seine Absichten auf die Fräulein zu erkennen zu geben. Er nennt sich so, wie er wirklich heißt, und sagt alles rein heraus, wie es ist: denn nach seiner Ansicht darf man wohl Frauen belügen und betrügen, um sein Glück zu machen, aber nicht Männer auf dem Kampfplatze. Die Frauen hören zum Glück unbemerkt und zufällig diese Erklärung. Beatrix tritt zuerst vor, und reicht dem Felix als Gattin ihre Hand. Er ist glücklich, und entfernt sich mit ihr, ohne den Diego eines Blicks zu würdigen. Das Auffallende hierbey liegt in dem Gesetze der Ehre der damaligen Spanier, über welche die ihnen unterworfenen Personen im Calderon selbst so oft klagen. Es ist gebräuchlich und nothwendig, sich um seine Geliebte (Dama) bey der geringsten Gelegenheit zu schlagen. Dagegen würde ein Duell um

Braut oder Gattin (esposa) dieser zur Schande gereichen. Denn Eifersucht ist in diesem Verhältnisse nicht mehr denkbar. Nur entschiedene Untreue (agravios) würde mit dem Tode des Verführers und ihrem Tode ohne Weiteres gerächt werden müssen. Darum erfolgen hier die erwarteten Duelle nicht. Dem Beyspiele der Beatriz folgt gleich darauf Klara, und verlobt sich dem Leonelo. Beyde gehen ab. Dann ärgert sich auch der Freund des Diego, einem so schalen Menschen so lange gedient zu haben, und läßt ihn stehen; endlich will auch der Bediente nicht länger umsonst dienen, und der armselige Betrüger bleibt ganz allein übrig, hülflos, verschuldet und beschämt als warnendes Beyspiel für ähnliche hochstrebende Gaudiebe.

Ueber Einzelnes. S. 452, 2 (6, 144, 2):

> *Esta* traigo en conclusion —
> Capitulo de *ahí envio.*

Das Esta hat der Herausgeber sehr richtig dadurch erklärt, daß er zusetzt le da una carta, und das scherzhafte Kapitel von ahí envio deutet auf das Geld darin. Hierauf folgt eine wunderbar lebhafte Darstellung, wie einen Provinzialen die Eigenheiten der Hauptstadt und Residenz gewaltig aufregen

453, 1 (145, 1). Die Schilderung der Klara ist eine feine und artige Ironie auf den geschraubten Modestyl. Man höre:

> Dejo á parte locuciones
> Poéticas, aunque aqui
> Pudiera decir, que fue
> Su cabello oro de ofir,
> Su frente campo de nieve etc.

Seite 457, 2 (153) hält das sehr gebildete Fräulein Beatriz eine Sitzung oder Akademie, wo Liebespunkte besprochen werden. Die daselbst aufgeworfene Frage:

> »Was ist größte Qual im Lieben?«
>
> Cuál es mayor pena amando?

wird gleichfalls erörtert in der Akademie im Lauten Geheimniß 8, 226, 2. Dort und hier sind die Worte der Frage gleichlautend.

Seite 460, 2 (159, 1):

> Mas como ninguna amó
> Siendo amada.

Dies Thema wird ausführlich behandelt in der Andacht zum Kreuze 109, 2 (2, 347, 1).

Seite 467, 1 (170, 2):

En el filosofo leo
Ni-comedes, y á las noches
En el concilio *Ni-ceno.*

S. das Leben ein Traum, p. 17, 2 (2, 165, 2). So geht es dem armen Hungerleider, während er als Edelmann in erborgten Kleidern einher stolzirt.

Seite 469, 1 (173, 2):

— — Si esta vez
Con industria y arte venzo
Amor, *ingenio* y *muger.*

Diese Stelle erhielt dadurch zu Calderon's Zeit komische Kraft, daß ein sehr berühmtes Drama von Mira de Mescua unter dem Titel Amor, ingenio y muger damals jedem Hörer gleich bey jenen Worten einfiel. Auch eine Burleske jenes Namens nennt der Huerta'sche Katalog.

Nr. 21. A secreto agravio secreta venganza (Gegen geheimen Schimpf geheime Rache). Nr. 61. — Der Grundsatz der Klugheit bey kitzlichen Ehrenpunkten, welchen der Titel des Schauspiels ausspricht, wird häufig auch sonst empfohlen, um leidenschaftliche Ausbrüche rücksichtsloser Wuth wenigstens für den Augenblick zurück zu drängen. So Arzt seiner Ehre, p. 371, 1 (6, 35, 2):

Agravio, que es oculto
Oculta venganza pide.

Und Tanzmeister, p. 624, 2 (7, 90, 1):

Hay sucesos infinitos
En que dijo la venganza
Lo que el agravio no dijo.

Da die Schuld der Gattin und ihres Anbeters in diesem Schauspiele größer ist, als die ähnliche der Mencia und des Infanten im Arzt seiner Ehre, so läßt auch Gutierre dort seiner Frau zwey Stunden Zeit, sich zu dem wichtigen Schritte nach Jenseits vorzubereiten (p. 372, 2 oder 6, 40); die arme Leonore aber muß in ihrer Sünden Mayenblüthe und Todesschlaf plötzlich hinüber, wo sie eben einen süßen Genuß des Ehebruchs gehofft hatte. Die wilde Leidenschaft hat den Verstand des Luis ganz umnachtet. Er läuft daher blind und dumm in die für jeden Sehenden nur schlecht verdeckte Falle. Schon die zweyte Hälfte von Akt 1 zeigt, wie jene verderbliche, süß schmeichelnde Liebesgewalt die beyden verstrickt, und allmälich ihnen den Fall bereitet. Leonore, durch Vollmacht in der Ferne mit Lope de

Almeyda vermählt, klagt zu ihrer vertrauten Zofe, Sirene, über den Verlust ihres früheren Geliebten Luis. Er ist in Flandern in der Schlacht geblieben, aber lebt in ihrem Herzen. Wie könnte sie den vergessen, der ihre erste und einzige Jugendliebe gewesen! Siehe, da tritt der todtgeglaubte Luis selbst auf; die Nachricht seines Todes ist falsch gewesen; er ist der Herrin seines Herzens aus Spanien nach Portugal gefolgt, und bietet als Kaufmann verkleidet Trauringe und andere Edelsteine der jungen Braut an, auch einen demantenen Amor, ein von ihr geschenktes Pfand. Unaussprechliche Verwirrung, Freude, Schmerz bestürmen ihre Brust. Da kömmt der Bräutigam, Lope, selbst, und in einem und demselben zweydeutigen Sonnette antwortet Leonore ihm und dem Geliebten. Luis hört, daß er geliebt wird, und nichts weiter, nicht daß sie schuldlos ist, nicht daß er sie verlassen und vergessen soll. Er bleibt allein. Sterben muß er durch Trennung und Liebe, so will er lieber sterben in dem Versuche, die heißgeliebte Frau zu besitzen. Im zweyten Akte sind die jungen Eheleute schon einige Zeit in Lissabon vermählt. Hier scheint besonders der Zusammenhang zu beachten zwischen den komischen Partieen und dem grimmigen Ernste des Ganzen. Der Bediente nämlich bewirbt sich in höflichen und verliebten Redensarten um die Zofe, Sirene. Sie schenkt ihm als Liebespfand eine grüne Busenschleife. Indeß geht das Liebesverständniß zwischen Luis und Leonore zu ihrem Verderben vorwärts; schon weiß davon die halbe Stadt, nur die Verblendeten ahnen nicht, daß man sie belauscht. Sirene, mit einem Briefe ihrer Gebieterin an Luis in der Hand, tritt verschleyert auf. Der Bediente, ein Allerwelts-Liebhaber, folgt ihr, ohne sie zu kennen, wirbt um sie, und schenkt ihr auf der Stelle, sie zu gewinnen, aus den vielen Andenken, welche er von zärtlichen Küchenmädchen und Stubenzofen erhalten, gerade ihre grüne Busenschleife. Ist in der höheren Sphäre die Frau untreu, so ist es hier der Diener; und die ohnmächtige, laute und weitläuftige Wuth der Zofe steht gegenüber dem stillglühenden Ingrimme des Herrn. Dagegen versichert der Bediente, jene Sirene möge er nicht leiden; denn die, welche er lieben solle, müsse ihn belügen, betrügen, verhöhnen, und in jedem Augenblicke ihm Anlaß zur Eifersucht geben. Er denkt wie jener bey Göthe, der gefunden, daß alles eitel ist:

»Die Treue macht' mir lange Weil.«

Freylich denkt Lope nicht so. Die Katastrophe am Schlusse des letzten Akts ist voll hohen theatralischen Effekts. In dem Garten bey dem Landhause des Lope am Meere schreitet Leonore am

Abend in heftiger Sehnsucht nach dem Geliebten entbrannt. Sie hat ihn in dieser Stunde her beschieden. Keine Rücksicht hält sie mehr; schon glaubt sie den Freund bey sich zu haben: da tritt ihr Gemahl auf in durchnäßten Kleidern, und erzählt »der liebenden Gattin,« wie er mit einem gewissen Luis auf einer Barke ins Meer getrieben, selbst kaum dem Tode entronnen sey, indeß sein Begleiter in den Wellen sein Begräbniß gefunden, da die Barke auf eine Sandbank gestoßen. Leonore fällt in Ohnmacht, Lope versichert, es sey aus Angst wegen der Gefahr, in welcher Er sich befunden. Man schafft sie auf ihr Zimmer. Lope allein, erklärt, jetzt sey durch Wasser zuerst seine Ehre rein gewaschen, nun solle sie im Feuer vollends geläutert werden. Die Scene ändert sich Es ist tief in der Nacht. König Sebastian vor seinem Heereszuge nach Afrika geht am Ufer des Meeres. Man sieht viele reizende Landhäuser, zunächst das des Lope Almeyda. Der König freut sich des Anblicks der schwimmenden Lichter in den Schiffen auf dem Meere, der prächtigen Gebäude, der heiteren stillen bestirnten Nacht. Da schallt plötzlich der Ruf: Feuer! Feuer! und Lope's Haus steht in hellen Flammen. Er selbst stürzt heraus, und trägt seine Gemahlin todt in seinen Armen. Dieses Muster aller weiblichen Tugenden, seine innigst geliebte Frau, hat den Tod in den Flammen gefunden. So klagt er. Nur Ein Trost bleibt ihm, sagt er dem König. Er kann nun mitziehen in das Feld, denn nicht mehr wird er in seinem Hause nöthig seyn, wie der König ihm früher warnend zugerufen, als er sich zum Eintritt in das Kriegsheer gemeldet.

Für den Inhalt ist noch zu vergleichen Lope de Vega's Novelle: La mas prudente venganza (Obras sueltas, t. 8, p. 117).

S. 475, 1 (186, 2):

> Que, aunque enemigas las dos,
> En ella hicieron las paces
> Hermosura y discrecion.

Diese Sentenz gibt den Mittelpunkt des vorzüglichen Lustspiels: Cuál es mayor perfecion, hermosura u discrecion, Nr. 26.

Seite 475, 2 (187, 2):

> *Mentis*, dijo.

Vergl. 487, 2 (211, 2).

Cald. öfter als Objekt des Spaßes. Galan fantasma 312, 1 (5, 393, 1):

> Yo me acuerdo, cuando era
> Agravio el decirle á un hombre:

Fullero! Porque era nombro,
Que escucharse no debiera
Sin: *mentis!*

Magico prod. 8, 319, 1:

— Tu *te engañas*,
Que es el: *Mentis!* mas cortes,
Que se dice cara á cara.

Seite 480, 2 (197, 2):

Mas no pienso desa suerte
Tener yo *loa* en mi muerte,
Ni *comedia*, ni *entremes*.

S. zu Astrol. fingido, p. 496, 1 (6, 226, 2).

Seite 484, 1 (203, 1):

Como, el que muerte me dió
Está presente, brotó
Reciente sangre la herida.

Andere Beyspiele, als die früher gesammelten und citirten, findet man, besonders aus der dänischen Geschichte und Gründe der angeblichen Thatsachen, in Othonis *Melandri* Joco-Seria I. 500—505, Frcf. 1626. Merkwürdig sind dabey die Zeugen, welche ihrem Stand und Charakter nach nicht für absichtliche Lügner gehalten werden können.

S. 488, 2 (214, 2):

Die Pflichten eines Mannes von Ehre hält sich hier Lope gemäß den Grundsätzen Calderon's vor. Darunter scheint beachtenswerth:

Con el humilde cortes —
Con el pobre liberal.

Man hat das wohl sonst in Praxis und Theorie unter ein anderes Kapitel gebracht.

Nr. 22. El Astrólogo fingido (der erdichtete Sterndeuter). Nr 6.— In gewisser Beziehung kann man dies Stück zusammenstellen mit der Dame Kobold. Angela dort ist so wenig ein Gespenst ohne Fleisch und Blut, als Diego hier ein Mann, der den Zusammenhang des Sternenlaufs mit dem Gange der menschlichen Ereignisse kennt. Das Mährchen, im Augenblick der Verlegenheit vom Diener ersonnen, p. 502, 2 (6, 239), gewinnt sogleich Glauben. Diego bestätigt durch lange gelehrte Entwicklungen die Sache, so daß das arme, leichtgläubige Fräulein Maria um Gnade und Verschwiegenheit den furchtbaren Ritter bittet. Ihr Vater kömmt dazu. Maria stellt den Diego als offiziell anerkannten Sterndeuter vor, und der Alte,

erfreut, eine so gelehrte Bekanntschaft zu machen, ladet ihn auf öftere Besuche zu sich. Bald gesellt sich zu dem neuen Himmelskundigen ein geschäftiger Müßiggänger und Freund, Antonio, der es übernimmt, die Nachricht seiner geheimen Weisheit durch alle Stadtviertel Madrids zu verbreiten. Ihm steht darin jener erfindungsreiche Bediente treulich bey. Der Schluß des zweyten Akts bietet eine dadurch veranlaßte halb ernste Nachtscene, wesentlich verschieden von den vielen großen und berühmten Calderon'schen Nacht-Abenteuern voll Liebe und Duelle. Violante, in festem Vertrauen auf des Sterndeuters Macht, hat ihren Liebhaber Juan, der ihrer Meinung nach in Saragossa ist, in ihr Schlafzimmer citirt. Freylich kann es nur der »phantastische Leib« seyn. Die Nacht selbst mit ihren Schauern bricht ein. Die Zofe erwartet in grimmiger Angst den gespenstigen Besuch. Als aber Juan selbst, der in der That noch in Madrid ist, in seinem eigenen Leibe erscheint, entsinkt auch dem Fräulein der letzte Funke des Muths. Sie glaubt den grauenhaften Schatten des Mannes zu sehen, dessen Körper in Saragossa ist. Schreyend verriegelt sie sich vor ihm in ihr Kabinett. Diese Schlußscene ist auch für den Sinn des Ganzen bedeutend. Violante hat in der That nur das Trugbild des wahren Juan als Liebhaber zu eigen besessen; Maria aber den wirklichen und wahrhaftigen selbst.

Von der zweyten Hälfte des dritten Akts an, p. 511, 2 (255, 2), steigert sich das Komische fast mit jeder Zeile. Der arme Astrolog ist seiner Kunst und seines Ruhms herzlich müde. Jedermann plagt ihn mit Fragen und Aufträgen. Eben als er sich über seine Berühmtheit beklagt, erscheinen nach und nach Personen, die sämmtlich eben so zudringlich als zuversichtlich Abhülfe ihrer Leiden von ihm verlangen. Darunter befindet sich auch der Stallmeister aus Maria's Hause. Er wünscht in Einer Nacht von Madrid aus durch die Lüfte in seine Heimat in die Pyrenäen (sierras de Aspa) getragen zu werden. Dieses Geschäft übernimmt Diego's Bediente. Am Abend in Maria's Garten erwartet der Stallmeister ein Teufelchen, das ihn tragen soll. Sein Freund, der Bediente, verbindet ihm die Augen, läßt ihn auf einer Bank reiten, und knebelt ihn dort fest, damit er nicht aus der Höhe herabstürzen könne. In seiner Blindheit bildet er sich ein, in den Lüften zu schweben, und äußert gelegentlich Reflexionen über das, was er um sich hört und nicht sieht, bis ihm die Binde von den Augen gerissen wird; dieß erinnert an den berühmten Ritt des Don Quixote mit Sancho Pansa auf den Zapfenhölzern. Th. Corneille, Le feint Astrologue, hat die Scene der Erfindung des Cervantes

noch näher gebracht, dadurch, daß der Bediente dem Stallmeister mit einem Blasebalg Luft zuweht. Am Ende verwünschen Alle die falschen Sterndeutungen des Diego; er selbst aber ist froh, seinen Ruf als Gelehrter, welcher ihm so viele Unannehmlichkeiten verursacht hat, los zu seyn.

Nur durch den Geist der Wahrheit in diesem Gedichte erhält der herrliche Spaß Bedeutung, so wie die stets gesteigerte Spannung der Aufmerksamkeit. Wenn Maria und Juan für sonst unaussprechliche Gefühle bey unserm Dichter Ausdrücke, Bilder und Gleichnisse finden, so lassen die andern Personen dagegen fast nur ein leeres Schellengeläute ertönen, und liefern eine treue Kopie des gemeinen Treibens vieler Großstädter. So ist auch der häufige Spott über das Fräulein von Ehre (honrada), p. 499, 2; p. 500, 2; 502, 1 (234 bis 238) zu nehmen. Moron hat Recht, wenn er die Prüderie der vornehmen Damen widerwärtiger und schlechter findet, als ungenirte Gemeinheit; aber Unrecht darin, daß er wahre Ehrbarkeit und Prüderie nicht unterscheiden kann und will. Maria zieht sich dieß indeß selbst zu; denn sie trotzt bey dem Bewußtseyn ihres Werths. Darum wird sie gedemüthigt.

Oft verweist Cald. in seinen Schauspielen auf das Schauspiel überhaupt. So hier S. 496, 1 (6, 226, 1):

Querer al de menos fama,
Hacienda y nobleza, *dama*
De comedias me pareces, etc.
— — Donde adverti
So notable impropriedad;
Pues si las comedias son
Una viva imitacion etc.

»Du scheinst ein Komödien-Fräulein, indem du den liebst, der am wenigsten Ruhm, Geld und Adel besitzt. Immer sehe ich darin den Reichen verschmäht und den Armen begünstigt. Das scheint mir besonders ungehörig. Denn ist das Schauspiel eine lebendige Nachahmung, die das, was geschieht, wahrhaftig nachbildet, wie ist es möglich, nachzuahmen, daß man einen Armen vorzieht, da es doch gar nicht möglich ist, daß es wirklich vorkömmt.«

Dieß ist mehr satyrischer Blick auf das Verderben in der großen Welt, als tief durchdachte Theorie und Censur dramatischer Dichter; etwas, was man im Munde der Zofe auch nur bey einem mittelmäßigen Schriftsteller erwarten dürfte. Aehnliche arglose Hinweisungen auf die in den Schauspielen gebräuchlichen Dinge, welche ja einem dramatischen Dichter, der es von ganzer Seele ist, so nahe liegen mußten, finden sich noch unter andern

an folgenden Stellen Astrol. sing. p. 509, 1 (6, 251, 1); Hombre pobre, p. 452, 1 (6, 144, 1); Galan Fantasma, p. 308, 2 (5, 386, 2); Medico de su honra, p. 371, 2 (6, 37 *); A secreto Agravio 480, 2 (6, 197, 2); das. 493, 2 (223, 2); Mañanas de Abril, p. 634, 2 (7, 107, 2); No hay burlas 9, 444, 1; das. 449; Esond. y tap. 10, 437, 2; das. 452, 1; Con quien vengo vengo 5, 111, 2; Empeños de un acaso 8, 127; Guardate de la aqua mansa 5, 157, 2; Cada uno 1, p. 68, 2; das. 70, 1; das. 85; Antes que todo 5, 293, 1; das. 322, 1.

Seite 496, 2 (228, 1):

> Mañana á *Flándes* me parto
> A' servir al *gran Felipe.*

Der Krieg in Flandern unter Philipp dem Vierten dient häufig als nebelhafter Horizont bey den heiteren Lustspielen Madrids.

Seite 497, 2 (230, 1):

> Si mi dicha puede hacer,
> Que hoy se acuerden en *Madrid*
> De quien se ha partido ayer.

Dazu 506, 1 (245, 1):

> Que cosas *Madrid* encierra —

Ueber das Getreibe in Madrid vergl. Hombre pobre 453, 1 (144, 2):

> La gran villa de *Madrid*,
> Esta nueva Babylonia —

No hay cosa 10, 355, 1:

> En *Madrid* Partos y Medos
> Viven una casa mesma
> Sin saber unos de otros.

Besonders der Anfang von Moreto's De fuera vendrá.

S. 498, 1 (231, 1):

> Una República habia
> Que al médico no pagaba, etc.

In einem Staate erhalten die Aerzte nichts bezahlt, wenn ihnen die Patienten sterben. — Ist das Scherz oder Ernst?

---

*) . . . . O porque entiendo
Que no son justas leges
Que *hombres de burlas hablen de los reyes.*

Die hombres de burlas sind die Gracioso's in den heroischen Schauspielen, welche in einer abgesonderten Sphäre nach der Observanz sich bewegen müssen.

Seite 505, 1 (243, 2):

Pues qué astrólogo acertó
En cosa alguna?

Aus diesen Worten, im Zusammenhange mit vielen andern Andeutungen, geht hervor, daß Cald. hier seine eigene Meinung aussprechen läßt, und so wenig als Dante an die Wirklichkeit einer Astrologie glaubt.

Seite 507, 2 (248).

Die lange Rede der Violante ist in dreyfüßigen Jamben, einer Versart, die Cald. sonst selten gebraucht, und desto mehr die Verfasser der ihm untergeschobenen Stücke.

Nr. 23. Amor, honor y poder (Liebe, Ehre und Macht). Nr. 60. — Die geschichtliche Sage von der Entstehung des Ordens vom Hosenband hat der sehr mittelmäßige Nachfolger Calderons als Hofdichter, Don Francisco Bances Candamo, zu einem großen Drama verarbeitet, unter dem Titel: La Jarretiera de Inglaterra, oder Cuál es el mayor aprecio del descuido de una dama. Hier besiegt aber der König Eduard III. seine Leidenschaft, wie gewöhnlich die Fürsten in den heroischen Schauspielen (bey Calderon z. B. in Amigo, Amante y Leal und Nadie fie su secreto). Bances Candamo hält sich weit mehr an die gewöhnliche Sage, als Calderon, bey welchem eine geschichtliche Begründung selbst in den Hauptpersonen fehlt.

Die Darstellung auf der Bühne in vielen Scenen des ersten Akts muß für die Schauspieler ungemein schwer gewesen seyn, wegen der vielen Verse, welche bey Seite zu sprechen sind. Das hat etwas Opernartiges in den mehrstimmigen Partieen. Mir scheint es aber bey weitem weniger gelungen, als andere theatralische Kunstsachen des Meisters.

Seite 521, 1 (6, 272, 2):

Que ya en el mundo se ha visto
Guiar un ciego á otro ciego.

Bezieht sich auf Matth. 15, 14: »Wenn aber ein Blinder den andern leitet, so fallen sie beyde in die Grube.«

Seite 535, 2 (301, 1):

Que ahora vengo á ofrecerte
El fruto de aquella flor —

Zu einem so wilden Ausbruch der Leidenschaft von Seiten des Weibes hat Cald. es, meines Wissens, sonst nirgend kommen lassen, als hier. Er benützte jedes Mittel, seine Helden, das

Geschwisterpaar Estela und Enrico, in recht glänzendem Lichte zu zeigen. Aber auch diese einseitige Erhebung auf Kosten anderer Dinge macht, wie noch manches Andere, daß das Drama zu den schwächsten des Dichters gehört. Nur der komische, monologartige Dialog zwischen Tosko und Estela, Seite 523 Schluß und 524 (279, 1), ist über alles Lob erhaben.

Nr. 24. Los tres mayores prodigios (die drey größten Seltenheiten). Nr. 74. Im neunzehnten Theile der Comedias de *Lope de Vega*, Madr. 1624, 4, befindet sich p. 216 El vellocino de oro. Es ist zugeeignet der Frau Luise Briceño de la Cueva, Gemahlin des berühmten Don Antonio Hurtado de Mendoza. Schon die Jahreszahl des Druckes lehrt, daß Lope's Schauspiel weit früher aufgeführt worden, als das unsere, in welchem der »schöne Balthasar« *), p. 544, 1 (6, 317, 2) bewillkommnet wird. Lope ist hier ganz einfach, und geradezu Gegentheil des Calderon. Er verfolgt rasch, ohne viele Zuthaten, den Gang der alten Fabel. Erst erscheinen Phrixus und Helle u. s. w.; dann Medea, Jason und die andern. Hierauf eine moderne Eifersucht des Phineus auf Medea. Hierbey liest man eine von Calderon oft gebrauchte und von andern wiederholte Spitzfindigkeit:

Tened la nave, cielos! May ay cielos!
Que yo con mis suspiros la doy viento.

Noch späterhin sind Phrixus und Helle wunderlich beybehalten. Endlich schließt das Drama mit der liebevollen und glücklich bewerkstelligten Flucht der Medea und des Jason, und verheißt keine Fortsetzung. Es scheint viel vorzüglicher in seiner einfachen Art, als das verunglückte Werk des Calderon.

Uebrigens erwähnt Lope de Vega in der Zueignung ein noch früheres Festspiel Jason, das vor dem König aufgeführt worden, mit welchem er keineswegs wetteifern wollen. Esta fabula de *Jason*, ni escrita ni representada en competencia y oposicion de la que ilustro con su presencia y hermosura el *Sol de España*, sino representada y escrita para acompañar su fiesta de Aranjuez, como las relaciones del señor *Don Antonio* tendran advertida.

In dem Vorspiele des Calderonschen Feststücks erscheint auf der Schaubühne zur rechten Hand die Nymphe Pales, Gottheit der einsam gelegenen Landhäuser, und somit der königlichen Casa de campo, wo die hohen Herrschaften diese Nacht zubrachten; auf der linken Seite kömmt Flora, Beschützerin der Seen

*) Geboren im Oktober 1629.

und Gärten. Beyde rufen die Göttin der Nacht, welche dann auf der mittleren Bühne sich zeigt. Ihr liegt es besonders ob, diesen festlichen Abend durch heiteres und würdiges Spiel zu verschönen. Pales und Flora fordern sie dazu dringend auf. Sie verspricht wenigstens ihren guten Willen zu zeigen. Jetzt treten auf der mittleren Bühne unten im Vorgrunde auf Jason, Theseus und Herkules. Herkules befindet sich in kläglicher Verzweiflung, weil ihm seine Gattin Dejanira von dem Centaur Nessus geraubt worden. Dabey berichtet er, daß ein Centaur keineswegs ein Halbmensch sey, wofür ihn die getäuschte Welt halte, sondern nur ein Reiter *). Vergeblich suchen ihn jene beyden Helden aufzurichten durch Herzählung aller seiner Großthaten. Er beruhigt sich einiger Maßen, als Theseus verspricht, auf seinem schnellen Roß die Welt zu durchsuchen nach der Verlornen, und besonders in Europa nachzuspüren; und Jason, auf dem neugebauten Schiffe Argos, vornehmlich in Asien herumzusegeln in derselben Absicht. Herkules selbst will zu Fuß in Afrika sein Glück versuchen. Die drey Helden treten ab; und die Nacht, Pales und Flora beschließen die Loa mit einigen höflichen Redensarten an die hohen Zuschauer.

Seite 5, 41, 1 (6, 311):

Porque á tanta estatura
Solo el mar es bastante sepultura.

Diese Bemerkung über seine Leibeslänge im Munde des Herkules, als er im Begriff ist, sich selbst zu morden, ist fast unbegreiflich albern. Sollte der Dichter vielleicht absichtlos und unbewußt bey mythologischen und phantastischen Aufgaben und Behandlungen der Art zuweilen in ironischen Ton, ironische Auffassung und Darstellung gerathen seyn? Ich wenigstens weiß so riesenhaftes Genie und Verstand, wie mehr als hundert seiner Dramen (die Autos mit eingeschlossen) beurkunden, nicht wohl anders zu vereinigen mit den Absurditäten in diesem und einigen ähnlichen Spektakelstücken.

Der erste Akt, von den Schauspielern rechts aufgeführt, spielt in Kolchis. Hier ist Hauptperson die hochfahrende Prinzessin Medea. Sie ist höchst aufgebracht darüber, daß man einer andern Gottheit, und namentlich dem Mars, da Weihgeschenke bringe, wo sie gegenwärtig. Auf ihre erschrecklichen Ansprüche

---

*) 543, 1 (315, 2):

Un monstruo de dos, á quien,
Porque los caballos prenden,
Medio hombres, medio caballos,
Engañado el mundo cree —

und fabelhaften Prahlereyen entschuldigt sich Phrixus durch einen unterthänigen und weitläuftigen Bericht von seinen früheren Schicksalen. Aber nichts kann die Erzürnte besänftigen, welche lästerliche Reden gegen Mars und Venus ausstößt. Da zeigt sich in der Ferne ein Schiff, Argos. Jason steigt auf einem Boote aus, und meldet, was ihn über die Wellen hierher führe. Medea unterhält ihn zum Dank mit einer ausführlichen, großsprecherischen Schilderung aller geheimen Wissenschaften, deren Meisterin sie ist. Es schimmert auch hier eine gutmüthige, dabei aber schalkhafte Redseligkeit in dem Tone und der Manier der Puppen-Komödianten durch, in der Art, wie im Don Quixote dergleichen vorkömmt.

Der zweyte Akt, auf der Bühne zur linken Seite vorgetragen, zeigt die Insel Kreta mit dem Labyrinth und den bekannten Personen dieses Mythus. Theseus selbst benimmt sich in dieser ihm gewidmeten Handlung ziemlich unritterlich und feig, sowohl im Kampfe, wie in der Liebe. Das Beste thun Dädalus und Ariadne. Sie erhalten dafür die Strafe, und Theseus unverdienten Ruhm und Lohn. Auch das sieht nach etwas Ironie aus. So geht es in der Welt! Wahrscheinlich war dem Calderon des Theseus Charakter, wie ihn die griechische Sage gibt, widerlich, weil der Held seine Ariadne böslich verlassen. Und das ist der Grund, weßhalb er ihn so schlecht hier ausgestattet. Ganz unübertrefflich aber sind die komischen Scenen im Labyrinth selbst. Theseus und sein Bedienter Pantoffel, wie Don Quixote und Sancho Pansa, winden sich an Ariadne's Goldfaden im Finstern durch die verschlungenen Gänge. Pantoffel verliert in der entsetzlichen Angst vor dem Menschenfresser zuletzt den Faden, und geräth in die äußerste Bedrängniß. Indeß die Zuschauer auf das anmuthigste ergötzt worden, ist die große Heldenthat unvermerkt im Hintergrunde vollbracht. Theseus kömmt siegreich zurück, und entflieht demnach mit Phädra. Freylich hat Ariadne das höchste Recht auf seine Dankbarkeit, allein er läßt sie stehen. Beyde Schwestern nämlich lieben ihn; beyde flehn ihn an, sie zu wählen. Nur Eine aber hat neben ihm auf dem Pferde Platz, und diesen erhält — nicht seine Retterin, sondern Phädra.

Im dritten Akte auf der mittlern Bühne wird der Berg Oeta vorgestellt. Hier scheint Anfangs alles ganz ernsthaft und feyerlich vorzugehen, und der Scherz nur den eigentlich komischen Personen, den Bauern, zugewiesen. Aber bey der Katastrophe selbst, der Schuld, wodurch Herkules sich den Flammentod bereitet, bricht das drollige Prinzip der gedunsenen Gravität der griechischen Heroenwelt wieder recht sichtbar durch.

Dejanira hat ein ganzes Jahr den Liebesstürmen des Nessus widerstanden. Das weiß Herkules, denn er hat beyde unbemerkt belauscht, und ist also für sich völlig überzeugt von der Fleckenlosigkeit seiner Gemahlin. Dennoch gebietet er ihr, nachdem er den Räuber erschossen, unter den Bauern als Bäuerin verkleidet fortan zu bleiben. Er könne sie nicht wieder als Gattin annehmen, da sein Ruf vor den Augen der großen Welt dadurch leiden würde. Umsonst sind alle ihre Einwendungen gegen solche Unvernunft. Jetzt nimmt sie ihre Zuflucht zu dem Gewande des Nessus, und bemerkt dabey sehr gründlich, Herkules werde es nicht sehen, daß er des Feindes Kleid statt des seinigen anziehe; pflege er doch immer seine Freude daran zu haben, mit Blut besudelte und schmutzige Kleider aus Eitelkeit zu tragen *).

Der Schluß des Ganzen entspricht der Loa. Denn plötzlich erschallt nun auf der Bühne rechts der Ton einer Zinke, und auf der linken Trommelschlag. Sämmtliche Personen aller Akte treten, jede auf ihrer Bühne, auf, während in der Mitte der Festgesang fortdauert, und Herkules dem Jupiter auf dem Berge Oeta das feyerliche Opfer bringt. Die drey Bühnen vereinen sich zu einer großen; alles ist voll Jubel; nur Herkules fühlt unsägliche Schmerzen, die von Augenblick zu Augenblick so zunehmen, daß er sie nicht mehr bergen kann. Theseus und Jason wollen ihm das Gewand abnehmen; es ist fest mit zerstörender Glut an das Fleisch gewachsen. Medea, die weise, erklärt die Ursache, Der Held besteigt den für das Opfer bestimmten Scheiterhaufen, Dejanira stürzt sich ihm nach in die Flammen, und beyde lodern auf in reiner Glut als bessere Opfer, und lassen den nichtigen Wahn und falschen Redeprunk der Scheinwelt als todten Bodensatz in der Asche zurück.

Seite 559, 1 (347, 1):

Una moza
Que queriendome de balde —

Das hat bey diesem Hofstück und dieser Aufführung gewiß Beziehung auf persönliche Verhältnisse des Schauspielers.

Seite 569, 2 (367, 1):

'A las adulteras Roma
Vida las dió tal vez —

---

*) S. 571, 2 (371):

Como son parecidos
En desaliño y fealdad —
Siempre él gusta de traellos
Manchados por vanagloria.

Mitten in dem leidenschaftlichen Ernste ist dieser antiquarische Anachronismus der Dejanira ungehörig und matt.

Nr. 25. En esta vida todo es verdad, y todo mentira (In diesem Leben ist alles Wahrheit, und alles Lüge). Nr. 93. — Der Hauptunterschied zwischen den Prüfungen der zwey Prinzen in diesem Drama und in dem Leben ein Traum liegt darin, daß hier nur Scheingestalten, durch den Schwarzkünstler aufgeführt, ihnen vorüber gleiten, während dort die Wirklichkeit selbst mit voller Gewalt den Sigismund bestürmt und bestrickt. Die Probe, welche Heraklius und Leonido zu bestehen haben, ist rein orientalisch; und auch ins Abendländische übersetzte Mährchen haben sie bey uns bekannt und beliebt gemacht. Dem gemäß ist bey Calderon der Schluß des zweyten Akts und der Anfang des dritten bisweilen das Köstlichste. Der Dichter zeigt darin die tiefste Menschenkunde mit der vollendetsten Darstellungsgabe gepaart. Nämlich der Schwarzkünstler Lisipo hat auf Bitten des Phokas einen Zauberpallast errichtet, p. 592, 1 (7, 33, 2), und Dämonen in phantastische Leiber gekleidet, um die geheime Denkungsart der Jünglinge an das Licht zu bringen. Die in Felle gehüllten Prinzen werden aus ihrer Wildniß durch Musik, Hundegebell und Jagdgeschrey in das Schloß gelockt. Reigen und Chöre empfangen sie hier; man bekleidet sie mit prinzlichem Schmuck, und bedient sie. Phokas, unbemerkt von ihnen, beobachtet sie, nicht ohne finstere Ahnungen und Grauen. Welcher ist sein Sohn? Welcher der Sohn des von ihm um Thron und Leben gebrachten Mauricius? Beyde nahen sich ihm, Heraklius bescheiden und dankbar; Leonido unzufrieden und trotzig. Der Vater vermuthet, in dem Letzteren seine eigene Natur wieder zu finden. Das Gebilde des Federiko, Fürst von Kalabrien, als sein eigener Gesandter, bringt eine Kriegserklärung. Leonido zeigt rohen Grimm, Heraklius besonnene Mäßigung. Auf ähnliche Art benehmen sie sich gegen ihren Erzieher Astolfo. Leonido wirft ihn zu Boden, Heraklius schützt ihn; ein Zweykampf beginnt zwischen den Waldbrüdern Leonido fällt; da springt Phokas aus dem Verstecke hervor, und hebt ihn auf. Zu Anfange des dritten Akts entdecken die Scheingestalten der beyden Damen ziemlich jedem der Brüder insbesondere, er sey des Mauricius Sohn. Nur der schleunige Tod des Phokas könne ihm sein Recht verschaffen. Der Eine glaubt der Wahrheit, der Andere der Lüge. Phokas selbst behorcht ihre Reden, indem er auf den Blumen im Garten liegt, und sich schlafend stellt. Aber der Scheinschlaf wird unwillkürlich und gewaltsam zum wirklichen. Leonido,

nur an den Besitz des Thrones denkend, naht mit gezücktem Dolch dem schlafenden Vater, ihn zu durchbohren; Heraklius zieht den seinen, jenen zu schützen; da erwacht Phokas. Leonido, mit der Lüge schnell bey der Hand, beschuldigt den Bruder. Den Kaiser faßt nie gefühlte Angst vor seinem Retter Heraklius, ihn hält er für den Meuchelmörder. So wunderbar treibt die Stimme des Bluts für den Sohn, und die Ahnung zukünftiger Begegnisse! Schon will sein Grimm den Heraklius dem Tode weihen, da verfliegt das luftige Zaubergebände mit allem, was darin ist. Die beyden finden sich wieder auf den Bergen in ihre Thierfelle gehüllt. Was vorüber gegangen, ist Schaum und Schatte; was bleibt, ist Wille und Denkart.

Seite 587, 2 (7, 26, 1):

> Yo, Astolfo, aunque no *prudente*
> Sea, hoy he de parecerlo
> *En mudar consejo* —

Phokas deutet auf das spanische gemeine Sprichwort oder die große Wahrheit (sagrada sentencia):

> Consejo muda el prudente.

Oder auch

> Consejo muda el mas sabio.

Dieß braucht Cald. Astrol. fing. p. 516 Schluß (6, 265, 2); Maestro de danzar, p. 623, 1 (7, 87, 2).

Seite 604, 1 (55, 1):

> Que la *farsa* de mi vida
> *Toda* es pasos *al reves*.

Hierbey fällt einem der Titel des dem Calderon'schen Drama: Peor está que estaba, zum Grunde liegenden Stückes ein, welcher lautet: Todo sucede al reves.

Nr. 26. El maestro de danzar (der Tanzmeister). Nr. 18. — Das Lustspiel des Lope de Vega, das denselben Titel führt, gehört zu seinen früheren Theaterwerken. Denn schon in der Vorrede zum Peregrino en su patria, vom Jahre 1603, nennt er es als eines seiner ächten, ihm nicht untergeschobenen Erzeugnisse. Ich kenne es jetzt aus dem Abdruck in Parte tercera de Comedias do los mejores Ingenios de España. Madr. 1653, 4. Daselbst Bl. 131. Es scheint nicht zu verkennen, daß Calderon hier mit Lope habe wetteifern wollen. Auch bey Lope ist ein armer Ritter und Anbeter eines Fräuleins, der sich als Tanzmeister in ihr Haus und Herz einzuführen weiß, und zuletzt ihre Hand erhält. Ungemein leicht, gewandt, lebendig,

rasch ist der Gang; die Intrigue vielfach verschlungen und doch klar zu übersehen; die Sprache meisterhaft sicher, der höhere Gesellschaftston dichterisch aufgefaßt. Aber die darin vorkommende Liebschaft mit einer jungen Ehefrau, welche ihren Gatten nicht liebt, mußte dem Calderon, nach seiner Gesinnung, wie sie in seinen Dramen sich zeigt, höchst anstößig seyn; und vielleicht ist dieß die wahre Ursache, warum er dies Drama auch dem Titel nach als Gegenstück zu dem seines großen Vorgängers bestimmte. Ja mit ausdrücklichen Worten zielt er gerade darauf zu Anfang von Akt 2, p. 613, 2 (7, 71, 1):

Que, aunque es delito de amor,
Es delito con enmienda,
— — que no
Toca en *marido* la ofensa,
Sino en padre ó en hermano. —

Die Sprache im Calderon'schen Stücke scheint auch absichtlich besonders frey von erhabenen Bildern, Antithesen und tiefsinnigen Vergleichen. Daher der Gracioso hier des Dichters Lieblings-Redensart dem Gelächter Preis gibt, p. 625, 2) (91, 2):

Esos son los solecismos
De amor, dar persona que hace
Y padece á un tiempo mismo.

Wie ernsthaft ist dieß dagegen angebracht in Galan fantasma, p. 308, 1 (5, 385, 1):

Barbarismo de amor grande,
Salir á ver y ser vista,
Pues mal Gramatico sabe
Persona hacer qne padece
De la persona que hace.

Vida es sueño, p. 20, 1 (171, 1). Mañanas de Abril, p. 650, 1 (7, 138, 1):

Que soy en un caso mismo
Persona que hace y padece.

Sehr spitzfindig angewendet ist es Amado y Aborrecido 1, 204, 1:

Mas quien ama y no merece,
De amor la persona es que hace.
De desden la que padece.

Cuál es mayor perfecion 9, 322, 1:

Zelos, que doy y me dan,
Persona que haga y padezca.

Afectos de odio y amor 7, 216, 1:

Esto
Es ser persona que hago
Y persona que padezco.

Auristela y Lisidante 10, 160, 2:

Si en Gramatica de amor
Saber distinguir es fuerza
Que no es la persona que hace
La que padece. —

Gustos y disgustos 10, 20, 2:

Que en Gramaticas de amor
Los sirvientes mas leales
Son personas que padecen
Sin ser personas que hacen.

Joseph de las mugeres 8, 88, 2:

Buena Gramatica es
Melancia, pues quiere que oste
Ya que no es persona que hace
Sea persona que padece.

Das Drama beginnt mit einer großen Nachtscene auf den Straßen von Valencia bey Mondenlicht. Der Held derselben, Enrique, ein junger Ritter aus Madrid, ist so eben hier angelangt, und völlig fremd in der Stadt. Eben das führt mannigfache Verwicklungen herbey. Daher die bemerkte Unkunde der plaza de la Olivera, p. 609, 1 (7, 63, 2). Vgl. p. 630, 1 (99, 2):

Acuerdate de la plaza
De la Olivera, muger.

Und Primero soy yo 8, 158, 1:

Como vamos
'A salir á la Olivera.

Ferner 606, 2 (59, 1):

Y tan ciego
Quedaste, que *Lazarillo.*

Ganz ähnlich Moreto Trampa adelante, Akt 3, Anfang:

Que puede servir á un ciego
Segun es de Lazarillo.

Eine sehr drollige Lektion gegen die Ausbrüche blinder Eifersucht erhält am Schluß des zweyten Akts Enrique im Hause seiner geliebten Leonore, wo er ihrem Vater früher als ein Tanzmeister vorgestellt worden, von welchem sie die in Valencia so gewöhnlichen Tänze erlernen sollte. Jetzt hat Enrique

den Ritter Felix in das Haus schleichen sehen. Er stürmt ihm nach durch die Thür; hinter ihm der Diener mit der Guitarre. Bitter und zürnend will er dem vermeinten Nebenbuhler in das Kabinet folgen. Vergeblich ist Schmeicheln und Flehen der liebenden Leonore. Da erscheint plötzlich ihr Vater, und der wüthende Ritter muß die Guitarre in die Hand nehmen, den Hut auf den Degen stecken, und die Tanzstunde mit Verbeugungen und Knixen beginnen. Der Alte hat seine Freude am Zusehen, und der Meister kann nur durch einige Wortspiele und heimliche Verwünschungen dem verbissenen Grimme Luft machen.

Seite 607, 2 (61, 2):

El onceno mandamiento
Es: *No estorbarás!*

Unser eilftes Gebot ist: Laß dich nicht verblüffen. Das hier gegebene heißt das erste der Liebe, Mañanes de Abril, p. 640, 1 (7, 118, 1):

Aunque es el primer precepto
De amor no estorbar —

Nr. 27. Mañanas de abril y mayo (April- und May-Morgen). Nr. 7. — Der Triumph des ganzen Stücks ist die Rede der Clara, p. 645, 1 (7, 128, 2). In Darstellungen der Art, wo große Besonnenheit mit heftiger Leidenschaft sich paart, zeigt Calderon den ganzen Reichthum der spanischen Sprache, und seiner Fähigkeit, sie zu behandeln. Aehnliches, und wohl noch größer, in Postrer duelo, Akt 2, Ende, und Amigo, Amante y Leal in der Rede der Estela, Akt 3.

Seite 634, 2 (107, 1):

Si el *coche* tuviera
Sin casa vivir podia —

So heißen Kutsche- und Wagen-Remise, das erfreulichste Besitzthum der lebenslustigen Madrider Damen für Winter und Sommer, Guardate de la agua mansa, 5, 154, 1.

Seite 637, 2 (114, 1):

Dosel del *cuarto* Planeta,
Con privilegios de quinto.

Philipp der Vierte wird häufig von Calderon *) und seinen Zeitgenossen dem vierten Planeten, der Sonne, verglichen. Aber die »Vorrechte des Fünften« sollen die Siege seyn, welche dem Mars zustehen.

*) Z. B. Sitio de Bredá. p. 235, 1 (3, 143); Guardate de la agua mansa 5, 163, 1.

Seite 645, 1 (129, 1):

Señor Para todos!

»Aller Welts-Herr!« Wie ähnlich ist doch die Sprache der Leidenschaft bey allen Völkern.

Seite 647, 1 (132, 2):

Dueña. — Mal poeta!

Schon glaubte man, es gebe kein größeres Schimpfs- und Unglückswort als Dueña; aber es wird jetzt noch überboten durch Schlechter Dichter!

Art. IV. 1) Die Belagerung Wiens. Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. Wien, bey Anton Pichler. 1824. 8.

2) Die Schweden in Prag. Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. Wien, bey Anton Pichler. 1827. 8.

Von den vielen Aesten, in welche der mächtige Stamm der Dichtkunst sich ausbreitet, hat keiner so viele Nebenäste, Nebenzweige und Nebengeschosse getrieben, als der Roman. Es gibt heroische, komische, satyrische, philosophische, historische, politische, pädagogische, Kunst-, Reise-, Geister-, Ritter-, Familien-, Schäfer- und Schelmenromane. Die literarische Betriebsamkeit der Deutschen hat nicht ermangelt, alle diese verschiedenen Schößlinge auf den heimatlichen Boden zu verpflanzen, wo die meisten derselben gar bald zu mannhaften Stämmen gediehen, und eine überreiche Ernte von Früchten lieferten, die von dem eßlustigen Publikum begierig gekauft, und mit nicht geringem Wohlbehagen verzehrt wurden.

Von allen Gattungen des Romans hat inzwischen keine, vorzüglich in der neuesten Zeit, wo ein geistreicher Britte sich ihrer mit eben so viel poetischer Kraft und Gewandtheit, als Schreibfertigkeit bemächtigte, so zahlreiche Freunde gewonnen, und keine andere so viel Gegner gefunden, als der historische Roman. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, er sey ein Zwitterding zwischen Poesie und Geschichte, und eine Versündigung an der Heiligkeit der letzteren. Mit welchem Rechte? — Rec. denkt sich der Beantwortung dieser Frage auf einem Umwege zu nähern; hofft aber, auf diesem Eines und das Andere zu finden, was des Auflesens wohl werth seyn mag.

Zuerst ein Wort über die Wichtigkeit des Romans im Allgemeinen. Der Maßstab für die Wichtigkeit — wenn gleich nicht

unbedingt für den Werth — jeder Gattung von Poesie, so wie der Literatur überhaupt, kann einzig und allein von ihrer Rückwirkung auf das Leben hergenommen werden; ein Maßstab, den man gelten lassen kann, ohne der Poesie prosaische und rein praktische Zwecke unterzuschieben. Im Betreff jener Rückwirkung nun läßt sich der Grundsatz aufstellen: jede Gattung von Poesie sey um so wichtiger, je geeigneter sie ihrer Natur nach sey, einen bedeutenden Einfluß auf das Leben auszuüben, und je allgemeiner sie verbreitet sey. In ersterer Rücksicht kommen vorzüglich drey Stücke in Berechnung: erstens der Werth der Eindrücke, welche jede Gattung hervorzubringen vermag, an sich selbst betrachtet; dann die nähere oder entferntere Beziehung derselben zu den allgemeinsten Interessen des Lebens; und endlich der Umfang der Mittel, welche jeder Gattung zur Erreichung ihrer Zwecke zu Gebote stehen.

Betrachtet man nun den Roman aus den angegebenen Gesichtspunkten, so ergibt sich bald, daß wenig Gattungen von Poesie so geeignet sind, auf das Leben zurückzuwirken, wie dieser; denn er vermag nicht nur die größten und erhabensten Ideen in seinen Bereich zu ziehen, sondern er wird auch überall, wo er sich nicht bloß die Erzeugung einer flüchtigen Unterhaltung zum Ziele setzt, oder absichtlich der Frivolität nachjagt, in einer fest erfaßten sittlichen Lebensanschauung allein eine sichere Basis finden können. In eine noch nähere Beziehung zum Leben tritt aber der Roman dadurch, daß er es überall mit den allgemeinsten Interessen des Lebens zu thun hat, und sich meistens in den Kreisen bewegt, in welchen wir selbst heimisch sind. Der Held eines Romans steht uns weit näher, als der Held eines Epos oder einer Tragödie; es wird uns weit leichter, uns mit ihm zu identificiren, seine Empfindungen, seine Neigungen, seine Gesinnungen, seine Ansichten, seine Schicksale sind den unsrigen weit näher verwandt, und es kostet uns nur wenig Mühe, uns damit zu befreunden. Was endlich den Reichthum und den Umfang an Mitteln der dichterischen Darstellung betrifft, welche dem Romane zu Gebote stehen, so kann — den Vortheil metrischer Formen abgerechnet — keine andere Gattung von Poesie in dieser Hinsicht mit ihm verglichen werden. Vom Erhabenen und Wunderbaren bis zum Tändelnden und Possenhaften herab gibt es keinen Ton, den der Romandichter nicht anschlagen, keinen Farbentopf, in den er nicht greifen dürfte; es gibt keine Zeit, keine Charaktere, keine Region des Lebens, keine poetische Gestaltung, die außer seinem Bereiche läge. Nicht vergessen werden darf dabey der weite Spielraum, welchen der Roman der Reflexion gestattet, deren Einfluß hier wieder um so bedeutender

erscheint, da sie uns in demselben, aus besonderen Veranlassungen und Situationen hervorgehend, gleichsam verkörpert entgegentritt, und die, da der Roman, wie Göthe bemerkt, mehr Gesinnungen und Begebenheiten, als Charaktere und Thaten schildert, als ein wesentlicher Bestandtheil desselben betrachtet werden kann. Daher hat auch der Roman bey Völkern, bey welchen die Phantasie mächtig vorherrscht, bey den Spaniern, Italienern ꝛc., nie einen so gedeihlichen Boden gefunden, als bey denjenigen, welche, wie die Deutschen und die Britten, mit einer minder regsamen Phantasie eine entschiedene Neigung zur Reflexion verbinden.

Weit wichtiger noch erscheint aber der Einfluß des Romans auf das Leben, wenn man erwägt, wie allgemein die Wuth, sie zu lesen, verbreitet ist, und wer diejenigen sind, deren vorzüglichste und oft einzige Geistesnahrung sie ausmachen. Nicht zu gedenken jener Fluth französischer Romane — ein Uebel, das im Finstern schleicht, und nach welchem man sich im Buchhandel insbesondere erkundigen muß, wenn man es kennen lernen will; nicht zu gedenken jener zahllosen Duodezromane in Zeitschriften und Taschenbüchern: so berechne man für jede Messe nur funfzig neue Romane; für jeden Roman nur eine Auflage von achthundert Exemplaren, und für jedes Exemplar nur zehn Leser — gewiß nicht zu viel, da diese Geistesprodukte gewöhnlich im buchstäblichen Sinne bis aufs letzte Blatt konsumirt werden; — so erhält man in zehn Jahren eine Summe von achtmalhunderttausend Bänden, die — des alten Vorrathes an solcher Waare seit mehreren Decennien her nicht zu gedenken — von Millionen unreifer Knaben, liebesiecher Mädchen, müßiger Frauen, ohne Geist, Bildung und Charakter, und von Männern desselben Schlages gelesen wurden, und auf die Empfindungen, Neigungen, Gesinnungen und Ansichten derselben gewiß nicht ohne Einfluß geblieben sind. Die Extension wie die Intension moralischer Wirkungen liegt überall außerhalb einer bestimmten Berechnung: will man aber, was hier über Romanenleserey nur nach den allgemeinsten Umrissen angedeutet werden sollte, in genauere Erwägung ziehen, so wird man nicht umhin können, diesen Einfluß bedeutend genug zu finden.

Uebersehen konnte man diesen Einfluß nicht, und man hat häufig genug darüber gesprochen und geschrieben Aber an die Wurzel des Uebels ist die Sonde nie gedrungen. Gegen die sittenlosen, gegen die geistlosen Romane hat man geeifert. Eine solche Ansicht der Sache ist aber höchst mangelhaft. Denn sie faßt — wie das noch bey tausend andern Dingen der Fall ist — nur das positive Schädliche ins Auge, nicht aber auch

jenen Schaden, der daraus entsteht, daß Werthloses oder Verkehrtes die Stelle des Besseren einnimmt. Daher ist der Roman immer schädlich, wenn er nicht auf eine richtige, d.i. eine sittliche Anschauung des Lebens basirt, und diese nicht mit hinlänglicher Klarheit und Bestimmtheit darin ausgesprochen ist. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf die Erörterung dieser an den Roman gestellten Forderung einzugehen, und sie gegen die Mißdeutungen zu schützen, welchen sie ausgesetzt seyn könnte. Wenigstens würde sich ohne Mühe zeigen lassen, daß die besten Werke in dieser Gattung, ohne darum moralische Gliederpuppen oder von poetischem Geiste minder durchdrungen zu seyn, einer solchen Forderung Genüge leisten, und daß sie eben darum so vortrefflich sind. Die Behauptung aber, daß der Roman im entgegengesetzten Falle immer schädlich, oder wenigstens gefährlich sey, scheint durch das Wenige, was über das Wesen desselben und die Beschaffenheit seiner Leser bemerkt wurde, hinreichend gerechtfertigt zu seyn. Wie? oder will man bloß freche Gemählde der Unsittlichkeit als verderblich gelten lassen? — nicht auch die halbversteckte Lüsternheit, jenen bösartigen Affen der Scham? nicht auch die verweichlichende Empfindsamkeit? nicht auch jede Darstellung des Lebens, welche dieses bloß von seiner sinnlichen Seite aufgreift? nicht jede Art von Ueberspannung der Gefühle? nicht jede Art von Verschrobenheit, von Faseley, von Flachheit und Gemeinheit? Wir halten den Umgang mit Personen, an welchen wir die bezeichneten Fehler gewahr werden, für nachtheilig; werden wir ihren Einfluß in Büchern, mit welchen, so zu sagen, Tausende umgehen, minder verderblich finden?

Das aber ist er in Deutschland — wenn wir gleich in dem fraglichen Fache nicht nur des Vorzüglichen, sondern selbst des Ausgezeichneten mehr, als in manchem anderen aufzuweisen haben — in einem ganz besonderen Grade gewesen. Daß er es werden mußte, davon liegt der Grund in dem Mangel einer schärfer abgegränzten Eigenthümlichkeit des deutschen Geschmacks, und in der Gutwilligkeit, mit welcher das deutsche Publikum jeder Richtung folgt, welche ihm von Leipzig aus gegeben wird. Wenn bey andern Nationen die schärfere Bestimmtheit ihres Geschmacks zwar allerdings oft als Einseitigkeit und nicht selten als wahre Verknöcherung erscheint: so bewahrt sie dieselben doch wieder vor den entgegengesetzten Extremen. In Deutschland hingegen lassen wir uns jede Manier, jede Verzerrung gefallen, und sind darum nicht minder einseitig, weil unsere Einseitigkeit eine partielle und eine jedes Quinquennium wechselnde ist, die dann von mehr als einem Tageblatte mit lobenswerther Dank-

barkeit bey jeder Gelegenheit als ächte und unbestrittene Universalität des Geschmackes gepriesen wird.

Will man sich von dem Einflusse der Romanenliteratur unter uns eine ungefähre Vorstellung machen, so werfe man einen Blick auf den Weg zurück, welchen wir hier gemacht haben, und bemerke, wer vor Andern die Lieblinge des Publikums waren, deren zahlreiche Werke — durchaus muß man diese nach halben und ganzen Hunderten rechnen — in wiederholten Ausgaben und Nachdrücken verbreitet wurden. Zuerst die Periode thränendurchweichter Empfindsamkeit. Siegwart, Herford und Klärchen, Karl von Buchheim — wie viel Thränen mögen sie zärtlichen Seelen nicht gekostet haben! Dann eine unermeßliche Fluth von Geister-, Ritter- und Räuberromanen. Spieß führt hier den Reigen. Karl Gottlob Kramer. Die roheste Rohheit; die gemeinste Gemeinheit; tolles Deraisoniren. August von Kotzebue und August Lafontaine. Der verderbliche Einfluß der lockern Moral des erstern ist oft genug zur Sprache gebracht worden; der letztere, der Eigenthümlichkeit des deutschen Volkscharakters mehr zusagend, als irgend einer seiner Mitbewerber, hätte der Begründer des deutschen Familienromans werden können, hätte er sich selbst das Ziel höher gesteckt, und lieber gut als viel schreiben wollen. Lafontaine's Einfluß darf inzwischen nicht unbedingt als ein nachtheiliger bezeichnet werden. Zwar weiß er die sittlich-ideale Seite des Lebens weder scharf noch kräftig aufzugreifen, und leidet, wo er es darauf anlegt, wie z. B. im Hermann Lange, an einer sehr unerfreulichen Breite; denkt man aber an die täglich unverhohlener und schamloser sich aussprechende Selbstsucht unserer Zeit, so wird man selbst jener hausgebackenen Gemüthlichkeit, wie wir sie in Lafontaine's Romanen treffen, gerne noch einiges Recht widerfahren lassen. Meißner und Wieland. Rec. kennt im Deutschen wenig Bücher, die so geeignet wären, aus jungen Leuten zu gleicher Zeit Lüstlinge und Gecken zu bilden, als der griechische Alcibiades des ersteren, der eine Zeit lang gierig gelesen wurde; Wieland aber hält er unter allen deutschen Schriftstellern für denjenigen, welcher den Sitten am entschiedensten geschadet hat. Der Sieg der sittlichen Kraft ist bey ihm fast überall, selbst im Agathon, ein kümmerlicher oder verkümmerter, während das Gemälde sinnlicher Schwäche und Lüsternheit durchaus im brennendsten Farbentone gehalten ist. Dabey war es zunächst Wieland, welcher die französische Lebensphilosophie, deren höchster Grundsatz raffinirender Genuß ist, mit aller Kunst sophistischer Gewandtheit auf deutschen Boden verpflanzte. Wenn eine bessere, und der sittlichen Natur

des Menschen entsprechendere Philosophie ihm allerdings nicht fremd war, und in seinen Werken neben jener anderen häufig vorkommt; so erscheint sie doch selten abschließend durch die unbedingten Ansprüche ihrer innereu Würde, und wird durch ihre verführerische Nachbarin immer stark in den Schatten gestellt. Endlich darf Clauren, als der jüngste Liebling der gebildeten Lesewelt, nicht vergessen werden; so sehr ihr Liebling, daß der hartbedrängte Verleger sich genöthigt sah, die bereits verkauften Exemplare durch die Zeitungen wieder einzufordern. Auf sehr ergötzliche Weise, wenn gleich aller Wahrscheinlichkeit nach ohne humoristisches Selbstbewußtseyn, hat dieser Dichter seine Manier in einer seiner Erzählungen selbst parodirt, wo zuletzt das ganze Geschichtchen vom Conditorchen zur Lust der Hochzeitgästchen aus Zucker geformt auf die Tafel gesetzt wird, um die Apotheose des Mädchens aus dem Fliedermühlchen mit seinem Purpurmündchen und seinen Sammtpatschchen, und nebenher die zuckersüße Manier des Verfassers selbst, zur plastischen Anschauung zu bringen. Claurens Werke, ohne im eigentlichen Sinne sittenverderbend zu seyn, können nur nachtheilig wirken, durch das, was ganz eigentlich ihre Seele ausmacht, durch die Schilderung sinnlichen Wohlbehagens, die in den gebildeten Lesern und Leserinnen kaum viel Anderes zurückläßt, als das durstige Verlangen, aus dem Born desselben gleich reichliche Züge schöpfen zu können.

Aber Ehre allen diesen gefeyerten Lieblingen der gebildeten Lesewelt, von Spieß und Kramer bis zu Clauren herab, wenn man von ihren Produktionen weg auf das sieht, was die neueren ästhetischen Schulen zu Tage gefördert haben; auf jenes fratzenhafte Streben nach Tiefe bey der erbärmlichsten Flachheit; auf jenes Weben und Schweben in ganz unaussprechlichen Gefühlen; auf jenen dunstigen Mysticismus, der das Heilige zum Spielwerk macht, indem er es auf den Altar stellen will; auf jene läppisch erkitzelte Begeisterung für Kunst und Alterthum, und auf alle jene Verrenkungen eines gesunden Geschmacks, die seit zwey bis drey Decennien vor dem schaulustigen deutschen Publikum als wahre Gaukler- und Taschenspielerkünste producirt wurden. Ueber alle jene Galgenmännlein und Teufelsfratzen, welche das Schlagwort: Poesie des Aberglaubens, ans Licht gerufen, wird man versucht, den Alten Ueberall und Nirgends; und über alle jene sittigen Ritter, voll Frommheit, Adeligkeit und zarter Frauenliebe, Karl Gottlob Kramers endlos zechende und zuschlagende Kumpane zurückzuwünschen. Auch ist die im Einzelnen bestimmt als eine solche sich aussprechende Verkehrtheit gewiß weit minder schädlich, als eine ins Unbestimmte hin anregende, und dabey keck mit dem Namen

der Genialität sich brüstende; denn wie überall ist jene fieberhafte Regsamkeit und Ueberreizung der Phantasie, die, ohne irgend eines reiflich erwogenen Zweckes sich bewußt zu seyn, mit frecher Anmaßung alles, was ihr vorkömmt, willkürlich formt und gestaltet, und überall nur Schillerndes, Schwankendes und Halbwahres zu Tage fördert, bey weitem das Schädlichste; und unsere schöne Literatur darf sich rühmen, in dieser Hinsicht mehr als einer verkehrten Tendenz unserer Zeit, über welche wir laute und gerechte Klagen führen, kräftig, und gar oft — turpe et miserabile! — ohne es klar zu wissen und zu wollen, in die Hände gearbeitet zu haben.

Viel hat auch hier die Kritik zu verantworten. Wenn sie die Literatur in ihrem Einflusse auf das Leben nicht leiten kann, wozu haben wir dann kritische Institute, die eben den allgemeinen Gang der Literatur in jener Beziehung lenken sollen. Wollte sich die Kritik rücksichtlich des Romans mit ihrer Unzulänglichkeit, den Schwall der Verkehrtheit zu dämmen, entschuldigen: so müßte sie zuerst beweisen, daß sie es ernstlich versucht habe. Allein bald suchte sie, wie in früherer Zeit die selige deutsche Bibliothek, die Sache mit einigen wässerichten Späßchen abzuthun; bald pries sie, der nämlichen Schule, wie die Dichter selbst vereidet, eine Verschrobenheit, welche sie heilen sollte. Die besseren Anstalten dieser Art hingegen wiesen, den Einfluß des Romans auf das Leben nicht nach seinem vollen Umfange würdigend, diesen meist vornehm von sich, während sie, den Einfluß der Literatur auf das Leben fest im Auge behaltend, gerade denjenigen Schriftstellern eine vorzügliche Aufmerksamkeit hätten widmen sollen, welche vom Anfange her Miene machten, auf das große Publikum einen entschiedenen Einfluß zu gewinnen. Es kann immer noch die Frage bleiben, ob die meisten von diesen nicht eine andere Richtung genommen hätten, wenn die Kritik an den ersten Versuchen derselben das Ihrige gethan, und die ihre ersten Schritte noch unsicher und mit wenig Entschiedenheit Wagenden unbefangen, und auf eine zu eigenem Nachdenken anregende Weise belehrt hätte, wie das Höhere zu erreichen, das Verkehrte zu vermeiden gewesen sey. Wenn jedes wohlberechnete und konsequent verfolgte Streben in der Regel auf einigen Erfolg rechnen darf, so würde dieser auch im vorliegenden Falle wenigstens nicht gänzlich gefehlt haben.

Mit dem bisher Gesagten glaubt Recensent die Apologie des historischen Romans größtentheils schon gemacht zu haben. Wenn unsere poetische Literatur in der That an keinem größeren Uebel leidet, als an jener ungebundenen Willkür, die Alles wagen, und Alles sich erlauben zu dürfen glaubt, und dabey jeden Au-

genblick das Phantastische mit dem Genialen, das Fratzenhafte mit dem Tiefen, das Gemeine mit dem Natürlichen und das Gefällige mit dem Faden und Süßlichen verwechselt; wenn es ferner wahr ist, daß diese Willkür im Roman noch ungebundener ihr Spiel treibt, und unbeschränkteren Raum dazu findet, als in andern Dichtungsarten; wenn endlich alles, was nicht aus einer gediegenen Anschauung des Lebens hervorgegangen, auf eine große, leicht zu mißleitende Masse wirkend, hier nicht doppelten, sondern zehnfachen Schaden verursacht: so kann es nicht zweifelhaft seyn, ob wir Ursache haben, die Kultur des historischen Romans zu wünschen und zu begünstigen. Denn der historische Roman beschränkt jene Willkür des Dichters schon dadurch, daß er ihn an etwas Gegebenes bindet. Ueberdieß zwingt er ihn, Studien zu machen, was besonders bey jüngeren Dichtern nur zu ihrem und des Publikums Vortheile ausschlagen kann. Denn wenn man Geschichtliches behandeln will, muß man doch wissen, was geschehen ist: während eine Darstellung des Lebens, bey welcher der Dichter einzig seiner schaffenden Phantasie vertraut, sich auch ohne Kenntniß der Lebensverhältnisse und der Leidenschaften versuchen läßt. Auch würde der historische Roman bey einer ganz oberflächlichen Behandlung des Geschichtlichen zu unserer Zeit schwerlich viel Glück machen. In der That, man könnte in Versuchung kommen, den Umstand, daß der berühmte Britte uuter den deutschen Dichtern bisher noch so wenig Nebenbuhler, oder wenigstens Nachahmer gefunden, zum Theil mit auf Rechnung der Mühe zu schreiben, die es sie kosten möchte, sich mit der Geschichte ihres Vaterlandes bis ins kleinste Detail herab eben so genau bekannt zu machen, als jener es offenbar mit der Geschichte des seinigen ist.

Bey den Einwendungen, welche man gegen den historischen Roman vorbrachte, hätte man zuvörderst die verschiedenen Arten desselben, und besonders zwey unterscheiden sollen: erstens diejenige, welche einen rein historischen Stoff als den ihrigen behandelt, und dann jene, welche einen selbsterfundenen an ein bedeutendes historisches Ereigniß anknüpft, und ihn mit diesem in eine nähere oder entferntere Verbindung setzt. Im ersteren Falle hält sich der Dichter wieder im Wesentlichen genau an den historischen Stoff, oder er schaltet mit demselben nach Gutdünken mit freyerer Willkür.

Es hat zu allen Zeiten historische Personen gegeben, deren Schicksale den Begebenheiten eines Romans nicht unähnlich waren. Bey solchen Stoffen hat der Dichter von Seite der Erfindung fast nichts zu thun, als hier eine kleine Lücke auszufüllen, dort einen Nebenumstand so oder anders zu stellen, und dort

einem anderen bestimmtere Umrisse und Färbung zu geben. Hat er nun dabey seinen Stoff historisch tief genug durchdrungen, hat er ihn als Dichter mit lebendiger Begeisterung aufzufassen, und den Personen durchaus das richtige Kolorit ihrer Individualität und ihrer Zeit zu geben gewußt: so ist nicht einzusehen, was gegen ein solches Werk mit Grund sich einwenden ließe. Manches wird vielleicht in den Beywerken unrichtig, oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vielmehr unhistorisch seyn; allein darüber mit dem Dichter rechten, wäre eben so viel, als dem Maler die Darstellung der kananäischen Hochzeit untersagen, weil er die Farbe der Brautkleider so wie die Form der Weinkrüge doch für keinen Fall mit historischer Zuverläßigkeit bestimmen könne. Ein Werk der angeführten Art dachte Feßler in seinem Abälard zu liefern; allein er hat seinen Stoff mit zu großer Befangenheit und mit allzuwenig poetischem Geiste behandelt.

Eine mißlichere Aufgabe wäre es, jene Art von historischen Romanen zu vertheidigen, die einen ganz willkürlich erfundenen Stoff an einen historischen Namen, so zu sagen, ankleben, und dem Eigenthümer desselben eine bestimmte Individualität zutheilen, ohne überhaupt eine solche in der Geschichte vorzufinden, oder die vorgefundene in treuen Zügen wiederzugeben. Läßt sich gleich auch auf diese Weise ein geistreiches Buch schreiben: so wird man doch diese Gattung, besonders wenn sie ihren Stoff auf dem klassischen Boden des Alterthums sucht, gewiß nicht billigen, wenn man weiß, wie schwer oft ein solches in der Jugend gefaßtes Bild sich wieder verwischt, um einem richtigeren Platz zu machen: Wielands Diogenes von Sinope kann allerdings für ein geistreiches Buch gelten; aber man muß diesen Diogenes vergessen haben, um sich ein richtiges Bild von demjenigen zu machen, der sich an den Weg von Olympia hinsetzte, und die vorbeyziehenden Griechen aufforderte, ihn sterben zu sehen.

Wenig wird sich aber gegen jene Art von historischen Romanen einwenden lassen, in welchen der Dichter einer selbsterfundenen Handlung eine bedeutende historische Begebenheit zur Grundlage gibt, und seinen Helden entweder mittelbar oder unmittelbar, auf nähere oder entferntere Weise, daran Theil nehmen läßt, oder die Schicksale desselben damit in Verbindung bringt. Jede solche Begebenheit wirkt, ihrer Natur nach, auf die Interessen und Schicksale unzähliger Menschen zurück, die nicht zu den nächsten Urhebern derselben gehören, oder neben den letzteren dabey eine untergeordnete Rolle spielen. Gewiß wurde mehr als ein junger Mann von edlen Gaben fast unwillkürlich in den Kampf der Parteywuth hineingezogen, der Schottland in der zwey-

ten Hälfte des siebzehnten Jahrhundeets verwüstete, wie Morton in Walter Scott's Schwärmern, und hatte nicht minderes Glück nöthig, sich aus derselben zu retten, als dieser. Was liegt nun daran, ob ein solcher gerade Morton hieß, und ob es ihm gerade unter diesen und keinen anderen Umständen gelang, Gefahren zu entgehen, in welchen hundert andere seines Gleichen ihren Untergang fanden? Oder wer darf mit dem Dichter darüber rechten, daß er die Entwicklung und die Schicksale eines jungen Mannes in das so kräftige und wahre Gemälde jener interessanten Periode verflochten; oder daß er mehrere historische Personen aus derselben eingeführt hat, da er sie im Wesentlichen überall mit historischer Treue zu schildern verstand. Irrt Rec. nicht, so ist die Einführung dieser Personen, so ist jenes große und lebenstreue Gemälde entzügelter Parteywuth bey weitem der interessanteste Theil der angezogenen Dichtung; so wie er glaubt, daß jeder nicht ganz gewöhnliche Romanleser auch in den beyden vorliegenden Werken der Frau von Pichler sich von der Ausführung der historischen Partien am meisten angesprochen und befriedigt finden werde. Und so soll es im historischen Romane seyn. Wer daher die Mühe ernster Studien scheut, die erfordert werden, um nicht nur eine nach allgemeinen Zügen richtige, sondern bis ins kleinste Detail genaue Kenntniß einer entfernteren Zeit zu gewinnen, und wer nicht die Kraft besitzt, das Bild einer solchen Zeit bey sich selbst und bey Anderen zur lebendigen und klaren Auschauung zu bringen, der mag die Hände vom historischen Roman immerhin weglassen; denn er wird den wichtigsten Vortheil, welchen dieser gewähren kann, der Dichtung durch den Stoff selbst ein höheres Interesse und eine feste, sichere Haltung zu geben, dennoch nicht erreichen. Auch könnte nur bey solcher Behandlungsart der historische Roman uns den wichtigen Vortheil gewähren, uns wenigstens einen Theil jener hyperpoetischen Duft- und Dunstgestalten zu ersparen, mit welchen wir nun schon so lange her bis zur höchsten Ungebühr heimgesucht werden. Die erste und die letzte Forderung an den Dichter bleibt aber — seinen poetischen Vorrechten unbeschadet — immer die, daß er Menschen schildere; und von dieser Forderung läßt der historische Roman sich weniger abdingen, als jeder andere.

Nach dem Gesagten bleibt Recn. über die beyden Romane der Fr. v. Pichler wenig zu bemerken übrig. Er will es nur unverhohlen gestehen, er ist den schreibenden Frauen von jeher von ganzem Herzen gram gewesen. Inzwischen hat ihn seine Ansicht von weiblicher Schriftstellerey nie gehindert, ausgezeichnete Talente, wie die einer Stael, Karoline Pichler, Helmina von Chezy, nach ihrem ganzen Werthe anzuerkennen.

Was aber Fr. v. Pichler insbesondere betrifft, so glaubt er, daß diese nicht nur den Beruf zur Schriftstellerin gehabt habe, sondern daß sie auch recht gut daran gethan, diesem Berufe Folge zu leisten. Denn mit voller Zuversicht darf sie den beneidenswerthen Vorzug in Anspruch nehmen, durch ihre Schriften, vorzüglich auf ihr Geschlecht, vortheilhaft eingewirkt zu haben. Nicht nur dem Leben überhaupt hat sie nämlich eine reine, sittliche Ansicht abgewonnen, sondern Allem, was in dieser Hinsicht ihr Geschlecht insbesondere betrifft. Mit sicherem und ruhigem Blick hat sie die Eigenthümlichkeit, die Vorzüge und Schwächen des weiblichen Herzens beobachtet, und richtig erkannt, wie der Vorzug des Weibes in einem stillen, anspruchlosen Wirken, und das Glück desselben in der Beschränkung und in ruhiger Ergebung liege. Daher gelingen ihr Partien, welche dieses Thema insbesondere zum Gegenstande haben — wie es denn in der Belagerung Wiens mit sicherer und glücklicher Berechnung durchgeführt ist — vor allen übrigen; und ihre Werke bilden in dieser Hinsicht einen entschiedenen Kontrast mit jenen einiger anderer, nicht namenloser Schriftstellerinnen, welche letzteren in den ihrigen, indem sie die Zartheit und Trefflichkeit der weiblichen Natur bis zur Verflüchtigung sublimiren, es auf eine Art von Nachsommer im Genuß der Erinnerung anzulegen scheinen, und der weiblichen Eitelkeit mit ihrer eigenen Feder ein Opfer bringen; oder welche ihre Entzückungen über irgend ein altes Bildchen auf Goldgrund, von dem Duft aller möglichen Blumengattungen penetrirt, zu Markte bringen, um uns die sinnige Zartheit ihres Gemüthes in der Tiefe ihrer Kunstextasen zur Schau zu stellen. Die Sprache der Verfasserin ist in beyden vorliegenden Werken so gediegen und anmuthig, wie in ihren früheren Schriften. Nur höchst selten stößt man auf einen unrichtigen oder minder edlen Ausdruck.

Art. V. Plato's Lehren auf dem Gebiete der Naturforschung und der Heilkunde. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. J. S. Lichtenstädt, Professor der Medizin zu Breslau. Leipzig, bey C. A. F. Hartmann. 1826. 180 Seiten.

Es ist ein verdienstliches Unternehmen, die Lehren des Plato von der Natur, vom Leben und dessen gesunden und kranken Zustand, so wie von der Heilung der Krankheit und der Herstellung vollständiger Lebens-Existenz einmal ausführlich und mit Benutzung aller seiner Schriften getreulich darzulegen. Die Absicht bey einem solchen Unternehmen kann und soll vorerst

keine andere seyn, als **Plato** seine Begriffe von der Natur und deren nähere Bestimmungen selbst aussprechen zu lassen, ohne das Mindeste dazu oder davon zu thun; denn es kommt vor allem darauf an, daß wir genau wissen, was er in diesen Beziehungen gedacht und erkannt habe. Aber um dieses rein auszumitteln, muß man über den Begriff der Natur, so, wie diese selbst, und **so weit** sie ihn ausspricht, schon im Reinen seyn, d. h. der Forscher der Platonischen Naturphilosophie muß mit der Aufgabe dieser Wissenschaft, so weit sie in dieser unserer Zeit wirklich sicher gestellt ist, und mit der Auflösung derselben, so weit sie wirklich gebracht ist, wohl vertraut seyn, wenn in der That etwas Ersprießliches herauskommen soll. Nicht nur, daß es unter dieser Bedingung allein möglich wird, auf dasjenige, worauf es in Betreff des Platonischen Naturbegriffs wesentlich ankommt, die erforderliche Aufmerksamkeit zu richten, und zu erkennen, was zur Sache gehöre und was nicht, wie sich der Begriff aus sich selbst entfalte, und einen wahren innerlichen Fortgang habe, oder was noch hieran gebreche; sondern es ist auch ohne diese Bedingung schlechthin unmöglich, den Werth der Platonischen Naturphilosophie gehörig zu schätzen. Mit gewissen allgemeinen Gesichtspunkten, etwa von der Einheit oder dem Gegensatze, von Indifferenz oder Differenz, von Potenzen u. s. w., wie man dieses alles ohne die Methode der Spekulation eben nur als Gesichtspunkte aufstellt, worunter man auch die Platonischen Lehren zu sammeln und äußerlich anzuordnen sucht — ist hier nichts auszurichten, und höchstens ein mehr oder minder reichhaltiges Material für eine wahrhaft philosophische Bearbeitung zu gewinnen. Dagegen ergibt sich aus einer gründlichen Wissenschaft von der Natur der Standpunkt der hier einschlagenden Platonischen Lehren und das Kriterium ihres Werthes von selbst; denn eine solche Wissenschaft ist nichts Willkürliches, sondern der treue Ausdruck der Entfaltung der Natur selbst, wie dieselbe in allen ihren Erscheinungen auf ihre eigenthümliche **symbolische** Weise das Vernünftige (Rationale) den Begriff andeutet und ausdrückt, und wenn es auch bey Darstellung irgend einer Lehre von der Natur unerläßlich ist, daß sie, so wie sie sich selbst zu erkennen gibt und mittheilt, aufgefaßt werde, so muß doch, um für ihre vollständige Gestalt empfänglich zu seyn, jene wissenschaftliche Methode als leitender Geist im Stillen gegenwärtig seyn, weil mittelst ihrer allein eine solche vollständige Auffassung bewerkstelligt werden kann.

In wie fern diesen unerläßlichen Bedingungen bey vorliegender Arbeit entsprochen ist, soll nun bemerklich gemacht werden. Wenn Herr **Lichtenstädt** am Anfange der Einleitung sagt:

»Die Naturansicht, welche in den Platonischen Schriften vorherrscht, ist eine durchaus lebendige und geistreiche . . . . und während bey den Neuern Lebendiges und Todtes sich so gegenüber stehen, daß dem Todten ein eigenes großes Gebiet angewiesen wird, und dasjenige, was man als lebendig erkennt, dadurch Gefahr läuft, selbst in das Gebiet des Todten gezogen, und nach den Gesetzen desselben behandelt zu werden; so war bey den Hellenen dagegen schon in der frühesten Zeit, deren Charakter uns die damals gebildete Mythologie aufbewahrt hat, die Vorstellung des Lebens so herrschend, daß es für das Todte fast keine Stelle gab. Diese im Volk herrschende Ansicht, welche den Sitten, der Religion und der Verfassung eine ganz besondere Richtung gab, und wiederum eine eigene Festigkeit erhielt, begünstigte Plato's Lehren von der Natur und dem Leben überhaupt, oder richtiger gesagt: nur bey einem solchen Volke und unter solchen herrschendeh Ansichten konnte Plato's Lehre entstehen« ꝛc. ꝛc. — so ist hiermit sogleich an den Anfang etwas sehr Problematisches gestellt, nämlich das Verhältniß der neuen empirischen Physik zur alten mythischen. In so fern jene erst einen Theil ihres Weges zurückgelegt hat, so, daß ihr, um dem wahren Begriffe der Natur zu entsprechen, noch mancher Schritt zu thun übrig bleibt; die andere aber, durch einen großartigen Vernunft-Instinkt geleitet, gleich von Anfang auf das Ganze hinzielt, und sich in dasselbe hinein imaginirt, muß es allerdings scheinen, die antike Naturansicht habe den Vorzug der höhern Lebendigkeit, wenn sie gleich des Reichthums in Bestimmung des Einzelnen entbehre; die moderne dagegen huldige dem Gesetze der Schwere und des Todes, und die Intuition des Lebens in der ganzen Natur stehe ihr im Hintergrunde. Erwägt man aber, daß die moderne Physik als fortschreitendes Bestreben nach der eigentlichen Wissenschaft von der Natur eben erst in den mathematischen und mechanischen Momenten wirklich vollendet ist, die Momente der Erkenntniß des elementarischen und chemischen Prozesses aber, so wie noch mehr jene des tellurischen und kosmischen, und endlich des organischen jetzt erst mehr und mehr in ihrer Ausführung begriffen sind; daß dagegen die alte Physik in ihrem eigenthümlichen Charakter als mythische Anticipation einer umfassenden Naturkenntniß zwar schon wirklich vollendet, und ein reizendes und vielfach anregendes Vorbild dessen ist, was erst in der neuern Zeit und unter den Einflüssen der christlichen Bildung wahrhaft erfahren und dargestellt werden konnte, an sich jedoch nur ein Vorbild, eine Morgenröthe am Anfange eines arbeitsvollen Tages ist: so sieht man leicht ein, daß beyde noch nicht vollständig verglichen werden

können, indem nämlich nur jenes Vorbild in seiner imaginativen Gestalt vollendet da steht, die Ausführung der eigentlichen Wissenschaft aber, insbesondere was deren höhere Momente und die Nachweisung des Begriffs vom Leben in der Natur betrifft, noch lange nicht vollendet ist, mithin die Integrität der einen wesentlichen Seite des Vergleichs noch nicht vorhanden ist. Es muß demnach ein solcher Vergleich immer etwas Schiefes und Hinkendes haben, wodurch die unvollständige Seite natürlich gar leicht als die schwächere erscheint, die in ihrer Art vollständige aber bey weitem den Vorzug erhält.

Wäre nun bey Abfassung der gegenwärtigen Schrift die Aufgabe der neuern Naturforschung wahrhaft begriffen worden, so hätte von einem Gegensatze des Antiken und Modernen, wie es hier aufgestellt wird, nicht die Rede seyn dürfen, und es wäre hinreichend gewesen, die antike Form der Physik, wie sie in den Platonischen Schriften erscheint, sich selbst aussprechen zu lassen, um so den eigenthümlichen Charakter derselben richtig aufzufassen, und zugleich zu begreifen, wie diese Form im Naturcharakter des Alterthums begründet, aber eben darum noch mangelhaft, und nicht die eigentlich wissenschaftliche seyn konnte.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich zu zeigen, wie das Christenthum erst den Menschen in das richtige Verhältniß zur Natur wieder eingesetzt, und eine eigentliche Naturerfahrung und Naturwissenschaft vollkommen ausführbar gemacht hat. Nur dieß soll bemerkt werden, daß nämlich nur unter Voraussetzung des Begriffs der Schöpfung aus Nichts, welcher im Fortgange eines gründlichen Philosophirens vorkommen, und erwiesen werden muß, der wahre Begriff der N a t u r als des Werdens aus dem Nichts und Fortschrittes zur Wirklichkeit, mithin als einer eigentlichen G e n e s i s erst möglich ist. Unter der anfangs verborgeneren, aber zuletzt in voller Evidenz hervortretenden Waltung dieses Begriffs wird der Mensch nun nicht mehr hingerissen von der Gewalt des Entstehens und Vergehens, als einer Fülle göttlicher Erzeugungen und Verwandlungen, nicht mehr begeistert von der selbsteigenen Herrlichkeit der Natur, die entweder als überfließende Fülle der Gottheit, als Emanation ihrer Substanz oder als Göttererzeugung selbst, als Theogonie vorgestellt wird; auch wird er nicht mehr befriedigt von der Vorstellung eines stoffbildenden, künstlerischen Gottes, einer Vorstellung, welche sich des Mythischen nie ganz entkleidet, und eben darum nie zum reinen Gedanken der Schöpfung aus Nichts gelangt: es wird vielmehr, sobald auch nur die Vorstellung einer eigentlichen Schöpfung aufgeht, auch sogleich die wahre Naturforschung, die eigentliche Erfahrung und Erkenntniß dessen, was die Natur auf jeder

ihrer genetischen Stufen von Nichts bis zu ihrer vollen Wirklichkeit, bis zu ihrem vollen Leben ist und seyn kann, eingeleitet, mehr und mehr geläutert, und zuletzt in ihrem wahren Prinzip und Begriffe verstanden, von dessen Macht und Herrlichkeit sie die bloß symbolische Offenbarung ist. Vor allem würde kraft der Menschwerdung Gottes und des Erlösungswerkes erst eine wahre Erkenntniß Gottes und des Menschen auf Erden begründet, die Theologie ihrem wesentlichen Inhalte nach aufgefaßt, und an die Spitze aller Institutionen gestellt; und auf dieser Basis allein konnte die Philosophie, somit auch eine wahre Physik, gedeihen, indem die Natur jetzt erst aus dem Nebel der Vergötterung hervortrat. Der Zepter der Wissenschaft gehört der europäischen Kultur nur darum an, weil sie ihrer ganzen Begründung gemäß christlich ist. Sie ist nur darum auf eine Stufe gekommen, welche das Alterthum weit hinter sich zurückläßt, weil sie mit der Theologie begonnen hat, und weil alle Wissenschaften, diesem göttlichen Stamme eingepropft, aus dessen Nahrungssaft zusehends gediehen sind.

Auch die Naturerkenntniß also hat im Christenthume eine breitere, sicherere Grundlage gewonnen, als die heidnische Symbolik und Philosophie ihr geben konnte. Die falsche Pietät und die Superstition gegen die Natur ist berichtigt zur Achtsamkeit und Aufmerksamkeit für die in sie gelegten nützlichen und heilsamen Schätze und Kräfte; die Scheu und Bangigkeit vor den Erscheinungen der Natur als ominösen Zeichen, wodurch die Alten so vielfach abgehalten wurden von der eigentlichen Naturforschung, ist überwunden, und hat sich umgewandelt in die heitere Zuversicht der Beobachtung und Erfahrung; die Dämmerungsgestalten und den Morgennebel hat endlich die Sonne durchbrochen, und einen klaren Tag herbeygeführt, in welchem der Mensch sich nun in seiner Wirkungsstätte orientirt, ohne weiter der Gewalt der Bezauberung von ihrem ersten Anblicke her unterworfen zu seyn. Die Offenbarung hat ihm auch den Schlüssel des Verständnisses der Natur wieder in die Hand gegeben, und dadurch vermag er nun die unvergleichbare Erhabenheit der Aussicht zu gewinnen auf das Größte und die Demuth und Bescheidenheit der Bemühung um das Kleinste und ganz Untergeordnete, nicht etwa um es anzubeten oder im Gegentheile es bloß zu brauchen und dann mit Füßen zu treten, sondern um in theilnehmender Liebe ihm zu nahen oder zu ihm herab zu steigen, es zu pflegen, zu gewinnen, zu erkennen nach seiner Art, in der Genesis und Ordnung des Ganzen, um es so im Geiste seinem Schöpfer wieder zuzuführen, und auf diese Weise die Natur von ihrem Seufzen zu befreyen. Dahin strebt die christliche Naturerfahrung, und

hierum bewegt sich alle Bemühung einer natürlichen Klassifikation der Geschöpfe, so wie der Beobachtung, des Versuchs und jeder Art von Studien und Bemühungen um Erkenntniß der Natur, welche sämmtlich schon ganz andere Früchte getragen haben, als es die Physik der Alten vermochte, und noch weit herrlichere Früchte tragen werden, wenn die Liebe und Lust an Erforschung des Einzelnen mehr und mehr sich läutert und ergänzt durch die Liebe zu dem, der Alles ins Daseyn gerufen hat, Alles erhält und lenkt.

Indem nun durch die bisherigen Bemerkungen der Charakter der antiken und modernen Physik näher bezeichnet, und das Mißverständniß, welchem auf dem oben angegebenen Standpunkte des Verfassers nicht leicht ausgewichen werden kann, beseitigt ist; so läßt sich jetzt der wesentliche Gesichtspunkt für die Platonische Physik bestimmter angeben. Herrn Lichtenstädt erscheint Plato »als der hoch veredelte Schluß und Gipfel der ganzen hellenischen Bildung auch in der Naturphilosophie, als derjenige, der über die Natur ausgesprochen hat, was vom Alterthum in dieser Hinsicht wissenschaftlich ausgesprochen werden konnte.« — Daß Plato's Naturansicht nicht minder als seine ganze Art zu philosophiren in eigenthümlicher Schönheit aus der Fülle und Tiefe der heiligsten Institutionen unter den Griechen — aus den Lehren der Mysterien und der Pythagoräischen Schule hervorgegangen sey, und so durch alterthümlichen Geist und Ton auch die Lehren der jonischen Physiologen berichtigt, und in wesentlicher Bedeutung aufgefaßt habe — dieß muß vor allem festgehalten werden, wenn man ihre wahre Stellung und ihren eigenthümlichen Werth erkennen will. Plato steht durchaus auf diesen Grundlagen, und hat niemals eine dem griechischen Genius fremde und bloß abstrakte Philosophie gelehrt. Dieß nimmt auch der Verfasser auf gewisse Weise an, nur hat er das Grundeigenthümliche der ganzen Art und Gestalt der Platonischen Philosophie und insbesondere auch seiner Naturphilosophie nicht genug umfassend und im Ganzen bezeichnet. Die ganze griechische Bildung ging nämlich darauf aus, die große und erhabene Substantialität des orientalischen Lebens, die sie als Fundament in sich trug, zur schönen Form und Gestalt in allen Verhältnissen der Existenz auszubilden, und das dort noch Ungemessene, Ueberwältigende in die scharfen, und eben durch ihre vollendete Schärfe beruhigenden Maßverhältnisse der Harmonie zu fassen, so daß die ganze Welt als ein κόσμος, als ein wohlgeordnetes und herrlich geschmücktes Kunstwerk der Gottheit erscheint, die Gottheit selbst aber im höchsten Ausdrucke für die Anschauung und Empfängniß der reinen Form des Schönen in der menschlichen

Seele aufgefaßt und dargestellt wird in personifizirten Bildern der göttlichen Eigenschaften, wie sie der künstlerische Sinn der Griechen in sich aufzunehmen und wiederzugeben vermochte, in Bildern und Formen, welche so an sich selbst schon als das Höchste und das Letzte, als die Sache selbst erschienen, und alle Gemüther bezauberten. So ist auch die Platonische Philosophie, auf jenen alterthümlichen Grundlagen beruhend, und durchaus darauf bedacht, die reine Form, die Idee des Wahren, Schönen und Guten in allem, was ist und was geschieht oder geschehen muß, damit es gerecht und gut sey, nachzuweisen, alles gleichsam in der plastischen Evidenz der Idee erkennbar zu machen. So ist dann dem Plato auch die Natur das göttliche Kunstgebilde nach der Idee des Schönen und Harmonischen, und auf diese Grundanschauung zielen alle seine physiologischen Betrachtungen und Zeichnungen in allen seinen Schriften, und insbesondere im Timäus hin. Wie nun in seiner ganzen Weise zu philosophiren dieser künstlerische Genius waltet, so auch in seiner Naturphilosophie, so daß sie allerdings in dieser Art das Höchste und Vollendetste ist, was uns das Alterthum darbietet. Aber eben hiermit ist sie auch nur der Gipfel künstlerischer, nicht selten in Mythen eingekleideter Auffassung und Erkenntniß der Natur, mehr intuitiver Blick und rationaler, richtiger Takt, als eigentlich wissenschaftliche Erkenntniß und Darstellung, und wenn man, wie Herr Lichtenstädt, der Platonischen Naturansicht den streng wissenschaftlichen Charakter vindiciren und den Aristoteles gerade in dieser Hinsicht ihm nachsetzen will, so thut man dem erstern keine besondere Ehre, dem letztern aber positives Unrecht an. Nicht bloß durch größern Reichthum der Kenntniß einzelner Naturgegenstände unterscheidet sich Aristoteles von Plato, und dieser von jenem durch seine lebendigeren Ansichten von der Natur, so daß in dieser Beziehung Plato weit über Aristoteles stände, wenn gleich er jenes Reichthums entbehrt; das Verhältniß beyder ist ganz ein anderes, und mit solchen Vergleichungspunkten reicht man nicht aus; so sehr man sich auch in manchen Schulen gewöhnt hat, in das Spiel mit Kontrasten einen großen Werth zu setzen. Herr Lichtenstädt sagt ausdrücklich (S. 6): »Wir können nicht umhin, den Aristoteles trotz seiner Definitionen und systematischen Gliederungen, welche zum Theil von sehr hohem und anerkannten Werthe sind, als den Anfang einer einseitigen und verderblichen Richtung der Naturwissenschaften zu betrachten. Die große Fülle neuer Gegenstände, welche sich dem Aristoteles darbot, die gesammte zum Spalten durchaus hingeneigte Philosophie desselben, und was gewiß mit in Betrachtung gezogen werden muß, der Fall

des hellenischen Volkes und die daraus entstandene Richtung, mehr das Einzelne und Sinnliche zu erfassen, das Allgemeine und Unsinnliche aber aufzugeben, gaben der Naturphilosophie des Aristoteles eine Richtung, die der des Platon ganz entgegengesetzt ist, auf die neuere Bearbeitung der Naturwissenschaften aber seit dem Aufleben der Wissenschaften, ja selbst schon früher vermittelst der Araber einen sehr bedeutenden und zum großen Theil höchst ungünstigen Einfluß gehabt hat Schon die dem Aristoteles eigene Annahme einer leblosen Materie und die durchgängige Trennung von Form und Wesen gaben seinen Lehren den Schein des Todes im Gegensatze der frühern Zeit, die auch das Todte zu beleben verstand. Wer erforschen will, was die Alten von der Natur im Einzelnen gewußt, der frage vor allen bey Aristoteles nach; wer aber wissen will, wie sie die Natur und das Leben überhaupt betrachtet haben, der suche vor allen Platon's Schriften auf. Beyde Bestrebungen sind zu verschiedenen Zwecken nothwendig: auch ist es bekannt, wie viele Mühe neuerdings auf die naturgeschichtlichen Bücher des Aristoteles verwendet worden ist, obgleich wir überall die Ueberzeugung erlangen, daß die in ihnen enthaltenen Kenntnisse in hohem Grade unvollkommen sind, wenn wir sie mit dem Wissen unserer Zeit vergleichen, und daß uns daher fast nirgends eine Erweiterung unseres Wissens von der Natur, sondern nur ein geschichtlicher und sprachlicher Gewinn daraus hervorgehen kann.«

Dieses ganze Raisonnement hat etwas Schiefes, was die Sache entstellt, und da es sehr wesentlich ist, den Gesichtspunkt zu beleuchten, aus welchem der Verfasser die Platonische Physik im Gegensatze gegen die Aristotelische betrachtet, so haben wir hierbey noch vorerst zu verweilen. Die Kritik seiner Darstellung der einzelnen Lehren selbst ergibt sich dann leicht, und kann um so kürzer seyn. Die Platonische Physik beruht auf der Lehre von den Ideen als Prinzipien der Dinge. Das Werden, die Verhältnisse und die Periodicitäten in der Natur waren ihm unbegreiflich ohne Beziehung auf die Ideen. Diese aber galten ihm nicht als das Werdende selbst, als die ὕλη, die sich entfaltet, und immer mehr bestimmt, denn diese selbst bezeichnet er (ohne sie ausdrücklich zu benennen) als das durchaus Bestimmungslose, als das Gränzenlose. Da das Bestimmungs- und Gränzenlose aber eigentlich undenkbar ist, so erweist sich ihm schon hieraus die Nothwendigkeit der Ideen oder der λόγος, die dasselbe bestimmen, und das Einzelne entschwindet nur darum, weil es dem Logos oder der Idee nicht vollkommen entspricht.

Diese λόγους nannte er auch das πέρας, gleich den Pythagoräern, die Gränze, in Beziehung nämlich auf das Unbestimmte

und im Gegensatze damit. Die Einzeldinge sind das aus beyden entstandene Πεπερασμένον. Da aber das Gränzenlose und die Gränze sich gegenseitig ausschließen, somit unvermittelt bleiben, so muß die Vermittlung durch ein über beyden — der bloßen (abstrakten) Gränze und dem Unbegränzten — wirksames Wesen geschehen, welches das absolute Gute, die Gottheit ist. Diese wirkt mittelst der Ideen die Dinge, und konstituirt in denselben ihre Wesenheit; das Materielle und Räumliche, die Bewegung u. s. w. ist nur Mitursache, oder auch dabey zur Wirksamkeit kommend (συναιτία). Plato begnügt sich aber nicht, die Intelligenz im Allgemeinen als weltwirkende Ursache zu setzen, wie Anaxagoras; er geht darüber hinaus, und gibt bestimmte λόγοος an, mittelst derer sie wirkt; von den frühern jonischen Physiologen unterscheidet er sich aber dadurch, daß er für συναιτία (an der Ursache theilnehmend, mitwirkend) nahm, was diese als eigentliche Prinzipien festsetzte.

Was aber nun die Art der höhern Vermittlung betrifft, und die eigentliche Wirksamkeit der Ideen hierbey, so läßt sich in dieser Beziehung weder an die Bewegung denken, welche Plato als untrennbar vom Stoffe selbst ansieht, und die Ideen dagegen als unbewegt, noch weniger an diesen Stoff als das Unbestimmte und zunächst zu Bestimmende, mithin von jener Wirksamkeit Abhängige. Die letzte und höchste Bestätigung der Ideen, und somit auch das Positive in der Begränzung und Maßgebung, liegt demnach in ihrem Verhältnisse zur Gottheit selbst, und was Plato hierüber äußert, ist mythisch eingekleidet, und konnte in Wahrheit es auch nicht wohl anders seyn, wenn ohne eine nähere Offenbarung das innerste Verhältniß der Welt zur Gottheit ausgedrückt werden sollte, und zwar von einem griechischen Weisen, der auf der höchsten Stufe der künstlerischen Bildung seines Volkes stand. Es war demnach der ächt griechische Mythus von dem die Welt als Kunstwerk bildenden Demiurgen. Wie weit Plato's intuitiver Blick in die Wahrheit, welche dieser Mythus bezeichnen sollte, eingedrungen ist, vermögen wir nicht anzugeben. Es kommen aber in der Republik und in den Gesetzen manche Stellen vor, welche andeuten, daß ihm hierbey alterthümliche Mysterienlehren und Traditionen der Vorwelt vom Verhältnisse der Gottheit zu ihrem Ebenbilde, als zur Idee der Ideen und dem Logos im eigentlichen Verstande gegenwärtig gewesen sind. Aber seine mythische Ausdrucksweise, die er als die dem griechischen Geiste angemessenste nicht bloß erwählt, sondern hier und überall, wo der Gedanke sich dem ewigen Geheimnisse nahet, gern ergriffen hat, indem er selbst aussagt, Gott der Wirker und Vater des Weltalls sey schwer aufzufinden, und

wenn man ihn gefunden, so sey es unmöglich, ihn vor Allen auszusprechen, läßt nicht erkennen, in wie ferne er selbst das wahre Verhältniß Gottes zur Welt und den eigentlichen Schöpfungsbegriff wissenschaftlich aufgefaßt, ja nicht einmal, daß er diesen wirklich in einem, dem christlichen analogen Verstande anerkannt habe. Diese Ungewißheit verbietet auch, mit Herrn Lichtenstädt (S. 20) als ersten Platonischen Grundsatz anzunehmen, daß es keine erste und ursprüngliche Materie gebe, daß vielmehr die Quelle und das Vorbild alles Stoffes in Gott gesetzt werde.« Abgesehen davon, daß hiermit die Materie und die aus ihr gebildete Welt als eine Emanation aus Gottes Wesenheit geradezu bezeichnet wird, wofür in Plato's Schriften nirgends ein hinreichender Grund ist; so wird wenigstens eine Gewißheit und völlige Klarheit über eine Sache behauptet, welche eben immer in mythischer Dämmerung schweben wird. Es soll daher eben so wenig hier behauptet werden, Plato sey ein entschiedener Dualist gewesen, und wir gestehen gerne ein, daß sich bey ihm die Vorstellung des Chaos als des Abgrundes der Tiefe und Verborgenheit alles Seyns, seiner geheimnißvollen Verschlungenheit in sich die Hüllen der sinnlichen Vorstellungsweise früherer Physiologie schon abgestreift hat und geläutert ist zum reinen Gedanken des Unbestimmten und Negativen, daß also, was die Alten ὕλη genannt, ihm wirklich schon als das μὴ ὄν gilt, somit dem christlichen Begriffe des Nichts, woraus die Welt erschaffen ist, sich nähert; sobald er aber dieses μὴ ὄν näher bezeichnen will, wird er mythisch, und die ὕλη erscheint, dem die ewigen, göttlichen Gedanken zur Anschaulichkeit verwirklichenden Weltbildner gegenüber, als für sich bestehender Stoff. Ob dieser jedoch für sich von Ewigkeit bestehe, das folgt allerdings aus Plato's Aussprüchen nicht; man könnte vielmehr sagen, es sey wahrscheinlicher, er habe dem Gotte, der Alles gut, böse aber nach Vermögen Nichts haben wollte, auch die Hervorbringung alles Sichtbaren, welches nicht ruhend, sondern bewegt war ohne Maß und Regel, und welches er umfaßte, um es aus der Unordnung zur Ordnung zu führen« — wirklich zugedacht. Ja in einer andern Stelle des Timäus ist nicht mehr bloß von diesem schon sichtbar Gewordenen, sondern »vom Unsichtbaren und Gestaltlosen die Rede, welches die Mutter sey alles Sichtbaren und Sinnlichen, ein Allumfassendes, wundersam genug des Intelligibeln gewissermaßen Theilhaftiges und leicht Entschlüpfendes,« was Plato anerkennend, die Schwierigkeit seiner Erkenntniß nicht fälschlich darstellen will, in welchem aber die Formen der Elemente sich bilden und lösen. Nimmt man nun hierzu eine andere Aeußerung Plato's, welche Herr

Lichtenstädt ebenfalls anführt: »Wenn wir nun bey den vielfachen Reden vieler Menschen über die Götter und über die Erzeugung des Alls nicht überall vermögend sind, Gedanken auszusprechen, welche in sich übereinstimmen und fest begründet sind, so darfst du dich nicht wundern, vielmehr mußt du schon zufrieden seyn, wenn ich nichts desto weniger so wahrscheinliche Reden, als irgend ein Anderer, vorbringe; denn es ist billig, daß du dich erinnerst, wie ich der Sprechende und ihr die Richter von menschlicher Natur seyd, so daß wir über diese Dinge, einen annähernden Mythus besitzend, nicht weiter forschen dürfen (Tim. 29): so läßt sich nicht verkennen, wie Plato in jener Stelle (Tim. 51) das Geheimniß des Ursprungs der Dinge berührend, dasselbe so innig mit den Geheimnissen der Gottheit selbst verschlungen glaubte, daß ihm am allerwenigsten einfallen konnte, eine außer Gott von Ewigkeit her für sich bestehende ὕλη (ein Ausdruck übrigens, der, wie auch Böckh bemerkt, bey Plato nicht vorkommt) anzunehmen.

In dieser und der ersten Stelle bezeichnet er nur verschiedene Momente der Entfaltung des Weltkeimes in dem dritten, wie er es nennt, nämlich dem Raume, dem Umfassenden, welches den Untergang stets ausschließt, allem Entstehenden Sitz gibt, selbst aber unsinnlicher Weise berührbar durch einen sinnwidrigen Schluß kaum zu sicherer Wissenschaft gebracht werden kann. — Plato nimmt also wohl ein Erstes, Ursprüngliches, für sich allein Unerkennbares für die Weltbildung an, ein Bildsames, für sich Unbestimmtes; eine nach der ganzen antiken Vorstellungsweise unumgängliche Bedingung eines Vorhandenseyns, sobald sich die Gottheit als weltbildend manifestiren will, und woran dieselbe ihre Macht und Weisheit zu erkennen gibt, indem sie das Unbestimmte bestimmt, und dasselbe in die ihm wesentliche Form des Rationalen erhebt; aber wie innerhalb und unter dieser dem menschlichen Kunstverfahren angenäherten mythischen Manifestation der Gottheit diese mit dem Ursprunge der Welt in wahrhaftiger Beziehung stehe, und dieser Ursprung etwa aus ihrer Wesenheit abgeleitet werden müsse, oder mit dieser Wesenheit in Verbindung stehe, und in welcher Art — und wie namentlich jenes Unsichtbare, Allumfassende des Intelligiblen gewissermaßen schon theilhaftig sey — dieß wagte Plato nicht zu entscheiden — darüber konnte uns nur die christliche Offenbarung Licht geben. Und so viel ist gewiß, dem Plato bleibt, wie dem ganzen Alterthume, das letzte, unsichtbare, der erste Moment der Weltbildung, wenn gleich seine Vorstellung schon zum einfachen Gedanken geworden ist, doch als eine Art von ἀνάγκη noch stehen, als ein Unauflösliches, Räthselhaftes, was bey ihm zwar nur

als der Hintergrund gilt, worauf sich die Macht und Weisheit des bildenden Gottes manifestirt, was er aber durchaus nicht als das eigentliche Nichts, sondern nur als das μὴ ὄν der besondern Dinge und als ohne Vergleichbarkeit mit der Evidenz des Intelligiblen ansieht, sein eigentliches Wesen aber als auf eine wunderbare und unaussprechliche Weise des Intelligiblen theilhaftig, mithin immer als ein gewissermaßen schon die Spuren positiver Verhältnisse an sich Tragendes betrachtet, jedoch, wie Plato selbst sagt, nur so wie an Dingen, von denen Gott noch ferne ist, die er aber (bey der wirklichen Weltbildung), so weit es ihre Natur erlaubt, zur vollkommensten Schönheit und Güte führte, wie sie vorher noch nicht in ihnen lag.

Achten wir nun noch auf Plato's Unterscheidung zweyer Ursachen aller Dinge: des Göttlichen nämlich und des Nothwendigen, nach welcher in jenem die Macht, der Sieg und die Glorie des urbildlichen Lebens hervortritt, um das wir uns bestreben sollen; in diesem aber die Grundbedingungen und die Stufenfolge von Mittelursachen, um zu jenem zu gelangen, enthalten sind; so ist nicht zu verkennen, daß der Weltbildner in seinem Werke der anschaulichen Verwirklichung des harmonischen Lebens der göttlichen Ideen ihm an jenes Gestaltlose, Räthselhafte, wie an seine Moira, an sein auszuführendes Loos gebunden zu seyn scheint, welches, wie weit es auch ins Licht erhoben und in harmonische Gestalt und Verhältnisse ausgebildet wird, doch immer noch ein irrationales und unauflösliches Element der Ananke und des Fatums an sich trägt, wovon die antike Welt sich nie ganz befreyen konnte.

Aus diesem und noch aus andern Gründen, welche bey einer ausführlichern Betrachtung sich an die Hand geben, vorzüglich auch aus der bey ihm (z. B. im Staatsmanne) durchscheinenden Tradition von der Verwirrung der Welt durch gewaltsame Mächte und der Erneuerung derselben durch das Wiedereingreifen der Gottheit wird auch erklärbar, warum dem Plato jenes unauflösliche Grund-Element hier und da etwas unheimlich vorkommt, warum er dasselbe an manchen Stellen ein widerspenstiges, verwirrendes, alogisches nennt, welches nur bis auf einen gewissen Grad von der göttlichen Bildungsmacht überwunden, den Ideen nur nachgebildet wird, und, stets den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragend, durch seine inwohnende, nie ganz zu besiegende Schwere die Erhebung der Welt zur Reinheit des idealen Lebens hindert, so daß dieselbe nicht nur fortwährend wird und niemals ist, sondern daß sie auch dieses herabziehenden Gewichtes wegen ihrer Erhebung und Läuterung widerstrebt, und das Diesseits und Jenseits nie

zur völligen Vermittlung kommt. Welch eine tiefe Ahnung der Wahrheit aber auch in dieser Vorstellungsweise sich kund gibt, liegt jetzt schon der Erkenntniß sehr nahe und soll anderwärts dargestellt werden. Aber wir wollen hier wenigstens nicht übersehen, daß diese Grundlehre der Platonischen Naturphilosophie mit der Ethik des Plato in der engsten Beziehung steht, und jene nicht ohne diese verstanden werden kann.

Hätte nun Herr Lichtenstädt reiflich erwogen, welche Gestalt unter der Voraussetzung dieser vor allem wohl zu verstehenden Grundlehre die Naturphilosophie im künstlerischen Geiste des Plato annehmen mußte, so wäre seine Darstellung derselben wohl innerlich zusammenhängender geworden, und er hätte gewiß selbst anerkannt, was oben von der Platonischen Naturphilosophie gesagt ist, und so wohl auch den Aristoteles in ein anderes Verhältniß zu derselben gestellt. Denn sobald wir diesem großen Geiste in seiner Naturforschung nur aufmerksam und unbefangen folgen, wird uns auch einleuchtend werden, daß seine physischen Grundlehren einen strengeren wissenschaftlichen Charakter haben, als die Platonischen, und daß, was bey Plato oft noch in mythischer Dämmerung erscheint, bey ihm schon mehr in metaphysischer Form ausgedrückt, und dem Tageslicht des Geistes näher gebracht ist. Er ist, wie in seiner ganzen Art zu philosophiren, so auch in seiner Naturphilosophie, zwar nicht mehr der schaffende Künstler und Meister des griechischen Geistes in Vollendung dessen, was dieser erblickt und wie dieser darzustellen vermag; dagegen aber ist in ihm der Wendepunkt von der antiken zur modernen Denkart, und daß gerade er in der christlichen Zeit so lange als Meister und Anführer in Erforschung der Natur und der Gedankenwelt gegolten hat, dieß ist in seiner Methode des Ausgangs von dem Unmittelbaren und des Fortgangs zu dem Alles vermittelnden und vollendenden göttlichen Gedanken tief gegründet. Nur mit einer solchen Methode konnte das christliche Studium der Natur, des Menschen und der Gottheit sich als mit einem, zwar immer nur ersten, und für die letzte Ausführung unzureichenden Leitfaden zufrieden geben; denn hier zeigt sich keinerley Art von Voraussetzung, kein räthselhafter Schimmer ist über den Ursprung der Dinge ausgebreitet — es ist der erste, umfassende Versuch einer eigentlich wissenschaftlichen Forschung und Fassung des Daseyns von dessen erster Möglichkeit bis zu seiner vollen Wirklichkeit und reinsten Gestalt im göttlichen Gedanken. Sein Begriff der physischen Wissenschaft war von großartigem Anfange, und alle materialistischen Vorstellungsweisen weit überschreitend. Die Physiologie soll nämlich die Natur des Einzelnen nach den elementa-

ren, formalen und finalen Gründen und Ursachen in ihrem Fortgange und ihrer Entfaltung mittelst des Prinzips der Bewegung erforschen.

Das, woraus Alles entstanden ist, führt Aristoteles mittelst des Beweises der Unstatthaftigkeit irgend eines bestimmten und schon besonders gearteten oder gebildeten Grundstoffes auf den Begriff der reinen Möglichkeit, also der völligen Unbestimmtheit, zurück, welcher Unbestimmtheit und bloßen Möglichkeit er aber doch eine gewisse Objektivität zugesteht, von der bey unzureichendem Studium seiner Intention nicht klar wird, wie weit sie ihm als eine selbstständige gelte. Die Frage ist vorerst, wie das Unbestimmte zur Bestimmung gelange, und das Mögliche wirklich werde. Eben dieses Werden und Uebergehen in das Gegentheil erscheint ihm nun als das Wichtige, und zwar in strengerer metaphysischer Auffassung, als bey allen ihm vorhergehenden Physiologen. Der abstrakte Gegensatz ist ihm das an sich Unbestimmte und das in sich Bestimmte, welches letztere in seiner nothwendigen Beziehung auf ersteres sich als das Bestimmende zeigt, eben weil es das an sich Bestimmte ist, so wie ersteres in seiner nothwendigen Beziehung auf das letztere sich als sich bestimmen lassend, und der Bestimmung eben so empfänglich, als auch dieselbe verneinend und sie gleichsam beraubend, zu erkennen gibt, eben weil es das Unbestimmte ist. Dieses ist die wesentliche Bedeutung der Aristotelischen ὕλη, εἶδος und στέρησις (Stoff, Form und Beraubung), und wenn Herr Lichtenstädt die ὕλη als das Wesen ansieht, so wäre auch schon auf diese Weise beydes unzertrennlich, mithin unwahr, daß Aristoteles eine leblose Materie und zugleich eine durchgängige Trennung von Form und Wesen annehme. Sein Begriff vom Wesen ist aber ein ganz anderer, und hängt mit seinem Grundgedanken von der Ueberwindung der bloßen Möglichkeit in der vollen Wirklichkeit und Ausführung zum Ziele zusammen, so daß jene durchgängige Trennung von Form und Wesen als eine ganz falsche Vorstellung angesehen werden muß, indem bey Aristoteles die siegende Form das eigentliche Wesen ist. — Gerade dadurch zeichnet sich Aristoteles so charakteristisch aus, daß er diese Trennung nicht gelten läßt, sich nicht die Vorwürfe zuzieht, welche Sokrates und Plato dem Anaxagoras machen, nämlich: daß er zwar den νοῦς annehme als weltbildende und alles durchdringende, ordnende Macht, aber, wenn man nun der Nachweisung dieses Prinzips im Besondern und Einzelnen entgegensehe, dennoch wieder in das Materialistische und Mechanische verfalle. Weit entfernt von diesem Dualismus ist dem Aristoteles der Begriff reiner

Thätigkeit, lebendiger Geistigkeit das Erste, alles weitere Bestimmende, die bloße Möglichkeit Verwirklichende. Eben diese Möglichkeit aber, d. h. das an sich Unbestimmte und darum auf alle mögliche Weise Bestimmbare, ist ein abstrakter Begriff ohne Inhalt und Fortgang, mithin für sich negativ und der reinen Thätigkeit eine bestimmte Weise abnöthigend, so oder so bestimmt zu seyn. Hieraus geht bey Aristoteles der Begriff der στέρησις, der Beraubung und des Abbruchs, welcher der Form geschieht, den sie aber zuletzt siegreich bewältigt, hervor, ein Begriff, wodurch sich die reine Thätigkeit als eine von Grund aus sich selbst bestimmende und auf das Ziel reiner Vernünftigkeit gerichtete, als Entelechie, nothwendig auch gegen die bloße Möglichkeit als im Wirken begriffen, als Energie und stets evidentere Verwirklichung sich zeigt, die Möglichkeit demnach nicht mehr bloßes Abstraktum bleibt, sondern als Dynamis erscheint, und so die Macht der vernünftigen Thätigkeit sich als eine zwar auf den ersten Anblick durch die Negativität des bloß Möglichen und des durch diesen veranlaßten Abbruchs beschränkte und so oder anders bestimmte, der Beraubung in dem Fortgange ihres Wirkens noch unterworfene, an und für sich aber als eine durchgreifende und alles wahrhaft Mögliche in ein System der vernünftigen Wirklichkeit bildende und konstituirende zu erkennen gibt, somit das Negative vollkommen in das rein Positive, welches das Negative bewältigend in sich trägt, aufgeht, und damit zugleich jener beraubende Abbruch aufgehoben wird.

Obgleich demnach bey Aristoteles aller Stoff der Weltbildung auf die reine Möglichkeit, und damit vermeintlich auf ein letztes Objektives, auf die, wie es ihm schien, ganz unbestimmte Objektivität zurückgeführt, und noch nicht erkannt wird, daß der Begriff der Möglichkeit durchaus kein unmittelbarer ist, sondern den Begriff des Seyns nach allen seinen unmittelbaren Bestimmungen und sogar nach der Beziehung auf sich selbst voraussetzt, daß er demnach ein Reflexionsbegriff ist, der sich gegen den Begriff des reinen Nichts oder Nichtseyns als ein schon weit fortgeschrittener verhält; so darf doch dieses nicht übersehen werden, daß Aristoteles die reine Möglichkeit eben als die für sich noch gänzlich unbestimmte Objektivität, mithin gleichsam als das Nichtseyn ansieht, und dem Begriffe der Form oder der reinen Rationalität alle Macht zutraut, diese nur den Werth einer letzten Bedingung an sich tragende Objektivität zu verwirklichen, und zu einer bestimmten, d. h. zu einem Moment im Rationalen zu machen. Wenn er ihr also etwas Limitatives zuschreibt, sie somit als objektive Möglichkeit der Beraubung und Beschränkung der Macht der Form anerkennt, und hierin sogar

der alten Ananke huldigt, indem er der Hyle eine Dynamis der unvermeidlichen Nothwendigkeit zugesteht, und die ganze Natur als dieser Nothwendigkeit dienend und durch dieselbe charakterisirt betrachtet; so gibt er doch kraft des Zweckbegriffes und der Beziehung alles Daseyns auf die absolute Rationalität der Natur die Bedeutung eines Fortgangs, eines Bildungs- und Läuterungsprozesses, welcher im zweckmäßigen, im vollständigen und lebendigen Ausdrucke des Rationalen, in der evidenten Objektivität der Form sein Ziel erreicht, womit dann der mythische Schleyer von der Natur weggezogen, und eine wahre genetische Naturforschung eingeleitet wird. Unaufgelöst bleibt jetzt nur noch das Räthsel der Steresis (der Beraubung und des Abbruchs), ob nämlich und wie ferne sie von der Selbstbestimmung der Form ausgehe oder von dem Vermögen der Hyle, welches aber ihm selbst zufolge schon der erste Akt der Verwirklichung des blos Möglichen ist. So erhält die Beraubung mehr den Charakter der Selbstbeschränkung der Form, und es nähert sich dieser Begriff jenem der christlichen Philosophie von der Selbstentäußerung und Herablassung der Gottheit zur Schöpfung und von ihrem Mitwirken mit der Kreatur; er ist aber noch lange nicht derselbige, da die Schöpfung aus Nichts nicht erkannt, sondern jene Hyle in ihrer objektiven Räthselhaftigkeit stehen gelassen wird, so daß die verwirklichende und bildende Macht der Gottheit hierdurch dermaßen bedingt wird, daß in allen Bestimmungen der Form von jenem ersten Akte bis zur vollen Reinheit und Substantialität derselben in der ewigen, unbewegten und unveränderlichen Existenz der Gottheit selbst und ihrer absoluten Bewältigung der Möglichkeit und Nothwendigkeit alles nach Stufen mehr oder weniger einer fatalistischen Gewalt der Veränderung unterworfen ist, und im Grunde aller Dinge ein unüberwindliches Schicksal, das in seinem ersten Hervortritt wie Zufall aussieht, in seiner genauern Ergründung aber als unabänderliche Nothwendigkeit erscheint. Dieß treibt den Aristoteles, die räthselhafte Möglichkeit als für sich bestimmungslos, blind und gedankenlos, als den durch die Macht des reinen Gedankens, des überall waltenden Zweck- und Vernunftbegriffs zu assimilirenden und in Momenten der Form zu bestimmenden Stoff zu betrachten; und so den ganzen κόσμος als einen Organismus der absoluten Energie der Gottheit zu erkennen, gebildet nach dem Muster der reinen Form und ewigen Wirklichkeit, und bezogen auf dieselbe, als auf das letzte Ziel (τέλος), so daß dieser Organismus der wachsenden Verwirklichung des Möglichen als eine Schutzwehr und Wache gegen die Gewalt der τύχη (des Zufälligen), die Macht der Gottheit be-

wegt, aber auch durch die Nothwendigkeit seines Kausalzusammenhanges und den Fortgang seiner Veränderungen Zeugniß ablegt von dem Elemente des Verhängnisses, welches auch die bildende Gottheit nur für sich und in ihrer seligen Selbstbetrachtung auszuschließen und davon abzusehen vermag, in ihren Gebilden aber und außer ihrem Ruhepunkte in sich nur ein System stufenweiser Veränderung und approximativer Bewegung setzen muß, da sie der blinden Gewalt des Bestimmungslosen nicht anders etwas abgewinnen kann, außer dadurch allein, daß sie ihm bestimmte Bewegung und Beziehung auf sich als entschiedenen Mittelpunkt und Ziel ertheilt, und so dem überall möglichen zugleich mit der hierdurch nothwendigen kreisförmigen Bewegung die Entelechie einpflanzt, und als der reine Begriff und die ewige, unzerstörbare Form dem Einzelnen wie dem Ganzen inwohnt. Da nun durch die von ihr ausgehende Bewegung die Objekte ihrer Selbstbetrachtung, die reine Form, die ewigen Gedanken, so viel als es immer möglich ist, verwirklicht werden, so ist sie zwar die letzte bewegende Ursache, der Weltbildner und Weltordner, aber nicht der Weltschöpfer und auf den Genuß ihrer seligen Ruhe bedacht, auch noch nicht der wahrhaft Allmächtige und zugleich der Herabsteigende, liebreich in und mit der Kreatur, die er aus dem Nichts zum Tage berufen, Wirkende, sie zu sich Erhebende, sondern der Hocherhabene, in seligem Vernehmen seiner selbst Verschlungene, der reine, ewige Gedanke selbst, der in der Weltordnung, so weit es jene Grundbedingung seines Wirkens zuläßt, in einer Gradation von immer bestimmteren und vollkommneren Formen der Wirklichkeit sich unmittelbar manifestirt, aber in seinem abgeschlossenen Für-sich-seyn immer in einer fremden und kalten Ferne bleibt, an sich unerreichbar und im menschlichen Geiste nur ein Sehnen erweckend, so zu seyn, wie der in sich selige Gott. Abgesehen aber von jenem dunklen Ursprunge und von diesem ätherklaren, aber in kalter Ferne schwebenden Ziel aller Dinge hat Aristoteles die Naturphilosophie durch seine tiefen Forschungen über Bewegung, Raum und Zeit gründlich eingeleitet, und einerseits mit der Metaphysik aufs innigste verbunden, anderseits aber die Lehre von den Elementen sowohl, als jene von der Veränderung und den Formen der Existenz der natürlichen Dinge mit der Lehre von den Momenten der Bewegung, als dem Uebergange aus der δύναμις zur ἐνέργεια, in die engste Verbindung gesetzt, so daß in seinen Schriften mehr als in allen anderen Geisteswerken des Alterthums die Stufenfolge einer immer bestimmteren und evidenter hervortretenden Werkthätigkeit und Bildungsmacht der

Form durch alle, sowohl mathematischen und mechanischen als elementarischen, kosmischen und organischen Momente der Natur sich aufs Klarste herausstellt. Der Uebergang von seiner Physik zur Psychologie macht sich von selbst durch seine Untersuchungen über das Lebensprinzip und die Verfolgung der gradativen Entwicklung der lebendigen Kräfte durch die Momente der Bewegung, Empfindung bis zu dem geistigen Charakter, in welchen sie im Menschen gefaßt werden, und welchem gemäß der in der ganzen Natur noch minder deutlich erkennbare Zweckbegriff erst im psychischen Leben mit Evidenz hervortritt; die göttliche Energie der Form koncentrirt sich nach Aristoteles zuerst im organischen Leibe mit entschiedener Macht und die Beziehung auf das höchste Ziel, das Sammeln der ganzen Existenz um das Ziel erscheint hier zuerst mit Klarheit, indem die Energie nur sich selbst angemessen wirkt, d. h. ihr rein logisches Wesen an den Tag kommt. Dieß aber geschieht jetzt darum, weil der Stoff, auf welchen sie schon von dessen erster Anregung zum Vermögen (δύναμις) her gewirkt, nun hinreichend vorbereitet und geläutert ist, weßwegen dann nun auch die Energie, weil sie nicht mehr bloß in einem verborgenen Verhältnisse zur δύναμις steht; sondern die offenbare Herrschaft über den organisch gewordenen Leib gewonnen hat, nicht mehr nur allein φύσις, sondern ψυχή heißt. Indem Aristoteles ferner die Geschichte der Entwicklung der ψυχή durch alle Momente ihres zweckbezielenden Wesens verfolgt, stellt sich zuletzt als das Höchste in ihr, als Gipfel der Entelechie ihres ganzen Bestrebens der Gedanke, das φρονεῖν des λόγος heraus, als das Göttliche, woran sie Theil hat, und selbst ein λόγος ist, und mit der reinen, ewigen Form in Beziehung steht. Dieß ist dem Aristoteles der eigentlich selige Moment der ψυχή, der dieselbe entsinnlicht, und vom νοῦς παθητικὸς zum νοῦς ἐνεργητικὸς erhebt, welcher das Viele zu selbstständigen Einheiten nach seinem Zwecke verbindet, und die höchste Einheit durch wirkliche Berührung in den Begriff (ἅψις) erkennt. Das so Erkannte ist absolut einfach und unveränderlich, und so ist der νοῦς ἐνεργητικὸς auch die unmittelbare Form der Prinzipien des Theoretischen sowohl als des Praktischen.

So schließt sich nach dem Aristoteles die Natur in ihren Anfängen sowohl, als in ihrer letzten und höchsten Fassung durch den Gedanken an die Gottheit an, dort als an deu Bewältiger des Urstoffs, als Erreger eines Vermögens zur Ordnung in ihren durch die erste Bewegung und noch schwankende Beziehung auf ein logisches Ziel, hier in ihrer höchsten psychischen Fassung und Begriffenheit, mittelst des Gedankens an eben dieselbe, als an

die ewige Intelligenz, die Vollendung und den Abschluß des Nothwendigen in der Fülle der freyen und in sich klaren Existenz.

Vergleicht man nun das bisher Entwickelte mit der Ansicht, welche Herr Lichtenstädt von Aristoteles hat, so wird man leicht das Unzureichende und Irrige in seiner obigen Behauptung erkennen, und es bleibt uns nur noch übrig, zu sehen, in wiefern dann seine Darstellung der platonischen Naturphilosophie dieser selbst entspricht. Man hätte in dieser Hinsicht wünschen müssen, die platonischen Naturansichten genetisch entwickelt zu sehen, so daß von einem richtig aufgefaßten Anfang aus jeder weitere Moment sich als aus dem früheren ergebend herausgestellt hätte, und der Leser dadurch in den Stand gesetzt würde, den Gedankengang des Plato zu begleiten, und mit ihm selbst zur höchsten Ausbildung seiner Ansichten zu gelangen. Das Verfahren des Verfassers bietet uns jedoch hierzu nicht das Erforderliche hinreichend dar; denn die Abschnitte und Anhaltspunkte seiner Darstellung machen sich nicht durch die Sache selbst, sondern sie sind bloß Ueberschriften, unter welche das, was ihnen näher angehört und ihnen subsumirt werden kann, zusammengestellt ist aus allen Dialogen, in welchen sich Physikalisches und Medizinisches findet. Allgemeine und besondere Naturlehre, Biologie, Pathologisches, Therapeutisches, dieß sind die Gesichtspunkte der Sammlung, und man erkennt gerne an, daß unter diese Rubriken recht auserlesene Stellen zusammengestellt sind zum Zeugnisse der fleißigen Studien, welche der Verfasser in den Platonischen Schriften gemacht hat; aber es ist auch nicht zu läugnen, daß selbst unter die eine oder andere dieser Ueberschriften manches gestellt ist, was auch selbst nach solcher äußerlichen Anordnung nicht darunter gehört. So kommt außer jener schon erwogenen Darstellung der Lehre von den ersten Gründen und Prinzipien der Weltbildung auch jene von den einzelnen Hauptmomenten dieser Konstruktion, und namentlich auch von der Bildung der Elemente vor, während in die besondere Naturlehre die Grundgedanken des Plato von der Liebe und der Einigung aller Dinge in derselben eingeschoben sind. Beym Uebergange von der besonderen Naturlehre zur Biologie hätte die platonische Ansicht von der Anziehung (obgleich auch dieß nicht in den Abschnitt der besondern Physik gehört) so natürlich und gleichsam vorbereitend auf den Lebensbegriff des Plato hinübergeführt werden können; aber der Verfasser bemerkt dieses nicht, und behandelt nun diesen Begriff als einen, der mit den früher dargestellten zwar zusammenhängt, den er aber in diesem Zusammenhange nicht auffaßt. Dergleichen unzweckmäßige Vertheilungen kommen mehrfach vor, und sie sind

unvermeidlich, wenn man die Ansichten des Plato, welche, wie Herr Lichtenstädt selbst anerkennt, überall von einem kombinatorischen Geiste gebildet, einen Reichthum der verschiedensten Elemente in sich fassen, nach unsern jetzt gewöhnlichen, nicht eben mit Recht wissenschaftlich genannten Eintheilungen und Klassifikationen zu vertheilen, und durch die bey uns angenommenen Disciplinen gleichsam wie durch chemische Reagentien zu zersetzen versucht, wie dieß schon, nicht zum lehrreichsten Beyspiel, Tennemann in seinem System der Platonischen Philosophie gethan. So ist wohl in jenen Stellen des Politikus, des Timäus und der Gesetze, welche von den großen Umwandlungen der Ur- und Vorwelt sprechen, manches enthalten, was die jetzige Geologie, anderes, was die Mythologie oder Geschichte, anderes, was die Theologie u. s. w. in Anspruch nehmen könnte; hier wird es, S. 63—66, unter die Rubrik der Geologie gestellt. Unter einer anderen, nämlich jener der Biologie, wie z B. die Platonische Lehre vom Leben zum Unterschiede von Physiologie, welche bey Plato noch die alterthümliche, allgemeine Bedeutung der Physik überhaupt hat, nicht ganz unrichtig benennt, wird zusammengefaßt, was sich auf die nähere Bestimmung der Natur des lebendigen Leibes bezügliches hier und da findet; aber so abgesondert von den richtigen Betrachtungen des Plato über die Bildung der Seele und den von ihr nun weiter ausgehenden Gestaltungsprozeß des Leibes, kann für die Erkenntniß des Leibes für sich allein nicht viel ersprießliches gewonnen werden. Dieß fühlt auch der Verfasser, indem er mehrmals auf die früher schon unter der Rubrik: allgemeine Naturlehre, behandelte Psychologie zurückkommt; — beyde Betrachtungen hätten demnach nicht so weit aus einander gezogen werden sollen; denn es wäre wohl das Bessere gewesen, mit dem Platonischen Phädrus dem Asklepiaden Hippokrates vertrauend (S. 83), den Leib nur im Verhältnisse zur Seele zu betrachten, weil man, wie derselbe sage, ohne diese Beziehung nicht einmal über den Leib urtheilen könne. Herr Lichtenstädt erkennt dieß S. 84 selbst an, und macht dabey eine noch recht erfreuliche Bemerkung, die gerechte Schätzung des Hippokrates betreffend; aber die einmal aufgestellten Rubriken halten demungeachtet, was so wesentlich zusammengehört, aus einander, so daß der Begriff des Lebens, wie sich ihn Plato im Allgemeinen und im Besonderen dachte, nirgends ganz bestimmt ausgemittelt wird. Und doch wäre bey den Erörterungen über *Ζῶον*, welches Herr Lichtenstädt in Bezug auf das Weltall ganz billig mit »lebendigem Wesen,« und nicht mit dem leicht mißdeutbaren »Thier« übersetzt, dann ferner über ψυχη

u. s. w. schon hinlängliche Gelegenheit hierzu gewesen; dieß hätte seinen eigentlich physiologischen Darstellungen der Platonischen Lehre von der Natur des menschlichen Leibes eine schöne Vorbereitung gegeben. Dann wäre es um so lehrreicher gewesen, zu zeigen, in welcher Art Plato die Bildung des Leibes, als eine auch dem Sinne anschauliche Konformation mit den Hauptmomenten und Stufen des Erwachens der Seele zur Erinnerung des wahrhaft Seyenden sich dachte, zu welcher Darstellung sich im Timäus und sonst an vielen Orten sehr fruchtbare Elemente finden, die der Verfasser auch sonst löblich benutzt hat. Es bietet sich in diesen Betrachtungen des Plato so vieles dar, wodurch das Mythische in seiner kosmogonischen Darstellung mehr die Gestalt des symbolischen Naturausdrucks für den Begriff annimmt, daß hier durch eine genaue Entwicklung des Verhältnisses, nach welchem Plato das Leibliche, Veränderliche und mannigfaltig Ausweichende in Bezug auf das Geistige, in sich Bestimmte und Harmonische zu bestimmen sucht, möglich gewesen wäre, und seine vertraute, aber ihm noch nicht überall vollständig aussprechbare Bekanntschaft mit dem wahren Charakter und der Macht des Begriffes vielfach hätte ins Licht gesetzt werden können. Einiges hat Herr Lichtenstädt S. 88 in dieser Beziehung versucht, was nur weiter hätte ausgeführt werden sollen. Recht aufmerksam beachtend die tiefen Blicke Plato's in die Natur des Wahnsinns und der Weissagung, wie auch des Schlafs und des Traumes, ist im Ganzen, was S. 98 — 104 vorkommt. Die magnetischen Erfahrungen der jüngsten Zeit boten dem Verfasser manche nähere Erläuterung dar, die er auch geschickt benützt hat. Jedoch möge man Plato nicht ganz so zuversichtlich zu denjenigen herüberziehen, welche gegen dessen ausdrückliche Behauptung: »ein göttlicher Wahnsinn sey vortrefflicher, als alle menschliche Verständigkeit« (Phädr. 244), vielmehr die letztere als das Höchste setzen wollen, und den Zustand der wahren Begeisterung, welcher mit der tiefsten Besonnenheit bestehen kann, und in diesem Falle das Beste und Herrlichste ist, weit unter diese letztere herabziehen, sogar wenn sie bloß für sich allein, also in der That der ungöttliche, irdische Verstand ist. Daß der mit der Begeisterung und ihren Aussprüchen sich vertraut machende, ihr aufrichtig zugewandte Verstand eben als der vorstehende und auslegende mit dazu gehöre, und nicht minder wesentlich sey, um aus den göttlichen Eingaben Licht und Wissenschaft zu gewinnen, als diese Eingabe selbst — das leuchtet von selbst ein, auch ohne daß der Stelle des Tim. 71 (am Ende: des Verständigen Geschäft ist es dann aber, zu erwägen, was von der weissagenden und enthusiastischen Natur im Schlafe oder

im Wachen verkündet oder in Erinnerung gebracht werde, und die wahrgenommenen Gesichte durch vernünftige Erkenntniß so zu unterscheiden, daß sich herausstelle, was sie bedeuten, und auf welches zukünftige, vergangene oder gegenwärtige Gute oder Böse sie sich beziehen) — das schärfende nur vorgesetzt wird, welches im Texte nicht vorhanden, jedoch zu rechtfertigen ist, indem Herr Lichtenstädt auch den kurz darauf folgenden alten Sinnspruch im Auge hatte. Bey aller Vergleichung der Platonischen mit der jetzigen Ansicht der Ekstase und der Besonnenheit darf aber niemals übersehen werden, daß Plato bey jener das göttliche Moment in hohen Anschlag bringt, die andere aber als die göttlichen Andeutungen und Offenbarungen erforschend, erwägend und auslegend für wesentlich damit sich zusammenschließend ansieht, und so diese ganze wichtige Sache als in einer schönen Harmonie schwebend betrachtet. — Was nun ferner noch in diesem biologischen Abschnitte folgt, dient zweckmäßig zur Erläuterung der angezogenen Platonischen Stellen, und ist gewiß nicht ohne Verdienst.

Im Abschnitt über die Pathologie des Plato werden dessen Begriffe von Gesundheit und Krankheit wohl angeordnet, die Beziehungen des Psychischen und Moralischen in dieser Hinsicht richtig bemerkt, und die Uebereinstimmungen mit dem Hippokrates in Betrachtung gezogen. Die Entstehung der Krankheit aus dem Mißverhältnisse der Seele und des Leibes, die Erzeugung der meisten Leiden aus der Ausgelassenheit der Lust und Begierde, aus der Wildheit und Leidenschaft des Willens wird besonders beachtet, und durch entscheidende Stellen erläutert. Auch die therapeutische Ansicht des Plato hat Herr Lichtenstädt mit Fleiß und Aufmerksamkeit behandelt, indem er zuerst die Stellung der Heilkunst gegen die strenge Wissenschaft, daß sie nämlich immer noch mit einer Beymischung der Meinung (δόξα) behaftet sey, und nicht den reinen Charakter der ἐπιστήμη an sich trage, durch passende Aussprüche nachweist; dann aber aus anderen den Charakter des guten Arztes und dessen Unterscheidungszeichen vom schlechten bestimmt, und insbesondere auf die Platonische Forderung, daß der Arzt vor allem und überall nicht vergessen müsse, den Blick auf die Seele des Leidenden, auch selbst bey den kleinsten örtlichen Uebeln zu richten, stark heraushebt, und in ernstliche Erwägung zieht (S. 146 — 148). Es wird mit Anerkennung bemerkt, wie Plato die Ausbildung des geistigen Lebens, in Verbindung mit der Uebung des Leibes, als das wichtigste Mittel zur Erhaltung der Gesundheit achtet, und als die höchste, alle andere Verfahrungsweisen sich unterordnende Mittel zur Heilung der Krankheiten. »So erscheinen,«

sagt Herr Lichtenstädt (S. 148), »die Heilkunde in unmittelbarer Verbindung mit der Philosophie, und der wahre Arzt sey nur der, welcher die tiefste Naturkenntniß mit der höchsten philosophischen Bildung vereinige.« Er soll, wie Plato verlangt, stets bestrebt seyn, die Harmonie des Leibes mit der Harmonie in der Seele zusammenstimmend zu erhalten.

Herr Lichtenstädt hat auch wohl angemerkt, wie vieles Gewicht Plato auf die Reinigung des Leibes und der Seele legt, auf Entfernung alles nicht zum Leben Gehörigen oder Erforderlichen, und auf die Entsagung und das rechte Maß (S. 151 — 158). Auch in Bezug auf das praktische Verfahren sind Plato's Vorschriften, sowohl das Empirische als das Psychische und Geistige betreffend, löblich auseinandergesetzt; auch die Spuren des Magnetischen in diesen Vorschriften erwogen, und zuletzt noch der Unterschied und das Verhältniß des gemeinen Praktikers und des philosophischen Arztes nach Plato's Aussprüchen wohl bezeichnet. Die Lehren des Philosophen über einzelne Krankheiten, z. B. den Wahnsinn und die Geistesübel, die Augenleiden u. s. w, so wie über die Hülfleistungen bey Geburten, machen den Schluß, und sind mit Aufmerksamkeit behandelt.

Das ist es nun, was wir bey dieser Schrift, die Sache selbst und deren Behandlung betreffend, zu bemerken haben. Aber es sey uns zum Schlusse noch eine andere Bemerkung von mehr persönlicher Beziehung erlaubt. Es hat nämlich der Verfasser sowohl in der Vorrede, als im Buche selbst, mehrmals der i. J. 1803 erschienenen (vom Ref. dieses herrührenden) deutschen Uebersetzung des Timäus gedacht, und manches an dieser Arbeit auszusetzen gefunden. Niemand erkennt die Mängel derselben tiefer, als der Uebersetzer selbst; er wollte, wie er damals schon erklärte, durchaus keine Ansprüche auf völlig kunstgerechte Behandlung des Textes und nicht weiter zu verbessernde Uebertragung machen. Seine Liebe zur Sache hat ihm allein den Muth gegeben, die großen Schwierigkeiten des Timäus zu bekämpfen, und in der Erörterung einzelner Punkte ihn manchmal zu weit geführt. Indessen war dieß doch der erste Versuch, den Timäus vollständig zu übersetzen, und die Aufmerksamkeit auf Plato's Naturphilosophie wieder anzuregen, was auch damals mit Dank erkannt wurde. Der Uebersetzer hatte noch nicht zur Absicht, alle Platonischen Stellen, die sich auf Naturphilosophie und Heilkunst beziehen, zusammenzubringen, was ihm doch wohl auch nicht unmöglich gewesen wäre. Er wollte fürs erste nur den Kernpunkt herausheben, an den sich das übrige leicht anlagert. Wenn indessen Herr Lichtenstädt diesem Uebersetzer des Timäus übertriebenen Enthusiasmus für Plato vorwirft,

so vergleiche man hiermit, was er selbst S. 61 sagt; »Indem wir die aufgestellten Hauptansichten Plato's über das Weltall erwägen, so werden wir von Bewunderung des hohen Geistes erfüllt. Denn über das Wesen des Weltalls und der Natur überhaupt ist wohl noch nie Herrlicheres ausgesprochen worden.« Diese Uebertreibung muß jener Uebersetzer doch sogar troß seines alten Enthusiasmus ernstlich rügen, und in dieser Hinsicht auf das weiter oben Ausgesprochene (in Bezug auf alte und neue Naturphilosophie und auf Plato im Verhältniß zu Aristoteles) zurückweisen. Auch noch in einer anderen Beziehung würde der Verfasser gegen den Uebersetzer des Timäus billiger gewesen seyn, als er dieß S. 7 ist; hätte er nämlich die von ihm selbst so löblich ausgesprochenen Worte (S. 148), die wir vorhin angeführt haben: »So erscheint die Heilkunst in unmittelbarer Verbindung mit der Philosophie rc., recht erwogen, und das, was der Uebersetzer des Timäus in einer neueren Schrift, die Bedürfnisse der Heilkunst *) betreffend, eigentlich will, und vernünftiger Weise wollen kann, nämlich ernste und gewissenhafte Erwägung des Ursprungs der Krankheit, der Ursachen ihres Fortwucherns auf Erden, und der verschiedenen Stufen ihres Heilungswegs: der elementarischen, der psychischen und der übernatürlichen, damit genau verglichen, so würde er nicht lieber erwählt haben, auch zu denjenigen zu gehören, die nicht erkennen, daß es endlich Zeit sey, auch in Beziehung auf die Heilkunst von der Nothwendigkeit der Philosophie und vom religiösen Geiste wieder einmal unumwunden und laut zu reden; er würde vermieden haben, gleich manchen andern Tadlern, die, obwohl in anderem Betracht schätzenswerth, und nicht selten überschätzt, doch von der innerlichen Verwandtschaft der Philosophie mit der Religion sehr wenig oder gar nichts verstehen, aus bloßem Konfessionshaß, den der wahrhaft Religiöse und philosophisch Gesinnte weit von sich abhält, eine Arbeit zu mißhandeln, die man durch gehässigen Tadel nicht widerlegt; sondern nur dadurch beweist, daß man zwar allen sogenannten Ansichten dieses Zeitalters, wie manchmal sie auch bloße Einfälle und unhaltbare Meinungen sind, eine mehr als gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt: dem katholischen Glauben aber und der auf denselben gegründeten Behandlung der Wissenschaft und Kunst nicht nur die Gerechtigkeit, sondern sogar die Billigkeit versagt, sich rückhaltlos auszusprechen.

---

*) Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut. Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie. Leipzig, 1824.

hätte der Verfasser sich in jenem Buche, statt, wie es sein Standpunkt erfordert, ganz im katholischen Geiste von der Heilkunst und ihren Bedürfnissen, so wie von den Schätzen zu sprechen, welche ihr die Kirche Jesu Christi eröffnet, vielmehr in der vagen und schwankenden Weise des epidemisch grassirenden Pietismus gesprochen; so würden ihm vielleicht viele zugestimmt; aber er selbst würde unrechtmäßiger Weise der Sache eine Einleitung gegeben haben, welche zu dem, was er alsdann im Hintergrunde hätte zurückhalten müssen, schlecht gepaßt hätte. Denn in dem nämlichen Maße, wie die wahre Mystik von dem Mysticismus unserer Zeit verschieden ist, darf man nie zu einer Verwechslung jenes epidemischen Pietismus mit dem katholischen Glauben, Leben und Wissen die entfernteste Veranlassung geben. C. J. H. Windischmann.

Art. VI. Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus, in sechs Büchern, von Joh. Adam Möhler, außerordentlichem Professor der Theologie zu Tübingen. Maynz, 1827, bey Florian Kupferberg. Zwey Theile. 8. Erster Theil, I.—III. Buch, 333 S.; zweyter Theil, IV.—VI. Buch, 290 S.

Nachdem die Feindseligkeit erwacht ist, und ins Leben eingelassen worden, muß alles, was wahr ist und gut, im Kampfe bestehen und geläutert werden, und auch die Kirche sich diese Bedingung alles irdischen Daseyns gefallen lassen; aber nie geschahen auf sie Angriffe, mochten diese von außen kommen, oder im Innern selbst der Gegensatz sich bilden, daß nicht ihr Stifter, gemäß seiner Verheißung, ihr gegen die Mächte der Finsterniß beyzustehen, in ihr selbst Kräfte entwickelte, die durch keine Kunst oder Anstrengung zu überwältigen waren. Als daher die Periode des Kampfes mit der physischen Welt vorüber war, und von den Märtyrern durch die Kraft des Willens siegreich bestanden worden, nahmen die Angriffe eine geistigere Wendung, und da der Glaube es war, der im ersten Vertilgungskriege den Willen beseelte und kräftigte, so schien es nicht ungeeignet, durch eine tiefer angelegte Mine dahin zu zielen, im Glauben selbst eine Bresche zu öffnen; denn es konnte nicht fehlen, daß wo dieser schwach würde, alsbald auch der Wille, wie eine Stadt ohne Mauern, von selbst sich ergeben müßte. Durch diese Veränderung in der Art des Angriffs mußte nothwendig eine anders gestaltete Vertheidigung eintreten, und wenn in den frühern Kämpfen mehr die Kraft des Willens hervortrat, und im Widerstande sichtbar wurde; so mußte von nun an der Glaube

selbst, als der innere Kern des Willens, in lichtvollerer Gestalt sich entfalten, und anitzt als das vorwaltende Element im Kampfe erscheinen. Wenn daher das erste Jahrhundert der Kirche als das kraftvollere erscheint, so begann schon im zweyten Jahrhundert und zumal vom dritten an die Kirche ihre Lichtseite glänzender zu enthüllen. Es waren die Zeiten der großen Kirchenväter. Daraus ist begreiflich, daß wenn eine sehr späte Zeit die Kirche bezichtigte: sie habe mit Irrthümern sich beladen, und sey krankhaft worden, man eher jene ersten Jahrhunderte als die guten und unverdorbenen gelten ließ, wo der Glaube noch nicht mit eben der Klarheit und Bestimmtheit, wie später, ausgesprochen worden, sondern mehr im Leben allein sich darstellte, wogegen in darauffolgender Periode der Glaube in so klarer Gestaltung hervortrat, daß die Anschuldigung des Irrthums als Schatten auf die Widersacher selbst reflektirt wurde. Man war daher vor allem bemüht, der Sache eine solche Wendung zu geben, als wenn vom vierten Jahrhunderts an das Schifflein Petri im Sinken begriffen sey, und im Begriffe, von den Wellen des Irrthums überwältiget zu werden. Unter den großen Männern jener lichten Vorzeit trat aber dem Verfasser schon in früher Jugend die hehre Gestalt des heiligen Athanasius entgegen, und füllte sein Gemüth mit der Begeisterung, welche die Seele ist aller großen und unsterblichen Werke, und der fruchtbare Lebenskeim, aus dem sie sich entwickeln. Denn in den trüben, wogenden Zeiten des Arianismus ragt der heilige Athanasius als Säule und Pharos der Wahrheit, unerschütterlich durch eine lange Reihe von Verfolgungen, Mißhandlungen, Verbannungen und Todesgefahren, bis er die Wahrheit, die er mit Nichtachtung aller Mühe und Schmach so muthig vertheidigte, endlich noch vor seinem Tode siegend erblickte, und jenseits die Ruhe fand, die ihm hier äußerlich nicht zu Theil ward: »Gott hatte eine schwere Aufgabe auf die Brust des h. Athanasius gelegt;« aber ihn auch mit Kraft gerüstet, sie zu tragen. »Er hatte ihm einen tiefen, unerschütterlichen Glauben gegeben. Während aber vielen Jüngern Christi dieselbe Gnade ertheilt wird, die jedoch dadurch nur selig in sich selbst sind, und sich nur einer kleinen Wirksamkeit in der nächsten Umgebung erfreuen; verband er damit eine große praktische Gewandtheit, die Gabe, die verwirrtesten Verhältnisse zu durchschauen, und zu einem höhern Zwecke zu ordnen, eine Umsicht und eine Gegenwart des Geistes, die durch die betrübteste Lage und die gegenwärtigsten Gefahren nicht geschwächt wird. Waren darum die Feinde der Kirche klug, er war noch klüger: er verband, wie der Herr sagte, mit der Einfalt der Tauben die Klugheit der Schlangen. Die Kirche

Gottes bedurfte nicht bloß einer leidenden, mit Geduld und gläubiger Ergebenheit vertrauenden Tugend, sondern eines starken, thätigen, in die Verhältnisse weiter Kreise mit Geschick und Kunst eingreifenden Geistes« (S. 118).

Um die Wiege solcher Männer schwebt oft ein eigenes Dunkel, das die poetische Vorzeit gern in eine Mythe kleidete, worüber der Verfasser so schön als treffend sagt: »Geheimnißvoll bereitet der göttliche Geist die Lebenskeime derjenigen, die er sich auserwählt hat; sie sind durch nichts Aeußeres zu erklären. Der innere Reichthum einer heiligen, großen Natur ist das Wunder der Geschichte zu jeglicher Zeit: immer sehen wir Ursachen bey ihrer Erscheinung in der Reihe der übrigen Erscheinungen, bey ihrer Bildung zur Eingreifung in dieselben, thätig, die nicht Ursache sind; unmittelbar wirksam ist Gottes Kraft. Eltern, Erzieher und Freunde mögen die göttlichen Keime begießen und pflegen, aber der Herr nur ist es, der sie pflanzt. Allerdings nehmen wir in der Geschichte eine stäte Entwicklung wahr, so daß die Keime der Zukunft schon in der oft fernen Vergangenheit gelegt sind: aber daß die Fäden richtig aufgenommen worden, und keiner derselben sich verliert, das ist das dem menschlichen Auge verborgene Werk Gottes, das Werk seiner geheimen schöpferischen Kraft, die Jeden austheilt, wann und wo und wie es nützlich ist. So mögen wir uns trösten ob des Mangels an Nachrichten, die wir so gern von der frühesten Entwicklungsperiode des h. Athanasius zu haben wünschen« (S. 117).

Es ist ein großes Verdienst der theologischen Schriften des Dr. Möhler, daß er seinen Gegenstand nie äußerlich und bloß mechanisch auffaßt, sondern ihn stets in seiner innern, organischen Entwicklung anschaut; Vielen erscheint die ganze Kirche als ein Aggregat von etlichen Dogmen und Disciplinarregeln, über deren Handhabung ein Priester in Rom zu wachen hat. Seiner Idee gemäß, die der Verfasser nie aus deu Augen verliert, müßte hier, wo nicht nur der h. Athanasius als der klare Mittelpunkt seiner Zeit, sondern diese selbst mit allen den Verhältnissen, worin dieser große Mann so thätig eingriff, dargestellt werden sollte, ein einleitender Abschnitt vorangehn, worin zumal jenes, mit Dialektik, Arglist und Staatsgewalt angegriffene Dogma von der heiligen Trinität, der Grundlehre des ganzen Christenthums, nach dessen früheren Bestimmungen abgehandelt wurde. So entstand das erste Buch (S. 1—116), vom Glauben der Kirche der drey ersten Jahrhunderte in Betreff der Trinität, der Person des Erlösers und der Erlösung. Die Kirche, die in stetem Kampfe mit einer feindlichen Umgebung sich entwickelte, aus der sie in ihrer irdischen Erscheinung nie herauskommt, wurde auch zu ihren

schriftlichen Aeußerungen durch eine eingreifende Opposition von außen veranlaßt, und daher kann man mit Wahrheit sagen, daß alles, was in der Kirche geschrieben worden, die Evangelien selbst nicht ausgenommen, Gelegenheitsschriften sind, und die geschichtliche Entwicklung und Ausbildung der Kirche, in sofern diese in schriftlichen Denkmalen niedergelegt sind. Sie aber in sich selbst betrachtet lebt und webt in lebendigem Glauben, und bedurfte für sich nicht des geschriebenen Wortes: denn sie selbst war früher als ihre Schriften, die sie aus ihrem Schooße gebar, über deren Reinheit und rechtem Verständnisse sie fortwährend mit sorgsamer Pflege wacht. »Schon das Evangelium,« bemerkt der Verfasser, »ihr ältestes und heiligstes Buch, wurde nicht aus Lust zu schreiben verfaßt. Die drey ersten Evangelien rief das äußerste Bedürfniß hervor, das Evangelium Johannis hatte eine apologetische und polemische Richtung, die Briefe Pauli meistens auch, und Klemens von Rom wurde aus ähnlichen Ursachen an die Korinther zu schreiben vermocht, wie Paulus. Des Ignatius Briefe wurden durch das Andringen der Häretiker veranlaßt; die Ursachen, aus welchen die Apologeten ihre Werke verfaßten, zeigt ihr Name schon an; unter Tertullians vielen Büchern findet sich kaum eines und das andere, das nicht denselben Zweck sich vorgesetzt hätte. Origines betheuert mehr als einmal, daß ihn nur die ihm klar gewordene Nothwendigkeit, den Schriften der Häretiker und der Heiden die Wahrheit entgegen zu setzen, bestimme, sich in Schriften über die christlichen Lehren zu verbreiten. Der Grund liegt in der ganzen Eigenthümlichkeit der katholischen Kirche tief verborgen: in dem festen Glauben, der innern Ruhe und dem Vertrauen auf Christi Stiftung: dort hingegen, wo sich alles in Ansichten über die Lehre des Herrn auflösen will, wo man seine Meinungen und Gedanken auszutauschen sucht, um allmälich, wie man sagt, immer mehr ins Reine zu kommen, als sey es zweifelhaft, was der Heiland uns gegeben; wo man durch die Ausgleichung der verschiedenen individuellen Hervorbringungen und Bewußtseyn, mit prämeditirter Klugheit, erzwecken zu müssen glaubt, dem Lehrsysteme seiner Kirche mehr Wahrheit, Abründung und Zusammenhang zu geben; da sind begreiflich eben so viele Ursachen im Wesen einer Glaubensgemeinschaft, stets in schriftstellerischer Thätigkeit zu seyn, als deren in der katholischen Kirche fehlen« (S. 129). Daraus leuchtet von selbst hervor, daß, so lange man jene Geheimnisse des Glaubens, für die der h. Athanasius einen so heißen Kampf bestehen mußte, nicht so entschieden bestritten hatte, sie auch nicht mit dem zergliedernden Scharfsinn erörtert wurden, wie zu seiner Zeit, und

zumal durch ihn geschah: die frühern Väter richteten ihren Griffel mehr gegen die Uebel ihrer Zeit.

Zuerst werden die Schriften der apostolischen Väter, des Klemens, Hermas, Barnabas, in Bezug auf die in Anspruch genommenen Dogmen, geprüft. Der Verfasser weist stets auf die wahre Interpretationsmethode hin, das Einzelne vom Ganzen aus zu verstehen, und nicht umgekehrt nach atomistischer Weise sie aufzufassen, und so findet man immer eine Grundidee, die den Mittelpunkt bildet, von dem alles ausgeht. »In Korinth waren rücksichtlich der hierarchischen Ordnung Spaltungen entstanden. Es war dem h. Klemens nicht darum zu thun, diese Zerwürfnisse bloß äußerlich beyzulegen, und mit einigen palliativen Sentenzen oberflächlich zu besänftigen. Er erkannte, daß in dem innersten Grunde des christlichen Lebens der Korinther eine Umwälzung müsse Statt gefunden haben, deren äußere Erscheinung jene Spaltungen seyen. Er setzt sich also vor, jene innere Zerrüttung der Gemüther, jenes innere Erkranken und Siechthum zu heben, in Folge dessen die äußerlich erschienene Krankheit von selbst sich heben müsse« (S. 2). Ein moderner Moralist würde es an schönen Ermahnungen zur Eintracht, Verträgsamkeit und anderen Tugenden nicht haben fehlen lassen, etwa als wenn man einem Bettler sagte: Mein Freund, woran es dir am meisten gebricht, ist ein gewisses Vermögen, dieses suche habhaft zu werden, dahin richte deine Bestrebungen und Uebungen! Nicht so der h. Klemens; sein Blick reichte weiter bis in die innere Spaltung und Trennung der Gemüther von dem, der das Band ist des Friedens und der Liebe. Sein Bestreben ging dahin, die Gläubigen zur innern Einheit mit Christus zurückzuführen, um wahre Früchte der Gerechtigkeit zu tragen; »denn alle Gerechten haben sich mit guten Werken gezieret, und selbst der Herr erfreute sich, nachdem er sich mit Werken als mit seinem Schmucke umgeben hatte« (S. 4). Aus dieser Idee wäre hinlänglich der Glaube des h. Klemens hinsichtlich der Person Christi zu ersehn, wenn er nicht auch ausdrücklich den Sohn von den Geschöpfen unterschiede (S. 3—7). Sein Glaube an die h. Trinität spricht sich aus in den Worten: »Haben wir nicht einen Gott, einen Christus und einen über uns ausgegossenen Geist der Gnade?« (S. 7.)

Alle Schriften der Väter sind Variationen des einen großen Thema von der Erlösung in und durch Christus, so auch der Brief des h. Barnabas; möge der Verfasser seyn wer er wolle, so lebt und webt er in derselben Grund-Idee: »Christus, der Sohn Gottes,« so lauten seine Worte, »ist der Schöpfer des Weltalls; nach dem Sündenfalle sandte Er die Prophe-

ten, und Er prophezeyte durch sie auf sich hin; hier siehst du seine Herrlichkeit, denn in Ihm ist alles, und auf Ihn bezieht sich alles« (S. 8). »Wenn Er nicht im Fleische erschienen wäre, wie hätten wir Ihn sehen und leben können? Können doch die Menschen sein Werk, die Sonne, die vergehen wird, nicht anschauen.« Diese Stellen und noch mehrere (S. 7—14) beurkunden hinlänglich den Glauben des Epistolographen. Eine in anderer Hinsicht merkwürdige Stelle ist diese: »Der Sohn Gottes kam auch deßwegen im Fleische, damit er das Maß der Sünden derer vollende, die seine Propheten bis in den Tod verfolgt hatten« (S. 9). Es liegt im Begriffe endlicher Wesen, daß sie im Guten wie im Bösen eine gewisse Grenze und ein Aeußerstes als Maß der Vollkommenheit und des Verderbnisses haben. Daraus ergibt sich die Hohlheit der Idee von der unendlichen Vervollkommnung endlicher Wesen, wovon unsere populäre Philosophie vor einigen Decennien, Thränen der Wonne vergießend, träumte. Diese gespenstische Gottwerdung spukt noch in manchem Gehirn herum, und geht, wie eine wohlthätige Rührung, durch alle Glieder. — Dieselbe Grund-Idee im Pastor des Hermas: »Christus der Fels ist älter als alle Kreatur, denn er war seinem Vater zu Rathe bey der Weltschöpfung — Er trägt alle Kreatur, auf Ihm ruht der Thurm der Kirche, Er ist der Fels im Felsen Petrus.« Auch des heiligen Geistes erwähnt der Pastor: »der den Glauben im Menschen erweckt, Ruhe des Geistes erzeugt; wo er weht, ist Freudigkeit in Gott, verscheucht wird der düstere, finstere Sinn« (S. 15, 16). Indessen dürfen wir noch keine nähern Aufschlüsse über das innere Verhältniß des Sohnes zum Vater suchen, noch weniger eine strenge Entwicklung darüber, wie der h. Geist zu beyden sich verhalte. Es war noch von keinem strengen dogmatischen Systeme die Rede, dieß entwickelte sich zunächst durch die Widersprüche des Unglaubens. Aber jetzt noch, wenn wir glauben und sagen: »Der Vater erzeuge den Sohn außer aller Zeit, und von beyden gehe aus der heilige Geist auf ewige Weise;« so entgeht uns das an sich dieses unerforschlichen Geheimnisses, wir erkennen es nur von seiner äußerlichen Seite als die Exklusive des Irrthums, das innere wesentliche Verhältniß selbst bleibt anitzt noch Gegenstand der Anbetung, nicht des Begriffes.

Bey Irenäus sind zumal die Stellen merkwürdig, wo er die Nothwendigkeit der Menschwerdung daraus erweist, weil ohne diese keine dauerhafte Erlösung möglich wäre: »Denn wenn Gott nicht das Heil gegeben hätte, so hätten wir es nicht fest und dauerhaft; und wenn der Mensch nicht mit Gott wäre verbunden gewesen, so konnte er nicht der Unverweslichkeit theilhaft

werden. Denn der Mittler zwischen Gott und den Menschen mußte wegen Verwandtschaft mit beyden, beyde in Freundschaft und Einigkeit zurückführen, und bewirken, daß Gott den Menschen wieder aufnehme, und der Mensch sich Gott ergebe« (S. 26). »Denn anders konnten wir nicht die Unverweslichkeit und Unsterblichkeit empfangen, als durch die Vereinigung mit der Unverweslichkeit und Unsterblichkeit. Wie konnten wir aber mit der Unverweslichkeit und Unsterblichkeit verknüpft werden, wenn diese nicht vorher geworden wäre, was wir sind, auf daß verschlungen werde das Verwesliche von dem Unverweslichen und das Sterbliche von dem Unsterblichen, damit wir die Kindschaft Gottes erhielten« (S. 27). Hierher gehört noch folgende merkwürdige Stelle, wo von Christus gesagt wird: Ipse proprie Deus et Dominus et aeternus. Et bene qui dicit, ipsum immensum Patrem in filio mensuratum, mensura enim Patris filius, quoniam et capit eum: über welche Worte der gelehrte Petavius vortrefflich sagt: Tanta est horum verborum majestas et dignitas, ut ad commendandam Patris et Filii absolutam aequalitatem instar sint amplissimi voluminis. Nam si immensus est Pater, et infinitus: et hunc tamen capit et metitur Filius, aequari cum illo necesse est, ac proinde infinitum et immensum esse: ut cum extra infinitum nihil sit, nihil prorsus desit ei, qui mensura est infiniti (de trinit.). Justinus hat zumal die Menschwerdung des Logos mit Bezug auf die Heiden vor Augen. »Er ist Gottes Sohn im eigentlichen Sinne, und nicht gezeugt nach Menschen Art. Alle Weisheit der Menschen ist ein Ausfluß, eine Mittheilung der seinigen (σπέρμα τῦ λόγυ), auch die der heidnischen Philosophen; in der Fülle der Zeit erschien der göttliche Logos selbst« (S. 36). »Nicht der Ungezeugte selbst ist es, der im alten Testamente den Patriarchen erschien, sondern sein Logos. Die erzählten Theophanien sind seine, des Logos, Erscheinungen. Der unbegreifliche Vater kann nicht erscheinen.« Bey Justin finden wir zuerst einen Versuch, die ewige Erzeugung des Logos in bildlichen Begriffen zu fassen: »Wenn man sich ein Bild von dem Hervorgehen des Sohnes aus Gott machen will, so mag es dieses seyn: Wenn wir ein Wort sprechen, so erzeugen wir ein Wort, nicht so jedoch, daß es von uns abgeschnitten würde (eine Theilung vorginge), daß die Vernunft in uns vermindert würde. Es ist wie mit dem Feuer: eines wird von dem andern angezündet, und das, an welchem angezündet wird, bleibt wie zuvor« (S. 37). Bey Versuchen der Art, zumal den ersten, fehlt es nicht leicht an nachzuweisenden Widersprüchen; so auch bey Justin, der beweisen will, daß der unaussprechliche Vater und Herr des Weltalls nie

erscheinen könne, weil Er unbeweglich ist, und nicht in räumlichen Verhältnissen zu fassen, der vor der Welt war, und den die Welt nicht fassen kann; alsbald aber eben dasselbe vom Sohne aussagt, wodurch er aus demselben Grunde, aus welchem er es für unmöglich hielt, daß der Vater erscheine, auch dem Sohne die Möglichkeit der Erscheinung abspricht (S. 38). Justinus widerspricht nicht dem Glauben der Kirche, sondern sich selbst, indem er das Geheimniß der Menschwerdung in Begriffen fassen will, darum erfordert die Billigkeit, bloß darauf zu sehen, was er beweisen wollte, nicht auf seinen Beweis, und die Folgerungen, die man daraus ziehen kann (S. 39). »Ich,« fährt Möhler fort, »bin weit entfernt, Justin wegen seiner unvollkommenen Darstellung tadeln zu wollen; es waren die ersten Versuche, über den Sohn Gottes schulgerecht und streng begriffsmäßig zu sprechen, und ihn zu erklären, worin dem größten Geiste Menschliches begegnen konnte« (S. 40).

Tatian, des Justinus Schüler, nennt den Erlöser »Gott in menschlicher Gestalt; Er ist Schöpfer aller Dinge, der Engel und Menschen; Er ist gut, vermöge seiner Natur, die Engel und Menschen dagegen durch Freyheit« (S. 42, 43). Was aber nicht von Natur gut ist, sondern durch Gebrauch der Freyheit gut wird, hat keine selbstständige Güte, sondern besitzt sie durch Mittheilung und Verbindung mit der ewigen Güte. »Der Sohn dagegen ist Eins mit dem Vater, wie Licht vom Lichte, nicht durch Theilung; denn das Getheilte ist getrennt.« Bestimmter drückt sich Athenagoras aus über die h. Trinität: »Gott ist ein ungezeugtes, unsichtbares, dem Leiden nicht unterworfenes Wesen, das nicht begriffen werden kann; nur sein Logos begreift Ihn. Der Sohn ist die erste zeitlose Erzeugung des Vaters; denn als absolute Intelligenz war Er nie ohne den Logos, Gott ist ewig λογικος. Die Einheit besteht in der Einheit und Kraft des Geistes. Gott, sein Sohn und der Geist sind Eins, κατα δυναμιν« (späterhin sagte man dem Wesen nach) (S. 46). Athenagoras schaute mit tiefem Geistesblick das Wesen als lebendige Thätigkeit, und sagte: Die ewig thätige Kraft der göttlichen Trinität ist eine (»Mein Vater wirkt bisher und ich auch« Joh.). Alles, was da ist, bekundet auf aktuelle, thätige Weise sein Daseyn, um so mehr müssen wir uns das ewige Seyn selbst als ein dynamisches denken. Selbst das niederste und am meisten passive Daseyn ist nicht ohne eine gewisse Dynamik, denn auch die todte Materie erfüllt ihren Raum durch thätige Kräfte, und leistet der Einwirkung von außen einen in ihrer Dynamik begründeten Widerstand, und ahmt so auf dunkle, unvollkommene Weise dem Ewigen

nach. Anders die intelligenten Naturen, diese erfüllen den Raum nicht; ihre Dynamik ist: Denken, Wollen, Lieben, ein Leben höherer Art, nicht den Schranken des Raums unterworfen, immer strebend, am Leben des Ewigen Theil zu nehmen, und daher stets suchend, die anziehenden Fesseln der Materie abzustreifen.

Die ersten Christen realisirten die Kirche mehr durch Leben und That, als durch Worte, wenigstens war das geschriebene Wort kurz, gehaltreich, ungekünstelt; ihre ganze Richtung war nach der Ewigkeit hin. Später offenbarte sich die Fülle des Glaubens und geistigen Lebens in Schriften, und der innere Reichthum erzeugte Werke von solchem Umfang und Mannigfaltigkeit, daß wir jetzt kaum fassen, wie ein Menschenleben, oft im Gedränge des thätigsten Wirkens, zu ihrer Hervorbringung hinreiche. Tertullianus, der seiner eigenen Größe unterlag, den die Kirche nie ohne Trauer nennt, beginnt die Reihe der kirchlichen Schriftsteller von größerem Umfange. Er ist auch über das Geheimniß der Trinität ausführlicher, und sucht dasselbe dem menschlichen Verstande näher zu bringen. Der Weg, den er dazu wählte, ist derselbe, auf den man immer zurückgekommen, und der am nächsten zum Ziele führt, das Urbild Gottes im menschlichen Geiste selbst aufzusuchen. »Vor allem war Gott allein, weil nichts außer Ihm war; Er war aber auch da nicht allein; denn Er hatte den Gedanken bey sich; denn denkend ist Gott; und der Gedanke war in Ihm, und darum ist auch alles aus Ihm. Dieser Gedanke ist sein Sinn: die Griechen nennen ihn Logos, welches auch Wort heißt; aber auch das Wort hat sein Bestehen im Gedanken, und zeigt dadurch an, daß es in diesem als dem frühern gegründet sey« (S. 47). So fährt nun Tertullian fort, hinweisend auf das, was in unserm Geiste vorgeht, und wie auch in uns das Wort gleichsam ein Zweytes ist, mit dem wir denkend sprechen, um die Idee der göttlichen Trinität bildlich zu entwickeln: »und wie voller findet nun das in Gott Statt, dessen Ebenbild und Gleichniß du bist; auch Er hat in sich den Gedanken, und im Gedanken das Wort« (S. 48). Der Verfasser bemerkt, daß auch die neuere Zeit für die Trinität keinen andern Ausdruck gefunden hat: »Wie im Menschen das anschauende Ich und das angeschaute sich unterscheiden lassen, und im Akte der Anschauung wieder vereinigen, so sey es auch in Gott, in dem eben darum eine Dreyeinigkeit Statt finde« (S. 52). Wer indeß über das Geheimniß des göttlichen Wesens lange und viel nachgedacht hat, wird wohl einsehen, wie weit das Gleichniß vom Urbilde absteht, und dem Verfasser beypflichten, wenn er dieses Dogma als unerforschlich anerkennt, welches

aber zu erforschen immer von Neuem versucht wird; denn so groß ist das Selbstvertrauen des menschlichen Verstandes. Uebrigens unterscheidet Tertullian und die Väter den Logos ἐνδιάθετος, der immer und ewig im Vater ist, und προφορικός, der die Welt erschaffen hat; in ersterer Beziehung ist er nur im Vater, in letzterer zugleich in Ihm, und in der Welt. Sehr richtig bemerkt der Verfasser über die Ausdrücke der Väter der beyden ersten Jahrhunderte: »Nicht im Glauben, sage ich, treffen wir etwas Schwankendes an, sondern im Begriffe von diesem Glauben, in der menschlichen Reflexion über denselben. Es bedurfte noch des häretischen Widerspruchs, damit der Begriff so fest und bestimmt wurde, als der Glaube es stets war« (S. 57). Bey dem großen Eifer der Väter, den Glauben, der sie selbst beseligte, zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, »war es auch sehr unschuldig, daß sie der Platonischen Ideen hierzu sich bedienten, wiewohl Platons Lehre so dunkel ist, daß unter den Platonikern selbst Widersprüche sich finden; aber die menschliche Vernunft hatte doch etwas zur Erklärung und Erläuterung der positiven christlichen Lehre gesagt, und mit Freude stützte man sich hierauf, als wäre es ein wirklicher Beweis, da doch Plato's Dogma noch dunkler war, als das christliche, und ja selbst erst eines Beweises bedurfte. Man erinnere sich, wie in unsern Zeiten so viele höchst verehrungswürdige Theologen sich der Naturphilosophie erfreuten, und in einigen ihrer Anschauungen die unverkennbarsten Beweise der Trinität fanden. Darstellungen der Art sind individuell, und haben selbst für den Katholiken einen bloß historischen, keineswegs einen kirchlichen Werth« (S. 57, 58).

Hier auf der Grenze des zweyten und dritten Jahrhunderts lenkt der Verfasser unsern Blick nach einer Seite hin, die weniger berücksichtigt worden, und dennoch ein großes Zeugniß für den Kirchenglauben abgibt: die Meinungen der Häretiker. Sehr wenige waren es, die Christum für einen bloßen Menschen ausgaben; denn sie fanden den Glauben an die Gottheit Christi und seine göttliche Verehrung in der Kirche von Anfang an, nur glaubten sie die Lehre der Kirche anders erklären zu müssen, als man sie verstand (S. 70). In allen Abweichungen blickt immer der Glaube der Kirche durch, und leidet gewisse Verunstaltungen, und sie sind zu betrachten als Mißgeburten des Verstandes oder Naturspiele der Phantasie, dazu dienend, die mancherley Systeme der Gnostiker zu bezeichnen. Das hieher Gehörige findet sich S. 69—84. Hier möge folgende allgemeine Bemerkung eine Stelle finden. In den verschiedenen Darstellungen des Dogma von der Trinität bey den Vätern findet man beynahe

durchgängig die gewiß wahre Idee, der Vater könne nicht erscheinen, daher sie einstimmig die Theophanien des alten Bundes der zweyten Person zuschreiben. Die Art aber ihrer Beweise dafür ist so gestaltet, daß dadurch zugleich die Menschwerdung des Sohnes als unmöglich erscheint: denn sie berufen sich zumeist auf die Unbegrenztheit des göttlichen Wesens, das nicht in irdischer Gestalt befaßt werden könne. Wir glauben einzusehen, daß in dem geheimnißvollen Unterschiede der göttlichen Trinität selbst der Grund zu suchen ist, warum die zweyte Person das durch keine menschliche Zunge würdig genug zu preisende Geschäft der Erlösung übernommen. Was in der Verborgenheit des göttlichen Wesens begründet ist, bleibt dem menschlichen Verstande schwer zu enträthseln, indeß ließe sich vielleicht dies Geheimniß von einer andern, leichter zugänglichen Seite darstellen. Denn so viel scheint durch den Begriff der Erlösung selbst gegeben, daß dieser höchste Akt der Liebe das Geschäft war der Barmherzigkeit, die sich selbst der Gerechtigkeit zum Sühnopfer für die Schuldigen darbrachte. Wäre die Gerechtigkeit in ihrer strengen Macht erschienen, sie hätte die sündigende Welt vernichtet. Ist denn, wird man vielleicht fragen, der Vater ohne Barmherzigkeit, »der also die Welt liebte, daß Er seinen eingebornen Sohn hingab;« oder etwa der Sohn, der künftige Weltrichter, ohne Gerechtigkeit? Fragen der Art bezeichnen eine mechanische Ansicht der h. Trinität, und wir könnten mit eben dem Fuge fragen: ob etwa die Menschwerdung des Sohnes durch eine Trennuug vom Vater bedingt war? Aber anders erscheinen die Wirkungen der Gottheit ad extra, während Sie selbst in ihrer Vollkommenheit unwandelbar beharret; so waltete im alten Bunde die Gerechtigkeit vor, oder die Barmherzigkeit war unter der Gerechtigkeit verborgen; im neuen Bunde erhob sich die Barmherzigkeit über das Gericht (Jak. 2, 13). In der Kirche, die vom heiligen Geiste beseelt und regiert wird, bemerken wir eine ähnliche Ordnung. In heftigen Verfolgungen und unter blutigen Kämpfen aufwachsend und sich verbreitend, waltete sie mit strenger Gerechtigkeit gegen die Uebertreter des christlichen Gesetzes, und kaum können wir jetzt die Möglichkeit der strengen Kirchenbußen jener Zeit begreifen, nachdem eine Milde vorwaltend geworden, welche die ersten christlichen Jahrhunderte nicht für möglich würden gehalten haben: so verschieden sind die Gesetze im Wechsel der Zeiten. Wir kehren nach dieser Digression zu unserm Verfasser zurück.

Für den alten Kirchenglauben haben wir nur noch die Zeugnisse zweyer Männer von größtem Gewichte zu vernehmen, beyde in derselben Philosophen-Schule zu Alexandrien gebildet, des Klemens uud Origenes. Aus der ganz spekulativen

Richtung des Klemens wird uns begreiflich, warum er zumal den im menschlichen Geiste so vorwaltenden Irrthum, womit er durch die Sünde umnebelt ward, berücksichtigte, und von dieser Seite die Gottheit des Erlösers zu begreifen suchte. Alle Wohlthaten Christi faßt er darum in Folgendem zusammen: »Da nun der Logos selbst vom Himmel zu uns kam, so scheint es mir, wir müßten nicht in verkehrtem Eifer zu menschlicher Weisheit gehen; nach Athen, in das übrige Griechenland, nach Jonien. Denn wenn unser Lehrer der ist, der alles mit heiligen Kräften erfüllt, durch seine neue Schöpfung, Erlösung, menschenfreundlichen Sinn, durch seine Gesetzgebung, Prophetie und Lehre, so lehrt der Lehrer alles, und alles (wo Christus gepredigt wird) ist bereits Athen und Hellas durch den Logos geworden (d. h. voll echter Weisheit) (S. 86). Nachdem der Verfasser durch diese und andere Stellen die Orthodoxie des h. Klemens hinlänglich bekundet hat, macht er über seine Idee von der Gottheit eine Bemerkung, worin Ref. nicht ganz einstimmen kann. »Der platonisirende Mysticismus, der zu den Gnostikern überging, habe auch seinen Einfluß bis auf die Kirchenväter erstreckt, und finde sich bey Klemens in folgender Gestalt. Er legt dem Logos als Weltschöpfer nothwendig die Prädikate allmächtig, allweise, zeitlos, unendlich bey, als Erlöser ist Christus der Heilige, der Barmherzige. Aber alle diese Prädikate kommen ihm eben zu in Beziehung auf diese Welt, die sein Werk ist, im Gegensatz zur gesammten Endlichkeit. Aber diese Prädikate bezeichnen den höchsten Gott noch nicht, dessen Eigenthümlichkeit eben diese ist, daß nichts von ihm prädizirt werden kann« (S. 88, 89). Diese Idee, meint der Verfasser, habe Klemens aus Plato's Schule mitgenommen; denn nach dieser sey der höchste Gott ganz unmenschlich zu denken, und dadurch allein werde der menschliche Geist befriedigt. Schwerlich jedoch möchte Klemens diese Idee aus Plato's Schule genommen haben, wofern er, dessen Leben in Betrachtung über die Gottheit hinfloß, von deren Wahrheit nicht innigst überzeugt worden. Bedenken wir nur, daß uns bey allen Prädikaten, die wir dem menschlichen Geiste beylegen, dennoch die anschauliche Erkenntniß des Wesens unseres eigenen Geistes abgeht, um wie viel mehr müssen wir bekennen, daß alle unsere Prädikate der Gottheit, die doch nichts sind als Aufhebung der Schranken der Endlichkeit, nimmer dahin reichen, zu bestimmen, was die Gottheit für sich in ihrer ewigen Selbstanschauung ist, und so möchten wir wohl bewogen werden, der Behauptung des h. Klemens beyzupflichten, und unsere Prädikate des höchsten Gottes als Bestimmnngen der Wirkungen seiner Gnade ad extra anzusehen,

die das Wesen desselben an sich nicht auszudrücken vermögen, das nur im höchsten Dunkel des Geistes angebetet werden kann, und mit Verzichtleistung auf alle unsere Vorstellungen, Gedanken, Bilder und Ideen. Schließt ja doch jener erhabene Name: Ich bin der Ich bin, oder Ich = Ich, selbst alle Prädikate aus, und auch Moses schaute noch nicht das Angesicht Gottes, als er ausrief: »Herrscher, Herr, Gott, barmherzig, gnädig, geduldig, von großer Erbarmung und wahrhaft!« (Exod. 34, 6). Es dürfte sich auch bey näherer Untersuchung ergeben, daß nur in dieser Beseitigung aller unserer Ideen und Vorstellungen vom höchsten Wesen wahre Befriedigung des Geistes aufgehe; denn allen unsern Ideen klebt stets etwas Endliches an, und nichts können wir denken, ohne auf irgend eine Weise es zu begrenzen; aber dieß ist die Eigenheit unserer geistigen Natur, daß sie in allem, was Schranken hat, sich beengt findet, und darüber hinausstrebt, daher sie allein in dem schlechthin Unbegrenzten, was auf keine Weise gedacht oder gefaßt werden kann, Weite, Ruhe und Befriedigung findet *).

Endlich kommen wir zu dem großen, geistreichen, vielfach mißverstandenen und verunglimpften Origenes, und wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er die Orthodoxie dieses edlen Geistes so siegreich erwiesen hat; denn aus der Begierde, große Männer in den Staub hinabzuziehen, hat man von jeher sich an eine Jugendarbeit des Origenes gehangen, worin eine kühne, jugendliche Phantasie, durch den Schwung orientalischer Philosophie gehoben, vorwaltet, bevor noch die Reife des Urtheils und tieferes Studium der h. Urkunden ihm die Schluchten und Untiefen aufgedeckt hatten, zu welchen seine Ideen hinführten. Aber wie viele der größten Geister würden bestehen, wenn man ihre Jugendwerke zum Maßstabe ihrer Größe machen wollte; oder wer würde ein solches Verfahren nicht unbillig finden? Wie anders unser Verfasser: »Bey Origenes ist der innerste Kern gut und gesund, wenn auch seine Schale nicht an jeglichem Orte ohne Fleck und Tadel ist; bey den Arianern dagegen war der Kern faul und wurmstichig. Wenn man des Origenes Schriften liest, fühlt man sich wie vom göttlichen Geiste angeweht, und zum Heilande, dem Versöhner zwischen Gott und den Menschen, dem Gottmenschen, durch einen geheimnißvollen Zug hingeführt, und dieß Gefühl muß

*) Die einzige Ausnahme macht das Bild unsers Erlösers, in dem Göttliches und Menschliches, Endliches und Unendliches unmittelbar vereint sind. Siehe hierüber das Leben der h. Theresia, von ihr selbst geschrieben.

ums mehr gelten, als einzelne Stellen, in welchen sich die menschliche Schwäche zeigt, die des Geheimnisses, welches das Gemüth erfüllte und beglückte, nicht Herr und Meister werden konnte« (S. 92). Einige Stellen mögen hier hinreichen, um zu zeigen, daß Origenes den kirchlichen Glauben an die ewige Gottheit Christi theilte. »Er legt Christo alle göttlichen Prädikate bey, beweiset aus Matthäus 16, 8 die Allwissenheit Christi. Christus ist ferner die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Wahrheit an sich, αὐτοσοφια, αὐτοαληθεια, αὐτοδικαιοσυνη. Er ist der göttliche Logos an sich, αὐτολογος, und wer noch Vernunft hat, nimmt nur Antheil an der seinigen. Er ist aus dem Wesen des Vaters, wie der Strahl aus der Sonne. Er ist ewig vom Vater gezeugt, und es gab keine Zeit, in welcher der Sohn nicht war; es heißt: »Du bist mein Sohn, denn heute habe Ich Dich gezeugt,« das Heute ist so viel als immer; denn es gibt bey Gott keinen Abend und keinen Morgen, sondern, daß ich so sage, die mit dem ungezeugten und ewigen Leben zugleich sich ausdehnende Zeit ist ihm der heutige Tag, an welchem der Sohn gezeugt worden ist. Der Vater hat den Sohn nicht erzeugt, Er hat Ihn nicht aus der Zeugung entlassen, sondern immer erzeugt Er Ihn. Der Eingeborne ist von Natur Sohn, und immer und untrennbar Sohn; die Uebrigen haben nur deßwegen die Macht erhalten, Söhne Gottes zu werden, weil sie den Sohn Gottes in sich aufnahmen« (S. 91 — 104). Die Stelle des Origenes: »Der Erlöser übertrifft in höherem Grade an Güte jene, die unter ihm sind, da er das Bild der Güte Gottes selbst ist, als er von Gott übertroffen wird, von welchem er sagte: »Der Vater, der mich gesandt hat, ist größer als ich,« rügt der Verfasser mit den Worten: »Hier sieht man, wie Origenes zuweilen etwas sagte, wobey er nichts gedacht hat: den Sohn nennt er die Wahrheit an sich, die Weisheit an sich, die Gerechtigkeit an sich u. s. w., und übersieht es, daß es unmöglich sey, dem, welchem diese Prädikate zukommen, die absolute Güte abzusprechen« (S. 104). Ref. kann dieses rasche Urtheil über einen Geist, wie Origenes, nicht schlechthin unterschreiben, und es scheint, als könne man diese Stelle füglich auf die menschliche Natur Jesu beziehen, so daß Origenes vom Anschauen der Güte seines Heilandes hingerissen, diese selbst ihrer Menschlichkeit nach über die Güte anderer Menschen so hoch gestellt hat, wie Göttliches über Menschliches, wobey freylich von keiner mathematischen Berechnung die Rede seyn kann.

Bisher hatte über das Hervorgehen des Sohnes vom Vater in den Ausdrücken eine gewisse Unbestimmtheit geherrscht, indem

man dafür bald ποιειν, bald γεννᾷν, bald γινεσθαι brauchte; diese Unbestimmtheit hob Dionysius von Alexandrien, der die Zeugung des Sohnes von der Schöpfung der Welt unterschied; jene drückt ein nothwendiges inneres Verhältniß in der Gottheit aus, und ist darum mit dieser ewig gesetzt; diese dagegen das in gewisser Hinsicht zufällige Daseyn der Dinge. Auch das Wort ὁμοουσιος kommt bey ihm zuerst vor, denn auch bey der menschlichen und jedweder Erzeugung ist der Erzeuger und der Erzeugte gleichen Wesens, und dennoch zwischen beyden ein Unterschied. »So erweitern wir,« sagt Dionys, »die ungetrennte Einheit in eine Dreyheit, und fassen die Dreyheit unverkümmert in eine Einheit zusammen« (S. 109). Hiermit hat der Verfasser, von den Schülern der Apostel an, die Lehre von der Trinität bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts verfolgt, und gezeigt, daß der Glaube der Kirche stets sich selbst gleich geblieben, obschon eine Entwicklung Statt gefunden hat, und der Begriff immer schärfer ist bezeichnet worden; »denn die katholische Kirche hätte vielleicht nach ihrem ganzen Charakter das, was sie gläubig tief im Gemüthe bewahrte, nie weiter entwickelt, die genannten gepflanzten Keime nie weiter in Begriffe entfaltet, wenn nicht Menschen aufgestanden wären, die sich unter der allgemeinen, und eben darum unbestimmt aufgefaßten Lehre etwas ganz anderes als sie gedacht, und noch dazu ihre kümmerliche, dürftige oder abenteuerliche Ansicht als die wahre zur allgemeinen Anerkennung hätten erheben wollen. Nun sprach sich die Kirche bestimmter aus, aber wieder nur in so fern sie veranlaßt wurde; die weitere Darstellung fromm und ehrfurchtsvoll einer fernern Nöthigung überlassend« (S. 112—113). Wer erkennt hierin nicht einerseits die ehrfurchtsvolle Bescheidenheit des Glaubens, die das Gegebene festhaltend, nicht vorwitzig ein Mehreres zu wissen begehrt; andererseits die göttliche Anordnung, die nicht will, daß die Vernunft in unentschiedenen, in einander fließenden Begriffen schweben soll, sondern in allen Geheimnissen des Glaubens so weit dringen, daß sie die äußerste Grenze berührt, und ihr eigenes Unvermögen weiter zu schauen klar anerkennt. Von diesem Momente an verfährt die Kirche nur vertheidigungsweise, abwehrend alle schiefe und verworrene Vorstellungen, die sie von der gewonnenen Höhe hinunterziehen wollen. So zum Beyspiel wurde durch den Arianismus die Lehre von der Trinität erschöpfend dargelegt; durch den Nestorianismus, Eutychianismus, Monophysismus und Monothelismus die Erkenntniß der Person Jesu Christi nach allen Seiten hin vollkommen bestimmt, durch den Pelagianismus bekam die Lehre von der Gnade ihre gänzliche Abründung, und seit Jahrhunderten wird

theoretisch und praktisch daran gearbeitet, die Scheidelinie zwischen Kirche und Staat mit äußerster Schärfe zu ziehen.

Wir kommen zum zweyten Buche, dem Charakter des Athanasius und seiner Schriften, seine Apologie des Christenthums, den Auftritt der Arianer abhandelnd (S. 117—220). Es würde uns zu weit führen, wenn wir dem Verfasser in allen Zergliederungen der vielen Werke des großen Athanasius begleiten wollten, nur einige Ideen dieses tiefen Denkers, die von großem und allgemeinem Interesse sind, mögen hier eine Stelle finden, zumal sie dazu dienen, die durchgängige Uebereinstimmung der größten Kirchenlehrer in solchen Materien, die von jeher die menschliche Vernunft beschäftiget haben. Zu diesem rechnen wir zumal seine Ideen über die Natur und Entstehung des Bösen, worüber schon so viele irrige Vorstellungen sich gebildet hatten. Dahin gehörte insbesondere die Idee der griechischen und orientalischen Philosophie: das Böse sey etwas Wesentliches und Substantielles, und entweder die Materie selbst, oder doch eine Neigung der Materie zur Unordnung und Zurücksinken in das alte und ursprüngliche Chaos. Athanasius bemerkt dagegen, das Böse könne nichts Ursprüngliches oder Ewiges seyn, so wie es auch jetzt nicht in den Heiligen ist, noch in Bezug auf sie. Die Vorstellung vom Bösen als etwas Substantielles und Selbstständiges führt zum Manichäismus oder zur Lehre von zwey entgegengesetzten Urwesen, einem guten und einem bösen; aber zwey entgegengesetzte Urwesen kann es nicht geben, denn was trennt sie denn? oder was hält sie aus einander? Zugleich nämlich und neben einander können sie nicht seyn, weil sie gegenseitig sich aufheben, auch nicht in einander, weil ihre Naturen unvermischbar, und sich entgegengesetzt sind. Was sie also aus einander hielte, ihre Existenz vermittelte, müßte ein Drittes seyn. Aber von welcher Natur müßte dieses Dritte seyn? Wieder entweder gut oder böse, denn beydes zugleich wäre unmöglich, und so kämen wir wieder auf den Anfang der Frage zurück. Hat man die Unmöglichkeit eines bösen Grundwesens eingesehen, so folgt leicht daraus die unwesentliche Natur des Bösen; denn es kann nicht in Gott als der Güte schlechthin seinen Grund haben, kann auf keine Weise von Ihm erschaffen oder veranlaßt worden seyn, weil es seiner Natur, als der höchsten Güte, widerspricht, das Böse hervorzubringen. So führt die Vernunft selbst uns auf die Offenbarung hin, daß das Böse im Mißbrauche der den endlichen Wesen verliehenen Freyheit gegründet, die Möglichkeit dieses Mißbrauchs aber durch die Wandelbarkeit endlicher Naturen vermittelt sey. Diese Ansicht, die Vernunft und Offenbarung für sich hat, finden wir wieder beym h. Augustinus, Thomas und allen tiefern

Lehrern der Kirche. Alle stimmen darin überein, daß das Böse nichts Wahrhaftes und Wesentliches sey, sondern gleichsam ein großer Schatten, der in die Schöpfung sich hineingezogen, und freylich einen großen Theil derselben mit dauernder Finsterniß bedecken wird. Der Mensch, fährt Athanasius fort, konnte vermöge seiner Freyheit Gott oder, von Gott abgewandt, sich selbst lieben; er konnte alles auf Gott oder alles auf sich beziehen; der Mensch konnte Gott in der Welt finden, konnte sie aber auch zu etwas Anderm gebrauchen: zu sinnlicher Lust. Dieß bemerkte der Mensch, machte den Versuch, und gab sich dem Endlichen hin, bewegte sich zum Geschöpfe und entfernte sich vom Schöpfer. Es geschah durch Satans Verführung. So wurde die Selbstsucht in den unschuldigen Gemüthern geboren, die Sinnenlust breitete je mehr und mehr ihre Herrschaft aus, und immer ferner und fremder ward ihr die geistige Welt. Die Seele erfreute sich der Lust, und sah, daß die Lust etwas Gutes für sie sey, so irre geführt, mißbrauchte sie den Namen des Guten, und hielt die Lust für das an sich Gute. Bis zum System wurde dieser Irrthum in den Schulen des Aristipp und Epikur ausgebildet *). Die Seele bewegte sich zwar fürderhin, denn Leben und Bewegung gehört zu ihrer Natur, die sie nicht ablegen kann; aber sie bewegte sich nicht mehr nach göttlicher Gesinnung, noch weniger so, daß sie Gott schaute; nicht einsehend, daß sie nicht zur Bewegung überhaupt, sondern um sich zu dem hinzubewegen, wohin sie soll, geschaffen worden sey. Es ist gerade so, wie wenn ein Wagenlenker auf der Bahn sich nicht um das Ziel bekümmerte, sondern es ganz bey Seite setzend, nur die Pferde in den Tag hineintriebe. Er kann es aber, wenn er will. Er stürzt nun bald auf die, so ihm im Wege begegnen, bald in Abgründe, und überläßt sich ganz der Schnelligkeit seiner Rosse, schaut nur auf den Lauf, nicht aber dahin, daß er weit vom Ziele läuft. »So leitet Athanasius die Möglichkeit der Sünde aus der Freyheit und dem Gesetztseyn der Menschen in die Sinnenwelt her, da es einen erlaubten Gebrauch der letztern gibt, so ist die Täuschung sehr leicht, daß jeder Gebrauch der rechte sey« (S. 141).

*) Es bedarf nur ein paar Sätze aus der Cyrenaischen Schule, um zu zeigen, daß Selbstsucht und Sinnenlust ihre Seele gewesen: Omne bonum in voluptate positum est, virtusque ob eam rem est laudanda, quod voluptatem efficiat (Cicero Off. L. III. c. 33). Sapiens sui ipsius gratia omnia facturus, alium quippe neminem, aeque ac se, dignum arbitratur (Laert. L. II. S. 95). Siehe Brucker Hist. Philos. Tom. I. p. 588. Lips. 1792. So tief war das Geschlecht gesunken, daß solche Verkehrtheit sich Weisheit nennen durfte!

Ist denn nun, frage ich, durch diesen Mißbrauch und verkehrte Ausübung der Freyheit etwas wesentliches hervorgebracht, das als substantielles Böse eigenes Daseyn hätte? Oder verschwindet es nicht vielmehr als vorübergehender Schatten, sobald der Wille umlenkt, und das rechte Ziel ins Auge faßt? Könnte die Freyheit endlicher Wesen etwas erschaffen, so würde sie in dem Zustande ihrer Verkehrtheit ein substantielles Böse erzeugen; aber sie ist dessen nicht fähig, weil ihr keine Schöpferkraft beywohnt. Daher sagt mit Recht der h. Athanasius: »Das, was kein Seyn hat, ist das Böse; das Gute aber ist das Seyn, weil es durch Gott, der ist, geworden ist. So ist in den verkehrten Geschöpfen die Kraft selbst etwas Gutes, denn sie ist durch Gott, und hat Seyn; der Mißbrauch der Kraft aber ist das Böse, ist das eigene Werk des Geschöpfs, und wird nur durch das Thun festgehalten, denn außerdem ist es nichts *).

Mit eben dem Tiefsinne schildert Athanasius die Folgen des Abfalls von Gott: Der Mensch nahm nun den Charakter der endlichen Dinge an, denen er sich hingegeben hatte; eine innere Unheimlichkeit und Furcht bemächtigte sich seiner, Endliches nur konnte er denken. Den Leib für das Höchste haltend, will die Seele sich nicht von ihm trennen, und vergißt die Unsterblichkeit; sie wird ungerecht gegen ihre Mitmenschen, sobald sie das ihr verwandte Sinnliche nicht nach Wunsch erlangen kann, und mordet sogar. Hieraus ergibt sich nun auch die Nothwendigkeit des Todes; denn die Uebertretung des Gebotes brachte die Menschen auf ihre Natur zurück, so daß sie, gleich wie sie nicht waren (aus Nichts erschaffen worden), auch den Verlust des Seyns erlitten, und der Zeit anheim fielen. Durch ihre Natur haben sie nicht das Seyn, sind aber durch die Gegenwart und Menschenfreundlichkeit des Logos ins Seyn gerufen worden; nothwendig daher werden sie, des Gottesbewußtseyns und der Verbindung mit dem Logos beraubt, ins Nichtseyn zurückfallen. »Das also mußte geschehen, denn so hatte es Gott den Menschen vorausgesagt, daß sie sterben würden, wenn sie sündigten; und zwar im Tode bleiben würden und im Verderben; denn was heißt das anders, wenn Gott sagt: »ihr werdet des Todes sterben,« als daß sie nicht nur sterben, sondern im Verderben des Todes bleiben würden?« (S. 143). Dies Wort bleiben zeigt an, wie wir das Zurückfallen ins Nichtseyn bey Athanasius zu verstehen

*) Sehr ausführlich behandelt Augustinus diesen Gegenstand sowohl in seinen Bekenntnissen als in vielen andern Schriften. Auch Thomas von Aquino betrachtet Seyn und Gutes, Ens et bonum, als gleichbedeutend. Summa Theol. Pars I. Quaestio 5.

haben, es ist gleichbedeutend mit den Worten Pauli: »Das Geschöpf ward der Eitelkeit unterworfen« (Röm. 8, 20). Hier findet nun auch die Idolatrie des Heidenthums ihre Erklärung, deren Entstehung Athanasius meisterhaft darstellt. »Die Seele war mit der Erfindung des Bösen nicht zufrieden, sondern zu immer Schlechterm wendete sie sich allmälich; denn sie lernte die Mannigfaltigkeit der Lüste kennen, umgürtete sich mit der Vergessenheit der göttlichen Dinge, erfreute sich einzig der körperlichen Leidenschaften, des in die Augen Fallenden und des Scheines, und meinte, es sey nichts mehr außer dem, was geschehen wird, und nur das Irdische und Körperliche sey das Gute. Außer sich selbst sich befindend denkt sie sich aus, und bildet sich ein das Nicht-Seyende. Angefüllt mit fleischlichen Lüsten und verwirrt durch ihre falschen Bilder bildet sie sich sofort den Gott, den sie in sich vergessen, im Körperlichen und Sinnlichen ab; legt der Sinnenwelt den Namen Gottes bey, und verherrlicht nur das, was sie will, und ihrem Zustande angemessen findet. So wurde die böse Gesinnung Ursache des Götzendienstes. Die Menschen hatten sich einmal das Böse, das kein Seyn hat, eingebildet, und erdichteten sich nur auch nichtseyende Götter. So erwiesen sie dem Himmel, der Sonne und dem Monde göttliche Ehre. In noch größerer Verfinsterung ihrer Gedanken hielten sie die Elemente der Dinge für Gott (Feuer, Wasser u. s. w), wie solche, die in einen Abgrund auf der Erde fallen, wie Würmer im Schlamme sich wälzen, so der Mensch. Die Gestalten, so Lebender wie Gestorbener, versetzten sie unter die Götter, vergötterten die sinnlichen Lüste, wie die Aphrodite. Ihre Herrscher und deren Söhne machten sie endlich aus Furcht vor ihrer Tyranney oder aus Ehrfurcht zu Göttern« (S. 145 — 146). »Wenn Irrthum und Sünde,« sagt der Verfasser, »sich stets bedingen, und der heidnische Polytheismus doch offenbar Irrthum ist, so ist er auch durch die Sünde entstanden« (S. 147). Wie schwach dagegen und unzureichend ist die Vorstellung, die Dichter Homer, Hesiod und andere haben zuerst den Polytheismus erzeugt, da diese vielmehr aus dem Geiste und den allgemeinen Ansichten ihrer Zeit herausdichteten.« »Wenn die Dichter,« sagt Athanasius, »gewußt hätten, was für Gott sich gezieme, ihre Erzählungen also ein bewußtes Spiel der dichtenden Phantasie wären, dann hätten sie auf Gott nichts Irdisches übertragen.« Aber durch die Sünde waren sie in dem allgemeinen Irrthume befangen. Auch die beliebte Symbolik reicht nicht zur Erklärung hin; denn es bleibt noch immer zu erklären, wie die Menschen dahin kamen, das Zeichen für die Sache selbst zu nehmen. Denn offenbar waren ihnen die Flügel des Geistes

gelähmt, und statt vom Sichtbaren zum Unsichtbaren sich zu erheben, blieben sie am Sichtbaren kleben, und verfielen in groben Aberwitz. Eben so mangelhaft ist die naturalistische Ansicht: die heidnische Vielgötterey sey das Ursprüngliche, eine nothwendige Stufe der menschlichen Kultur; denn wäre auch das Christenthum die bloße Folge der höhern menschlichen Entwicklung, und nicht Gott hat sich in dem Erlöser des gefallenen menschlichen Geschlechts erbarmt, sondern in Christo kam nur die Vernunft zum Durchbruche. In Christo hat sich nicht nur das Bessere entwickelt, sondern das Gute und Wahre schlechthin ist durch ihn uns geworden. Die naturgemäße Entwicklung, nachdem die Natur Unnatur geworden war, konnte nur Schlechteres, eine völlige Auflösung des menschlichen Geschlechtes seyn. Daher ist auch der einzelne Christ aus Gott geboren, nicht aus dem Willen des Fleisches, wie Christus selbst. Wie der einzelne Christ, nach der Lehre unserer Kirche, nicht den Anfang des Guten machen kann, sondern durch die Gnade, die ihn innerlich bewegt; wie er also nicht durch eigene Kraft allmälich zum Guten gelangt, sondern durch die Gnade ein absoluter Anfang gesetzt wird, so ist auch das gesammte Christenthum nicht die Folge einer weitern Bildung des Menschengeschlechts, sondern es ist aus gar nichts, das von Seiten der Menschen vorhergegangen wäre, zu erkären. Darum ist nothwendig das Heidenthum vom Bösen, obwohl manches Gute und Wahre durchschimmert, und sich erhielt, weil nämlich der Logos unser Geschlecht nicht verlassen hat, obschon es dessen werth gewesen wäre (S. 147—48). Athanasius fährt nun fort, zu zeigen, daß, so wie der Polytheismus mit seinen Gräueln ein Kind der Sünde war, dieser Irrthum abermals zu neuem Verderben führte, und so endlich jener Zustand einer tiefen Zerrüttung herbeygefuhrt würde, die zur Zeit der Geburt Christi das ganze Geschlecht entstellte; aber das hier Angeführte mag hinreichen, um die tiefe Einsicht des Athanasius in die Mysterien des Glaubens darzuthun. Zumal wichtig und von hohem Interesse ist der zweyte Theil seiner Apologie des Christenthums, wo er die Nothwendigkeit der Erlösung mit der ganzen Tiefe seines Geistes entwickelt. Es findet sich S. 153—184.

»Während Athanasius, der Repräsentant seiner Zeit, sein reiches Gemüth, seine Brust voll Liebe zu Christus, in welcher die tiefsten Betrachtungen noch verborgen waren, also zu entfalten und aufzuschließen begann; war die Zeit herangereift, in welcher der hohle Sinn vieler, die die sichtbare christliche Kirche, in der bis ans Ende der Welt Spreu und Weitzen durch einander sich befinden werden, umfaßte, an das Licht des

Tages treten sollte. In Arius, einem gebornen Libyer, fand er sein Organ und seinen Repräsentanten« (S. 164). Es gibt Zeiten in der Geschichte, wo alles in einer gewissen populären Mittelmäßigkeit fortlebt, niemand aus dem bequemen Gleise einer alltäglichen Unbedeutenheit heraustritt. Diese gleichgültigen Zustände der Menschheit können und sollen nie von langer Dauer seyn; denn in diesem, wie es scheint tiefen Frieden, wuchert das Böse mit unseliger Fruchtbarkeit, und überzieht weit und breit das ganze Geschlecht mit ertödtendem Stumpfsinn für alles Bessere, das nur durch Kampf und Mühe errungen wird. Pater ipse colendi haud facilem esse viam voluit; nec torpere gravi passus sua regna veterno. Ein Hauch von oben weckt den unter der äußern, scheinbar ruhigen Hülle im Innern verborgenen Gegensatz des Guten und Bösen, und bey dem neugebornen Lichte fallen uns große und mächtige Schatten in die Augen. Kaum daher ruheten die gewaltsamen Verfolgungen des Heidenthums, als neue heftige Bewegungen im Innern des Christenthums selbst sich erhoben; die Kirche durfte nicht vergessen, daß sie zum Streit und Kampfe auf der Erde geboren sey. Wir haben den Mann schon genannt, der als Gegner des Glaubens einen zahlreichen Anhang fand. »Arius besaß alle Eigenschaften, durch welche das in sich Nichtige einen scheinbaren Halt gewinnen, und so glänzend als möglich repräsentirt werden konnte. Er war ein sehr gewandter Dialektiker; viel, wenn gleich kein besonders feiner, Verstand war seine Gabe. Mit einem leichten Geflechte von Begriffen wußte er eine Sache auf der Oberfläche zu umspinnen; aber ohne Tiefe, ohne eine Spur spekulativen Geistes. Daher wurden sehr viele von ihm angezogen, die mit der klaren griechischen Verstandesbildung die Kraft nicht besaßen, weiter als bis zum Scheine zu dringen, und das Bedürfniß nicht fühlten, nur mit dem sich zu beruhigen, dessen Wurzel tief in das Gemüth eingesenkt war« (S. 185). Oberflächlichen Geistern der Art pflegt es nie an einer gewissen Eitelkeit zu fehlen, denn weil sie nicht tief sehen, so werden sie selten inne, wie beschränkt ihre Begriffe sind, und bewundern das, was den tiefer Sehenden nicht genügt. Bey Arius scheint die Eitelkeit keinen geringen Grad erreicht zu haben; »er nannte sich selbst den Berühmten, dem von Gott Weisheit und Erkenntniß im besondern Maße mitgetheilt worden sey. Mit dieser Gesinnung konnte er kaum in der leisesten Gemüthsberührung mit der katholischen Kirche stehen, deren Grundzug Demuth ist, in der allein Christo der Ruhm gebührt.«

Die Eitelkeit des Mannes war in seiner Schreibart sichtbar; seine Schriften, nach dem Zeugnisse der Alten, hatten etwas

Weichliches, Geziertes, Geschwollenes, Erkünsteltes und Unmännliches, und die gewandte, dem verweichlichten Geschlechte zusagende süßliche Darstellung gewann ihm viele Gemüther. Merkwürdig genug erfand er, um seine Ansichten zu verbreiten, einen Weg, den nach ihm so viele Verbreiter des Irrthums bis auf unsere Tage eingeschlagen haben: »Er legte seine Gedanken in Gedichten, Versen und Broschüren nieder, streute sie unter alle Klassen von Menschen, auch die unwissendsten, aus, erzeugte oberflächliche Ueberzeugung, und gewann viele Anhänger« (S. 187). Viele schlossen sich an, die keine bestimmte Ansicht hatten, von der äußersten Frivolität angetrieben: alles, was leichtsinnig war, alles, was die Religion zu einem bloßen Spiel zu mißbrauchen sich entschließen konnte, wurde, wenn nicht eigentlich arianisch, doch unkatholisch, und stand auf seiner Seite (S. 188). Arius selbst durchwanderte die Häuser von Alexandrien, die Nachbarschaft dieser Stadt und bald ganze Länder, um Proselyten zu werben. Diese Bemühungen untergruben das Heil von tausend und tausend unsterblichen Seelen. Seine Anhänger gingen auf den öffentlichen Plätzen zu Weibern und Jünglingen, den reizbarsten, beweglichsten Gemüthern, und fragten jene: Hattest du einen Sohn, bevor du gebarst? Wie du keinen hattest, so hatte auch Gott keinen, bevor er zeugte. Zu diesen: Hat der, der das Seyn ist, den, der nicht ist, oder den, der ist, gemacht? Hat er ihn als einen gemacht, der schon war, oder als einen, der nicht war? Gibt es einen Ungezeugten oder Zwey? Solche Fragen gefielen den seichten, oberflächlichen Köpfen, aber aus dem Herzen wurde alle Unschuld und Unbefangenheit, aller Ernst, alles innige, gemüthliche, religiöse Leben genommen. Einem Weibe mußte es freylich thöricht vorkommen, an einen ewigen Sohn des Vaters zu glauben, wenn sie angewiesen wurde, ihr Gebären als Maßstab zu betrachten. Keine Ehrfurcht vor dem Erlöser konnte aufkeimen, und alle vorhandene Spuren derselben mußten noch zerstört werden, wo der Arianismus in solcher Weise sich ansetzte. Die Katechumenen verachteten ihre streitenden Lehrer; das unbefangene, treuherzige Hingeben an die Autorität der Kirche, als einer von Jesus Christus gegründeten Anstalt, hörte auf, und innerlich losgerissen von ihrem Lebensquell, wurden dürre, magere christliche Gestalten von den Arianern herangezogen, die ohne Kraft in sich, ohne allen Stützpunkt und festen Halt, schattenartig dahin lebten, ohne alle religiöse Blüthe und Schöne. Dieß alles betrachtend, fügt der Verfasser hinzu, kann ich der Meinung nicht seyn, daß der Arianismus dadurch eigentlich entstanden wäre, daß man die Trinität platonisch zu erklären gesucht habe (S. 190). Auch dem Ref. hat es geschienen,

als habe man in neuern Zeiten mit mehr Gelehrsamkeit als Urtheil versucht, viele Häresien aus damaligen halbwahren oder ganz irrigen Zeitbegriffen abzüleiten. Mögen auch bey einigen Sekten, als etwa den Gnostikern, orientalische Systeme benutzt worden seyn, so dienten dennoch diese meist nur als Folie und Unterlage, und als Harnisch, um gegen die Kirche aufzutreten. Denn betrachten wir andrerseits die gewaltsamen Erschütterungen und Zerreißungen, die der Arianismus und andere große um sich greifende Glaubensspaltungen in der Kirche verursachten: so werden wir dahin geführt, auf einen tiefern Grund des Uebels zu schließen, als ein bloß menschlicher Kampf um einige philosophische Begriffe, die mit den Glaubenslehren nicht in Harmonie zu bringen waren. Als Zeuge dessen kann uns der große Origenes dienen, dessen Glaube auch in der Jugend von neuplatonischen Vorstellungen umnebelt wurde, aber dessen ungeachtet in der Kirche keinen Hader oder Spaltung anstiftete, und daher im Leben die größte wohlverdiente Verehrung genoß, und nimmermehr das Anathem verdiente, welches die Verworrenheit und der Eigensinn späterer Zeiten der Kirche abzwang. Ganz anders die jeweiligen Häresiarchen, diese treten mit ihren Meinungen so auffallend als feindliche Opposition gegen die Kirche auf, räsonniren auf eine zu eigenthümliche Weise, mit zu selbstständiger Dialektik, als daß man sie für einen bloßen Kathederstreit um Begriffe halten kann, sie erscheinen vielmehr als originelle Erzeugnisse eines Feindes des Glaubens. Findet sich bey dem allen eine ferne Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit frühern Systemen, so folgt dennoch nicht, daß sie ein bloßes Fortspinnen veralteter Meinungen waren *). Die Häresien haben so gut einen absoluten Anfang, wie der Glaube selbst, und dieß gilt zumal von Arius und seinen Anhängern, bey denen von platonischer Philosophie und Art weder Rede noch Spur ist. Der Grund aber der schnellen Verbreitung des Arianismus lag zweifelsohne, wie der Verfasser so richtig bemerkt, in der Masse kränklicher Mitglieder der Kirche. »Wäre die Ursache außerhalb der Gemüther gelegen, wäre er bald geschwunden in sich selbst, gleichwie früher ähnliche Versuche im Aufkeimen schon erstickten, die Kraft des im Glauben starken Gemüthes hätte ihn nach einigen Jahren ausgeworfen, eine durchgehende Gesundheit der Kirche wäre unangetastet geblieben; weil aber ein Krankheitsstoff überall schon vorhanden war, konnte das Uebel pestartig um sich greifen. Es

*) In ähnlicher Weise, wie der gelehrte Dr. Neander in seiner Kirchengeschichte die Koncilien der Kirche von den Bundestagen der griechischen Freystaaten ableitet.

war so viel Siechthum verbreitet, weil ohne inneren Beruf mit dem Uebergange der kaiserlichen Dynastie so viele Heiden auch nachfolgten. Der äußerlich überwindenden Kirche schlossen sie sich an, aber die Welt hatten sie nicht überwunden« (S. 191). Diese Idee des Verfassers ist ganz allgemein, und findet ihre Anwendung auf alle großen Bewegungen, Reformationen und Revolutionen der Menschheit, die nie aus einigen partikularen Ideen eines Individuums zu erklären sind, welche bald in einer beengten Sphäre hinsterben würden, wofern nicht eine allgemeine Empfänglichkeit als fruchtbarer Boden ihnen Aufnahme, Wachsthum und Verbreitung gewährte.

Von nun an beginnt das trübe Gemälde des Arianismus mit allen seinen widerwärtigen Umtrieben, unlautern Anstrengungen, gehässigen Verfolgungen bis zum Blutvergießen, wodurch die Kirche Jahrhunderte lang zerrüttet ward; aber dieser Gewittersturm weckte auch neues Leben, gab Veranlassung, daß Athanasius und andere große Männer die ganze Tiefe des Christenthums enthüllten, führte das Koncilium von Nicäa herbey, entwickelte in glänzenden und herrlichen Charakteren die ganze Kraft des Glaubens; durch ihn wurde der Gegensatz des Guten und Bösen, des Lichtes und der Finsterniß wieder lebendig, und die Kirche aus einem Mittelzustande alltäglicher Gleichgültigkeit herausgerissen, und der Scheidungsprozeß eingeleitet, der von Zeit zu Zeit so nöthig ist, damit die Menschheit nicht in Lauigkeit und Stumpfsinn hinstarre. Es wäre zu weitläufig, diese Geschichte in allen ihren Intriguen und Krümmungen zu verfolgen: wem aber daran gelegen ist, den Arianismus und alle Ereignisse damaliger Zeit, die großen Väter Athanasius, Hilarius, den h. Antonius und andere Männer im Leben und Schriften gründlich kennen zu lernen, dem kann dies vortreffliche Werk nicht genug empfohlen werden, und es wäre zu wünschen, daß der Genius des Verfassers ihn dahin führte, viele ähnliche wichtige Zeiträume der Kirchengeschichte mit gleicher Gründlichkeit, Umsicht und Gelehrsamkeit zu behandeln, wodurch den kirchenhistorischen Bearbeitungen ein so wesentlicher Vorschub geleistet wurde. Zum Schlusse noch den Inhalt der folgenden Bücher, in denen der Verfasser eben so sehr sein Talent für geschichtliche Darstellung beurkundet, als Fähigkeit, tiefere Spekulationen mit Klarheit und selbstständiger Auffassung zu verfolgen: Das III. Buch enthält das Koncilium von Nicäa und dessen Vertheidigung durch Athanasius (S. 221—333). Das Ende dieses Buches enthält eine lehrreiche Kritik einer Abhandlung des Pr. Schleiermacher, der den Sabellianismus in Schutz nimmt gegen den Trinitätsglauben der Kirche; denn wenn

der wahre Glaube erstorben ist, werden die Häresien der Vorzeit wieder hervorgezogen. IV. Buch: Die zwey ersten Exile des h. Athanasius. Die Arianer suchen sich zu befestigen, indem sie ihre Lehre verhüllen (Eusebius und Marcellus von Ancyra). Glänzender Sieg des Athanasius (Antonius) (zweyter Theil, S. 1 — 113). Zumal gelungen ist hier die Geschichte des h. Antonius. V. Buch: Drittes Exil des h. Athanasius. Enthüllung der Tendenz der Arianer. Ihr Höhepunkt und Fall (S. 114 — 228). In diesem Buche lernen wir die tiefsinnigen und geistreichen Werke des h. Hilarius kennen. VI. Buch: Vereinigungsversuche und Vereinigungen. Grundsätze hierbey. Des Athanasius Schicksale unter Julian, Jovian und Valens; sein viertes und fünftes Exil; er ist der Ruhepunkt der ganzen Kirche; bestreitet die Apollinaristen; sein Tod. Nachtrag (S. 229 — 290).

Art. VII. Beyträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde. Von J. E. von Koch-Sternfeld, königl. baier. Legationsrath, Ritter des Ordens der baierischen Krone, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften ꝛc. — I. Band. Paßau, bey Friedrich Pustet. 1825. — II. Band. München, bey Hübschmann. 1826.

In den Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands durch den Uebermuth der neurömischen Prätorianer des Imperators Napoleon, flüchtete jedes echt deutsche Gemüth aus Druck und Schmach der Gegenwart gar zu gerne unter den schirmenden Schattendom der altdeutschen Vorwelt. Ihre heiligen Eichen trugen den Erschrockenen, Gebeugten, manches majestätische Lied vom Heldenthume der Altvordern im Brausen ihrer sturmbewegten Aeste so vernehmlich vor, wie der Donner. — Allen guten Köpfen und redlichen Herzen hatte sich damals die Sehnsucht mitgetheilt, für den Hausbedarf wie für den Kriegsbedarf etwas von der Weisheit und Kraft der Väter zu entlehnen, und was uns die Jahrhunderte zeither gelehrt haben, damit in Einklang zu bringen. — Alterthümlerey und Deutschthümlerey konnten dabey nicht ausbleiben, denn bey der Menge geht immer der Mißbrauch dem Gebrauche voran. — Er liegt ihr näher, und sie treibt ihn lieber. — Die Mittelmäßigkeit behält nichts leichter, als die Grimasse, und achtet sie für die Haupt- und Staatsaktion; gerade umgekehrt, wie der rohe Eidgenosse, der den übergroßen burgundischen Diamanten aus der Beute von Granson für ein schönes Stück Glas hielt,

und um ein paar Groschen verkaufte. — Jene Deutschthümlerey und Alterthümlerey, kann sie uns befremden, wenn wir uns erinnern, wie jeder Schritt und jede Miene Ludwig des XIV. und Friedrich des II. an den Höfen und in den Kabinetten nachgeahmt wurde, wie die Affen jede Bewegung des Herrn und Meisters, bald spottend, bald mit gravitätischem Ernste nachahmen? Wie viele Heeresfürsten trugen nicht auch den Kopf nach der linken Seite, und wähnten in den ungeheuren Zöpfen und Stiefeln, im eisernen Ladstock und im Doppelschritt das untrügliche arcanum duplicatum von Molwitz und Hohenfriedberg, von Prag und von Leuthen, von Zorndorf und Torgau in der Tasche zu haben?

Jener Druck der Zeit und diese Versenkung in die heimatliche Vorzeit führte den unberechenbaren Gewinn mit sich, daß sie, wo bisher unaufhörlich generalisirt und centralisirt worden, wo fast alle Personen zu eiteln Sachen geworden waren, wieder einmal individualisirten! — Aus jenen Tagen stammen die Vereine zu Schirm- und Landwehre, zu wohlthätigen, zu wissenschaftlichen und zu Kunstzwecken, da vorher die besten deutschen Männer nur abgestumpften und unbeschwingten Pfeilen des aufgelösten Bündels glichen. — Die Provinzialmuseen und Provinzialgesellschaften haben viel geleistet, und die Geschichten des südlichen wie des nördlichen Deutschlands haben, durch gründliche und geistvolle Monographien, einen mächtigen Schritt vorwärts gethan.

Aus diesen Monographien müssen wir jenen des Legationsrathes von Koch-Sternfeld in München, unseres Erachtens in Süd-Deutschland bisher die erste, und unter den deutschen überhaupt eine sehr ehrenwerthe Stelle einräumen.

Man hat leicht sagen, Salzburg und Berchtoldsgaden seyen ein so kleiner Winkel Landes, daß eine Reihe von Jahren, von Reisen, von Lebens- und Geschäftserfahrungen allerdings sehr vollständige und vollkommene Lokal-Orientirung daselbst verleihen könne. — Allein das Wie? und das Was? machen einen großen Unterschied, und es ist weit leichter, das Große an Kleines zu fügen, als Kleines an Großes. — Das aufmerksame Durchgehen der Kochischen Schriften erinnerte uns schon vor geraumer Zeit, wie jüngsthin den Ritter von Lang, dessen Regesten, Jahrbücher und Monographien (bisher biographischen, publicistischen oder archivalischen Inhalts, nicht wie die Kochischen, topo- und ethnographischen) uns zum größten Danke verpflichten, an die Auffassung und Behandlung des unvergeßlichen Justus Möser. — Nur ist in Mösers Darstellung weniger Herbheit der Empfindung, mehr Ruhe, mehr deutsches Wort und Art, weniger Schulterminologie, und der heut zu Tage

auch helle Köpfe und scharfe Denker ansteckenden Assonanzen- und Etymologienwuth hat Möser eben keinen reichlichen Tribut bezahlt. — Möser übrigens und Koch sind beyde Muster von gründlicher und vielseitiger Terrainkenntniß und von ihrer Anwendung auf die großen Geschicke und auf die sämmtlichen Lebensverhältnisse. — Da ist kein todter Buchstabe, sondern Anschauung, und nur bey Koch hier und da vielleicht ein zu weit gehendes Streben, den geschilderten kleinen Erdstrich mit so vielen Stellen der Alten oder der Urkunden, mit so vielen Völkerstämmen und großen Erinnerungen auszuschmücken oder in Verbindung zu setzen, als möglich; ein Streben, welches bey Monographien, die erschöpfend seyn wollen, fast unvermeidlich, und die Rückseite derselben ist, aber immer mehr zu entschuldigen, als vornehmthuende Oberflächlichkeit und als überkritische Kälte. — Der Ruhm vorzugsweiser Akklimatisirung und Individualisirung, der Ruhm eines Pfyfferschen Basreliefs, ist den Kochischen Arbeiten über Salzburg und Berchtoldsgaden nicht abzusprechen. Auch das angrenzende Land ob der Enns, Steyer und Kärnten haben unstreitigen Vortheil daraus gezogen.

Wenn diese Anzeige die auch für Oesterreich ungemein reichhaltigen Beyträge des Ritters von Koch-Sternfeld zum nächsten Zwecke hat, setzt sie auch seine frühern Arbeiten über eben jenen Theil der norischen Alpen, über diese herrliche Heimat der Idylle, damit in Verbindung, weil ein, nicht mit dem verknöcherten Eigensinn der Schule festgehaltener, sondern den großen Fußstapfen der Natur getreu nachziehender Faden sehr folgerecht durch sie alle läuft und leitet. — Wir übergehen deßhalb des Verfassers dichterische Versuche, wie seine staatswirthschaftlichen Leistungen. — Letztere beruhen, was ihnen zu nicht geringem Verdienste gereicht, meist auf tiefen und soliden historischen Fundamenten. — Des Verfassers 1805 erschienener »Versuch über Nahrung und Unterhalt in civilisirten Ländern, insonderheit über Wohlfeilheit und Theurung,« erhielt von 44 aus ganz Europa konkurrirenden Abhandlungen in Petersburg den zweyten Preis mit der großen Medaille. — Zum Theil sehr veränderte Ansichten bezeichnen des Verfassers neuere und neueste Schriften, aus diesem ihm nicht minder bekannten Gebiet, — seine historisch »staatsökonomischen Ansichten der Elemente des deutschen Staatsorganismus mit besonderer Beziehung auf das Bürgerthum und auf die Verhältnisse des öffentlichen Dienstes,« — voll interessanter Hinweisungen auf das, was im Mittelalter eigentlich naturgemäß und zeitgemäß war, alles so lokal und kommunal, und so

wenig mechanisch und künstlich als möglich, — manches treffliche Wort über Geldwirthschaft und Landwirthschaft, Büreaukratie, Staatskontrolle, Güterlotterie und über »das Reich Israels, das überall dem Staatskredit zur Leiche geht.« — Als der Verfasser sich entschloß, an der nach München versetzten Ludwigs-Maximilians-Universität Vorträge über Geographie und Statistik zu halten, schrieb er seine »Grundlinien zur allgemeinen Staatskunde, mit besonderer Rücksicht auf die organische, materielle und wirthschaftliche Grundmacht« — und eine nur wenige Monate spätere Eröffnungsrede: »Ueber den Standpunkt der Staatskunde als Bürgschaft der Landesordnungen und der Freyheiten,« recht eigentlich aus Volk und Boden herausgearbeitet, der mechanischen Administration, der Schule, der »Katheder-Statistik (die eigentlich mit der Theatermoral nivellirt) entgegengesetzt. — Seine Ahnentafel der Preysinger und das Leben des Grafen Max Preysing von Hohenaschau (1827) hat mitunter die vielen Vorzüge und auch einige Fehler der Kochischen Geschichtswerke, auf die wir hernach zurückkommen werden.

Ordnen wir die Kochischen Arbeiten nach den Zeiten, die sie behandeln, so führt das 1815 erschienene, mit einer topographischen Charte versehene »Salzburg unter den Römern« den Reihen. — Uns Zeitgenossen schaudert, wenn wir die Buonapartischen Bülletins als apodiktische Beweisstellen annehmen sollten? Für wie viele Gegenden aber, und für wie viele Stämme haben sich schon die Horazischen »arces alpibus impositae tremendis« müssen drehen, biegen und wenden lassen? — Der XXXVI. Band der Wiener Jahrbücher von 1826, S. 132—156, enthält manche gegründete Warnung darüber. — Wie bey fremden, sogenannten barbarischen Völkern, ja noch unter den Karlowingen, das civitates genommen worden? (für eine geschlossene Gemeinde und Zusammenwohnung), ist bekannt genug. Die Schlußfolge dünkt uns immer sehr gewagt, die Helvetier, nach Gallien ziehend, hätten 12 Städte und 400 Dörfer eingeäschert, die Bewohner der Tauern, zwischen dem Inn und der Drau, seyen mit ihnen auf der gleichen Kultursstufe gestanden (wo steht das? wo ist der geringste Beweis dafür?), somit seyen auch in ihrem Lande viele Städte und Ortschaften, und gerade auf der Stelle des heutigen Salzburg, lange vor der Römerherrschaft eine wohlbefestigte Stadt der Taurisker gestanden?? Eben so problematisch bleibt die vermeinte Wahrscheinlichkeit, Cäsar habe die Wichtigkeit der Flußstadt Salzburg erkannt, und sie besetzt, und die bestimmte Angabe, Aemilius Skaurus und Marcius Rex seyen sechzig Jahre vor Cäsar bis an den Brenner gedrungen? — die unglückliche Ver-

dolmetschung Invavias von Helfenburg mag man gerne preis geben; daß aber Salzburg gar nichts mit dem Salz zu thun habe, ist schwer glaublich. — Lokal orientirt ist der Verfasser allerdings vortrefflich, aber nicht minder fruchtbar ist seine Phantasie, die ihn S. 19 die Orte um Salzburg genau unterscheiden läßt, die hier schon vor der Römerzeit gestanden, die römischen und jene die spätern Ursprungs sind. Hier läßt sich jede Zeile bestreiten. Die Gewißheit der Ableitungen ist eben so wenig weit her, z. B. Sinzenheim von römischen Sociis oder von Sizun, Abhang?? Daß die nun in Wien befindlichen Mosaikböden gerade in Caracallas Zeit gehören, dürfte schwer zu beweisen seyn. — Severus war ein allgemeiner Erneuerer der Brücken und Wege. Von ihm finden sich deßhalb die meisten Steine. Brücken und Straßen bedürfen gar bald der Ausbesserung. — Warum sollen S. 32 römische Lustanlagen außer der Stadt Salzburg (??) schon früh verödet? und der Theil am Reinberg und die untere Burg (??) bereits unter Severus und Caracalla ihrem Schicksale überlassen worden seyn (??). Wo sind die übereinstimmenden Nachrichten, daß Juvavo 452 durch eine Seitenherde von Attila's Zug gelitten habe? — Captivorum cura in St. Severins Legende deute auf die widrige Stimmung der Provinz? Odoaker hat St. Severin zu Paßau besucht?? — S. 39. Wann setzte sich ein Geschlecht aus dem Gefolge der Grafen von Playn auf den Hügel Gols, ein anderes nach Glaneck? wie es hier steht, sollte man glauben, bald nach Odoaker oder wenigstens vor St. Rupert?? — Die S. 26 vorkommende Bestimmung der Ansiedlung und Wegräumung der Ruinen 700, — der Erbauung der neuen Stadtmauern 901, — der Erhebung der Burg 1077 rc. ist dankenswerth, aber es möchte wohl noch öfters, als S. 41 vom Albenkanal, ausgemacht seyn, es handle sich hier und da nicht von römischen, sondern von Bauten des Mittelalters. — Trotz dieser einzelnen, nicht verwerflichen Einwendungen dürfte der Verfasser dennoch der armen Helfenburg für immer abseits geholfen, und nicht minder dargethan haben, daß einige vermeintliche Archäologen gelegenheitlich der Auffindung der Mosaikböden bey Loig und Viehhausen, Juvavo an einer Stelle gesucht haben, wo es schwerlich je seyn konnte. — Ob Juvense und Juvavo identisch seyen? unterliegt erst noch der Frage, und der Denkmale, die es als Hadrianische Niederlassung darstellen, sind wenige, im Vergleich mit vielen anderen Orten Ungerns und Siebenbürgens, oder z. B. des viel näheren Carnunts.

Ueber die so genau angegebenen römischen Anlagen um

Salzburg wird sich in dieser Abhandlung häufig berufen auf die 1811 erschienenen »Notizen über Bodenkultur, Straßen- und Wasserbau in Salzburg und Berchtoldsgaden.« — Dies Werkchen enthält eine Fülle willkommener Nachrichten aus dem Mittelalter und aus der neueren Zeit, aber gar Vieles aus den Römertagen entbehrt des Beweises, z. B. die Erbauung der steinernen Brücke zu Regensburg durch Trajan, die Wasserbauten und der Quai Hadrians an der Salzach und Glan, die Römer, die sich in unserem Gebirge als Jäger und — als Zigeuner (sic. S. 13) zerstreuten, und von denen die vielen Heidenwege und Heidenlöcher stammen! ꝛc. — Der Werth von Hacquets (des wackern Bergmannes) geschichtlichen Nachrichten ist vom Geilthal bis ins Hatzegerthal wohlbekannt, und jene Aufzeichnung zu Obervellach über die römischen Goldminen im Naßfelde ist nicht einmal ein volles Jahrhundert älter als Hacquet selbst, und Lazius und Brusch wären dagegen noch unvergleichliche Quellen. — Daß Theodorich den Allemannen erlaubte, ihr »abgemagertes« Vieh gerade mit dem Pinzgauer Kernschlage zu veredeln, daß dieser große Regent vielleicht auch die Quellen Gasteins erhob, davon ist wahrlich keine Sylbe in jenen wenigen Worten Cassiodors, und welches norische und rhätische Thal, wo es heut zu Tage tüchtige Kühe und Ochsen gibt, hat diese Worte nicht schon für sich bey den Haaren hergezogen? — Dieses allerspeziellste Vindiciren der Stellen der Alten, gerade auf sein Thal, auf sein Städtchen oder Dorf, hat in der römischen und vorrömischen Zeit viel zersplittert und viel verwirrt. Es hat immer etwas krähwinklicht Spießbürgerliches an sich, und diese Jahrbücher warnten schon mehrmals dagegen (XXXIII. 209, 234; und XXXVI. 129, 155). — Um so unbedingter kann man den zahlreichen und vortrefflichen Wahrnehmungen aus dem Mittelalter beypflichten. Schon diese Art, die Urkunden exzerpirend zu lesen, verdient die redlichste Anerkennung. Die Beylagen zum Amtsgebrauche sind wohl gewählt, und erfreute sich jedes Land für jedes wichtigere Gebiet der Verwaltung einer solchen geschichtlichen Entwicklung, so würde guter Rath minder theuer, und die Verzweiflung geringer seyn, wenn einmal das halbbrüchige Orakel der Priorer in den Irrgängen der Registratur verstummt! — Eine solche tüchtige Würdigung der Urkunden (in denen Andere gar nichts zu finden wissen, und die ganze Urkundenwelt des Mittelalters dem vermeintlichen Reichthume und Schimmer der französischen Memoires geringschätzend gegenüberstellen) war schon durch den Eintritt des Verfassers in die gelehrte Welt hinlänglich be-

urkundet. Seine erste Arbeit war ein Repertorium über des unvergeßlichen Kleinmeyers reichhaltige Juvavia.

Wie das Referat über Straßen= und Wasserbau den oben angezeigten interessanten Notizen das Daseyn gab, so gingen aus des Verfassers Medicinalreferat, in welchem er für die Heilquelle Gasteins, oft unter den widrigsten Umständen, viel Gutes wirkte, zwey interessante Schriften über Gastein und über die Tauernkette hervor. Was der Verfasser in denselben von Boden und Klima, Vegetation und Thierreich der Gastein, Eigenthum und Anstalten, über die Lage und Bestandtheile der vier benützten und der zwey unbenützten Quellen, was er über ihren Gebrauch, über Unterkunft, Lebensweise und die Badeordnung spricht, ist mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit verfaßt. Die topographischen Erinnerungen und Reisenotizen am Schlusse sind sehr anziehend. — Was hier über Taurisker gesagt wird, darauf werden wir in der Anzeige der Beyträge mehrmals zurückkommen. — Taurisker ist eben ein Appellativ mit Montani, Alpini synonym. — Das angebliche Cilleyer Denkmal eines in Ochsenhäute gekleideten Urtauriskers zerfließt bey näherer Betrachtung in Nebel und Rauch. — Daß diese Urbewohner der Gastein den heutigen schon Vorgänger und Lehrer gewesen mit dem Feuersetzen der Felsen und den kühnen Kontrebändiers im blitzschnellen Herunterfahren der steilsten Abhänge mittelst eines Stockes, S. 101, 295, dafür schuldet uns der Verfasser den Beweis, so wie, daß das Pinzgau die eigentliche Heimat des Bison sey, woran nur die leidige Assonanz Bisontio erinnert. — Plinius sagt zwar: »mirum barbaras gentes, quae lacte vivunt, ignorare aut *spernere tot saeculis Casei* dotem,« trotz dessen sollen aber die Taurisker die Käserey längst (und zwar früher und besser wie die Römer) verstanden haben, »wie es das uralte Wort, zugleich die treffende Bezeichnung für den Erbfeind der Taurisker, das Kees (Gletschereis) beweise«!? Leider wird es täglich mehr Mode, aus den Stellen der Alten herauszufoltern, was eben in den Kram taugt, — was sie z. B. von Celtogallen und Tauriskern überhaupt, vom ligurischen bis zum adriatischen Meere und von Toulouse bis ins pannonische Flachland sagen, einem einzelnen salzburgischen, tyrolischen oder steyrischen Thal aufzujochen, und dann doch wieder bestimmte Angaben der Alten (wie hier jene des Plinius) eben so willkürlich, um bloßer Klänge willen, zu verwerfen! — Auch über die Tauriskischen Götter wissen wir viel zu wenig, um in den Alpenkühen Rumal und Cusel, die säugende Ruma und die fruchtbare Cuslan, und in dem eisernen Buben und in dem Ritter St. Georg die Universalerben des Herkules anzuerkennen. —

Die dreytausend Jahre alten tauriskischen Kunststraßen auf den Uebergängen der Tauern dürften wohl späteren montanistischen Zwecken ihren Ursprung danken? — Den Quellen zu Folge mag es hier vor den Römern um die Kunststraßen nicht so glänzend ausgesehen haben?? Herodian kennt hier nur »*quasi semitas*, magno Italorum labore patefactas, Cäsar »*viam inviam* rotabilem reddidit,« — dem Augustus ward gedankt, daß er »*viarum structura* et latronum excidio,« die Bezwingung der Alpen vollendet, »Drusus pater *alpibus bello patefactis vias derivavit*.« Tiber munivit a Pado usque ad Danubium,« — und erst durch die Römer geschah es »ut iter supra montes illos, *quod olim* erat angustum, et superatu difficile, multis *nunc* locis pateat, tutumque sit ab injuria hominum« — Daß die Pyrusten nicht im Pusterthale, sondern tief in Illyrien zu suchen seyen, hat Muchar gegen Hormayr erwiesen. — In der Römerzeit ist es sehr gefährlich, die Denksteine und Nachrichten, die spätern Zeiten, die häufig erst der beklagenswerthen Zerstücklung der Provinzen unter und nach Diokletian und Galerius angehören, in die Tage Cäsars und seines Geschlechtes hinaufzuschrauben. — Daß der Wille des großen Dietrich von Bern bis an die Donau, ohnferne der vindelicischen Augusta, eben so gut wie bey Paßau und Lorch als Gesetz verehrt worden, stimmen wir dem Verfasser durchaus bey, gegen Mannert. Dieser will aus schwachen oder zu viel beweisenden Gründen, die (nach Theodorich freylich wieder bald ins rhätische Hochgebirg und immer tiefer gegen Italien vor den Franken zurückweichende) ostgothische Herrschaft gar nie über Baiern gelten lassen, und reiht an diese willkürliche Voraussetzung noch gewagtere und folgenreichere Sätze an. — Franken, Baiern, Slaven (oder Wenden). — Bey den Kämpfen wider die letzteren vermißten wir gerne S. 168 die Garibaldischen Fabeln und des Herzogs Theodo Begräbniß in Lungau. — Ueber die Slavenansiedlungen noch Einiges in dieser Anzeige der Beyträge. — Eine neue vergleichende Ausgabe des Anonymus über die Bekehrung der Karentaner und Baiern, mit geographischen, philologischen und ethnographischen Noten, wird immer mehr ein dringendes Bedürfniß. — Ueber die Moosburg, über der Mährer Apostel Cyrill und Method, über die Verpflanzung eines Zweiges der moymarischen Dynastie an die Saan, Save und Drau, enthalten diese Jahrbücher unstreitig viele neue Ansichten und schätzbare Arbeiten verschiedener Gelehrten im XXV, XXVI., XXVII., XXVIII., XXXVI. und XL. Bande, eben so Hormayrs Archiv 1825, Nr. 12, 49, 80; dann 28 und 44 von 1826; endlich die Beyträge zur Lösung der Preis-

frage des Erzherzogs Johann über Innerösterreichs Geschichte und Geographie von Karl dem Großen bis zur Aechtung Heinrichs des Löwen. — S. 185. Arnulfs Nachkommen durch Zwentibold, unechte Karolinger, Dynasten von Friesach und Zeltschach? — Ganz falsch, wie die urkundlichen Belege darthun im Archiv für Süddeutschland und in den Jahrbüchern II. — Hier ist ein qui pro quo zwischen Arnulfs Sohn Zwentibold oder Zwettboch und zwischen dem Zwentibold oder Zwettboch, den Arnulf im Gurkthal ansiedelte, und der mit dem, durch die Markgrafen Gebrüder Luitpold und Aribo weggeführten moymarischen Prinzen sehr wahrscheinlich eine und dieselbe Person ist. — Der Verfasser beruft sich ferner auf Richter, als auf einen Slavisten, und auf die slavisch-alterthümlichen Forschungen Neugarts und Kopitars, von denen er (außer ein paar flüchtigen Worten im Archiv) gar nichts wissen konnte, da sie nur in vertrauter Handschrift oder gar nur in wissenschaftlichen Gesprächen existirten, und die er sehr in Verlegenheit seyn würde, näher nachzuweisen (Kopitars krainische Sprachlehre war ihm, dem Inhalte seiner Werke nach zu schließen, auch unbekannt). — Seite 174—175. Was es mit der vermeinten slavischen Inschrift am kärntnerischen Herzogstuhle für eine Bewandtniß habe? hätte der Verfasser in diesen Jahrbüchern (XXV. 204, 211) wohl finden können? Es erging damit, wie mit der markomannischen Inschrift am Burgthurm von Zwikow, die zuletzt für Maurerzeichen zum Aufziehen und Ineinanderfügen der Steine erkannt wurde! — Man hat das Gute gerne aus erster Hand. Um so minder sehnt man sich nach einer Krankheit aus zweyter, nach einer Windomanie aus deutscher Hand. Doch auch dieses Febricitiren hat längst wieder nachgelassen. — Es war ein sehr natürlicher Contrecoup, und solch beschleunigter Puls zeugt doch mitunter von Kraftfülle und von jugendlichem Wiederaufstreben. — Unerwiesen ist die Begründung von Peilstein-Sponheim durch die Hand Mathildens, Tochter des Kärntner Herzogs Heinrich. — Kein Sieghard, sondern ein Siegfried (jenes ein frequenter Playenscher, dieses ein Sponheimischer Name) gründete St. Paul im Lavantthale. Er hatte keinen Sohn Aribo, S. 186. — Wo wäre der Beweis dafür, daß Sachsenburg im Jahre 993 unter Otto dem III. durch Sachsen gegründet worden? Am ausführlichsten hierüber Hormayrs Abhandlung: »Die Sachsen in Innerösterreich.« — Mit den römischen Nachkömmlingen, Wallen, Walchen, geschieht unseres Erachtens hier des Guten ein wenig zu viel, wie mit den Slaven. — Solche romanos tributales in der Juvavia und in den Kloster-Saalbüchern zu Hunderten, ja zu Tausenden nachzuweisen, wie es hier heißt,

ist doch wohl ein arger Zählungsfehler? — »Kein einziges Thal ohne römische Familien.« — Oho! — Die Stammbäume unserer Dynastien bis in die Arche Noahs oder bis auf Hektor sind nicht unbescheidener als jener der noch 1804 in Gastein vorhandenen Familie Latini, Weber auf die nach Odoakers Abzug zurückgebliebenen Römer. — Ne quid nimis! — Es sind wohl manche wälsche Salamikrämer und Kupferstichhändler zeither nach Gastein gekommen. — Ueber Pleyen und Peilstein, so wie über ihre, wahrscheinlich mit den Wittelsbachern und mit den Traungauischen Ottokaren gemeinsame Abstammung am ausführlichsten jene Beyträge zur Lösung der Preisfrage, die dem Verfasser kaum unbekannt waren, die er aber zu citiren mit einer unerklärbaren Aengstlichkeit vermeidet, so viel Neues sie auch ans Licht förderten, und durchgehends auf urkundlicher Grundlage beruhen. — Ueber die Salzquellen in Admont die ausführlichste Kunde in Hormayrs Geschichte Wiens aus früheren Mittheilungen des Abtes Gotthard und aus späteren Alberts Muchar. — Vom Beginne des zwölften Jahrhunderts werden die Nachrichten über Gastein immer zahlreicher und anziehender, z. B. die Erwerbungen Salzburgs, die Bergrechte, die Handels- und Saumwege, die Notizen aus dem Bauernkriege (der in Salzburg und im bischöflichen Tyrol zum Theil eine andere Quelle und Gestalt hatte, als in Franken und Schwaben, und als der Verzweiflungskampf an der Drau und Save um die stara prawda). — Martin Lodinger, der Freund Luthers — die Geschlechter, darunter die reichen und die armen Weitmoser, — Reichthum und Armuth, Religionsverfolgung und die unheilbare Wunde der Auswanderung, — Elementarereignisse, die Lindwürmer oder Drachen. — »Die Birgstutzen« und das nach Schultes vom Ebenseeer Wundarzte Wattmann geschossene Thier verdienten gründliche Nachforschung. Bisher ist bey dieser Restauration der Drachen eben nicht viel herausgekommen. In manchem Edelsitze des tyrolischen und steyrischen Hochgebirgs werden noch solche gezeigt; es sind aber offenbar junge Krokodile, als Seltenheit gekauft, oder von fernen Reisen selber heimgebracht.

Einzelne, im Ganzen unbedeutende Mängel abgerechnet, kann diesem Abbilde der von Vielen dankbar gepriesenen Heilquellen Gasteins der Ruhm eines gründlichen Quellenstudiums, eines anziehenden Wechsels von Bildern nicht abgesprochen, und selbes nicht anders als auf das ehrenvollste genannt werden. — In dieser Hinsicht mußte den Verfasser die Erscheinung einiger späteren Kompilationen über Gastein und der sie unter seltsamen Symptomen recensirenden literarischen Chronik um so mehr aufstacheln, als diese Machwerke an innerer Gediegenheit dem

Verfasser nimmermehr die Schuhriemen auflösen konnten, als sie alles, was einigen Werth hat, lediglich aus seiner Mühe und Arbeit entlehnt hatten, gleichwohl aber über dieselbe (manchmal nicht ohne allen Grund, noch öfter aber mit geflissentlicher Rückenstecherey) hergefallen sind. — Es hatte sich damals in der deutschen Buchmacherey wirklich eine nichtsnutzige Schule zusammengenistet, die ohne den geringsten eigenthümlichen Werth die Schriftstellerey mit lederner Stirne buchstäblich als Schriftstehlerey betrieb. — Der verdiente Verfasser des steyermärkischen Lexikons, Karl Schmutz, hat sich damit belustigt, Einiges aus diesen Buchmachern kolumnenweise neben einander zu stellen, woher aus den Werken Hormayrs, des Chorherrn Kurz und aus Schultes Reisen, ihr Machwerk, mit Wiederholung derselben Druckfehler, ohne alle Benützung der Verbesserungen und Nachträge, ja sogar ohne die nöthige Aenderung der bloß persönlichen Beziehungen, aufs unverschämteste herausgestohlen sey? Nur auf Hormayr allein kamen 712, sage siebenhundert zwölf, ohne Veränderung eines Jota nachgedruckte Seiten. — Man hat darüber verächtlich gelacht, Niemand hat sich darüber getäuscht, und der armselige Unfug ist, nicht ohne heilsame höhere Einwirkung, spurlos wieder verschwunden. — Herr von Koch-Sternfeld ließ aber eine eigene Schrift dagegen drucken, er nahm die Sache sehr schwer und als Haupt- und Staats-Aktion, und kam durch eine nicht so leicht erklärliche Ideen-Association auf die rein aus der Luft gegriffene Vermuthung, Hormayr, der jene Kompilatoren niemals weder schriftlich noch persönlich gekannt, ihre Büchleins nie gelesen hatte, und von ihnen gerade am allerärgsten geplündert worden ist, stecke dabey unter der Decke!! Er ließ nun gegen denselben so viel Galle los, daß (um mit Makbeth zu reden) »dieser Grimm sich selber überstürzte, und jenseits seines Zieles hintaumelte!« — Zugleich klagte er das bereits 1806—1807 erschienene Archiv für Süddeutschland, das Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, nicht minder die Wiener Jahrbücher, des Plagiats an. — Daß ein verdienstvoller Schriftsteller, wie Koch-Sternfeld, nicht dergestalt beraubt werde, daß nicht die Mittelmäßigkeit und Ohnmacht sich mit fremden Federn schmücke, ist ein allgemeines Interesse der Wissenschaft und der Ehre. — Aber voreilige Beschuldigungen können auch nicht ohne alle Berichtigung bleiben. Der Vorwurf des Plagiats gegen die Jahrbücher ist durchaus grundlos. — Das Archiv für Süddeutschland hat auf mehr als 800 Seiten einen einzigen, aus Salzburg herstammenden, zu Wien in einigen zeitgemäßen Punkten umgearbeiteten, vom

damaligen Hofkanzler, Baron Bleul, eigens zu literarischer Mittheilung eingesendeten Aufsatz von vierzig Seiten, und einen noch viel kleineren über Berchtoldsgaden.—Die in eben diesem Magazine bekannt gemachten wenigen Urkunden sind übrigens unstreitig für mehrere Länder weit wichtiger und folgenreicher, als alle, die Hr. von Koch=Sternfeld je herausgegeben hat — Wer ein paar tausend alte Denkmale edirte, braucht sich nicht um die Priorität dieser oder jener Urkunde mit der Todesangst zu balgen, als gelte es »das letzte und einzige Schaf des Armen?« — In dem Journale: das Archiv, sind allerdings die über die Salzburger (nunmehr in Wien befindlichen) Mosaiken erschienenen Aufsätze zusammengestellt, jedoch mit genauer Anführung der Verfasser, hiernach mit jenen Kompilationen auf keine Weise in einen Topf zusammenzuwerfen.— Ohne deßhalb Hormayr zu nennen, ohne ihm den Ungrund oder das Unzureichende einzelner Behauptungen oder dieses und jenes Werkes nachzuweisen, hat Herr von Koch=Sternfeld aus den in einigen Journalen gegen ihn gerichteten verkappten und meist nichtssagenden noch beweisenden Ausfällen eine seltsame Mosaik zusammengekittet. — Am Seltsamsten war darunter die Wiederholung einer gewaltigen Plattitude des Tyroler Bothen von 1822. Muchar hatte in einer ausführlichen kritischen Anzeige von Hormayrs Werken gesagt, daß vor dem Erscheinen der durch Hormayr edirten Denkmale, Tyrol im Mittelalter eine terra incognita gewesen sey. — Wie? (meinte der Tyroler Bothe), was wären denn Zibock, Putsch, Burglehner, Mohr, Brandis, Wolkenstein, Kembter 2c. gewesen? — Leider sind diese und noch andere Handschriften bis auf den heutigen Tag ungedruckt. Sie können also auch nicht von übergroßer Volksthümlichkeit gewesen seyn?? Einige zählen drey, sieben, eilf, auch dreyzehn Folianten, sind fast durchgängig Seltenheiten, größtentheils nur in einem einzigen vollständigen Exemplare vorhanden, also daß viel tüchtigere Kenner als der Tyroler Bothe sie gar nie durchgesehen, ja nicht einmal gesehen haben!? Sie sind voll der alten Fabeln, werfen alle großen Landesgeschlechter durch einander, von Entwicklung der Verfassung, Verwaltung, Justiz, Steuern, Unterricht, von dem Wichtigsten, was man sucht, ist darin gar keine Rede, wohl aber von Heuschrecken, Mißgeburten und Kometen. Es sind theils trockene, zerrissene Chroniken, theils genealogische, topographische und klösterliche Bruchstücke, und die entscheidenden Urkunden, zumal die Hochstiftischen, fehlen darin durchaus. — So wie wir »tantum solummodo *scimus*, quantum *memoria tenemus*,« so heben die voluminösesten Handschriften, die gerade das Wichtigste doch nicht

enthalten, und die nicht acht Menschen aus der ganzen Nation kennen, den Charakter einer terra incognita nicht nur nicht auf, sondern beweisen ihn vielmehr unwiderleglich. — Welches Werk existirte damals über das ganze tyrolische Mittelalter, das nicht gerade der Hauptsachen entbehrend, unter der Kritik wäre? — Herr von Koch-Sternfeld hat übrigens diesen unglücklichen Einfall des Tyroler Bothen für ein so unwiderstehliches Rolandsschwert gehalten, daß er ihn nicht nur in dieser eigenen Gegenschrift, sondern auch in seiner übrigens sehr gründlichen Abhandlung: »Ueber Arnos, Erzbischofs von Salzburg, urkundlichen Nachlaß, in Beziehung auf die baierische Landes- und Volkskunde,« aufgepflanzt hat. — Eine korrektere Abschrift des köstlichen indiculus Arnonis hatte Herr von Koch allerdings vor sich, wie aus dem fehlervollen Chronico noviss. und aus Resch, Hormayr, als er seine Dissertation über die Gauen und Komitate des rhätischen Hochgebirges schrieb. Es war also auch leichter, Fehler zu vermeiden, wie sie in allen größeren Sammlungen, z. B. der Petze, Fröhlichs, Rauchs, vor allen in den Monumentis boicis zu finden sind. Die bis dahin unentdeckten Hauptresultate aber über die tyrolischen Gauen, Grenzen rc., wie sie Hormayr (damals neunzehnjährig) aus bisher unbekannten Urkunden bekannt machte, stehen fest. Kenner wie Delius, und selbst die erbitterten Gegner Lang und Pallhausen, haben sich darauf bezogen — Leidenschaftliche Verkleinerung ist ein Pfeil, der meist auf den Schützen zurückspringt. Kein wahres Verdienst ist je durch noch so spitze Recensionen zu Grunde gegangen. Keine Schofelwaare hat je durch noch so lobpreisende Recensionen die Unvergänglichkeit erlangt. — Leider ist aus Lessings Ironie manchmal bittere Wahrheit geworden: man müsse nachsichtsvoll gegen das Schlechte, verwöhnend gütig gegen das Mittelmäßige, und nur gegen das Ausgezeichnete unerbittlich seyn. — Dem Verdienste seine Krone, dem Anfänger Ermunterung und Hülfe, und nur der Anmaßung- und Heucheley eine scharfe Geißel zu seyn, dünkt uns der Beruf der Kritik. — Einzelne Irrthümer aus Höflichkeit unberührt lassen, scheint uns beynahe lächerlich. Es würde gar nicht schwer seyn, selbst Johannes Müllern in einzelnen Daten oder Citaten Fehler nachzuweisen. Sie schaden seinem Ruhme just so viel, wie die Flecken der Sonne! — Eine echte Recension darf aber nicht allein bestätigen oder berichtigen. Sie darf auch nachholen und ergänzen. Sehr vielen Anzeigen der Jahrbücher gebührt dieses Zeugniß, und es ist ihnen auch von kompetenten Richtern geworden. — Das Ergänzen und Nachholen ist übrigens bey den Koch-

Sternfeld'schen Schriften am wenigsten anzuwenden. Ein vollständiges und ernstes Betrachten ihres Gegenstandes läßt sich ihnen nicht absprechen.

Treffend ist, was den drey Büchern der »Geschichte des Fürstenthums Berchtoldsgaden und seiner Salzwerke« (1815) voransteht: »In jener Zeit, als der Mensch in seinen Stimmungen — Muth, Frömmigkeit, Kultursinn — organischer handeln mußte, denn durch Papier: und der Wille lebendiger einwirkte, als durch Geld und Schießpulver, hingen Stiftungen wie Berchtoldsgaden mit anderen Thatsachen zusammen, und ihr Faden war in den wichtigsten Ereignissen verschlungen.«

Diese drey Bücher haben den wichtigen Vorzug der Lokalorientirung und der möglichsten Erschöpfung des Stoffes mit den übrigen Kochischen Arbeiten gemein. Ihr Vorzug besteht überdieß in einem leichteren und angenehmen, weniger durch Ueberfluß der Ideen unterbrochenen Vortrag. Das Bild, das man von Berchtoldsgaden erhält, läßt keinen billigen Wunsch übrig. Was allenfalls daran zu bemerken, trifft nur geringe Einzelnheiten, z. B. S. 7 das Geschlecht der Gaugrafen des Chiem- und Salzachgaues war allerdings weit verschlungen, und kam zu gewaltigem Besitz im Ostland und in der obern und untern karentanischen Mark. — S. 12, 15, erwünschte Aufhellung des Zweiges von Mögling und Frontenhausen. — Die Babone und Cunone von Rot verdienten wohl, daß ein Forscher von Professor Moritzens Fleiß und genealogischem Scharfsinne sich mit ihnen beschäftigte, wie er es jetzt mit dem Hause Sulzbach thut, und wie er früherhin manches Räthsel im Stamme der Grafen von Formbach und Pütten, von Wels und Lambach glücklich gelöset hat.

Wie interessant ist nicht die Geschichte von Irmengard und Kuno zu Mögling, von ihrer schönen Tochter Adelheit und von dem kühnen Marquard, von dessen blutigem Ausgange und vom Jagdabenteuer Grafen Engelberts, das Berchtoldsgaden den ersten Ursprung gab? Die drey Männer der Mutter, ein Mögling, ein Hallgraf und ein Sulzbach, — und die drey Männer der Tochter, der Marquardsteiner, der reiche Ulrich von Pütten und der jüngere Berengar von Sulzbach. — Merkwürdige Geschicke in dem Kampfe zwischen Papstthum und Kaiserthum Gebhards und Thiemos und späterhin Konrads von Salzburg und Altmanns von Paßau. — Das Haus Andechs ist dem Verfasser unstreitig weniger geläufig. — S. 12, 25. Ob nicht S. 52 Arnold Graf von Mürach weniger ein Ortenburger aus der Oberpfalz ist, als vielmehr der Arnoldus

Comes de Mourich, Mourit, von Haus Eppan, Altenburg und Greifenstein, der in allen Händeln von Trient, Chur und Brixen und der Klöster Neustift und Grieß eine Rolle spielte? — S. 17, daß Sieghard von Playen das Dorf Fabiana oder Wien an den Bischof von Paßau verkauft habe, ist ein, nun schon längst aufgeklärter Mißverstand des hieran sehr fruchtbaren Lazius. — S. 14. Wippthal ist nicht Unter-Innthal, vielmehr Eisackthal, und S. 35 Raitenbuch, allenfalls wohl dem Oberinnthal benachbart, aber nicht dem Etschthal, dem Vintschgau, das sich erst jenseits der Finstermünz und Martinsbruck, jenseits der Norbertshöhe, südwärts ausbreitet. — S. 28, daß die österreichische Markgräfin Itha auf der unglücklichen Kreuzfahrt Herzogs Welf 1101 die Sklavin Sanguins und die Mutter des Sultans von Aleppo geworden, beweiset für ihre dauerhafte, mittelalterliche Natur, denn sie hatte dreyßig Jahre zuvor mehrere Kinder, darunter den heiligen Leopold geboren! — Daß sie eine Playen gewesen, ermangelt bisher jedes Beweises, wohl aber verheiratete ihre Tochter Sophie sich in dieses Haus. — Daß Itha's Schönheit schon früher die Rechte ihres Gemahls gefährdet, ist die alte Fabel von Albert dem Leichtsinnigen. — Sehr anziehende Nebenumstände der dreyfachen Stiftung von Baumburg, Raitenbuch und Berchtoldsgaden. — Ueberaus schöne Beschreibuug der Leiden Salzburgs durch die vom Barbarossa den Playen übertragene Rache an dem, Alexander dem III. unerschütterlich getreuen Erzbischof Konrad, und die schauerlich-schöne Sage vom Untersberg. — S. 79 wird Heinrichs des Löwen Aechtung und die Erhöhung Otto's von Wittelsbach wohl nur durch einen Druckfehler auf 1183 gesetzt? — So wie mehrere Urkunden Heinrichs des VI. für tyrolische und baierische Klöster zufällig manche unerwartete Anomalien an sich tragen, und zu lehrreichen Betrachtungen über jenen Wendepunkt des Reichslehensbandes und des Erbbesitzes Anlaß geben, so ist im Schutzbriefe dieses Kaisers für Berchtoldsgadens Bergbau im Tuval, 1191 — 1195, die Stelle merkwürdig: in Comitatu Cucullensi, in utraque regione fluminis Salzache. — S. 65. Daß Kärnten erst in den Absichten der Hohenstauffen gegen die Welfen von Baiern getrennt worden, widerspricht der ganzen Geschichte dieses Herzogthums seit den Ottonen. — S. 76 endigt ein überaus schöner Abschnitt: »wie Verwüstung das Land, wie gemeinste Raubsucht die Ritterschaft, so hatte während jener Spaltungen das tiefste Verderbniß der Sitten auch Priester und Klöster ergriffen: der Geistliche, der sich mit einem Weibe begnügte, ward für heilig geachtet.« Von der Frequenz der Priesterehe vor Gregor dem VII. gab

insonderheit Pfarrer Winkelhofer in der steyermärkischen Zeitschrift auffallende Beweise. Aber auch der Verfasser zeigt in seinem »Salzburg und Berchtoldsgaden,« den monachis gegenüber, vermählte Clericos, presbyteros, z. B. Engilperth nobilis presbyter gibt ein Gut am Högel, aber erst post obitum filii sui Liuthardi, — Pilgrimus presbyter S. Ruodberti et *uxor* ejus linza habuerunt predia in lungaue et in Lenginvelt — Pabo quidam clericus de Maticha, in *uxorem* duxit ancillam nostram (des Domkapitels) ꝛc. — — S. 96, 99, 100, 105, 106, 109, 120; schätzbare Beyträge zur Geschichte des Hauses Playen und Peilstein, von denen auch die Lande ob und unter der Enns, insonderheit Melk, Zwettl, St. Pölten, St. Florian ꝛc, manches schätzbare Denkmal aufzuweisen haben. — Um so mehr fällt S. 115 auf, daß »die Grafen Konrad und Otto die Marken Oesterreichs gegen Böhmen und Mähren hüteten, als 1260 Ottokar mit mehr als zehntausend Mann in Oesterreich einfiel, und daß diese beyden letzten Playen in einem Gefechte der Vorhut von den Böhmen erschlagen wurden??« Böhmen und Oesterreich gehorchten damals beyde Ottokaren, und nicht Er fiel verwüstend in sein eigenes Land, sondern die Ungern und Kumanen König Bela's und Stephans. — Dieser Kampf ist eine der interessantesten Episoden in Ottokar Horneks Reimchronik. — Ottokar empfing im Bade diese Post, sprengte hinaus, fand aber das Treffen schon geendet, und die Grafen todt und ausgeplündert. Als ihm, der vor Wuth weinte und die Haare raufte, der Brandenburger Markgraf mit Gewalt die Hände hielt, schrie er: »Oheim, das ertrag ich nicht. Ich muß sie rächen, die hier todt vor uns liegen, und gelte es die Ehre von zehn Königen! — Daraus wurde dann auch Ottokars herrlicher Sieg, der die bisher ungrische Steyermark wieder mit Oesterreich vereinigte. — Obige Angabe ist offenbar nur wie ein augenblickliches Versprechen oder Schreibfehler. — Vielschreiber, die dem Talente gar zu gerne einen Kleks anhängen, um es desto leichter zu sich herabzuziehen, ermangeln gewiß nie, solche gar keiner Rede werthen Versehen als unverantwortliche Flüchtigkeiten darzustellen. — S. 112. Erzbischof Philipp konnte nicht »fortfahren, mit Söldnern König Ottokars und Friedrichs des Streitbaren gegen Salzburg zu wüthen,« denn als dieser letzte Babenberger im Juny 1246 bey Neustadt wider König Bela fiel, war Ottokar weder König, noch auch Herr in Oesterreich. Dieses wurde er im April 1252, König aber in der That erst das Jahr darauf, dem Titel nach erst 1260.

Je näher die Geschichte Berchtoldsgadens der neueren

Zeit rückt, desto ruhiger und angenehmer wird der Vortrag, desto schlackenfreyer und gediegener die Angaben. — Denkwürdig für immer bleibt jene gewaffnete Austragung des Streites zwischen Berchtoldsgaden, Salzburg und Baiern durch den strengen Maximilian, das Haupt der Ligue, die Seele und den Hort des katholischen Reichstheiles und jenem wilden, eigenwilligen, wollüstigen, geist- und geschmackvollen Erzbischof Wolff Dietrich von Reittenau, in dem Niemand glauben würde einen deutschen, wohl aber einen welschen Prälaten aus den Tagen Alexanders des VI., Julius II. oder Leos X. zu erblicken. — Des verewigten Wolff treue und fleißige Arbeit, doch nur ein Aktenauszug, bricht nicht nur an der wichtigsten Stelle gänzlich ab, sondern läßt uns auch noch früher manch wichtiges Räthsel in Maximilians lykurgischem Charakter ungelöst. Er gibt uns manchem Zweifel preis über diesen Herrn, der an Frömmigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Beharrlichkeit, Arbeitsamkeit, kriegserfahrner Tapferkeit und Erkenntniß der Augenblicke (wenn auch nicht im Gebrauche derselben) unter den Zeitgenossen nur Heinrich den IV. und Gustav Adolph zu Nebenbuhlern hatte, und ohne dessen aktiven Heldenmuth, Ferdinands des II. catonische, aber mehr passive Standhaftigkeit, vielleicht ihm und seinem Hause nur das Loos der Merovingen bereitet haben würde.—In dem Vorgange gegen Wolff Dietrich wie gegen Donauwörd (diesem unseligen Vorspiele des dreyßigjährigen Krieges, und wohl kein geringerer Funke zu dieser fürchterlichen Feuersbrunst, als die Fensterabstürzung zu Prag), möchte man, dem Scheine nach, Maximilian kaum frey sprechen von vergrößerungssüchtigem Ehrgeiz. Dieser war auch bey der unverholenen, gewaltthätigen Ausbreitung und den beständigen Säkularisationsentwürfen der protestantischen Fürsten, als Selbsterhaltung und als Gegengewicht vielleicht nie triftiger zu entschuldigen, besonders bey der vollendeten Schwäche, bey der gänzlichen Nichtigkeit des halb verrückten Rudolph, bey seinem Bruderzwiste mit Mathias und bey der äußersten, durch halbe oder verkehrte Maßregeln immer noch gesteigerten Gährung sämmtlicher Erblande? — Stellt man aber jenen Vorgängen wider Donauwörd und wider Wolff Dietrich, Ferdinands Rettung aus der höchsten, unausweichlichen Noth entgegen, durch die von Max und seinem Tilly, Pappenheim und Herberstorf vollbrachte Dämpfung des oberennsischen Bauernaufruhrs und durch die Prager Schlacht am weißen Berge, und wie dann Max (während die Sachsen sich ihre zweydeutige Hülfe mit der Lausitz bezahlen ließen) das altbaierische, ihm für seine dreyßig Millionen Kriegskosten verpfändete Land ob der Enns großmüthig zurückgab, und statt dessen die

Chur und die Oberpfalz, alte Güter seines Hauses, nahm, die er selbst seinem Vetter Friedrich entrissen, dem Winterkönig Böhmens, den er durch die Prager Schlacht gestürzt; — wie er schon früher gegen Salzburg Rückschritte gemacht, und die unglaublich günstige Gelegenheit versäumte, Baiern in seiner alten Gestalt wieder herzustellen, und jenen schweren Verlust des Landshuter Erbfolgekrieges wett zu machen; — wie dafür Baiern ohne Ersatz oder »Satisfaktion«, eine ausgebrannte Wüste, aus dem Frieden von Münster und Osnabrück hervortrat; — dieses merkwürdige, auf das immer tiefere Sinken des bereits unheilbar siechen Reichsverbandes, einflußreiche Räthsel hat noch immer seinen Oedip nicht gefunden!

Die große Säkularisation hat bey aller Verknöcherung der einst, gerade vom Volke gepriesenen Krummstabsherrschaft, wehmüthige Gefühle und großartige Erinnerungen erregt. — Was immer und ewig sein Interesse behält, was gut und komfortable am Alten war, und was man hoffte vom Neuen, das wurde explicite und implicite kaum befriedigender ausgesprochen, als in des Verfassers Schrift: »Die letzten dreyßig Jahre des Erzstiftes Salzburg.« Es ist die trotz mancher aristokratischen Zuckungen und übertriebener Ersparung doch überaus lichtvolle, staatskluge und wirthschaftliche Regierung Hieronymus Colloredo's, mit welcher wahrlich blutwenige weltliche Regierungen seiner Zeitgenossen den Vergleich aushalten. — Die baierischen Ministerialräthe von Belli und von Roth haben ein solches Gemälde aller säkularisirten und mediatisirten Staaten angekündigt, ein Deutschland vor dreyßig Jahren. Wird diese Aufgabe überall so gelöst, so ist der Gewinn wahrlich nicht gering.

Salzburg und Berchtoldsgaden in historischer, geographischer und staatsökonomischer Hinsicht (1810, zwey Bände), entstanden aus denselben Betrachtungen, die vier Jahre früher das Archiv für Süddeutschland begründeten, und die Johannes Müller in seiner historischen Kritik und in seinen vertrauten Briefen an Hormayr mit der ganzen Unbefangenheit und edlen Wärme seines Gemüthes aufgefaßt hat.

Die Klagen über das Sinken der deutschen Journalistik sind leider nicht ungerecht: zu oft haben sich kritische Blätter elenden Persönlichkeiten, dogmatisirenden Parteyansichten und buchhändlerischen Berechnungen preis gegeben, frivole Unterhaltungsblätter, Theaterkrittel und — kleinlicher Privatzwist erhält sich, während gehaltreiche Journale schnell wieder untersinken. — Nicht jeder Redakteur, nicht jeder Mitarbeiter, am wenigsten der Verleger will und kann in die Länge so beharrlich

Mühe, Zeit und Geld darauf wenden. Dies Schicksal hatte auch allzubald die gehaltvolle: Zeitschrift für Baiern und die angrenzenden Länder (1816—1817), wozu Herr von Koch mit dem Freyherrn Adam Aretin, dem Ministerialrath von Belli und mit dem Legationsrath Stumpff (dem allzufrühe verewigten Verfasser der politischen Geschichte Baierns) verbunden war. — Darin und auch einzeln erschienen mehrere wackere statistische Arbeiten des Verfassers, z. B. über Rheinbaiern, über Aschaffenburg, über das Inn- und Hausruckviertel, über den Alpengurt ꝛc. Selbst der kleine Aufsatz über die Hohenauer-Schiffahrt ist voll unbekannter oder längst vergessener Daten, besonders zusammengehalten mit den Nachrichten über die Donauschiffahrt in Gemeiners Regensburger Chronik, in Hormayrs Geschichte Wiens und in Kiefhabers Handelsnotizen im obgedachten Journale. Gerade bey der jetzigen Konstellation im Osten sind diese anschaulichen Kunden über die Donauschiffahrt von gesteigertem Interesse. Was waren einst durch sie Ulm und Regensburg, ja selbst Paßau und Krems? Die Stadt der Kreuzzüge, Wien, hob sich durch die Donauschiffahrt binnen etwas mehr als vierzig Jahren zur ersten und reichsten Stadt Deutschlands nach Köln. Auch diese Jahrbücher gaben darüber manche lesenswerthe Andeutung (IV. 205; XXI. 1, 18; XL. 105, 113, 118, 140, 144). — Wir gehen nun über zum nächsten Gegenstande dieser Anzeige, zu des Ritters Koch-Sternfeld »Beyträgen zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde.«

Den Reihen führt: Der heilige Mangold in Oberschwaben; mit Rücksicht auf die Vorgeschichte und Geographie des Landes.

Die Wichtigkeit der Acta Sanctorum für die alte Geschichte und Topographie ist unläugbar und vielseitig. Mit Recht hat die Frankfurter Gesellschaft neuerdings darauf aufmerksam gemacht (Jahrbücher XIV. 250, XV. 214, XXXVI 148, 155): allein sie bedürfen der allerstrengsten Prüfung. Beständige Verwechslung der Zeiten und der Personen, Vermischung des Ungleichsten und niemals Gleichzeitigen, macht sie zu einer äußerst gefährlichen Klippe, an welcher gar zu leicht die beyden entgegengesetzten Seiten scheitern. — Richter hat irgendwo gegen Dobrowsky gesagt: »Wir lieben die Kritik, welche erhält?« (oder erhellt? denn sonst müßten mehrere echte Kritiken seyn, und es müßte sich noch um etwas anderes handeln, als um die Wahrheit!). — Franz Kurz aus St. Florian und Albert Muchar aus Admont, — wahrlich ehrenwerthe Namen, haben einen andern Weg, als diesen

ausschließlich erhaltenden, eingeschlagen, den es allerdings schwer seyn möchte z. B. bey der Legende St. Maximilians anzuwenden, über dessen ungeheuern Kirchensprengel, über dessen freygebige Ausstattung durch den Kaiser Philipp und durch dessen Sohn Quirin und über die angebliche große Kirchenversammlung Numerians ꝛc.??—S. 7, 13, die Oertlichkeit, des Verfassers eigenthümlicher Vorzug, auch hier wieder in scharfen, treffenden Umrissen hingezeichnet.— Aber dieser allzu akustischen Behandlung der ältesten Historie können wir uns eben so wenig ganz befreunden, als einst den Ausgauwohnern, Ingauwohnern, den drey Büchern und drey Mättern des alten biedern Nikolaus Vogt, die des Tacitus Istaevones, Ingevones, Triboeci und Nemetes sind.—Gebirgsland, Taurisker, Sumpfland, Windauen, Vindonen, und die dritte Hauptabtheilung der von den Höhen in die Niederungen vorrückenden Bevölkerung, die Boden- und Waldbewohner Boji, Bari, Tullingi, Duni?? Buri sind auch Waldbauern, — Bor ist auf gut sarmatisch (??) Wald? — Wer sollte sich diesem etymologisirenden Generalisiren anschließen, und einem Hammer, Dobrowsky, Ritter, Kopitar gegenüber, nicht eine übergroße, und doch sehr zuversichtliche, philologische Oberflächlichkeit wahrnehmen?— eben so im Unterschiede der Sueven und Cherusker als Bewohner vom harten Boden, vom See- oder Sumpfboden?— Diese Unterscheidungen dürften wohl alle zu schneidend aufgefaßt, zu absolut, zu disjunktiv genommen seyn? Die Manie der Assonanzen, droht wirklich jeden Tag mehr, den bescheidenen Ansprüchen des sens commun völlig den Garaus zu machen. — Die Calucones sind nach Muchar ohne weiters in der Klachau, nach Koch dagegen um Kaltern und an der Keltnach, — die Vennostes, Vennonetes sind Vindonen aus den beliebten Windauen, und zugleich im Vintschgau und an der Wertach?? — Die Launi, Alani, Velauni erinnern an die zahlreichen Bergorte und Bäche, Lana, Lähn in dem, Tyrol und Baiern scheidenden Hochgebirge? — die Aescones sind kennbar in den Eschen von der Ammer bis an die Aar, — die Suanetes an den Schwandbergen, Schwendauen, Schwanenstein, Schwansee und—Sonnenburg?!— Die Vangionen, Wang und Weng, von den Vogesen durch ganz Oberschwaben, Oberbaiern, Salzburg, bis an die Donau?? Die Buri in Seldenbüren, Dornbürren und stets bey römischen Ruinen?? bis Michel-Beuern, Kauf-Beuern—Burgau ist Buren-Gau (Wersebe sucht gar dort die Burgundionen), und der Buren eigenthümlicher Erwerb, die Lichtung und Beweidung verwaldeter Gegenden mittelst großer Schwein- und Rinder-

herden," soll erwiesen seyn durch Leg. Alem. c. 96. Signis *Buricas*, in sylva tam porcorum quam pecorum incenderit??— sunt certi denique fines!— Pfronten bey Nesselwang (wo noch viel römisches Blut sey), Frons Rhaetiae, stand lang auf Schutz und Trutz gegenüber der sich auf den linken Donauufer ausdehnenden frons Germaniae??— S. 29. Wer würde nicht von ganzem Herzen beypflichten dem verdienten Lobe des im Mittelalter nicht minder als in der Römerwelt einheimischen Direktors von Reiser zu Augsburg, dessen römisches Museum ein wahres Muster ist, und mit gesundem Sinne nachgeahmt, die vortrefflichsten Früchte erzeugen würde. — Dabey darf auch das bescheidene Verdienst des Dr. Beyschlag, Rektors und Bibliothekars bey St. Anna in Augsburg, nicht übergangen werden. — S. 38. Die Eroberungen der Franken und ihre um wenige Schritte vorausgehenden Missionen waren in beständiger Wechselwirkung. Daher die Schenkungen an etwas exponirte Kirchen in den "avant terres," wie Chur, St. Gallen, Konstanz, aus altverwahrtem Lande, wie Elsaß ꝛc. Viele solche Gaben erklären sich auch aus der ganz einfachen Ursache, daß der nämliche Herrscher am Ticin und an der Eyder, an den Pyrenäen, an der Raab und March gebot.— Veltkin z. B. gehörte nach Saint Denys.

Die ostgothische Herrschaft bis ins schwäbische Hochland mit vollem Rechte anerkannt. Nur in der "Formel des Herzogthums Rhätien" scheint uns impetus *gentilis*, *Gentes*, *Gentiles* zu frey übertragen durch nordische Haufen und deutsche Einwanderer, so wie das höchst allgemeine Gleichniß: velut quaedam plagarum obstacula, sehr gesucht auf den großen, im Leben des heiligen Mangold beschriebenen Wildstand im schwäbischen Hochlande gedeutet.— Ueberall geniale Blicke und schätzbare Lokalwahrnehmungen, die aber manchmal in vorgefaßte Meinungen und in fixe Ideen ausarten.

Ueber die Zeit des heiligen Magnus finden wir hier einen ähnlichen Zwiespalt, wie jenen, der über das Apostelamt des heiligen Rupert in den Geschichten Baierns so viele Verwirrungen angerichtet hat.— Nach dem Verfasser sind Columban, Gallus und Mangold Zeitgenossen,— Mangold und Magnus eine Person, — Magnus ein treuer Mithelfer bey der Gründung von St. Gallen.— Der Verfasser beruft sich dabey öfters auf des gelehrten Pater Plazidus Braun Geschichte des Hochstiftes Augsburg. — Allein Brauns Ansicht ist hiervon weit verschieden.— Nach ihm ringt St. Magnus Leben von seinem Reisegefährten Theodor mit solchen Irrthümern und solchem Verdacht, daß die Herausgeber es entweder gänzlich verworfen,

oder nur Auszüge nach ihren Ansichten gemacht haben. Der heilige Magnus war nach Braun von Mangold verschieden, und Magnus ein Zeitgenosse des Königs Pipin und der Bischöfe Wikterp und Tozzo, hiermit um ein volles Jahrhundert später, als hier angegeben wird. — Wahr ist es, die alten Legenden bedurften der Sichtung — dennoch scheint es gewagt, solche Aufzeichnungen in dieser Gestalt umzuformen, daß aus dem großen Drachen ein Räuberhauptmann, ein Rinaldo Rinaldini oder Andrassek und Jurassek wird, vermis magnus, qui crepuit medius et mortuus est, — aus den daemonibus in aere volantibus et ejulantibus, lauter Wegelagerer, und aus dem Kampfe »der tapferen Helden, von denen uns die Lieder melden, die reinigten von Ungeheuern die Welt in kühnen Abenteuern,« »ein Kampf um Recht und Ordnung« — eine kühne Waffenthat — »eine Bezwingung der finsteren Macht.« — Bey Roßhaupten ist der »draco magnus, qui non permittebat transire hominem, neque equum per viam illam,« wieder ein gefürchteter Räuber.

S. 86, 91, 93, 95, 98 ꝛc. Alles sehr gut lokalisirt, — dennoch möchten wir wissen, »wo die Geschichte zeigt, daß die Gebirgsschlünde am Lech den Vindeliciern wie den nachgefolgten Römern und Sueven, von jeher ein höchst wichtiger Eingangs- und Uebergangspunkt gewesen seyen?« — So wie die Drachen und die Dämonen der Legenden hier zu Schreyhälsen und Buschkleppern werden, so werden auch aus den Bären, kraft eines standhaften Veredlungsprozesses, »zottige Bergknappen,« S. 96. — Die Uebersetzung Rex Pipinus (Herr Pipin, der königliche Statthalter, S. 79) dünkt uns auch nicht übertrieben ängstlich. — Die Benennung julische Alpen ist noch ein Verdachtsgrund mehr gegen die ganze, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten zusammengestoppelte, vielfach wurmstichige Legende. — Was auch immer an der Terrainkunde und an den vielfach eingestreuten, überaus schätzbaren Notizen dieser Abhandlung zu rühmen ist, Plazidus Braun scheint die Legende dennoch richtiger beurtheilt zu haben, ohne daß den Ehrenkranz frommer Gläubigkeit, diesem wahrhaft Ehrwürdigen, irgend Jemand wird anfechten wollen?

Die Kulturgeschichte der Buchonia des, zum Theil aus Sachsen her bevölkerten, großen Waldgebietes zwischen Franken, Hessen und Thüringen, hat Herr von Koch-Sternfeld gleichfalls aus Anschauung entworfen, wie seine Panoramen des salzburgischen und suevischen Hochlandes: ein ehrenwerthes und großes Uebergewicht, selbst über den gelehrtesten Fremdling. Auch die hier ausgesprochenen staatswirthschaftlichen

und Verwaltungsgrundsätze dünken uns vortrefflich. Daß es ohne die Vorschule der Geschichte und der Lokalkenntniß keine gedeihliche Geschäftskunde gebe, kann gerade in unseren Tagen nicht oft genug wiederholt werden, so wie »daß ein Volk ohne Küsten und ohne erheblichen Verkehr nach außen, hiermit ohne Welthandel und ohne den Zufluß des allgemein gültigen Zahlungsmittels, nur durch die innere, örtliche und möglichst gleichheitliche Pflege seiner physischen und geistigen Kräfte, seinen Wohlstand zu sichern vermöge.« — S. 114, 117. Vortreffliche Bemerkungen über den dortigen Holzboden, die Urwälder von Eichen und vorzüglich von Buchen. — Wie oben der Kreuzschnitt zwischen Berg und Thal, See und Sumpfboden, so dünkt uns auch hier, S. 118—121, die Eintheilung nach Bäumen, Buchenvölker, Tannenvölker, Fichten- und Kiefervölker, zu weit und in Karrikatur des, übrigens nicht genug zu empfehlenden individuellsten Lokalisirungsprinzips überzugehen. — S. 124. Die wichtige Behauptung, daß die Urstämme der Völker selbst in sehr unwirthbaren, von Gewässern oft verwüsteten oder bedrohten Landstrichen, größtentheils bleibend ansässig geblieben, daß z. B. die Gothen, die Sueven, Vandalen und Wenden sich noch insgesammt, wiewohl nicht ungemischt, in ihren Stammsitzen befinden, — diese Behauptung kann, so viel sie auch in einzelnen Fällen für sich hat, doch als Regel schwerlich zugegeben werden. — Jenes alte Richtscheit, was zu viel beweiset, beweiset nichts, dürfte in dem nachfolgenden Etymologisiren über Hruoden, Roden, Readen, Rotten, Riethen, Roiden, Röden, Rodachen, Rudolph und Rothenburg, — so wie in den Motten, Mötting, Motzing und Kalmuth, nicht mit Unrecht seine volle Anwendung finden? — Die Mischung und der Wechsel der Völkerschaften sind freylich einer der mächtigsten Hebel der Vorsehung. Allein wir können uns die Berg-, Thal- und Sumpfbewohner doch nicht so scharf gesondert denken, wie Dragoner, Uhlanen und Husaren, oder wie das gelbe, grüne und blaue Regiment. Die meisten großen Völkerstämme hatten alle jene Verschiedenheiten der Oberfläche. Schon vor mehr als zwanzig Jahren drang Hormayr in seiner Geschichte Tyrols auf solche »klimatische« Behandlung der Historie. — Allerdings hat, wie der Verfasser sagt, jedes Thal seinen eigenthümlichen Typus und Verhältniß der Bevölkerung zum Wald-, Weide- und Ackerboden; des Vermögens und der Arbeit zu allen Arten von Nutzboden, des Viehstandes, des Fruchtwechsels, des Gewerb- und Kunstbetriebs; — worauf sich die Verhältnisse zum sach- und zeitgemäßen Fortschreiten in den intensiven und extensiven Kulturarten gründeten. — Allerdings —

und welches ungemeine Verdienst hierbey die Abteyen hatten, ist (wiewohl durch den Ritter von Lang in gewisse Schranken gewiesen) dennoch für Baiern durch Westenrieder, Zierngibl und Günthner, für Böhmen und Mähren durch Meinert und Wolny, für das deutsche Oesterreich durch Hormayr, Kurz, Winklern, Hermann, Röggel rc. urkundlich nachgewiesen. Weit weniger möchten wir jedoch eine planmäßige Einwirkung mit großartigen Hülfsmitteln, mit Intelligenz und Beyspiel von Seite des Adels als Grundherrn zugeben, nicht von den Karolingen bis an die Salier, nicht im Zwischenreiche, nicht späterhin, wo die unzähligen Schloßtyrannen in dem wilden Ausbrechen des Faustrechts wenigstens eben so viel wieder verdarben, als früher gut gemacht worden war

Land um Kriegsdienst ist die Seele des germanischen Lehenwesens, — Land um Kriegsdienste begehrten die Cimbern vom Volke des Mars, — Land um Kriegsdienst nur auf die männlichen Nachkommen vererblich, weil auch diese nur das Schwert führen, war vorzugsweise bey den salischen Franken Grundsatz, den sie überall auf ihr Eroberungsloos übertrugen. — Häufig ist der Ausdruck terra salica tief im rhätischen und norischen Hochgebirge, und in dem, über die Hunnivaren und Ungern eroberten Ostland eben nicht, aber man findet ihn. In mehreren Fällen ist es erweislich, daß erst bey der späten Eroberung unter den Ottonen und bey der Erweiterung Heinrichs des III. edle Grafen und muthige Glücksritter vom Rhein, die nach salischem Gesetze lebten, — dies Verhältniß mit sich hergepflanzt.

Seite 134. Die Gaueneintheilung der Buchonia ist richtig und dankenswerth. — Der Verfasser geht nun auf die Einwanderung der Slaven oder Wenden über, und wir müssen schon darin seinen Takt erkennen, daß er das Daseyn der Slaven in diesen Gegenden, nicht wie es jetzt immer mehr Mode wird, den Aboriginen beygezählt, oder lieber gleich gar antediluvianisch gemacht hat!? Diese Beyträge enthalten überhaupt so viel über den slavischen Theil der fränkisch-baierischen Bevölkerung, und der Verfasser übt die auf der germanischen Erde ihm so lieb gewordene Etymologie auch auf die slavische so vielfach, aber nicht glücklicher, aus, daß wir die Bemerkungen hierüber auf weiter unten zusammensparen, und einstweilen in anderen Wahrnehmungen fortfahren.

Der eigentlichen Kulturgeschichte der Buchonia, S. 136 bis 160, kann kein Unparteyischer das gerechte Lob versagen. Es ist darin eine große Detailkenntniß überall auf höhere Ansichten und allgemeine Grundsätze zurückgeführt. — S. 157. Daß die österreichischen Mönche vor den Hunnen, so wie 1529,

1683 vor den Türken in baierische Klöster flohen, ist eben so bekannt, wie daß Leopolds des I. Gunst, nach Ungerns Befreyung vom anderthalbhundertjährigen Türkenjoch, österreichischen Abteyen verwüstete Klöster im nahen Ungern (nicht in Slavonien, nicht in Krain), schenkte, aber man würde diese Gabe sehr überschätzen, wenn man ihr einen bedeutenden Einfluß auf die Restauration der physischen und sittlichen Kultur einräumen sollte. — »Was die Alpen zwischen Italien und Deutschland sind, das ist Altthüringen zwischen dem deutschen Süden und Norden,« schließt dieser inhaltreiche und höchst lobenswerthe Aufsatz.

Ueber den Wendepunkt der slavischen Macht im südlichen Bajoarien, eine überaus verdienstliche Arbeit. — Von der heutigen Bevölkerung des baierischen Königreichs von etwas mehr als vierthalb Millionen Menschen, zählt der Verfasser 600,000 slavischer Abkunft, 700,000 alemannischer, eine Million Franken, 1,360,000 Baiern. — Das Reich König Karlmanns, Bojoarien, Karentanien, der Nordgau, die Ostmark, soll auch ein Drittheil Slaven in sich begriffen haben? — Die Karolingischen Münchner Urkunden, so wie viele spätere, zeugen allerdings von zahlreichen slavischen Volksstämmen. — 846 am 5. July zu Frankfurt beschenkt König Ludwig den Würzburger Bischof Gozbald, »ad dotandas ecclesias 14 in terra *Sclavorum* inter *Moinum* et *Radantiam*, qui vocantur Moinwinidi et Radanzwinidi, noviter conversorum. — In einem Kaiserbriefe des Münchner Archives von 896, 2. August zu Regensburg erscheinen: hospites et liberi Slavi — in einem andern Heinrichs des Voglers, 923, 8. April, Quedlinburg: »tributum de partibus orientalium francorum vel de Sclavis.« — Heinrich der Heilige nennt 10. September 1012: »servos, sclavos sive accolas.« — In Bamberg (»plebs hujus Episcopii ex maxima parte slavonica,« Harzheim III. 126) sind die Slaven meist liberi, *sicuti Slavi solent esse.* — In Altbaiern mag ihr Loos durch Eroberung und Kriegsgefangenschaft härter gewesen? Das Ranshofer Dekret Herzog Heinrichs über die Verhältnisse der Hörigen (993—995?) ist eben nicht sanft: Sclavi ejusdem coadunationis districtui subjaceant aut *exterminentur.* — In Karentanien war die Eroberung mit ihren Rechten allerdings Regel, doch gab es auch viele freye Slaven in Gemeinden. Ueber das Loos der Slaven in unserem Ostland, wo sie häufig leibeigen waren, häufig aber auch frey und in ganzen Bezirken und Gemeinwesen, unter eigenen, selbst gewählten Obrigkeiten, beysammen wohnten, z. B. um Enns, Krems, Pütten, Kremsmünster ꝛc., gab

der XXX. und XXXI. Band dieser Jahrbücher eine eigene urkundliche Abhandlung. Nachträge dazu enthält der XL. Band. — Die Heerfahrten gegen die Thüringischen, Obersächsischen und Lausitzer Wenden blieben nicht ohne Rückwirkung auf die Fränkischen. — Am 16. August 1136 zu Würzburg gab Lothar II. dem heiligen Otto, Bischof zu Bamberg, dem Apostel eben dieser Slaven und der Pommern, den Tribut von vier neugewonnenen slavischen Provinzen: tributa quatuor provinciarum Slaviae — concedente de jure suo Adalberto marchione, cujus marchiae terminus praedictas includit provincias — — quia praefatus Episcopus Otto in destruenda idolatria et convertenda illorum barbarie primus laboravit. — Diese Slaven, die in Rom als incompositi in via morum et vitae rationibus ac orthodoxae fidei regulam non servantes verklagt werden, verrathen denn doch ein immer wachsames Auge und beständige Missions- und militärische Vorkehrungen wegen ihrer »*multitudine innumerabili*, pene sideribus adaequata, — nec modo Ruthenia, quae quasi est alter orbis, verum etiam in Polonia et Boemia vel communi appellatione Sclavonia, quae plures provincias continet.« — — Das Gewicht des Gegenstandes hat der Verfasser sehr richtig erkannt; aber er läßt sich hier und da von seinem Stoffe zu weit hinreißen. Die slavischen Etymologien nehmen in diesem Aufsatze einen Charakter an, der des Philologen und des Eingebornen strenges Augenmerk verdient. Wir stellen nur einige, sehr leicht zu vermehrende, dießfällige Wahrnehmungen hier zusammen.

I. Band, S. 8. Die deutschen und sarmatischen Hordenzüge. — Die Slaven, die hier gemeint sind, waren keine Sarmaten, wenn gleich sich das alte Sarmatien über Polen und Oberungern erstreckte. Man sollte einmal aufhören, sarmatisch und slavisch als Synonymen zu gebrauchen. — II. 37 gar sarmatische Kolonien in Baiern vor den Römern!!

S. 16. Windonen hieß alles Volk an und zwischen den zahllosen Sümpfen der Tauernkette!?? Mit Recht wird S. 17 in der Note bemerkt, daß die Laute der Ursprache keineswegs nur dem sarmatischen oder slavischen Idiom angehörig seyen — weßwegen man die alten Windelicier zu slavischen Abkömmlingen machen wollte — aber der Verfasser hat doch gar zu oft das vermeintliche slavische Idiom (einzelne Wörter) dazu gebraucht, dort Slaven zu finden, wo keine waren. — Seit Jordans sind Winidi wohl Slaven, aber Wind gehört nicht den Slaven an. — Sie selbst nennen sich nicht Winden, sondern nur die Fremden nennen sie so; nicht so wegen der Sümpfe, die sie

bewohnten, sondern weil sie Jordanes da fand, wo Tacitus seine Venedos hinsetzte, folglich ist die Benennung bloß geographisch, nicht genetisch.

S. 107—671 sah sich Alemanien—von slavischen Völkern, mit seiner Kirche zu Augsburg rc. verheert!! Wo findet man die Zeugnisse von diesem Streifzuge??

S. 118. »Germanische Bukowina.« Ganz recht, weil Buche im Slavischen Buk ist, aber das Wocheiner Thal (Note XX) ist nicht von Buche abzuleiten, und Lübek heißt slavisch nicht Bukowec, S. 119.

S. 121. Die Völkernamen aus verschiedenen Sprachen (Note *) erklärt, eben so willkürlich, z. B. Gabreta sylva, Ahornwald, und gabr, habr ist carpinus, Weisbuche, nicht Ahorn; die Böhmen schreiben jetzt gawor anstatt Javor, wie kann man aus diesem Worte eine so alte Benennung erklären wollen?

S. 123. »Daß ein einzelnes Geschlecht den Namen einer ganzen Völkerschaft — bewahrte.« — Mag seyn, nur sollten (Note *) nicht die Slavi, Dulgobini (Bewohner des Siegfeldes), als Beyspiele stehen. — Wer kann aus Dulgobini die Erklärung von Siegfeld herausbringen?

S. 124. Welchen Sinn kann die Behauptung haben, daß z. B. die Wenden u. s. w. noch in ihrem Stammsitze zu suchen? Es gab eine Zeit, wo sie noch den Dnepr nicht überschritten.

S. 129. »Gothen, selbst von sarmatischen Horden östlich herangedrängt.« Hier kann doch sarmatisch nicht slavisch seyn, und Hunnen können nicht Sarmaten, nicht Slaven genannt werden.

S. 133—134. Salland mag wohl Niederland bedeuten, aber terra salica bloß den Franken zugeschrieben, ist gar gewagt. Terra salaricia S. 236 muß doch ganz anders gedeutet werden.

S. 135. Waldsassen ist klar genug, warum soll man an Sachsen denken?

Graffeld von Hrabie, Graf, abzuleiten, kann nicht gebilliget werden, da grabie, hrabie ursprünglich deutsch ist, und erst später ins Böhmische herüberging.

S. 136. Löben kann nicht von luch, lucus abgeleitet werden, noch weniger ist Würzburg slavischen Ursprungs (Note XL). Twierza, (böhmisch Twerze), Feste, paßt ganz und gar nicht hierher, denn beydes ist von twrd, twerd, hart, fest.

S. 148. Rink kann nicht Slavenmarkt genannt werden;

denn rynk ist aus dem Deutschen (S. 168), Ring, der Marktplatz, und weiter nichts anders.

S. 165. »Slavische Urkundensprache — untergegangen.« Man könnte fragen, zu welcher Zeit sie vor ihrem Untergange bestand? — so wie welches vielübliche, slavische Landrecht (S. 250) gemeint sey, wo die Weiber nie in den Mitbesitz der Güter kommen?

S. 166. Aus dem Ausdrucke winido Hoheimonarca ist schwer zu folgern, daß die Slaven an den Hügeln von Hochheim Reben pflanzten; daß sie um Proselsheim Hirse bauten, weil gar nicht nothwendig bey diesem Namen an proso, Hirse, gedacht werden muß. — (Note **) ist gramschaz wieder aus dem Slavischen höchst willkürlich und gezwungen erklärt.

S. 167. Iberius mag Iber oder Ibor geheißen haben, woher will man wissen, daß er ein Wende war? Seine Frau ist doch gewiß eine Deutsche (Mechtildis), und der böhmische Slavibor ist nicht aus Slav-Ibor (Note *), sondern aus Slavibor zusammengesetzt.

S. 196. »Slavische Kolonien bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts hinaufreichend.« — Unmöglich schon um diese Zeit. Weder in Böhmen noch in Kärnten gab es damals schon Slaven, wie konnten sie so weit gegen Westen vorgeschoben seyn?

S. 165. Veitshochheim — Nikolausburg — unverkennbare Denkmäler des slavischen Kultus? Dafür kann man Veit und Nikolaus nicht ansehen. Beyde waren auch bey den Deutschen und Lateinern verehrt. — St. Veit spielt zwar als wieder paganisirter Swantowit eine große Rolle bey den Slaven. Aber doch gibt es auch uralte deutsche Kirchen in Menge, die ihm geweiht sind.

S. 172. »Die slavische Herrschaft — bis an die Eisak und den Brenner.« — Wenn bloß von Einfällen die Rede wäre, möchte es hingehen, allein von einer Herrschaft darf es nicht gelten, zahlreiche topographische und ethnographische Spuren sind dagegen, daß die Slaven hier zwischen Baiern und Longobarden bleibende Sitze gefaßt.

S. 174. »Domathal, offenbar slavische Herkunft.« — Sichtbar ist das Bestreben des Verfassers, überall Slaven, überall slavische Namen zu finden, wo es Andere nicht finden können.

S. 185. »Kremsbrücke — wo auch — gefüttert wurde.« — Den Beweis Krema, Schenke, kann man nicht gelten lassen, weil es anstatt Krema, Krtschma, heißen muß, das zu Krems gar nicht paßt, 7, 237, wo doch Krcma steht, wovon Krems nicht kommen kann.

S. 186. »Tegernsee von teku, fließen.« — Ganz willkürlich! Eben so Misbach von mygi; myti, waschen. — Noch schlimmer S. 191 Ramsau von hrom, Donner u. s w. Eben so Leisach, libussa, ganz lächerlich; libussa ist die Liebliche, Liebe, nicht die aus dem Walde hervorgegangene. — »Solche Andeutungen — mögen Slavisten vom Fache prüfen« Einer hat sie geprüft; dieser und jeder andere wird sie für Windomanie erklären. — Pisek z. B. S. 194 ist jeder Sand, nicht goldhaltiger Flußsand; abria mit obruba ist S. 196 nicht vergleichbar, obruba ist bloß Saum an Kleidern, nicht auch Grenze.

S. 196. »Das slavische Etymon — bis zum Bodensee bemerkbar — uralt.« Nicht doch. Nach des Verfassers leichter Methode kann man in der Vendee, in Irland und überall slavische Etyma finden, wie Hankenstein bey armorici an Slaven dachte, weil more Meer bedeutet.

S. 240. »Taliub et Sparuna,« wahrscheinlich »Amtsnamen,« — nein, sondern eigene Namen. Ihr Amtsname ist actor (fattore); Zopan ist Zupan, praefectus territorii, nicht eben Banus.

S. 241. Sirnicha, Sirning, eine slavische Käserey Der Verfasser dachte an syr, Käse; — Käse mochten die Slaven wohl machen, aber der Ort scheint vor ihnen so geheißen zu haben.

S. 242. Slanbach (slan, slavisch Salz). Salz ist slavisch, sol, sul, nicht slan; slany ist salsus.

S. 243. Von dem besonderen Geschicke der Slaven, Hallstätten zu betreiben, findet man sonst keinen Beweis. Angeleitet von deutschen Bergleuten, betreiben die Slowaken in Schemnitz auch den Bergbau — die Halloren zu Halle stammen von Wenden ab. — Was folgt hieraus? daß auch Slaven zum Salzsieden gebraucht werden können.

S. 249. »In slavischen Geuschen.« Note * Katrce (lies Katrtsche), Bauernhütte. — Im Böhmischen ist dieß eine schlechte Hütte, aber bey Geusche möchte man lieber an casa oder an Kutja (serbisch) denken. — Allein auch Deutsche können in schlechten Hütten wohnen.

S. 251. »Krawat (von krawa), Kühwärter.« Nicht so. — Es soll krawar heißen, womit horwat, Charwat (Kroate), gar nicht zusammenhängt. Auch die Slowaken sind bekannte Schweinschneider, und ziehen zum Kastriren herum, ohne es von Kroaten gelernt zu haben.

S. 252. »Gesaß, Gsast, von ssaty (sprich Schaty, Kleid), ist wohl nicht abzuleiten; da es aus dem Deutschen erklärbar ist.

S. 281. In den etymologischen Glossen sind die Ableitungen aus dem Böhmischen oder Slavischen fast alle zu rügen (Braunschweig von brany, Pflug; brany ist die Egge, nicht der Pflug), oder von Perun, dem slavischen Donnergott. — Klausen — »tabor nennt sie der Slave.« Nein, tabor ist das Lager, Feldlager. — »Drau, slav. Drewo.« Die Drau hieß Dravus, ehe noch ein Slave dahin kam. — »Haun, slav. Wald, Jagdboden.« In welchem Dialekte soll Haun zu finden seyn? Gewiß in keinem.

S. 305. »Bischof Heinrich — nannte das ganze heutige Babenbergerland (J. 1006) einen von Slaven bewohnten Wald.« Wo? und mit welchen Worten?

S. 171. »Ihr Beginnen reicht selbst nach den Spuren ihres Etymons zuverläßig über die christliche Zeitrechnung hinauf.« — So alte Kolonisationen slavischer Geschlechter sind ganz undenkbar, sie sind durchaus der Geschichte widersprechend.

II. Band, S. 11. Bey Cidelarn, Zeidlarn, denkt der Verfasser wieder an slavische Zeidler. S. 39, wo die Bienenzucht ein echt slavischer Betrieb heißt. — Aber auch Nichtslaven betrieben ja früh die Bienenzucht in Ländern, wohin nie Slaven gerathen sind. — Der heilige Michael auf den rauhen Höhen von Zimmern mag doch auch, wie St. Veit und St. Lorenz, Patron anderer Leute gewesen seyn, nicht ausschließlich der Slaven — S. 37. »Schon ehe die Römer diese Auen in Besitz nahmen, hatten die Urbewohner deutsche und sarmatische Kolonien unter sich aufgenommen.« Unmöglich, da noch Jahrhunderte verflossen, ehe Slaven dahin kommen konnten. — S. 39. Bey Daubenbach dachte er wieder an Daupe (Wildlager), bey Zimmern an Zimny, kalt (Winter heißt Zima), bey Napling, Noppling, an das Zeitwort naplawugi, Holz flössen, dabey an eine slavische Flößanstalt, wo doch Daubenbach, Zimmern, Nopling ganz anders gedeutet werden können.

S. 62. Tan mag immer passender abgeleitet werden, als vom slavischen Tani, das einen Ort bezeichnen soll, wo sich viel Volk zum Verkehr sammelt. Woher soll diese Bedeutung seyn, da Tani gar nichts bedeutet, und ein Schreibfehler seyn mag? — S. 79. »Eben darum so viel slavisches Alterthum um Krayburg und Wald — vielleicht von damals gefangenen und übersiedelten Slaven?« Bloß etwa darum, weil man bey Krayburg an Krag (lies Kraj) denken soll? — S. 82. Joculator muß eben kein Hofnarr seyn, sondern ein Spielmann, Possenreißer, Sänger, wie beym Anonymus Belä Notarius.

S. 38. »Den Hunnen, seit der Mitte des fünften Jahr-

hunderts — und den von ihnen herangeschobenen Slaven, welche — Alles ohne Beweis. Die einstmalige zahlreiche slavische Bevölkerung zwischen der Alz, dem Inn, der Isar rc. ist lange noch nicht außer Zweifel. — Vor dem sechsten Jahrhundert konnten keine Slaven dort in Verbindungen mit den Baiern kommen.

S. 96. Sloupratig ist wohl schwer zu erklären, aber Slavenbraten sind es gewiß nicht.

S. 147. Note * kann man nur mit sehr wenigen Erklärungen aus dem Slavischen einverstanden seyn. — Für Ugehel (Uggel) wird aus den regestis Vol. 1 ugehel slavonice ambilus silvae angeführt. — Nun aber ist in den regestis für ugehel zu lesen Ugezd, d. i. Umritt, Umfahrt — Ritter von Lang hat h für z nehmen sollen, und d für el, das mit dem d leicht verwechselt wird (el).

S. 156. Bey Sinhuben (welche Heu lieferten) scheint der Verfasser wieder an sono, Heu, gedacht zu haben. — Warum dieß?

S. 156. »Ein gewisser Fleischdienst sloupratig bestanden« rc. — Wohl ist sloupratig etwas Aehnliches, da es mit porcos in Verbindung steht. — Nur an Slaven ist bey Slou, und an Braten nicht bey pratig zu denken. S. 96.

S. 172. Samo, oberster Heerführer der Karentaner Slaven, habe Böhmen oder Thüringen niemals betreten?? Darüber ließen sich denn doch starke Zweifel aufwerfen (Jahrb. III. 298, 312, 313, und wie bestimmt ist der gelehrte Valesius gegen diese Meinung, III. 312, 314).

Zu S. 173. Aeußern wir noch einmal den Wunsch, es möchte uns die Fabel von Herzogs Tieth und seiner Frauen Glaistrade Begräbniß erspart worden seyn. — Daß zu Werfen (Vocarium) und am Fachen und Heidenberg ob Bischofshofen, am Karlstein, an der Vager und Non, zu Kirch- und Jochberg römische Burgen gewesen, von christlich-bajoarischer Mannschaft besetzt, ist nicht zu erweisen. Gar oft werdeu hier Angaben des zwölften nnd dreyzehnten Jahrhunderts in umgekehrter Richtung in die Tage vom sechsten bis zum achten Jahrhundert hinaufgedreht. — Die Legende von St. Amand, wie jene von Marin und Anian, die nur von Vandalen spricht, ganz mit derselben lokalen, chronologischen und ethnographischen Unbestimmtheit, wie andere Legenden, können wahrhaftig nicht dazu dienen, weder die verwirrte Geschichte Maximilians, noch Samos eigentliche Stelle in der Slavenwelt näher zu bestimmen. — S. 182 — 184. Die longobardisch-bojoarischen Verhältnisse in Tyrol sind in Hormayrs Werken vollständig aufgeklärt, so viel die äu-

ßerste Dürftigkeit der Quellen es zuläßt, — daß aber Herr von Koch-Sternfeld die alte Burg Tyrol und Meran (bis gegen das Ende der Hohenstauffen einen bloßen Schuttwinkel, und dann binnen einigen Jahren einen Flecken) als die Zuflucht St. Korbinians nennt, zeigt von einer großen Nachgiebigkeit gegen die eigene Phantasie. — S. 184 steht dennoch wieder jene in Lukas Grafensaal eine Rolle spielende Schlacht am Feilenforst. — Man muß es wahrhaft bedauern, daß uns die Marschroute des slavischen Generalquartiermeisters, die doch offenbar vorhanden seyn muß, nicht zugleich mitgetheilt wurde. S. 186—194, wie die Slaven sich auf der Scharnitz und Leitasch fest gesetzt, wie sie nach Osten hin auf dem Pleissenspitz, Roßstein, Unitz, Nierath und Traußnitz, Wendelstein und Madrai, wie sie jenseits des Inns auf der Hochriß, den Kampen und den Schnappen bis in den Miesenbach standen, Pinzgau und Zillerthal, — das Wippthal (??) und die nördlichen (!!) Schluchten des Oberinnthals erfüllten, — wie eine Kolonne aus Unterpinzgau durch Leogang und Glem links hinauf zog, wie die Kolonne vom Brenner die Handelswege, die Berg- und Salzwerke im Auge hatte!? — Nicht ohne Erstaunen liest man so zuversichtliche Details, nicht etwa aus einer heutigen militärischen Zeitschrift, sondern aus dem siebenten und achten Jahrhundert!? — Ist das Dichtung oder Erdichtung? — Wo ist denn der geringste Beweis dafür, daß die Wiedereröffnung der Salzwerke an der Traun und Enns slavisch seyn und der Bergbau, bloß allein slavisch. — S. 293. Die Töpferey slavisch, weil Brona ein irdener Krug heißt, und Goriza am Fuße des Berges liegt, endlich II. Band S. 400 der Kleebau auch slavisch!? Manchmal kommen wieder alle Jahrhunderte durch einander, und aus dem zwölften und dreyzehnten wird mit Zuversicht auf das sechste und siebente zurückgefolgert!? — S. 195. Salzbau, Bergbau, Weinbau, Bienenzucht, Kleebau, Töpferey und Hosenrecken — alles slavisch. — S. 152 sind die Pferdemärkte am Lorenzen- und Veitstag ohne weiters auch slavischer Abkunft (wir finden sie auch da, wo von Slaven gar keine Rede seyn kann). Die Vorliebe zum Meth und geistigen Getränken und des Branntweinbrennen hat das Gebirg auch nur von den Slaven?? — Ueber die Salinen des Landes ob der Enns sehe man das verewigten Vierthaler trefflichen Aufsatz im Augustheft der vaterländischen Blätter 1811, dann andere in Hormayrs Archiv Nr. 26 März 1811 und Nr. 12 März 1812.

Neben so vielem Vortrefflichen wundert man sich nicht wenig, zu lesen, daß St. Veit und St. Georg, St. Lorenz und St. Niklas, ultra slavisch seyen, und St. Georg immer da

verehrt wurde, wo zuvor der Mithras stand?? — und welche ethnographische Folgerung, daß dem Erzengel Michael S. 204 auch in Baiern uralte Kirchen und Abteyen geweiht seyen, der im Ritus der sarmatisch-griechischen Völkerschaften im Hause der Czaren, Nikolaus und Michael oben anstehe!? Wohin würden wir auf diesem Wege nicht noch gerathen??

Das tyrolische Georgenberg S. 207 bis in die Tage Pippins hinauf?? — Die Fabel von Karls des Großen Geburt und von Pippins öfterm Aufenthalt in Baiern S. 221, daher der Pippingau, Pippinshausen, Pippinsried, Karlberg, Königstätten? — und wahrscheinlich auch der Pippingerplatz und die Pippingerstraße, jetzt Annagasse zu Wien?? — Daß Karl der Große zu St. Zeno bey Reichenhall sich aufgehalten, wäre des näheren urkundlichen Beweises wohl werth. — Die chronologischen und ethnographischen Absurditäten der Legende von St. Pöltens Stiftung sind auch schon in diesen Jahrbüchern dargethan. — S. 219. Daß die Goldeck, von offenbar minderem Heerschilde, ein Nebenzweig der Grafen von Pailstein und Playen gewesen, bedarf nicht nur des Beweises, sondern auch der Wahrscheinlichkeit. — S. 219 — 221, 224, 225, 233. Unhaltbare oder unbelegte Angaben aus der Geschlechtsfolge des Andechsischen Hauses. — S. 233. Der berufene Hunenfels. Heimfels, — berufen? — wodurch? wie hoch setzt ihn der Verfasser hinauf? — Doch nicht in die Hunnenzeit? — S. 244. In der Lösung der großen Aufgabe, so verschiedenartigen Boden und so mannigfaltiges Volk mit gemeinsamer Wohlfahrt zu einem Ziele zu bringen, und eben dadurch jene zu sichern, soll Kremsmünster ihren älteren Schwestern dieß- und jenseits der Donau am Gebirge herauf würdig nachgeeifert haben? — Kremsmünster ist von Thassilo, — dürfte also nicht viele ältere Schwestern haben, und weil die Schwestern überhaupt lieber jünger als älter sind, so stehen hier auch Lilienfeld und Neuberg, die ins dreyzehnte und vierzehnte Jahrhundert gehören.

S. 248. Ober- und Unterbayerdorf, die Schwabenhube und die Frankenhube sind eben schwache Beweise, daß neben dem slavischen Hauptstamme auch Baiern, Franken und Schwaben sich in Lungau seßhaft gemacht.

Geschichtliche Bemerkungen, Vor- und Anfragen, worunter sehr viel Ausgezeichnetes ist. — S. 257 werden die Felsenthalischen, geschichtlich malerischen Darstellungen von Oesterreich etwas überschätzt. Besonders ist der Text mittelmäßig: manchmal ist er sogar weniger als mittelmäßig. Die kirchliche Topographie Oesterreichs hat sich seit der Zeit durch die liebevolle Pflege des Domherrn und Direktors Stelzhammer sehr gehoben.

Johann Frast und Ignaz Kaiblinger, Kapitularen von Zwettl und Mölk, gebührt der meiste Ruhm hiervon. — Die im fünften Bande dieser Jahrbücher S. 161 ausgesprochenen Wünsche wurden verständig benützt. — S. 267. »Wiens Vorstädte stehen größtentheils auf dem Boden der ehemaligen baierischen Abteyen.« — Dieß kann nur von einer einzigen gelten, von dem Michelbeuernschen Grunde, altes Playensches Gut am Flüßchen Als, vom Patriarchen Sieghard geschenkt, so wie gleich daneben vom Grafen Sieghard mit Zuthun des heiligen Leopold, Berg und Wald und Wieswachs in Dornbach, nach St. Peter in Salzburg. — S. 275. Die Preisfrage über die baierischen Hallgrafen sehr zweckmäßig wieder in Erinnerung gebracht. — Etymologisch-topographisch-historische Glossen. — Viel Geistreiches, wie überall, aber doch zu häufiges Rudbekisiren. Was soll man davon denken, wenn man die Wahl hat, bey den ostgothischen Amalern zwischen, ohne Mal, zwischen Ammen und zwischen einer Reise nach Hammelburg? — die Verwandtschaft von Andechs und Eidechs, — Diana, Verona, — der S. 398 von Eschen hergenommene Beweis, daß dort neben Ureinwohnern, Alemanen noch früher als die Römer sich an der Nordseite der Alpen festsetzten!? — S. 307. Friesach, eine Kolonie von Friesen?? — S. 315. Mauerberg, Mauernkirchen, Mauerheim, Muralt, Mauern, soll auf Orte deuten, die bereits vor unserer christlichen Zeitrechnung mit Mauern umgeben waren? wo? warum? — S. 328. Die Beyspiele über das Verhunzen und Verstümmeln der Ortsnamen sind ein sehr glücklicher Gedanke.

II. Band. Zur Kirchen-, Kultur- und Territorialgeschichte der Herrschaft am Inn, an der Iser, Rot und Vils; mit Rücksicht auf dynastische Abstammung, auf das alte Haus-, Gemeinde-, Wirthschafts-, Rechts-, Gülten- und Steuerwesen — Einer der ausgezeichnetsten Aufsätze dieser Art, ja wir können uns nicht erinnern, einen gehaltreicheren und erschöpfenderen aus irgend einem deutschen Lande zu kennen. Hier ist der gelehrte Verfasser wieder ganz auf seinem eigenen Grund und Boden, und wenn er auch hier und da in seinen Folgerungen etwas zu weit geht, so ist doch der Gewinn der scharfsinnigen Untersuchungen nicht zweifelhaft, und das baldige Erscheinen des dritten Bandes ist gewiß ein eifriger Wunsch jedes Kenners und ein wahres Bedürfniß des südöstlichen Deutschlands. — Das Bild der salzburgischen Kirche zu Anfang des achten Jahrhunderts, die Herzogspfalz zu Oetting, die Verbindung zwischen Salzburg und Regensburg, die Schenkungen Hugiberts und Odilos und seines Sohnes, des letzten Agilolfingers

Thassilo, ist eben so wahr als anmuthig dargestellt, — eben so S. 24 die Ortschaften, und was in der That vortrefflich ausgeführt ist, 57 — 69 die Eruirung der mit der Landwehre so eng zusammenhängenden Adelsgeschlechter, — S. 39 St. Ruperts heilbringende Wirksamkeit, — S. 108 das merkwürdige Oettingen, — S. 100, 119, Mühldorf, seine Wohlhabenheit, sein Stadtrecht, die Juden, das Salz, das Mörengericht.

S. 11. Die slavischen Zeidler, bereits erwähnt. — S. 32 — 33. Isis und Isen, — wenn alle Haun, Haunsberg, Haunswang von den Hunnen herstammen sollten!? — Arnulfs des Bösen Mordfeldschlacht mit den Ungern bey Oetting verdiente eine nähere Nachweisung der Quellen. — S. 48, 49. Vortreffliche Bemerkungen über die Leibeigenschaft und über den Einfluß der Kirche auf dieselbe — Möglichkeit, um recht billige Arbeit zu dienstbarem geistlichen-Gute zu gelangen. — Wenn auch das S. 47, 49 aufgestellte Bild jener Tage etwas stark sanguinisch ist, die S 79, 110, 112 gegebenen wichtigen Urkunden muß man dem Verfasser sehr Dank wissen. Man muß sich aller Kriegslisten eines gewandten Kochs bedienen, um unseren oberflächlichen, von allem Tieferen gar so leicht angeekelten Lesern solche kraftvolle Hausmannskost über den verwöhnten Gaumen zu bringen. — Der Verfasser schließt vortrefflich: »Das Erzstift Salzburg, am und im Gebirge gelegen, und daher von der Natur mehr auf Viehwirthschaft, Salz- und Bergbau und auf Forstwissenschaft mit den verwandten Gewerben hingewiesen, betrachtete seit Anbeginn seine unmittelbaren und mittelbaren Gebiete im baierischen Flachlande als seine Getreidekammern; hier bestanden die ergiebigsten Kastenämter. Um diesen Haushalt organisch, das ist mittelst des Patrimonial- und Lokalprinzips, durch den individuellen Haushalt aller Grundholden (im Urbar) zu sichern; suchten die Erzbischöfe die Vogtey, den Waldboden und das Recht zur unmittelbaren und mittelbaren Besteuerung dieser Gebiete auf die beharrlichste Weise in eigener Hand zu bewahren, um mit möglichster Milde auf diesem Wege die Entrichtung der großen Gülten zu erleichtern. So wußte sich die Vorzeit vor jener finanziellen Kalamität unserer Tage, vor den zahllosen Fiskalprozessen wegen Ueberbürdung und Uebervortheilung der Landwirthschaft und Gewerbe zu hüten. Die Verkettung der Territorialverhältnisse ward zu diesem Ende auf eine eben so einfache als großsinnige Weise benützt. Salzburg legte in die eine Wagschale Behufs der baierischen Salzwerke zu Reichenhall die ausgedehnten Waldungen längs der Sale hinauf; — im Isengau selbst aber so manche oberherrliche, aus der frühesten

Zeit der Kulturgeschichte erworbene Gerechtsame. Baiern hingegen enthielt sich bey den salzburgischen Urbars-Unterthanen ferner aller (S. 95 xc.) gemeinen Landessteuern und der Scharwerke, außerordentliche Fälle ausgenommen, die Weihsteuer ward aber an das Erzstift entrichtet. Holz und Weide gewährte dasselbe im vollen Maße. Dieses staatswirthschaftliche Gleichgewicht war der wesentliche Inhalt der neuern Territorialverhandlungen von 1525, 1527 und 1661, deren Stipulationen bis zum Jahre 1803 galten.«

Der Vogelwald oder die Gebiete an der Traun und Sur, zwischen der Salzach, Sale und Lofer, in Beziehung auf des Landes Uranlagen, auf alte und neue Bevölkerung, auf dynastische, kirchliche und Territorialherrschaft xc. — Wir erhalten hier eine gediegene Fortsetzung des unter den Merowingen, Agilolfingern und Karolingen begonnenen Abbildes der Kirche St. Ruperts unter den Sachsenkaisern, namentlich von der Zeit an, als nach Heinrichs des Voglers mehrmaligem glücklichen Widerstand und nach seines Sohnes Otto großem Siege auf dem Augsburger Lechfelde (10. Aug. 955), die Ungern aufhörten, für Deutschland, namentlich für Baiern, das sie durch ein halbes Jahrhundert geschreckt und verwüstet, fürchterlich zu seyn, und als die Ostmarken an der Drau und Raab, an der Kamp und Erlach, March und Leitha allmälich wieder erobert, und die Grenzwachen und Stromburgen immer weiter vorgerückt wurden. — S. 122—135. Der Chiemgau, allerdings eine fruchtbare Wiege erlauchter Geschlechter, auch unserer steyerischen Aribonen und Ottokare, auch der Playen, Peilstein, Schalla und Burghausen, der Buigen und Rebgau, welche auf ihrem Eigen Altenburg stifteten, und häufig erscheinen in den Urkunden von Zwettl, Erla und Mölk, Kremsmünster und Seitenstätten. — S. 128. Das Königshaus der Scheyern im Isengau — und Reichenhall, wahrscheinlich eine seiner ältesten Domänen. Nicht minder wichtig ist, was die oft gedachten Beyträge zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann über den weit ausgebreiteten Besitz der Scheyern im alten großen Carentanien ans Licht brachten. — Treffliche Zergliederung mehrerer reicher Traditionen, mit beständiger Rücksicht auf den Boden, die Bewirthschaftung und die Ansiedlung — S. 139 — 143. Ausmittlung des nunmehr verschwundenen Namens Vogelwald, gleich dem einst eben so mächtigen Scharnitzerwald, Eßlerwald, und dem noch gewaltigen Odenwald, Spessart, Steigerwald xc. Leider walten bey dieser Bestimmung S. 143 — 150 wieder fixe Ideen vor, über das vermeintlich allerwärts hervortretende keltische Idiom, über die römischen Ca-

stelle auf allen Hügeln ꝛc. — Sie zeigen sich in der Ueberschätzung oder Ueberdatirung unbedeutender, dennoch aber gleich der Ochsenhaut der Dido zu unendlichen Folgerungen ausgesponnener Ueberreste, wie im starren Vermischen viel späterer mit viel früheren Zeiten. — So zuversichtlich aus bloßen Assonanzen, aus bloßen Etymologien, die noch dazu häufig verunglückt und irrig sind, wie aus Urkunden folgern, und sich auf derley Träume gleich das nächste Mal wie auf quellengemäß Erprobtes und Bewiesenes berufen, das heißt buchstäblich (wenn hier auch ein weniger edler, volksthümlicher Ausdruck vergönnt ist): »Die Geschichte bey den Ohren nehmen.« — Es kann daraus unmöglich eine wahre Förderung derselben, es kann kein echtes Gold daraus hervorgehen. Diese Assonanzenwuth ist vielmehr ein unläugbarer Rückschritt und eine Krankheit der Zeit, die uns allzulange dabey aufhält, durchaus wissen zu wollen, was Niemand wissen kann. — Was soll man z. B. von solchen Stellen denken: »Von der ausgebreiteten römischen Landwirthschaft in dieser Gegend auch nach der Völkerwanderung zeugen die Ortschaften Traunwalchen, Litzelwalchen, Walchenberg, Katzwalchen, Ober- und Unterwalchen, Reutwalchen ꝛc. — »Et ad Torleheim ecclesiam cum territorio — cum equis, pascuis, farinariis, sylvis etc. Toring, Turhausen, Türlaching, Turebach (Tor, Tur) erinnern nicht nur an die Heimat der Franken in Thüringen, sondern auch, wie Nußdorf, an den nordischen Kultus!!! — Als der ehrwürdige Kleinmayer auf die Wallen, Walchen (römische Abkömmlinge, es können aber auch spätere Fremdlinge seyn) aufmerksam machte, gab er einen schätzbaren Wink, — allein sunt certi denique fines! ihn mit wahrer Berchtoldsgadner Kunst so gestreckt, verdünnt und ausgedehnt zu sehen, bringt gewiß wenig Gewinn, zumal wenn derley Etymologien, ohne alle tiefere Kenntniß der Sprache, ihres Baues und ihrer Schicksale, bloß mit einem Wörterbuche in der Hand, geschieht, wie es hier der Verfasser selbst von all den unendlichen, slavischen Assonanzen und Herleitungen gesteht, aus denen die erprobtesten Kenner, wie Dobrowsky, Kopitar, Palacky ꝛc., fast keiner einzigen beypflichten. — Allerdings erfahrener lauten hierin die Andeutungen des gelehrten Ritters von Lang, obgleich die mehreren derselben den böhmischen Sprach- und Alterthumsforschern nicht minder ein Gräuel sind; z. B. Virziburg barbaro sermone darf nicht eben auf Slaven leiten, die Lateiner nannten gar oft auch die deutsche Sprache barbarisch; Würz ist deutsch, und man könnte nur sehr gezwungen an twerz, Veste, denken. Nornberg von nora, Berg; aber Berg ist slavisch hora, gora, nicht

nora. Noch ärger ist Aurach von auhor (Brachacker, nicht Kirchplatz), Baradin, Städtchen?? daher Bareith?? Eben so gezwungen sind Bodenmais, Onolzbach, Ranaridl, slavisirt (Grenze heißt nicht rana, sondern Granitza). Pommern, Pomorn, hat man längst von po und more, am Meere, Meer an, abgeleitet. Brün ist aus Brno, nicht brona, das Thor, sondern beydes von brañ, brñ, die Wehre, ein fester Ort. Was übrigens Ritter von Lang dießfalls aus Franken gesammelt hat, wird auch in Böhmen mit Dank erkannt. — Hat nicht unlängst ein Königsgrätzer Professor das Slavische in allem Ernste bloß für ein verderbtes Deutsch ausgegeben? Ein Anderer fand es rein griechisch, der Dritte erklärt alles persisch, der Vierte spricht, als hätte er das halbe Leben unter lauter Kelten zugebracht!

In der übrigens ruhmeswerthen Abhandlung »über Erzbischofs Arno urkundlichen Nachlaß« erreichten die Assonanzen und Etymologien ihren Scheitelpunkt. — Mehrere Laute werden ganz und gar willkürlich als Laute der Ursprache vorausgesetzt, und dann auf diesen Flugsand die schwersten und gewichtigsten Schlußfolgen gebaut? Diese (phantasmagorischen) Sprachdenkmäler (??) sollen klar darthun, daß noch in den Tagen Karls des Großen und Arnos ein Urvolk zwischen der Donau und Drau gesessen (Kelten oder Noriker, oder man nenne es, wie man wolle) — dann frühe germanische Einwanderungen, besonders Alemannen und Burier, vor und unter den Römern; — dann die Römer, dann wieder Germanen, darunter Gothen und noch einmal Alemannen und die Franken als Sieger und Eroberer; — endlich von Westen und Süden her Slaven, — in Arnos Urkunden nicht nur alle diese Dialekte, sondern alle die Völker treten noch handelnd auf in Personen aus allen Ständen und Klassen?? — Aehnliches Schwanken und Vermischen verschiedener Zeiten, unkenntlich umstaltet im Wechseln der Namen mit Personen, Völkern und Gegenden, ähnliche Willkür und Ueberschätzung ist auch in anderen Annahmen, z. B. jene Urlaute sollen sogar immer die Eigenschaft des Wassers und des Bodens, aus dem wie und wohin es strömt, streng bezeichnen, während wir alles nur in Umschreibungen sagen können!? — Der Verfasser hat S. 344 buchstäblich recht, wenn er es auch ganz anders meint, daß man an die Sprachenverwirrung Babels erinnert wird, wenn man hier an die Identität oder engste Sippschaft des baierischen Taching, des russischen Tagil und Tobol, des portugiesischen Tajo und des Dagoe der Ostsee glauben soll!?

Der vermeintliche große Unterschied der servi, coloni und exercitales in den Tagen der (doch in sehr verschiedenen Epochen verfaßten) baierischen Gesetze und in jenen Arnos, verdiente noch viel strengere Forschung, so wie der vitiose Zirkel, S 356—357.— 362—363, über die freylich sehr unrecht verstandene, mehrmalige »Wüste der Bojen.« — Um die Herleitung des Bojoarischen Namens wird den Verfasser eben auch Niemand beneiden. — Diese durchaus disjunktive und ausschließende Auslegung jeder einzelnen anziehenden Thatsache oder Spur leitet den Verfasser oft gewaltig irre, wie z. B. um nur eine Kleinigkeit zu erwähnen, daß Pfaffing, Pfaffstetten rc. immer Sitze von Klerikern oder Pfarrern bedeuten, Münster und Zell aber Sitze von Mönchen!? — Wie leicht wäre es, Beyspiele des Einen und des Anderen durcheinander, aus unserem Ostlande von der Saan bis an die March unläugbar nachzuweisen?

S. 349 heißt es: »Eine sehr wichtige und entscheidende Thatsache hat uns Arno rücksichtlich der Slaven bewahrt. Sie weiset einen merkwürdigen Zeitpunkt des achten Jahrhunderts nach, da die dem Heidenthum anhängenden Slaven über die Tauern bis in die Thäler der Salzach im südlichen Baiern am weitesten vorgedrungen waren. Diese Stellen, von Mehreren nach Zeit und Gegend irrig auf Samos Bewegung im siebenten Jahrhundert gedeutet, machten den Verfasser der Juvavia selbst zweifeln, ob Rupert wirklich erst mit dem Ende des siebenten Jahrhunderts aufgetreten sey?«

Die Stellen der breves notitiae Arno's (Juvavia, Anh 33, 35; und J. 141, 143), woraus dieser angeblich wichtige Folgesatz hergeleitet ist, sind: Interea contigit, ut a *vicinis Sclavis* illi fratres, qui ad Pongau de Salzburgensi sede ibidem destinati erant, inde expellebantur, et ita multis temporibus erat *devastata* eadem Cella *propter imminentes Sclavos* et crudeles Paganos, quoniam igitur perdifficile est omnia pariter annotare, quae Dominus Rudbertus Episcopus his novellis temporibus Christianitatis in eadem regione perfecit tamen necessarium duximus non retinere potiora.

Und dann heißt es ferners: propter *Slavos* crudelissimos Paganos eadem cella S. Maximiliani ad Pongo, multis erat temporibus desolata. Idem vero Presbyter venit ad *Otilonem* Ducem, et petiit dari sibi in beneficium hoc ipsum, quod *Theodebertus* dux dedit S. Maximiliano et Domino Rudberto episcopo ad sedem suam. — Daraus könnte man im Gegentheile folgern, weit entfernt, daß die Slaven in den salzburgischen und tyrolischen Thälern der Salza und Rienz festen Fuß gefaßt, ja sich ins Flachland ausgebreitet hätten, seyen ihre steten Sitze im-

mer nur im eigentlichen Carentanien gewesen, sie hätten nur nach der Weise aller dieser Völker beständige plündernde und verwüstende Einfälle gethan, und sich dann immer wieder in ihre Ringe und Erdhütten zurückgezogen? — Selbst dem Pongau und St. Maximilians Celle sind sie nicht Bewohner und Herrn, sondern nur imminentes und vicini, — oft, multis temporibus, ergießen sie sich verwüstend über die Gegend, in der sich natürlich Niemand gern ansiedeln will, da diese crudelissimi Pagani, vorzüglich den Priestern und Missionären der Franken wenig Gutes hoffen ließen. — Solche den Urkunden und den Stellen der Alten beygelegte Expansionskraft kann den Umstehenden und den Verfassern selbst sehr gefährlich werden. Die englischen Dampfmaschinen haben dießfalls manches warnende Beyspiel gegeben.

Solcher einzelnen Abirrungen ungeachtet, muß diese Abhandlung, eine wahre Fundgrube schätzbarer Bemerkungen und glücklicher Wahrnehmungen über das ganze Leben und Weben jener rauhen Zeit, mit Achtung und Dank genannt werden. — Ohne Meichelbeks Verdienste zu schmälern, mag man dennoch fragen, wo denn die baierische und theilweise die tyrolische, kraineriſche und österreichische Geschichte stehen würden, wenn der Freysinger Kodex des Bischofs Hatto und seines treuen Mitarbeiters Kozroch mit den übrigen Freysinger Salbüchern eben so durchforscht und beleuchtet worden wäre, wie hier der Nachlaß des großen und guten Erzhirten Arno und seines treuen Diakons Benedikt?

Ueberaus schätzbar sind S. 148, 149, 231 die Bemerkungen über die im Mittelalter ungleich größere Bevölkerung und die kaum glaubliche Zahl Edler, Freyer und Dienstmannen auf einem kleinen, jetzt sehr herabgekommenen Raum. — In Verbindung hiermit sind die trefflichen Bemerkungen S. 194 über die mehr und mehr verschwindende Schiffbarkeit der Ströme. S. 171, 204 — 208, über den Bergbau und über die Verflechtung mit Tyrol (großentheils wohl erst dem Ende des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts erweislich angehörig). Tiefbegründeter Uebergang, S. 101 — 204, den wir uns hierherzusetzen nicht enthalten können. — Es ist nämlich von der Zeit des Verlustes von Tyrol durch die Maultasche 1363 und von jenem, für alle weitere Ausbreitung tödtlichem Verluste von Rattenburg, Kufstein und Kitzbüchel 1503 im landshutischen Erbfolgekriege die Rede: »Was vom älteren und niederen Ministerial-Adel unter solchen Umständen noch übrig war, zog vorerst in Städte und Flecken, und von da, um Bestallungen, Pfründen und Sold, an die kleineren und größeren Höfe, wo es freylich manchem altritterlichen Geschlechte zum heutigen

hohen Adel sich aufzuschwingen gelang, während auf diesem mechanischen Wege die Mehrzahl nur desto schneller in Vergessenheit sank. Bürger und Bauern traten in abgelegeneren Gegenden an ihre Stelle, indem sie Zehnten, Obereigenthum und Ritterlehen erwarben, und so mit Hülfe des Briefadels, und besonders zur Zeit der Gewerkschaften, die letzte Klasse der Landtafel bildeten. Die Einbuße an organischer Civilisation und Kultur, durch die Entfremdung der vielen alten Geschlechter, zeigen auch die Thäler und Waldfluren an der Traun und Sur recht anschaulich; zugleich geben aber die dießfälligen Urkunden die vollgültigsten Belege zur Hand, wie sehr sich, trotz dem Lehenwesen, Obereigenthum und den Zehnten, auf dem natürlichen Wege, die Zahl der Güter und ihr Ertrag gemehrt hatten. Aber die Kastenämter, das herzogliche wie die des Domkapitels und der Klöster, heischten Dienst und Gülten mild und langsichtig, nach Maß des Fruchtjahres und der häuslichen Ereignisse.«

»Als am Ende des inneren Krieges über das baierisch-pfälzische Erbe auch die mit reichen Bergwerken gesegneten Gerichte Rattenberg, Kuefstein und Kitzbühel (1503) für Baiern verloren gingen, und der levantische Handel mehr und mehr unsere Alpen verließ; da würde unfehlbar die tiefste Armuth mit all ihrem trostlosen Gefolge in die rauhen Thäler des Vogelwaldes eingezogen seyn, hätte die Vorsehung nicht den lang verschollenen Bergbau wieder ins Leben gerufen, und die Salzquellen von Reichenhall in die Traunwälder geleitet. Der neuere Bergbau im Vogelwalde theilte sich, bis auf die jüngste Zeit, in den auf baierischem und in jenen auf salzburgischem Gebiete.«

S. 212. Reifenstuhls Salzleitung, Verbindung mit Traunstein, Berchtoldsgaden und Rosenheim.

Drangsale und Leistungen salzburgischer Gemeinden in Niederösterreich zur Zeit des Eintrittes Ottokars, Herzogs von Oesterreichs und Markgrafens in Mähren. — Eine in staats- und landwirthschaftlicher Hinsicht überaus merkwürdige Urkunde über den salzburgischen, unter der Enns, vorzüglich um Traismauer, Mölbling und in der Wachau ausgebreitete Besitz. Zusammengehalten mit der im XL. Bande, S. 30, 33, dieser Jahrbücher gegebenen Uebersicht des Paßauischen Gutes in Oesterreich vom Erlakloster nächst der Enns bis an die ungrische Grenze; und mit dem in diesem XLIII. Bande, Anzeigeblatt S. 14—30, enthaltenen großen Geding des Bischofs Otto von Lonsdorf; endlich mit dem Lorcher oder Paßauer Diöcesan-Schematismus in Hormayrs Geschichte

Wiens läßt zu einer befriedigenden Topographie Oesterreichs unter den Babenbergern und während des großen Zwischenreichs für Abgaben und Steuern, Hörigkeit und Dienstmannschaft, Grundherrlichkeit, Rechtspflege, Handelsverkehr ꝛc. wenig mehr zu wünschen übrig.

Jene seltsame Erscheinung der Abnahme der Bevölkerung, der Familien und der Ortschaften zeigt sich allerdings, wie der Ritter von Koch-Sternfeld ganz richtig vermuthet, an vielen und an den verschiedensten Orten zugleich, z. B im tyrolischen und steyerischen Hochgebirge, wie in dem Wunderlande Böhmen. Hier kommen dießfalls Resultate zum Vorschein, die Palacky's scharfsinniger und glücklicher Fleiß ehestens ans Licht bringen dürfte, und die gewiß jeder auf den ersten Blick für Täuschung hält, bis die zu Gebote stehenden, urkundlich genauen Nachweisungen durchaus keinem Zweifel mehr Raum geben. — Verminderung der Ortschaften und der Familien, beständiges und unverhältnißmäßiges Steigen des Uebergewichtes der weiblichen gegen die männliche Population, und ein reißendes Anschwellen der Seelenzahl, Jahr für Jahr, aber in der Rubrik der Häusler, Gärtler und Taglöhner gehört nicht unter die erfreulichen Zeitmeteore.

S. 246. Das Ulmerfeld, das Steinfeld und das Marchfeld haben mit dem salzburgischen Besitze eben so wenig zu thun, als die aufgeführten Ortschaften richtig angegeben sind. — Die Reducirung der Preise noch weiter fortzuführen, wäre gewiß sehr verdienstlich gewesen. — Der große Kritiker, Ritter von Lang, hat in allen seinen Leistungen hierauf die erfreulichste Rücksicht genommen.

Peters von Osterwald, eines für Baiern, ja fürs gesammte Süddeutschland wichtigen Mannes, 1757 verfaßte Schrift über die Kameral- und Rentenwirthschaft des Hochstiftes Freysing, und die Bemerkungen: Haushalt der deutschen Bisthümer, insonderheit Chiemsees, enthält viele treffliche Details über das Wechselverhältniß der geistlichen und weltlichen Macht, über Leben und Sitten. — Erzbischofs Eberhards II. großartige Stiftung dieses Suffragans, und wenige Jahre darauf jener zu Seckau und Lavant. Mit der Stiftung von Gurk war mehr als hundert Jahre früher Erzbischof Gebhard und die heilige Hemma vorausgegangen. Der Stiftsbrief von Chiemsee findet sich im Archiv für Süddeutschland. — S. 288. Das Peurer oder Peiler Burgthor zu Wien ist keineswegs das Burgthor gegen den Michelbeurischen Grund und der einst gräflich Playensche Boden. Erst unter Karl dem VI. abgebrochen, war es ein Endpunkt des alten Stadtgrabens, und schloß den, unter Ottokar bebauten und in

den Umkreis der Stadt eingezogenen Kohlmarkt. — Auch für Oesterreich ist in diesen schätzbaren Notizen reiche Ausbeute.

S. 359. Die Urkunde des im erbitterten Zwiespalt zwischen Papstthum und Kaiserthum schwer geprüften Erzbischofs Konrad, Grafen von Abensberg von 1117 ist allerdings merkwürdig wegen der seltenen Erwähnung des Herzogs Theodo und der Königin Regintrut, als Wohlthäter der Frauenabtey Nonnberg zu Salzburg: »monasterium in civitate nostra, quod beatus *Rupertus*, pater et patronus noster fundavit, sororem *Erntrudem* abbatissam consecravit, — *Dux Theodo* multis redditibus ampliavit — — — *Regintrout regina* locum titamaningun dedit. — — Aber die Gründung des Nonnberges wird ja ausdrücklich dem heiligen Rupert ausschließend beygelegt, dem Herzog Theodo die fromme Gabe vieler Einkünfte, der Königin Regintrut aber, erst gegen den Schluß des Briefes, nach vielen andern die einzelne Schenkung von Tittmaning. — Daß sie, die Königin, des Herzogs Theodo erste Gemahlin gewesen, dafür vermissen wir ebenfalls den Beweis.

Die Abstammung Eberweins, des ersten Propsten von Baumburg und von Berchtoldsgaden, hat viele interessante Korollare. — Sehr anziehend sind auch S. 370 — 372 die wohlfeilsten Getreidemagazine, Taxen und Stolen und die ältesten Sparkassen. — Manche lichte Funken in den: »Erinnerungen aus der Zeit und für die Zeit,« eine große Masse von Thatsachen, ein scharfes Denken und ein Streben darnach.

Was im Einzelnen dieser Beyträge zu tadeln oder zu ergänzen schien, das ist ungescheut, aber auch unbefangen bemerkt worden. Weit öfter war Fug und Recht vorhanden zu redlicher Anerkennung und zu unverstümmeltem Lobe. Die baldige Fortsetzung derselben (wovon der längst vollendete dritte Theil nur aus leidigem Mangel der Unterstützung bisher ungedruckt geblieben seyn soll!) ist in der That allen süddeutschen Geschichtsforschern Wunsch und Bedürfniß. — Die früherhin durch so viele ruhmwürdige Leistungen zum Ehrenplatze der ersten in Deutschland wohlverdient emporgestiegene, jetzt aber seit einem Jahrzehend im festen Winterschlafe begriffene historische Klasse der Münchner Akademie würde durch die Förderung solcher Arbeiten, die dem hohlen und oberflächlichen fröstelnden Zeitgeiste mit Mannesernst und mit deutschem Fleiße entgegentreten, sich wahrlich ein sehr edles Verdienst erwerben. Sie hat früherhin von so rühmlichen Leistungen eine Anzahl Exemplare ihren Mitgliedern vertheilt, oder Anderes gethan, den nöthigen Absatz zu fördern, und der täglich steigenden Muthlosig-

keit und dem Probabiliorism der Verleger zu steuern. Eine zweyte Auflage der, wenn auch nicht fehlerfreyen, doch immer klassischen »Vereinigung des baierischen Staates,« und der unentbehrlichen Jahrbücher des Ritters von Lang und deren Fortsetzung bis zum Tode Kaiser Ludwigs des Baiern, müßte eine ähnliche, in den tiefsten Interessen des Landes wurzelnde Ermunterung wucherisch verzinsen; — so wohlgemeinte Wünsche verhallen gewiß nicht in leere Luft auf dem Boden, wo einst Lori, Sterzinger, Dubuat, Pfeffel, Appel, Schollinner, Zierngiebel, die Lipowsky's, Westenrieder, Winter, Nagel ꝛc. seltenen Scharfsinn und Fleiß entwickelt haben, und wo jetzt neben der Wiedergeburt deutscher Kunst durch Cornelius, Wagner, durch die Boisserees, Klenze, Thiersch, Speth, Schnorr, Heß, Eberhard, Heidegger, Zimmermann, Gärtner, Stieglmayer ꝛc.; auch für die Wissenschaft, namentlich für Geschichte, Männer wirken, wie Schenk, Roth, Lang, Freyberg, Streber, Rudhart, Mannert, Koch-Sternfeld, Docen ꝛc. ꝛc. unter König Ludwig, dessen Haupt schon in früher Jugend durch Johannes Müller die historische Weihe empfing, und bey dem der Medicäische Beyname kein verbrauchtes Gleichniß, noch eine hohle Schmeicheley ist, deren Er wahrlich nicht bedarf.

Art. VIII. Zur Recension von Raumers Hohenstauffen, Nachtrag und Berichtigung (Jahrb. XXXVII. — XL., insbesondere aber XLI. 105, 114, 140 u. 145).

Die ganz Mitteleuropa bedrohende mongolische Fluth 1241—1242, welche Polen und Ungern und größtentheils auch Schlesien in eine schaudervolle Einöde und Brandstätte verwandelt hatte, war lange (selbst in Spezialgeschichten dieser Länder) vernachläßigt, und mit wenig Worten abgefertigt, bis die historischen Taschenbücher auf 1820, 1821, 1823 und 1825, dann das Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst und diese Jahrbücher es sich zur Aufgabe machten, die noch davon vorhandenen stummen oder redenden Denkmale und Urkunden, Sagen und Legenden möglichst vollständig zusammenzustellen. — Den Sieg unseres böhmisch-mährischen Martell und Cid, Jaroslaw von Sternberg, am Berg Hostein und vor dem belagerten Olmütz feyerte die czechische Ilias, die unvergleichliche Königinhofer Handschrift (XXXIX. 160, 164 und XL. Anzbl. 44) ist des Helden Grabstein, aus dem Frauenkloster zu St. Agnes in Prag auf die Sternbergische Herrschaft Zasmuk übertragen (man siehe auch

Hormayrs Archiv, Jahrgang 1818, Nr. 31, und 1827, Nr. 125). — Nicht Sternberg, wie es durch einen Druckfehler heißt, sondern Stramberg im Prerauer Kreise ist der Ort, der sich der Mongolen allein erwehrte, zu dessen ewigem Gedächtnisse der Bäcker alljährlich um Pfingsten, dem Tage der Erlösung, Hände, Nasen und Ohren bäckt, weil die Mongolen diese den Erschlagenen und wohl auch vielen Lebenden abzuschneiden, und ihrem Großchan in Säcken als Siegeszeichen zuzusenden pflegten. Wie die Gänse das Kapitol, so rettete 1242 das Geschrey der Pfauen die Bergstadt Kremnitz vor einem listigen nächtlichen Ueberfalle der Mongolen.

Der Wahn war bisher allgemein, Olmütz sey dem Vordringen der Mongolen das äußerste Ziel gewesen; allein nach einer Mittheilung des aus diesen Jahrbüchern bereits rühmlich bekannten Professors Gregor Wolny in Brünn, Benediktiners von Raygern, ist es klar, daß auch die ganze Umgebung Brünns von jenen Barbaren beraubt und verwüstet worden sey.

Primizl Dei gratia *rex Boemie* Dux *Austrie* ac *Marchio Moravye* bittet den Papst Alexander, daß er das Patronatsrecht bey der St. Wenzelskirche in Tüsnowitz (Tischnowitz) und andere Schenknisse, welche der Olmützer Bischof Rupert dem monasterio, quod vocatur *porta caeli* ibidem constructo Monialium ordinis Cisterciensis, — sub dto in Bruna anno gracie 1239 verliehen, bestätigen möchte, und fügt (nämlich Přzmysl) hinzu: — — Et cum *idem monasterium, enormiter sit laesum, tam a Tartaris, quam ab hungaris ac comanis* et nunc etiam multipliciter super decimis per ante nominatum Episcopum Rudbertum collatis, nunc a domno B (Brunone?) *ollomucensi* episcopo quam plurimum aggravatum, petimus humiliter et instanter ut ecclesias a nobis et progenitoribus nostris ad usum sanctimonialium ibidem degentium collatas, una cum decimis per episcopum dominum Rudbertum concessas auctoritate dignemini confirmare, dando monasterio conservatores, qui tam in ecclesiis, quam in decimis, quam in aliis bonis idem monasterium auctoritate apostolica valeant defensare. Datum in *Bruna* anno domini 1255 (bis 1260 nannte sich Ottokar nie Rex, nur dominus Regni Boemie).

In den Annalen des Prämonstratenser-Klosters Obrowitz (Zabrdowitz bey Brünn), Band I, Blatt 36, heißt es ad annum 1241: »Hos formidabiles rabidos canes (Tartaros) dum fugere »Moravi, fugit et Conradus Abbas (Zabrdovicensis) noster, »corpus salvans quidem, sed non *monasterium*, quod *cum »aliis villis totum exustum, spoliatum et depauperatum fuit*, ideo hoc tam saevo miseriarum turbationumve accepto

»vulnere, quo non cruentatus sed afflictus modo magis jam »*mori* petiit quam vivere, quod et factum, quando nonnisi in annum gratiae 1244 vixit.«

Dieser Mongolen-Einfall, dem Friedrich der Streitbare eben so zwischen der March und der Waag, als in der Ebene Neustadts, einen Damm entgegensetzte, veranlaßte schon den Böhmenkönig Wenzel, an den Marken Ungerns und Schlesiens Verhaue und Schanzen zu erbauen, Grenzwächter (oder wie man sie in der Landessprache nannte, »Schrecker«) aufzustellen, Ottokaren aber, einen, dem Kloster Wellehrad zugehörigen, wohlgelegenen Ort, — Hradisch, — als Stadt und Festung herzustellen. — Um des Klosters Rechte zu wahren in dessen hereditale *contra terminos Hungarorum, munitionem unam* seu *oppidum*, pro necessitate ac conservatione terre nostre — edificari jussimus trug er seinen Kommissarien, dem berühmten Olmützer Bischof Bruno, gebornen Grafen zu Schaumburg und Holstein, dem Helden Heinrich von Lichtenstein, dem Kämmerer Bardusch, Wilhelm von Hustopetz, dem Hofrichter Johann von Weissenau und Ludemir, des Kämmerers Bruder auf: ut taliter ordinare procurarent, quod ejusdem oppidi locatio, monasterio Wellehradensi non — preiudicialis existeret — — dann quod ad *insulam*, in qua sita est *capella S. Georgii*, que pro ceteris in illo districtu ad construendam munitionem omnium predictorum fidelium nostrorum indicio aptior videbatur tam homines nostri de *Cunowiz* quam, — *Wellehradenses* — de ipso forensi villa Wellegrad — cum pro omnibus sit — capax locus ille, *simul debeant se transferre*, — — *forum rerum venalium* in eodem oppido novo, duobus diebus qualibet septimana servabitur — die Wellehrader sollten frey seyn, von jeder bloß die königlichen Städte und Märkte betreffenden Steuer, und nur bezahlen die *generalem steuram per totam terram*, — Wellehrad behielt überdieß das Patronatsrecht der neuen Kirche zu Hradisch und die Bestellung des Richters. Am 15. Oktober 1257 wurde in der Abtey Plaß die feyerliche Urkunde darüber gefertiget. — Der große Ottokar traf aber noch andere politisch-strategische Maßregeln der inneren und äußeren Sicherheit. — Wratislaw, der erste König, hatte eine deutsche Gemeinde zu Prag, — Boleslaw der Lange hatte im schlesischen Flachlande Deutsche, jure teutonico, angesiedelt, — vom Rhein und von der Donau zogen gelehrte und gewerbskundige Mönche in die (gerade auf den Verbindungspunkten zwischen Franken, Sachsen, Böhmen, Mähren und Schlesien angelegten) Klöster, die nach dem Buchstaben der Urkunden: »multum augebant araturas seu

Robotas exsectis radicitus sylvis et extructis servilibus tuguriis et liberaverunt ab ursis et lupis, qui usque ad ovilia ibant.« — Durch diese arbeitsamen, freyheitliebenden Deutschen schufen sich die Böhmerfürsten nach und nach einen dritten Stand, dadurch unabhängiger zu werden von der übermächtigen und übermüthigen Adels-Oligarchie. — Von den beyden Kreuzzügen Ottokars wider die heidnischen Preußen (auf welchen er im Walde Twangste am Pregel Königsberg, Bischof Bruno aber Braunsberg erbaute) blieben im nordöstlichen Mähren viele streitlustige Kreuzfahrer zurück. — Bruno machte nun die große deutsche Kolonisation um Hotzenplotz. Sein Freund und König, der schon im Kuhländchen deutsche Ansiedler angesetzt, und die dortigen Schlösser und Pässe meist den Tempelrittern anvertraut hatte, führte westwärts den viel größeren Gedanken aus, das mitten durch slavisches Land streichende Riesengebirge zu einer einheimischen Pflanzschule Deutscher zu machen. Als Ottokar (ddto. Brünn 17. Nov. 1249) den wider die Preußen, Ungern und Mongolen kampfbewährten Heinrich von Lichtenstein, den ersten Mann im herrenlosen, verwaisten Oesterreich, durch die Verleihung Nikolsburgs, dieser Pforte Mährens, gewann, gab er ihm selbes ausdrücklich: »Secundum jus et consuetudinem teutonicam« — Bischof Bruno's kluge Zerstücklung der allzugroßen Kirchengüter in kleinere Aftermannslehen schuf zuerst seinem Hochstifte, aber auch dem König, ein immer zum Aufsitzen fertiges Heer von Rittern und Knechten, meist deutschen Glücksrittern. — Am 26. Dezember 1274 zu Prag bestätigte Ottokar diese Errichtung militärischer Aftermannslehen (ein höheres, germanisches Vorbild der österreichischen Militärgränze), als eine besonders fromme und vorsichtige Maßregel, und schenkte dazu das Städtchen Holyn dem Bischof Bruno, der: ad honorem et utilitatem ecclesiae suae indefessa sollicitudine diligenter intendens, statum ejus, quibus potest promotionibus erigendo *militibus et famulis suis*, qui tam *nobis in defensione terrarum nostrarum et ad resistendum inimicis nostris*, quam etiam ipsi *Domino Episcopo*, *nobis semper exposito et parato jam milite* retroactis temporibus non sine magnis laboribus et personarum periculis, fideliter servierunt et serviunt, incessanter de bonis *et possessionibus Episcopus* uni cuique juxta suorum exigentiam obsequiorum, nomine *feudi* bona duxerit aliqua conferenda pleno Capituli sui attendente consensu, — — tales etiam, qui militaria nobis praestent obsequia pro defensione terrarum nostrarum — — — ut temporis conditio praesentis exposcit. Volentes habere *man-*

sione stabili infra dominii nostri retes consensum nostrum super infeudationibus hujusmodi favorabiliter — adhibemus — et ut prefati *milites ac famuli* nec non *heredes* sui, dictorum feudorum, prout in *privilegiis* Episcopi et *capituli olomucensis* sibi concessis plenius est expressum, perpetua — gaudeant firmitate, ipsique et eorum *posteri*, qui in bonis eisdem *feudalibus de jure* successerint — — *ecclesie olomucensi obsequiis militaribus perpetuo sint astricti.*

Möchte doch Professor Meinert sein unvergleichliches Vorhaben ausführen, mit dem ihm eigenen genialen Blick, pragmatischen Sinn und edlen Geschmack die ganze Regierung jenes großen Herrschers zu beschreiben, Königs Przemysl Ottokar, des Goldenen, des Gastfreyen, des Siegreichen, der von der Nordsee bis zum adriatischen Meere, und von der Weichsel bis an den Inn und Isonzo, den Glanz und die Furcht seines Namens ausbreitete, und über einer im Ganzen durchaus kriegerischen Regierung gleichwohl die Anstalten und die Künste des Friedens höher hob, und mächtiger und vielseitiger förderte, als irgend ein Fürst seiner Zeit, — werth, der Streitbare zu heißen, wie sein Schwager Friedrich, und Vater des Vaterlandes, wie sein Schwiegervater Leopold der Glorreiche, die beyden letzten und herrlichsten Babenberger. — Doch auch Ihn haben das Glück und die Gewalt verwöhnt und verdorben. — Sein Wille wurde Willkür. Seine Gewalt entartete in Gewaltthätigkeit. Die Herzen wendeten sich von ihm und gar bald auch die Arme. — Im Marchfelde, wo sein Stern am herrlichsten gestrahlt, ging sein Stern auf immer unter. Das Erbe der Babenberger und den Sieg mußte er Rudolphen von Habsburg lassen, das Leben aber nach grimmigem Widerstande den schwer und blutig mißhandelten Steyrerherren.

Art. IX. Die Wäringer in Konstantinopel. Trauerspiel in fünf Akten, von Oehlenschläger. Berlin, Schlesinger. 1828.

Unter der Masse der Versuche, der stürmenden, Bahn brechenden, oder sklavisch folgenden, auf getretenen Straßen und Nebenwegen, einmal eine Erquickung für den Recensenten, indem ein alter Heros die geübten Waffen schüttelt, und nach alten Gesetzen mit noch rüstiger Kraft einen Kampf aussicht. Man fordert nicht von uns, daß wir bewundern sollen die Genialität in dem neuen Ansatz, oder heraussuchen den eigenen Geist in der fremden Manier. Oehlenschläger hat seine bestimmten Typen in der Literatur, und wir finden in dieser neuesten Schöpfung

des Dichters alle charakteristischen Eigenschaften wieder, die ihm in zwey Reichen ein befreundetes Publikum gewannen. Ein Paladin aus der Zeit Schillers und Göthes, der als Jüngling an ihrer Tafelrunde gesessen, und seitdem aus seinem zweyten Vaterlande, Deutschland, in den heimatlichen Norden gezogen ist, sendet uns wieder seinen Gruß, und die Kritik, einmal die heutige Fürsprecherin der Literatur, kann ihn freundlich erwiedern.

Der Dichter des Hakon Jarl, des Correggio u.s.w. war lange verstummt auf dem Felde der Dramatik. Er sah von Kopenhagen aus den Wettläufen der jüngeren Geschlechter theilnehmend, doch unthätig, zu. Wer verdenkt ihm, daß er von den in hastigen Ansätzen sich Ueberrennenden nicht fortgerissen werden wollte? Aber dennoch darf hier Niemand lange feyern, wenn er nicht herausgedrängt werden will aus der Kampfbahn, zu welcher der Andrang eben so groß ist, als die Lorbern schwer zu erringen, und die errungenen meist unecht sind. Er hat seitdem mit den Südsee-Inseln einen Streifzug in das Romanengebiet gemacht, wohin ihm aber das größere Publikum nicht gern gefolgt zu seyn scheint. Oehlenschlägers Hauptfeld ist das lyrische; wo ein reines, schönes Gemüth, kindliche Gefühle sich frey bewegen können, wo die Wehmuth schwelgen und die Liebe ihr sanftes Lied am Bache murmeln darf, da ist er zu Hause. Von dieser stillen Seligkeit der Gefühle geht auch der Tragödiendichter aus. Auch der Dramatiker baut sich erst sein stilles Haus der Zufriedenheit, ehe seine Begeisterung sich erhebt zu den Kontensionen, in welchen die Tragödie lebt, welche mit Riesenschritten über Meere und Länder schreitet. Daher sprechen bey uns, unter seinen Dramen, die am meisten an, wo, wie im Correggio, diese stillen, reinen Gefühle vorwalten. Auf der deutschen Bühne hat der Dichter, mit Ausnahme des letztgenannten Stückes, nicht festen Fuß fassen mögen, und wir zweifeln, ob es ihm mit dieser neuesten Tragödie gelingen werde. Dennoch verdient sie — nicht allein als von Oehlenschläger nach einem langen Schweigen ausgehend — sondern an sich eine genauere Betrachtung, als unsere Journale den hundert und aber hundert unaufführbaren Tragödien widmen, welche jedes Jahr, von Anfängern und Nichtanfängern, mit Ansprüchen oder im Gewande der Bescheidenheit, zum Schaden der selbstverlegenden Autoren oder großherziger Bibliopolen ans Tageslicht treten, um der Vergessenheit entgegen zu leben.

Je weniger gute Tragödien wir in der letzten Zeit gewonnen, solche, die allgemeinen Beyfall errangen, um so deutlicher sprach sich doch durch den Versuch aus, was wir verlangen. Das Wir

ist hier nicht die Kritik, sondern das größere Publikum. Will die Tragödie mit dem in Connexion bleiben, so scheint ihr Reich für die Zeit beschränkt. Iffland hat über den Kothurn gesiegt; was mit Maß zu verstehen ist. Nicht Ifflands Kommerzien- und Hofräthe will man sehen, nicht die bare Prosa des Konversationstons verlangt man, statt tönender Verse, aber man will solche Gefühle erregt finden, die jeder allenfalls mitfühlen kann. Alexanders Göttergestalt ist kalt vor der Menge vorübergeschritten. Einen Achill wagt Niemand gerechter Weise auf unsere Breter zu bringen; aber auch sein deutsch-mythischer Vetter, drr gefeite Siegfried, spricht nicht an durch die geniale Keckheit seiner Heroennatur, nicht durch die Großartigkeit der Verhältnisse, wo Völker und Geschlechter zu Personen werden, — es ist die Häuslichkeit daneben, der Zwist um den Gürtel, welcher dem Hort der Niebelungen die Zahl seiner Freunde wirbt. Was fesselt von Shakspeare? O ja, eine große Zahl und eine achtbare Zahl beweist sich mit Recht, wie groß, wie wahr, wie gehaltreich seine historischen Tragödien sind; aber nach drey-, viermaligem Vorüberschreiten verschwinden sie von der Bühne. Schon der Streit der Könige um die Krone wird zum Partikular-Interesse; welche reiche, große Ader fällt da der neueren Tragödie weg, wenn sie ins Leben greifen will. Man bewundert den Götz, man bewundert den Makbeth, aber das sterbende Ritterthum des deutschen Vaterlandes liegt schon so fern, und selbst die Furien des Kronenräubers und Mörders wollen nicht mehr, wie nahe auch eine ähnliche Zeit liegt, die Herzen bewegen, weil das Interesse zu großartig ist. Nur die Liebe siegt überall, die versteht jeder. Klänge, die zum Herzen in der Hütte und im Pallaste dringen! Die Normaltragödie derselben, Romeo und Julie, hält sich vom Norden bis zum Süden; das Käthchen von Heilbronn ist ein Kassen- und ein Lieblingsstück. Und von den andern Tragödien des großen Barden, kaum daß Hamlets Tiefsinn und Zweifel noch überall in den zerrissenen Gemüthern günstigen Boden finden. Schon dünkt Schillers Wallenstein eine entfernte Größe; nur seine sterbende Königin, seine begeisterte Jungfrau, seine von der Kabale gefolterte Liebe werden gefühlt, und darum geliebt. Wie können die Spanier, trotz aller großartigen Leidenschaft, trotz der Glut des Blutes, nicht heimisch bey uns werden, weil wir uns nicht über das Konventionelle zur Sprache der Natur den Weg bahnen mögen. Die Macht der Verhältnisse ist eine Tragödie der Zeit. Seitdem sie ins Russische übersetzt ward, und der Instinkt die noch fernen Knutenschläge prophetisch schwirren hört, spricht sie auch als Isidor und

Olga zum Gefühl. Man fühlt, wo der Schuh drückt. Aber die Tragödie retirirt sich auch seit- und abwärts in das Melodrama. Mörder, ja, man will sie sehen, aber nur nicht um eine Krone. Um Spielschulden, da zerreißen sie das Gefühl, und peitschen die Masse zusammen. Es ist ein Abweg, aber doch ein Weg, den der Dichter nicht außer Acht lassen soll. Daneben ließe sich eine Kunststraße leiten, über Galgen, Rad und Klippen hinweg. Schon schlagen hier zuweilen patriotische Töne an. Was aber verlangt das Publikum von der neueren Tragödie, die mit ihm und aus ihm leben soll? Es ist nicht ganz ungerecht. Es besteht nicht auf Banquiers, auf Advokaten, Virtuosen und Militärs, nicht gerade auf unserer Societät, es besteht nicht darauf, daß die Leute in schlichter Prosa reden. Es steht höher. Es verträgt Heroen, sie mögen in Bildern und Versen reden. Aber es will doch ein Gefühl zum Grunde gelegt, das ihm natürlich ist, das es mit begreifen kann. Es will einen Guß der Leidenschaft haben, der wohl aufgehalten, aber nicht zersplittert wird; es will kein getheiltes Interesse der Empfindung, es will ein Rundbild haben, wo alles auf einen Punkt der Verständniß, wo möglich der leichten Verständniß, zusammenläuft. Es will endlich mächtige Scenen darin sehen, Lichtpunkte, wo die ganze Kraft der Leidenschaft hervortritt, die selbst den Stumpfsinn mit sich fortreißen, und der Verständniß und dem Mitgefühle eines Jeden genügen.

Die Aufgabe, zu genügen, ist schwer geworden. Wer eine historische Welt in das Drama aufnehmen will, wer eine Idee will lebendig werden lassen, die ihn vor allem belebt, muß in voraus verzichten auf die Anerkennung, die z. B. seiner Zeit Schillers Meisterwerken zu Theil wurde. Wer konnte eine historische Welt so umfassen, so mit ehernem Finger die Gestalten aus Ort und Zeit heraus zusammenrücken zu dramatis personae, als Shakspeare? Und wenn selbst er nicht mehr damit durchdringt, wo bleibt den Jüngern die Hoffnung? Auf der andern Seite ist die Aufgabe, aus der Besonderheit hinaus in das Allgemeine zu versetzen. Wie schwer, wo man keine Noten unter den Text setzen darf zur Verständniß, welche Klippe, daß das lebendig Eigenthümliche, daß die Poesie untergeht, wenn man die speziellen Konturen verwischt, nur die grellen Farben heraushebt, welche auch Kinderverstand auffaßt! Und namentlich bey geschichtlichen Stoffen. Was bleibt da, wenn man die Charaktere, die Verhältnisse, die Begebenheiten so ent-individualisirt, daß sie in China so gut spielen könnten, als in der Reichsstadt, wo die Handlung vorging? Der Meister zeigt sich freylich darin, daß er, ohne das eigenthümliche Gepräge zu verwischen, das Interesse

so stark, so lebendig werden, so über die Schranken des Gegebenen heraustreten läßt, daß etwa der Frankfurter Zuschauer in dem Augenblicke zum Lübecker wird, wo man den Bürgermeister der Stadt zum Schaffot schleppt. Aber wo sind diese Meister?

Oehlenschlägers Dramen sind doppelter Art. Die einen mehr auf allgemein europäisches Interesse berechnet, sind uns auch deutsch bekannt. Hier nimmt der Correggio eine Ehrenstelle ein. Aber ob der sanfte Dichter der neuesten Theaterzeit damit genügen würde? Ob diese Gefühle, die er sonst in jedes Brust anzuregen weiß, bey unseren stählernen Nerven lange anschlügen? Ein anderer Theil seiner Dramen gehört der Geschichte seines nordischen Vaterlandes an. Hakon Jarl ist auch höchst ehrenvoll bey uns bekannt; das spezielle Interesse ist durchgedrungen zu einem allgemeinen. Andere Dichtungen hat der Verfasser nicht für gut befunden, uns deutsch mitzutheilen. Auch dies neueste Trauerspiel gehört der letzteren Klasse an. Zwar in keinem der drey nordischen Reiche spielend, behandelt es doch deren Interesse. Es ist bey seiner Aufführung in Kopenhagen mit lebendiger Theilnahme empfangen worden, und ist dem dramatischen Rufe des Dichters bey den Landsleuten desselben neuerdings sehr günstig gewesen. Der Inhalt ist folgender:

Unter der normännischen Leibwache der griechischen Kaiser, unter den bekannten Wäringern, leuchtet zu Romanos Argyros Zeiten vor allem Harald Haarderade, aus norwegischem Königsstamme, durch Tugend, Tapferkeit und Schönheit hervor. Wie den Tapferen, Glücklichen, Offenen der griechische Neid verfolgt, zieht ihn die Kaiserin Zoe hervor. Sieggekrönt kehrt er von einem Zuge gegen die Sarazenen zurück, und Zoe benutzt diesen Augenblick, ihm ihre Liebe zu gestehen, Schwierigkeiten in der Vergangenheit — Harald war mit Elisif, Fürstentochter aus Rußland, verlobt — hat sie dadurch wegzuräumen gewußt, daß sie den Tod derselben aussprengen lassen. Die Schwierigkeiten des Augenblicks sind leicht zu heben, indem es nichts weiteres bedarf, als den schwächlich alten, albernen Kaiser zu blenden, und in ein Kloster zu stoßen. Haralds Sinn ist ein nordischer Fels, aber er kennt zu sehr griechische Treulosigkelt und Arglist, um ungeschickt hineinzuschlagen. Zoe wird abgewiesen, weil Harald eine andere Braut in Norwegen liebt, eine Braut,

Die nimmer stirbt,
Die alle ihre Gatten überlebt,
Sie erst in liebevolle Arme drückend,
Und reizend drauf und blühend in der Frische

Dem neuen Bräutigam entgegen lächelt;
Die goldne Königskrone!

Doch verspricht er Verschwiegenheit. Ein anderer Grund, wenn es dessen bey seinem redlich großartigen Sinne bedurfte, ist, daß er, eigentlich zufrieden mit dem Tode der früheren Braut, eines halben Kindes, eine schöne, begeisterte, seelenvolle Griechin liebt. Mit Maria, Zoe's Anverwandtin, will er fort schon morgen nach dem Norden, als ihm ein alter Eremit aus Syrien verbietet, sie zu küssen, wenn er sie liebe.

Der Grund des räthselhaften Verbotes soll sich bald finden. Denn, nachdem der siegreiche Harald vom Kaiser, nach vielfacher Ueberlegung, den ungeheuren Titel eines Panhypersebastos, dabey aber die Weisung erhalten, ja nicht so stolz deßhalb zu werden, um Purpurstiefeln zu tragen, sondern mit grünen vorlieb zu nehmen, und die neu aus Rußland angekommenen Wäringer zu empfangen geht, findet er unter diesen einen jungen Skalden, der ihm ein seltsames Lied vorsingt. Der Sänger ist seine todtgeglaubte Elisif. Der Entschluß des Nordenkönigs ist schnell gefaßt. Er preist die Vorsehung, daß Elisif nicht zu spät erschienen ist, und will mit der verlobten Braut, nachdem er Marien aus den Händen der falschen Zoe und eines verhaßten Bräutigams errettet, nach Norwegen aufbrechen:

Wie Rußland kalt und dunkelbleich,
Mit Schneegestöber, Nordlichtwiesen,
Zu diesem heitern Blumenreich,
Wo immer neue Rosen sprießen;
Wie eine kleine Kirche zu
Der Griechen himmlischen Sophia,
So Elisif verhältst dich du
Zu meiner himmlischen Maria!

Doch reiß ich mich aus ihrem Arm,
Ich habe dir mein Wort gegeben.
Zerstören sollen Gram und Harm
Nicht, Elisif, dein junges Leben.
Du wirst mein Weib! Verzweifle nicht!
Kein Wort soll deine Ruhe stören, —
Doch, bis dies Herz im Tode bricht,
Soll es Marien nur gehören.

Neid und Verrath sind indessen thätig gewesen. Georgios Maniakes, der griechische Oberfeldherr, Zoe's Vertrauter und Maria's bestimmter Gatte, eine der Hauptpersonen und auch der am besten im Stücke gehaltenen, will das Verderben des verhaßten, glücklichen Nebenbuhlers, welcher den arglistigen Griechen durchschaut, und deutlich ihm den Grad seiner

Achtung merken läßt. Er berichtet der gekränkten Zoe, was er weiß, und noch mehr. Sie erfährt, daß Harald Marien liebe, und mit ihr entfliehen wolle; sie erfährt und überzeugt sich durch ein in einer hohlen Säule behorchtes Gespräch, daß Harald ihre Schändlichkeit erkenne, würdige, daß er daran gedacht, den alten Kaiser sicher zu stellen vor ihren Ränken. Haralds Verderben ist beschlossen. Er wird aus der Halle der Wäringer fortgelockt zu einem angeblichen Gespräche mit dem Kaiser, der, in seiner Schwäche, in den Untergang seines besten Helden gewilligt hat. Der Held wird nach einem Gespräche im Triklinion mit Georgios, das zu den charakteristischern im Buche gehört, gefesselt und geknebelt in den Hungerthurm gebracht. Der Wäringer Rache zu entgehen, sprengt man geschickt das Gerücht aus, er sey im Hafen vom Bret herabgefallen, und von den Wellen der Propontis fortgerissen.

Noch ehe die Todeskunde erschollen, bringt der Eremit Marien die herbere, daß ein früherer Bund der Treue sie auf immer von Harald trenne. Sie entscheidet sich, nach schnellem, bitterem Kampfe, dem Eremiten in Klostereinsamkeit nach Syrien zu folgen —

manchmal wird doch der Mond
Von seinem Himmel heiter, und zugleich
In Drontheims Thal und Syriens Wüste scheinen!
Wer weiß, ob nicht die kleine Nachtigall,
Die nun im Lenz in meiner Myrte singt,
In seiner Birke nächsten Sommer schlägt.

Aber der Verrath wird entdeckt durch eine Getreue der Griechin. Der Plan, den Geliebten zu erretten, ist der ihrige. Als Chorknabe folgt sie dem Eremiten, der, verehrt wie ein Säulenheiliger, überall leichten Zutritt gewinnt. Schon hat dem gefangenen Könige der heilige Olaf, sein Bruder, als Traumerscheinung verkündet, daß die Liebe ihn befreyen werde. Es geschieht, wiewohl nur nach schwerem Kampfe des Helden, der in Mariens Hülle forteilt, um unter dem Beystande seiner Wäringer die Geliebte zu befreyen, und die Verräther zu entlarven. Schon haben die Wäringer den Tod ihres tapferen Anführers beweint, als der König kaum nach der Entdeckung, daß sie betrogen sind, alle aufstürmt, um in das Triklinion zu dringen, wohin man Marien gebracht, da auch dieser schuldlose Verrath der Kaiserin bekannt geworden. Elisif ist gleich nach dem Gerüchte von Haralds Tode zurückgekehrt. Die Scharen der Griechen werden gesprengt, Georgios findet den Tod, Harald dringt siegend, aber zu spät, in die Hofgemächer, denn eben hat die rachegierige Zoe auf die Siegesbotschaft Marien den Dolch in

die Brust gesenkt. Der zornschnaubende Held will die babylonische Metze Miklagard (Konstantinopel) zum Aschenhaufen verwandeln, aber die sterbende Maria verbietet ihm selbst die rauhe Aeußerung, daß die ganze Welt bald diese Natternbrut verachten werde:

Nein — wieder soll Hellas
Herrlich erblühen, edel und groß!
Und der Lorberkranz wird zieren aufs neu
Des Helden, des Weisen, des Sängers Haupt;
Denn nimmer verstummt die Sprache, so schön,
Nie verwelkt das herrliche Land,
Mit seinen Quellen und blauem Gebirg'!
Nie erlöscht die Glut im verderbten Geschlechte,
Dem Europa's Geist seine Bildung verdankt!
Ich schau es klar durch des Todes Gewölk,
Meine liebende Seele geht freudig zu Gott.

Die Aufgabe erscheint, wenn man den Stoff betrachtet, sehr großartig. Das alte Byzanz, vor dessen gräuelhafter Kaisergeschichte selbst die tragische Feder der Franzosen sich entsetzte, gilt es auf der einen, auf der anderen den rauhen Sohn des äußersten Nordens, die germanische Kraft in ihren skandinavischen Söhnen ins dramatische Leben zu rufen. Zu diesem Gegensatze kam, wie die Schlußreden uns sagen, noch ein modernes Interesse — Griechenlands Befreyung. Dieses letztere dringt aber nicht durch den Gang der Handlung, es spricht nur als Schlußwort versöhnend und erregend mit. Die Griechenwelt, die uns der Dichter malen mußte, enthält davon keine Anklänge, denn auch seine schöne, edle Maria ist keine Tochter des Landes, wie wir es aus dessen eigenen Geschichtsbüchern kennen. Die byzantinische Entnervung hat uns Oehlenschläger mit wenigen Strichen recht glücklich dargestellt; wir zweifeln aber, ob sein Bild für den Theil eines Theaterpublikums, welchem die Geschichte fremd ist, genügend wäre, um mit einem Male, in ihrem ganzen Zusammenhange dieses eben so merkwürdige als verkehrte Gespensterreich, das aus der Antike heraus durch das Mittelalter hindurch vegetirte, hinzustellen. Diesen Vorwurf zu lösen, dazu gehörte allein eine ganze Tragödie, und doch ob es je belohnend wäre? Welche Kämpfe wären da zu schildern zwischen dem heidnischen Alterthume und dem dogmatischen Christenthume des griechischen Orients, zwischen Kraft und Schwäche, glorreicher Erinnerung und Schmach der Gegenwart! Selbst das Vollendetste würde nicht ansprechen. An Anklängen fehlt es im Drama nicht. Ein treffliches Bild der Hinfälligkeit eines Monarchen, der dieses Griechenland

beherrschen konnte, ist die Schilderung vom alten Romanos im fünften Akte:

Gleich einem irren Geist, der keinen Frieden
Im Grabe findet, schleichet er umher:
Bleich, wankend irrt er durch die goldnen Hallen;
Trinkt Weiu, nimmt Naphta und fällt oft in Ohnmacht.
Bald steigt hinab er in die Katakomben,
Sich hinter Sarkophagen zu verbergen,
Bald schmückt er sich mit kaiserlicher Pracht,
Und setzt sich mit dem Zepter auf den Thron,
Dann wieder wirft er hin den prächt'gen Tand,
Auf seinen kahlen Scheitel Asche streuend,
Und schnallt den armen Körper, ausgemergelt,
Demüthig in ein härenes Gewand.

und Zoe ruft aus:

Ha, großer Konstantin, das ist dein Thron?
So tief sank in der Zeiten Hand ein Zepter,
Das für die Ewigkeit geschmiedet schien!

Von den Dichtern, wenigstens den neueren deutschen, haben wohl alle, wenn der Genius sie nach diesem Konstantinopel führte, es versucht, die dort mangelnde Lebens-Idee, durch den Kontrast der Griechen mit irgend einem frischen Sohne der germanischen Stämme hervorzubringen. Dies Auskunftsmittel liegt nahe, aber die Griechenwelt sinkt dadurch nur immer tiefer, und in solche Trostlosigkeit, daß der poetische Gedanke endlich aus diesen Grüften entflieht. Bey Oehlenschläger war es kein Auskunftsmittel, sondern die Wäringer waren das Thema des Gedichtes. Aber das normannische Interesse wird so überwiegend, besonders in den letzten Akten, daß die Tragödie, trotz ihrer großartigen Basis, am Ende in ein patriotisches Lokalstück verpuppt. Was Harald im Anfange Zoe'n von der Glorie des Nordens sagt, von Kanut dem Großen u. s. w., kann der ganzen Welt angehören. Die Gespräche der vorkommenden Wäringer, ihre Gesänge, achten schon auf ein dänisches Theaterpublikum. Wenn Harald in seinem Kerker monologisirt:

Mein Vater, Sigurd Syr aus Fringerike,
Stammt in gerader Linie von Harald
Dem Schöngelockten; seine Mutter nannte
Man Rapnhild; ihren Vater Sigurd Hiort,
Aslaug war seine Mutter, eine Tochter
Sigurds des Schlangenäugigen; der war
Ein Sohn von Regnar Lodbrok. — Also stamm' ich
Von dir, erhabner, unglücksel'ger Regnar —

und sich nun tröstet mit der fürchterlichen Todesgeschichte dieses erhabenen Helden, so mag dieß mächtig auf die patriotischen Ge-

fühle wirken, da man Regnar Lodbrock unter den mythischen Königen des Landes zählt; auch auf die poetischen, wo ein gebildeter Kreis die hochtragische Sage kennt; aber ein fremdes Publikum bliebe ungerührt bey der Ahnentafel. Von noch spezielleren Interesse ist der Auftritt des syrischen Eremiten. Aus diesem wird der alte norwegische König Olaf Tryguason, der noch vor dem heiligen Olaf sich um die Einführung des Christenthums verdient gemacht. Das mag ein mächtiger Theatercoup seyn vor Norwegern und Dänen; vor Fremden, auch wenn ihnen Olaf Tryguason's Name und Thätigkeit bekannt ist, hebt der Umstand aber auch nicht im geringsten das Interesse. Sogar, weil so viel Gewicht auf diese Ver- und Entkappung gelegt ist, könnte sie komisch störend auf einer deutschen Bühne ausfallen. Eins von C. v. Holtei's poesiereichsten Vaudevilles beruht auf dem Moment, wo ein alter Landedelmann sich vor plündernden Lanciers als Kosciusko nennt. Die rohen Soldaten fallen vor Ehrfurcht zu Boden, und das Publikum ist nicht minder als sie von dem Namen ergriffen. Käme aber eine Zeit oder ein Ort, wo man nichts von diesem Namen wüßte, könnte das ganze Stück ausgelacht werden. Viele Gespräche zwischen dem alten Olaf und den Wäringern, mit welchem Fleiße und welcher Präzision auch ausgeführt, sind ganz vom Gange der Handlung entfernt, und zwar im Augenblicke, wo ein nach der letzten Katastrophe verlangendes Publikum keine Episode mehr duldet. In Kopenhagen mag der alte König als deus ex machina wirken; anderwärts könnte er vielleicht wirken, wenn die ganze Anlage auf ihn berechnet wäre; so aber bleibt er dramatisch eine müßige Person, und die mancherley Sagen und Erinnerungen, die sich an seine Erscheinung knüpfen, haben lediglich ein patriotisches Interesse für den Normanen.

Es fragt sich, ob, abgesehen von dem letzteren, das dramatische an sich kein durchgreifendes ist? Hier reducirt sich die Handlung auf Zoe's Leidenschaft zu Harald, Georgios Intriguen, Haralds Liebe zu Marien und Elisifs Eingreifen. Gewiß viel Handlung, und noch mehr Stoff zur Handlung. Aber eben bey der Masse tritt nicht diese Einheit des Interesse der Leidenschaft, wenn man so sagen darf, heraus, welche von einer Tragödie, die heute effektuiren soll, verlangt wird. Zoe kann, wenn auch gut angelegt, doch nicht die Hauptpartie werden. Das Thema des Dichters war nicht die verbrecherische Leidenschaft. Georgios kann immer nur daneben wirken; Neid, Intrigue sind niemals der Vorwurf einer Tragödie. Haralds Liebe zu Marien, seine Entsagung,

ihre Entsagung, ihre Rettungsthat und seine Rache sind das Hauptthema des Gedichtes, sie umfassen das allgemein menschliche Interesse des Drama. Doch würde dieß so auf der Bühne heraustreten, ist es von solcher poetischen Ueberkraft über das charakteristischere Nebenwerk, daß gerade dieß begeisterte, hinrisse? Wir glauben nein. Mit aller ihm eigenen gemüthlichen Innigkeit hat der Dichter diese Partien aufgefaßt und behandelt. Aber der geniale Schwung aus Situationen, die an sich natürlich oder durch Vorgebrauch bekannt sind (wie z. B. die Rettung Haralds aus dem Kerker, indem Maria in seinen Kleidern zurückbleibt), neue Seiten herauszufinden, das Innerste so herauszuwenden, daß wir darüber die bekannte Außengestalt vergessen, diese reproducirende Schöpferkraft hat Oehlenschlägern gerade in diesen zur Katastrophe führenden Momenten nicht vorzugsweise beygestanden. Es ist nichts zu rügen; Wärme, Leben sind da: aber das Außergewöhnliche der intensiven Begeisterung, um das Gewöhnliche und Gegebene neu werden zu lassen, dieß ist nicht da. Im letzten Akte fehlt die Handlung; der alte Olaf Tryguason schleppt sich so mit, das Todstechen und das Erstürmen ist mehr Begebenheit, Ereigniß, als Handlung. Handlung wird erst wieder der letzte Moment, wo die sterbende Maria Harald von der Rache über Konstantinopel zurückhält. Rügen möchten wir noch das schnelle Verschwinden der Elisif. Hat der Dichter nichts mehr bezweckt, als einen leisen Anklang der Wehmuth? Nach der Anlage konnte man mehr erwarten. Vielleicht daß persönliche Rücksichten auf das Kopenhagener Theater ihn hier einschränkten.

Die Charaktere sind meistens scharf aufgefaßt und gut gehalten. Zoe tritt, anfänglich der Hauptcharakter, gegen das Ende zurück. Aber dieß ließ sich nicht anders machen. Für sie ist die Katastrophe der Entschluß der Rache, die Sprache der Leidenschaft in ihrem Monologe an den Mond würde im Munde jeder geübten Schauspielerin ihre Wirkung nicht verfehlen:

So heiter lächelst du dort Artemis?
Du kalte Jungfrau! leuchtest du so ruhig
Mit bleichem Diadem auf weißer Stirn?
Doch zuckt des Schicksals Zorn in deinem Blick!
Ich grüße dich mit deinem ältern Namen:
(Mit wilder Leidenschaftlichkeit)
Des Titans Tochter! Hekate, du bist's!
Du Zaubrin, grauenhaft, geheimnißvoll,
Auf schwarzen Flügeln, kalt die Schattenwelt
Der Nacht beherrschend! Du bist meine Göttin!
Denn jetzt kehrt sich von eitler Flitterpracht,
Von Phöbos Feuerwagen stolz mein Auge,
Und findet sich im Finstern nur erquickt.

Beseelt mich Atreus und Thyestes Geister!
Löscht jeden Mitleidsfunken mir im Herzen;
Verwandelt mich zur Furie, und füllt
Die Adern mir mit Feuer! Noch — ich fühl's,
Noch ist mein Blut mit Aphrodite's Milch
Zu sehr gemischt, die Thrän' entrinnt dem Auge,
Und ihre eigne Schmach beweint die Schwäche.
Doch, Cypria, dieß war das letzte Opfer.

Der Kaiser ist eine halb komische Figur, doch wahr. Georgios, der echte Repräsentant des spätern Griechenthums, mit ökonomischem Gebrauche der Mittel gut durchgeführt. Elisif ist, wie gesagt, nur ein leiser Ton, der Eremit ein Doppelwesen, dem man indessen innere Wahrheit nicht abstreiten kann. Maria mag die Lieblingsschöpfung des Dichters seyn. Liebende sind aber oft im Uebermaß ihrer Gefühle nicht verständlich. Die Seele schwimmt oben, es kommt zu keiner festen Gestaltung. Desto sicherer hat er diese seinem Helden gegeben. Es thut uns leid, daß uns der Raum nöthigt, ihn für andere Proben zu sparen, sonst setzten wir einige Reden Haralds, z. B. die an den Kaiser, welche so beginnt:

Heil dir und Glück, mein alter, frommer Herr,
Hier siehst du wieder deine Wäringer
In Miklagard —

und seine spätere Anrede an die ankommenden Wäringer:

Willkommen wackre nordische Gesellen!
Ich weiß es, leicht wird es dem Normann nicht,
Von seiner Heimat sich zu trennen, wo
In Dänemark das Meer, der Buchenwald,
In Norweg schlanke Tannen auf dem Felsen,
Mit mütterlichen Armen fest ihn halten.
Denn wo im Süden lacht das Meer wohl blauer,
Die Erde grüner, malerischer wo
Der Wasserfall, wo ist der Busen wärmer,
Lichter der Kopf — als dort, wo seine Männer
Aus den Tartarensteppen Odin brachte?
Doch mag der Held die weite Welt wohl kennen.

ganz hierher; sie charakterisiren trefflich den treuherzigen, doch mit den Griechenränken wohl vertrauten Helden. Die Volksscenen der griechischen Bürger sind schwach, charakteristischer die der Wäringer. Doch hält es schwer, Volksscenen aus jener grauen Zeit Wahrheit zu leihen, und Oehlenschlägers Talent neigt sich wenig zu Gemälden der Art.

Was die Sprache betrifft, so merkt man dem Drama wohl an, daß es, wenn gleich eine dichterische, und vom Dichter selbst ausgehende, doch eine Uebersetzung ist. Verse wie:

Kein Schiff wird aber wieder so berühmt, als
Der lange Lindwurm, welcher Olaf trug,

möchten in den neueren Produkten, auch unserer Tironen, schwer zu finden seyn. Einfachheit ist der Charakterzug der Oehlenschlägerischen Sprache. Die Worte halten Schritt mit der Klarheit und Einfachheit der Gedanken und Gefühle. Ref. weiß, daß dem Dichter der Pathos der deutschen Verse widersteht. Er sagt, der Fremde werde eingeschüchtert durch den Klang, die Mystik der Konstruktion, aber bey der Analyse käme man oft aufs Trokkene. Die Einfachheit der dänischen Sprache hat aber hierin auch auf den deutschen Oehlenschläger Einfluß. Neben dieser ruhig und einfach deutlichen Sprache kommen treffliche Stellen vor, welche seine Macht über eine glänzende Diktion bekunden. Auch an Sentenzen fehlt es nicht, für die, welche darnach den Werth der dramatischen Sprache abschätzen, z. B. S. 23 über das Land der Kindheit. Mitunter finden wir Shakspear'sche Kraft und Bilder; vor allem in Ulfs Todtenrede auf Harald beym Beginn des fünften Akts:

Warum verstummt das düstre Trauerlied?
Auch die Posaune klagt mit kräft'gem Ton
Weit würd'ger, männlicher beym Tode Haralds,
Als mein armsel'ges Wort u. s. w.

Zuweilen nähert sie sich antikem Pathos. Als Schluß theilen wir aber Mariens Betrachtung beym Abschiede vom schönen Hellas mit, leicht eine der schönsten lyrischen Stellen, die Oehlenschläger je geschrieben, und die allein seinen Dichterberuf bekunden würde:

Also verlassen soll ich die reizend blühende Hellas,
Um nach dem stürmischen Nord mit dem Geliebten zu ziehn.
Nimmer seh ich wieder die Myrten, die dunklen Cypressen,
Klar auf dem Lorberblatt blinket die Thräne: Lebwohl!
Herrlicher Saal, mit Bildern von Phidias Hand, aus Perikles
Zeit — Praxiteles Kunst locket mein Auge nicht mehr.
Auch nicht mehr, Theokrit, deine süß-idyllische Flöte
Lockt nach dem schattigen Hain Abends die Heitre zum Bach.
Durch die Wüst' unzähliger Tannen streckt sich nach Drontheim
Einsam-öde der Weg; dort ist am Felsen mein Ziel.
Dort, wo Brandungen sieden, wo bewaffnet bärtige Bauern
Stolz mit geschliffener Axt gehn zum Gefecht und Gericht.
Hungrig naht ein heulender Wolf der einsamen Hütte,
Wälzt sich der schwarze Bär schläfrig in ewigem Schnee.
Brüderlich theilt mit der Nacht, der ruhigen Schwester, der Tag nicht.
Warm von hellenischer Glut, kühl an propontischer See;
Immer kämpfen sie: siegend der Tag im brennenden Sommer,
Nordlicht flammende Nacht dämmert dem Winter entlang.
Klein doch ist der Verlust, ich verlasse gern den Olympos,
Cypria führt mich dahin, und ich begleite den Freund.

Aphrodite, du folgst dem Ares! Aus üppigem Süden
Flieht, mit der Tapferkeit, Liebe zum kräftigen Nord,
Auch der heilige Christ, der hier Entweihte, verläßt uns
Nicht; denn aus Nidaros tönet der Glocke Geläut;
Silbern ließ St. Olaf sie gießen, sie hallet zur Messe,
Himmlischer Vater, dein Wort schmilzt die barbarische Brust.
Nun wohlan denn, in Gottes Namen, ich komme, mein Harald,
Nur wo die Liebe wohnt, blüht paradiesische Lust.
Gern in der Zukunft sitz' ich im Zimmer behauener Balken,
Gern bey des Wasserfalls Krümmungen wandl' ich mit ihm.
Lernen sollen die nordischen Mädchen bald von der Griechin
Seidener Fäden Geweb', südlicher Hirten Gesang.
Mit Liebkosungen wird sie, Geliebter, dein Feuer besänft'gen!
Herrlicher Vater Homer! das ist ein Leben bey dir!

Hexameter und Pentameter! Aber es ist nicht die einzige antike Form im Drama; auch Sechsfüßler kommen gegen das Ende. Die Quantität griechischer Worte ist dagegen nicht immer die bey uns angenommene. — Mit Vergnügen haben wir dieses an so vielen Schönheiten reiche Drama eines geachteten Dichters angezeigt, und empfehlen es der deutschen Lesewelt insbesondere, da es wohl nie durch das Theater bey uns bekannt werden möchte.

Art. X. Die Rheinreise, von J. Weitzel. Erster Theil. Wiesbaden, 1825.

Wie dem Buche die Verse des Tasso:

Così allegro fanciul porgiamo aspersi
Di soave licor gli orli del vaso,
Succhi amari, ingannato, intanto ei beve
E da l'inganno suo vita riceve.

vorgesetzt sind, und wie sein erster Theil mit einem Erguß über Napoleons bekannte Worte schließt: que peut on faire de notre Europe? rien; c'est une vieille carcasse qui vous pourrit entre les mains; so hat der Herr Verfasser den gesammten Inhalt seiner Reiseerzählung bezogen auf die falsche Deutung, welche sein Geist dem dichterischen Motto unterzulegen scheint, und auf die Unwahrheit, welche der Exkaiser ausgesprochen. Denn daß aller fromme Glaube und alles Wirken der Autorität Lügenwerk sey, ferner daß Europa, um erfreulich fortzudauern, sich durchaus neuer Elemente und neuer Kräfte bemächtigen müsse, dieß sollen die beyden Aussprüche fremder Gewährsmänner sagen, und dieß alle Betrachtungen bestätigen, zu welchem die Rheinreise dem Autor Veranlassung gibt. Beleuchten wir daher erst jene, dann diese. Tasso malt bildlich eine tagtäglich im Leben vorgehende Handlung und die mit ihr erfolgende Wirkung aus. Wenn die Arzney, welche dem erkrankten Kinde Genesung bringen soll,

zu bitter ist, dann wird der Rand des Gefäßes versüßt, aus welchem die Lippe den Heiltrank schlürft. Wer kann hier Betrug und Verfälschung erblicken wollen? Die Genesung erfolgt ja wirklich von der Arzney, und sie, die Panazee selbst, bleibt unverfälscht; mithin ist es vorhanden dies wohlthätige Ingrediens als ein Gesundheit gebendes Wesen. Die Heilung geht folglich nicht hervor aus dem leichten Sinnenreiz, der vermittelnd zu Hülfe genommen worden, sondern aus jenem, dem wirklichen Heilmittel. Kurz des Dichters Verse sagen eigentlich, es habe zwar wohl den Anschein, als genese das Kind von der Täuschung, aber wirklich gibt nur das Heilungsmittel ihm die Gesundheit.

Wie nun Tasso's Verse eine richtige Deutung fordern; so heischt Napoleons Ausspruch eine Widerlegung, und diese hat großentheils schon die Geschichte selbst geliefert. Alle die verborgenen Keime, Triebe und Schößlinge, welche man für längst abgestorben ausgab, verrathen ja gerade durch ihr Wiederausschlagen ein noch vorhandenes inneres Leben, und sie versprechen eine segensvolle Entwicklung; während die Blätterkrone, welche der Sturm der Revolution bewegte, die bleiche Farbe und den dürren Ton annimmt, die das Rauschen des wallenden Laubes an dürren Zweigen bezeichnen. Was Frankreichs Beherrscher von unserer Zeit sagte, das charakterisirt weit mehr wie letztere jene Periode, wo Alexander von Mazedonien die Welt erobert hatte. Denn damals allerdings war Europa und Asien so verweset und veraltet, daß der Eroberer nicht durch die Wirksamkeit und Renitenz widerstrebender Kräfte, sondern daß er durch ein tragisches Ereigniß unterging. Ohne innere Richtung, ohne Zweck und Wollen blieb nach Alexanders Tod die Welt, und zerfiel in Statthalterschaften. Aber nach dem Falle Napoleons sahen wir sie eine Richtung nehmen, und zwar eine Richtung, die Herr Weitzel selbst billigen müßte; sey es nun die Tendenz zur Wiedergeburt, oder sey es die zur Erhaltung früherer Zustände. Wenn ein Volk der alten Welt gegen Alexander von Mazedonien seine frühere Eigenthümlichkeit behauptet hätte, wahrlich die nämlichen Schriftsteller würden es darum gepriesen haben, welche jetzt ähnliche Vindikationsversuche strafend oder spottend beurtheilen; über die Richtung zur Wiedergeburt aber können und dürfen diese Vertheidiger des Verjüngens doch wahrlich kein Verdammungsurtheil aussprechen.

Nach diesen Vorbemerkungen haben wir die täuschende Beleuchtung zu betrachten, welche Herr Weitzel den mancherley Gegenständen leihet, an welche seine Darstellung und Beurtheilung vorüberführt. Es ist ein Zwielicht eigener Art, worin er sich gefällt, unser Maler der Begebenheiten und Gegenden, welche

auf seiner Reise ihm entgegentreten, und wir müssen uns vertraut machen mit dem Sinn und Gemüth, welches an jenen Auffassungsweisen und jenen Lichteffekten eben so viel Behagen findet, als es ihnen Virtuosität widmet.

Um bey der Natur und bey den Gemälden anzuheben, welche der Autor von ihnen liefert; so stellen sie das ruhig Schöne nur als erhaben und prächtig, oder als heftig bewegt im glänzenden Firniß der Farbe dar. Aber nie geben sie jene stille Befriedigung, welche den Menschen vereinigt mit seinem eigenen Selbst, und ihm sagt, daß in seinem eigenen Inneren allein die Ursachen seiner Unzufriedenheit mit sich und mit der Welt liegen. Ueberall stören gesellige Verhältnisse dem Herrn Weitzel die Ruhe, und erregen seine Galle. Mag nun auch die Sozietät gerade in unseren Tagen oft zum ruhig harmonischen Gange der Natur herbe kontrastiren, ihrer erhabenen Einfachheit Zerrbildungen gegenüberstellend, und mag namentlich unserem Göthe jener Kontrast einen reichen Stoff für Betrachtung, Empfindung und Dichtung darbieten; so wirft doch fast jedesmal dieser, wie von höheren Mächten glücklich gelenkte Geist, sobald ihm jene traurige Wahrnehmung auf dem Fleckenspiegel der Dinge und des Daseyns entgegenschwebt, mit seinem Gemüthe Anker nur da, wo der feste Grund des Guten, Wahren und Sichern aus den Untiefen hervortritt, und dann weicht der Unmuth der Seele bald einer ahnungsvollen Befriedigung, oder einem elegischen Gefühle. Oft genug hat diesen unseren vaterländischen Dichter die Verschiedenheit dessen, was er von der Natur gewirkt und geschaffen sieht, und dessen, was als Machwerk der bürgerlichen Gesellschaft nicht selten hart, schnöde, verletzend und verzerrt jener gegenübertritt, zu den wichtigsten seiner poetischen Schöpfungen angeregt und begeistert. Nur in einigen Fällen behandelt er jene Erscheinung tragisch, d. h. durch die Zerrüttung hindurch führt er ihren Gegenstand bis an die Zerstörung und Vernichtung. Mehrentheils bereitet seine Kunst nur die Momente und die Stimmungen vor, welche bewirken, daß das Unvollkommene in den Hintergrund tritt, weil das Bessere, das Zweckmäßige, das Lebensvolle als überwiegend erscheinend, den Menschen beruhigt. Kurz, nie sucht Göthe, der mit einigen seiner Eigenschaften sonder Zweifel als Vorbild Herrn Weitzel vorschwebt, das Störende in der Natur und im Leben geflissentlich auf, sondern nur, wenn es unwillkürlich ihm entgegentritt, betrachtet er es mit einigen vielsagenden Aeußerungen und Winken, bemühet, das Verletzende baldigst, durch innige charakteristische Bemerkungen begleitet, in den Hintergrund zu stellen.

Ganz entgegengesetzt verfährt Herr Weitzel. Die Erschei-

nungen der Natur und des Lebens am Rhein, folglich auch seine Rheinreise, sind ihm beynahe nur Anregung und Reizmittel. Sie stimmen sein Gemüth, aber nicht um es zu erheben und zu beruhigen, sondern um seinen Sinn wie trügerischer Sirenengesang zu verlocken in die Klippen eines vergleichenden Tadels. Mag er morgens auch ausfahren bey heiter glänzendem, sanft wogendem Meere, mag er vorüber schiffen der Nähe von lachend blühenden Inseln; stets sind Felsen und Brandungen der ihn ziehende Magnet. Dort weilt er, und läßt Vergleichungen und Klagen hören, die jedesmal ausarten müssen in Ungerechtigkeit und in Verleumdung. Am häufigsten wird der Tadel und der Hohn gegen das, was ihm nahe liegt, gerichtet, oder gegen das wirklich Vorhandene, gegen das wirklich Gedeihende. Dagegen lobpreiset sein Mund alles Entfernte, alles was für den Moment ihn nicht berührt. Denken wir ihn uns, wie er auf einer Klippe weilet; so wird er die müßige, nichtsnutzige Unfruchtbarkeit des dortigen steinigen Bodens in Vergleichung stellen mit der segensreichen Vegetation, in welcher die entfernte Küste prangt; ja, er wird dem Felsen, welcher ihn trägt, bittere Vorwürfe darüber machen, und die Welt anklagen, welche dergleichen Unbill noch nicht abgestellt. Weilt er am gesegneten Ufer, dann wird er den armen, verlassenen, fernen Einsiedler im Meere beklagen, die üppige Ausstattung der Küste tadeln, und die Welt oder die Zeit schelten, die sich des Unglücklichen noch nicht erbarmt, die noch nicht ihn erlöset, und beydes ausgeglichen hat.

Die Betrachtung einer solchen Stimmung und Eigenschaft des menschlichen Gemüthes kann einen heilsamen Aufschluß über das Entstehen und über das Wesen aller revolutionären Neigung und alles Widerwillens höherer Art gegen das Positive vermitteln, vielleicht sogar die Ueberzeugung begründen, daß dergleichen Richtungen jedesmal sich selbst verzehren und zerstören müssen. Denn man darf einräumen, daß es unter den Revolutionären nicht bloß neidische und ehrsüchtige, sondern auch edle Gemüther gibt; dann aber wird sich auch finden, daß letztere jedesmal eine gewisse Schärfe charakterisirt, welche sie unterscheidet von allen mild und billig gesinnten Menschen.

Das Eigenthümliche dieser letzteren ist, wenn die Darbietungen der Welt und des Lebens einmal stets Gutes und Vollkommenes vermischt mit Unvollkommenem und Verderbtem enthalten, daß sie sich anziehen lassen nur von jenem ersteren. Ein alter Grundsatz einer eben so alten Philosophenschule sagte schon, daß nur das Homogene sich verstehe, daß Aehnliches oder wohl gar Gleiches vom Aehnlichen oder gar vom Gleichen am

vollkommensten begriffen werde. Auch hier scheint das sich zu bestätigen; denn mehrentheils finden wir in der praktischen Wirksamkeit der Menschen eine zwiefache Aeußerungsweise. Der eine Theil derselben nämlich erfaßt in allen Verhältnissen das bedingt am wenigsten Mangelhafte, mag es nun durch die Kraft oder durch die Zweckmäßigkeit des Daseyns in seinen Augen den höheren Werth gewinnen; und ihm hingegeben, stiftet der Mensch jedesmal, bald sich selbst, bald dem Gegenstande, mehrentheils beyden Gutes. Der andere Theil der Sterblichen nimmt seine Richtung auf das Mangelhafte und auf das Gehässige, oder er hebt bey allen Dingen die mangelhaften, die gehässigen Seiten hervor. Wo dieses geschieht, da wird es leicht, die wirklichen Gegenstände in Schatten zu stellen, und sich selbst zu verherrlichen. — Beynahe eben so lassen sich die Schriftsteller charakterisiren und unterscheiden, welche, ohne eigentlich Politiker zu seyn, doch die Tageserscheinungen der Gesellschaft zum hauptsächlichen Gegenstand ihrer Betrachtungen machen. Glänzend stehen jedesmal diejenigen da, welche die gehässigen, die verderbten oder die entarteten Seiten der Erscheinungen in das Auge fassen, diese grell hervorheben, und nun das Ganze darstellen als schon von der Verwesung unterdrückt, untergraben, vernichtet. Ist es ihnen doch dann möglich gemacht, aufzutreten als Eiferer, und ihr eifriges Schmähen — das denn doch eigentlich nur Wirkung bald jener inneren Lieblosigkeit, bald eines empfänglichen, aber unstäten, und nie ganz zu befriedigenden Herzens ist — zu umgeben mit dem Schimmer eines Edelmuthes, der, Besseres wollend, wie das Leben und Streben der meisten Menschen darbietet, dem Daseyn aller Dinge eine neue Verklärung zu geben verheißt. Kurz, allen Effekt der Lichtreflexion auf sich und ihr Wollen hinlenkend, malen sie uns die Gegenwart als ein trübes, verderbtes Wesen, und es kann nicht befremden, wenn sie mit Andeutung eines unbekannten Besseren Beyfall und Anhänger finden. Aber es läßt sich auch, ohne ungerecht zu seyn, behaupten, daß sie jedem noch bestehenden Lebensverhältnisse den ihm gewidmeten Glauben entziehen. Diesen sammt aller echten Anhänglichkeit aus den Gemüthern verdrängend, erfüllen sie letztere mit einem unruhigen Enthusiasmus für ein Besseres, das erst werden soll, und das, möchte es auch noch so vollkommen zu Stande gebracht werden, nur ein ephemeres Bestehen erwerben, allein niemals ein gedeihliches Leben in sich tragen kann. Um jedoch ein überstrenges Urtheil zu vermeiden, sey es keineswegs gesagt, daß alle Neologen, und daß sie unbedingt bey der Vernichtung anfangen; vielmehr darf man einen Unterschied machen, und es scheint gerade die gegenwärtige Zeit

eine starke Befugniß zu geben, jenen Unterschied festzustellen. Immer schwächer wird unter den Schriftstellern, welche einen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben möchten, die Anzahl derjenigen, die beydes unbedingt angreifen, die bisherige Unterlage der Gesellschaft, und die Formen, in welchen sie besteht. Vielmehr beginnt sogar eine gewisse Anerkennung jener Formen sich kund zu geben, und man spricht — was allerdings richtig seyn mag — lediglich von der Nothwendigkeit, jene Formen hin und wieder neuen Verhältnissen anzupassen, die nun einmal sich gebildet haben der Nothwendigkeit wegen, daß das Ganze sich zu einem harmonischen Wesen, wo alles eingreift, abrunde. Allein auch diese Behauptung und Richtung, wie wahr und ansprechend sie beym ersten Anblick erscheine, ist von sehr verfänglicher Natur. Sie kann nur zu leicht sogar Staatsmänner verleiten, daß diese, im Glauben, sie behalten die wahrhaft tragenden Fundamente, die gründliches Leben gewährenden Wurzeln der Gesellschaft bey, eine leise Veränderung der Dinge bereiten oder vollenden, kraft welcher es das Ansehen gewinnt, als ob durch gewisse ansprechende, von den früheren wenig abweichende, nur zweckmäßig verbessernde Formen eine vervollkommende Wiederherstellung der früheren Natur des Staates vollbracht sey, während alles denn doch nur hinweggerückt ist von den Trägern, welche allein die Formen stützen können, und während alles abgeschnitten wird von den Wurzeln, aus welchen allein das Leben zu beziehen ist

Entgegenstehet den in jenem Geiste unternommenen Operationen die Weise solcher Männer, die, wenn sie das ganz Viziöse von dem noch theilweise Gesunden zu sondern bemüht sind, ein doppeltes Augenmerk verfolgen. Bemühet, das Krankhafte zu entfernen, hegen sie nicht die Absicht, das hiermit gewonnene freye Feld einem völlig neuen Wesen oder Stoff einzuräumen. Sie hoffen vielmehr, es werde die erhöhte Triebkraft des Gesunden, nachdem das erstickende und verderbende Hinderniß gewichen ist, dessen Stelle abermals einnehmen; und wer möchte die tadeln, welche von solcher Gesinnung geleitet werden! Aber noch schonender, und vielleicht noch weiser, verfahren diejenigen, welche, nach der Art einer der Personen, die in unserer Rheinreise auftreten, überall mit dem Ruf anheben: »Gott bessere mich!« Diese werden durch einem fast magnetischen Zug mit unwiderstehlicher Kraft überall angezogen von demjenigen, was, bedingt wenigstens, für das noch beste oder gesundeste gelten kann, und sie bleiben, daran haltend, fast unaffizirt von dem Verderbten. Jenem noch Gesunden hingegeben, wirken sie durch die

Kraft dieser ernsten und festen Hingebung eben so wohlthätig für sich selbst, wie für die Gesellschaft.

Nach dieser Betrachtung wird es uns leicht, alle politischen Richtungen, gleichsam auf zwey Pole — vielleicht nicht ganz widersprechend der Positivität und Negativität in gewissen bedeutungsvoll wirksamen Naturkräften — zu beziehen. Dann mögen auch unsere Physiker, dem zeitigen Stande der Wissenschaft nach, nur zu sehr noch genöthigt seyn, eine und die nämliche Kraft bald als negatives, bald als positives Wesen, und im innersten Grunde für identisch zu betrachten, so werden doch auch darüber bey fortgesetzten Bemühungen uns noch wichtige Aufschlüsse entstehen, und sie sind vielleicht früher schon in der politischen Beziehung zu erwerben.

Gewissen Charakteren und Geistern ist es eigen, das Gute und Gesunde, das Wahre und das Heilige, auch in seiner tiefsten Verborgenheit, und sey es noch so sehr durch äußere Auswüchse oder durch fremdartige, über die äußere Oberfläche verbreitete Vergiftungen und Degenerationen entstellt, aufzufinden, gleichsam zu entdecken, und alsdann mit wirksamer Kraft zu erfassen. Deren ganze Richtung ist aber eben so einfach, wie ihre Weisheit. Sie widmen alle Liebe jenem segensvollen, der Mitwelt als schwacher, vergänglicher Ueberrest erscheinenden Guten, indem sie vom Verstande nur den Gebrauch machen, das ihm entgegenwirkende Entartete nicht zornvoll anzugreifen, sondern gründlich, scharfsinnig und verständig zu widerlegen, und es darzustellen in seiner Nichtigkeit. Es ist also nur ein Theil ihres Geschäftes, und wohl kaum dessen erfreulichster, daß sie den Scharfsinn anwenden, um die sämmtlichen Eigenschaften des Ungemäßen zu zergliedern; wichtiger bleibt ihnen das Bestreben, jedes Lebendige, wie tief es versteckt sey, wieder aufzufinden und wieder zu erkennen. Denn es dürfte, wohl zu bemerken, mit jenem würdigen Namen zu bezeichnen seyn, nur das, was anerkannt von den Menschen und wirkend auf die Menschen auch noch in unsern Tagen die Kraft eines wohlthätigen Bandes vollkommen ausübt. Wenn alles a l l g e m e i n e A b s p r e c h e n nur zum Irrthum führt, und ein generelles Charakterisiren des Geistes unserer Tage eben auch nur dahin leitet, so hat man wohl zu unterscheiden die Klassen, welche immer noch sich lenken und bestimmen lassen durch die Kraft und Wirksamkeit eines inneren, in ihrem Herzen und Gemüth nicht gelösten Bandes der Andacht, der Dankbarkeit und des Glaubens, was die Mißwollenden schlaffe Gewöhnung nennen, von denen Klassen, welche lebhafte Anregungen, ja sogar Anreizungen von außen verlangen, die man oft als edlen Drang zum Weiterkommen und zu

Verbesserungen ausmalt. Aber in der Mitte leider sind die großen Massen derer aufzusuchen, welche zwischen jenen zwey Motiven und Triebfedern schweben und schwanken. Sie fühlen bald die Kraft der äußeren Anregung, und wollen, nur von ihr geleitet und gelockt, leben oder wirken. Bald meldet sich ihnen die innere, tiefe Stimme des Gewissens an, von dem allein sie fühlen, bestimmt werden zu dürfen, und überall, wo diese spricht, überall, wo der Mensch sich noch sagt, er habe von der Kraft der äußeren Anregungen sich einnehmen lassen, habe sein Ohr verstopft gegen den Ruf jener inneren, seit den ersten Lebenstagen in ihm kräftig gewesenen Stimme, da lebt und wirkt auch noch jenes heilige Band, welches dem Keim alles echten Guten zu vergleichen ist, von dem auch allein nur wahrer und gedeihlicher Wachsthum sich erwarten läßt. Denn nichtig, vergänglich, ja sogar kurz dauernd zeigt sich alles, was, von der äußeren Anregung ausgehend, den Ruf der inneren Stimme dämpft, und die Kraft des inneren, gleichsam den Mittelpunkt des menschlichen Herzens erreichenden Bandes lähmt und erschlafft. Darin liegt es denn eben, daß alle Frucht und Wirkung der äußeren Anregung ein flüchtiges Daseyn erwirkt, und daß bald vergehet alles, was von dorther stammt, hingegen immer wieder und wieder hervortritt und sich drängt, in seiner alten Kraft zu leben, was dem Ursprunge nach sich verzweiget und verbindet mit jener Wurzel des Wesens, die als Gewissen noch im Bösen der meisten Menschen waltet. Und sey es, um jede Mißdeutung zu entfernen, bemerkt, daß hier nur die Rede ist von dem Wege, in dem das Ziel erreicht, nur von den Mitteln, durch welche der Zweck gewonnen wird, nicht aber vom Zwecke und Ziele selbst. Mag letzterer das Vaterland, die Religion, das Königthum, die Republik, eine freye oder eine gebundene Verfassung seyn, darauf soll es uns dermalen nicht ankommen. Die Rede ist hier lediglich von den Medien, deren man sich bedient, und die man anspannt. Diese theilen sich zwiefach, nämlich in Anregung von außen und in Wiederbelebung des heiligen Bandes der inneren Gewissensstimme. Was den Menschen in dem ersteren Wege gebracht werden kann, ist schädlich und verderblich bey allem Glanze, bey aller Glorie seiner Erscheinung. Denn es entlockt den Menschen von dem Wahren, von dem durch lange Wirksamkeit bewahrten Daseyn, kurz von aller echten, aller begründeten Wesenheit, und hält ihn hin mit dem erschöpfenden Agens der Anregung und des Reizes. Darüber schwinden ihm denn wohl die letzten Fasern eines echten inneren Lebens hin, und er versinkt, wenn zuletzt auch die Kraft der Anregung verschwindet, oder ihren Effekt auf ihn verliert, in jene Oede, die

man vielleicht Sterblichkeit mit Recht nennen darf. Denn welches Element erhält für sich wohl der Mensch, das der Unsterblichkeit noch gewachsen bliebe, und ihm theilhaft werden könnte! Glänzend beginnen folglich alle Versuche, die von diesem Pole aus mit dem Menschen unternommen werden; aber sie enden bejammernswürdig.

Diejenigen hingegen, welche sich für den zweyten Weg erklären, den Weg der Wiederbelebung der letzten Reste des noch unerstorbenen inneren Bandes alter Treue und alten heiligen Glaubens, mögen sie auch nicht, wie die Koryphäen, der Vervollkommnung neue prächtige Palläste erbauen, sondern in unscheinbare, ja in halb verfallene Hütten führen, und dort im letzten Winkel das verrollende Wesen aufsuchen, werden ihres Zieles niemals verfehlen, sogar dann nicht, wenn sie des letzteren sich nicht einmal ganz klar sollten bewußt seyn. Denn hier kömmt es zunächst darauf an, daß als wirksame Kraft nicht eine äußere Anregung, sondern die wahrhafte Treue, die innere Gewissensstimme wirke, und daß sie sich begegnen mit den Keimen oder mit den Ueberresten des noch nicht gänzlich erstorbenen Guten und Wahren. Wo diese glückliche Vereinigung zu Stande kömmt, da verliert der verführerische Pol äußere Anregung, und eines, einem Ruf aus weiter Ferne nachstrebenden Dranges tagtäglich seine gefährliche Kraft. Der Mensch, von dem undurchschnittenen, wieder bekräftigten Bande des Glaubens, der Treue und des Gewissens geleitet, gelangt abermals zurück zu jenem seligen Zustande einer stillen und anspruchlosen Zufriedenheit. Er gleicht einem Reisenden, den der lange, innige Genuß eines ruhigen Abends mit dem inneren befriedigenden Gefühle segnet, daß sein Ziel ein anderes sey, wie sich hinzugeben dem blendenden Wechsel der glänzenden Tageserscheinungen.

Betrachtet man die Richtung der politischen Meinungen, Lehren und Tendenzen aus diesem, nicht zu sagen höchsten, sondern vielmehr letzten oder einzig wahren Standpunkte; so hat man den Weg gebahnt, sich zu reinigen wegen des Vorwurfs, welchen die Vertheidiger alles Positiven oftmals hören müssen, daß es Leumund sey, wenn sie zuweilen das Wort der Volksverführung brauchen. Die Sache ist eben so gewiß da, wie der Tadel gerecht, welchen sie erfährt. Man darf den Inhalt, man darf die Natur desjenigen völlig übersehen, was die Beförderer des sogenannten Menschenwohls zu verwirklichen streben, und braucht allein den Weg zu beachten, welchen sie einschlagen. Wer die Menschen durch äußere Anregung, durch Erweckung des Unwillens und Hasses gegen das noch wirksame Wesentliche und Begründete, oder durch Hindeutung auf eine weit liegende, noch

unerreichte Ferne beglücken, wer ihr Heil dadurch gründen will, daß er ihr Auge ablenkt von dem noch verborgen waltenden Guten und Rechten, wer sie veranlaßt, aufzugeben das Band, welches sie noch wesentlich und wahrhaft mit dem Schöpfer der Dinge verbindet, um ihnen statt dessen den Glanz einer fernen Sonne der Gottheit vor den Sinn zu stellen, welche allerdings einwirkt auf sie, aber nicht im Wesen der Entstehung zusammenhängt mit ihnen, der verführt das Volk, der verführt das Menschengeschlecht. Stürzt er doch beyde in die Verblendung einer glänzenden Nichtigkeit und Vergänglichkeit, indem er ihnen die Unterlage des Daseyns, dadurch aber die Möglichkeit der wahren Rückkehr zum Schöpfer raubt! So dürfen wir also die, unseren Betrachtungen wieder vorangestellten Aussprüche, welche Herr Weitzel gemißdeutet hat, dahin berichtigen, daß Europa des Nichtigen und Vernichteten genug darbieten möge, daß aber das Wesen alles Guten und alles Wahren ihm in tausend Aeußerungen des Lebens noch erhalten geblieben, ferner daß, wenn die Menschen durch die Kraft manches abermals und von neuem benutzten Heilmittels genesen, ein trügerischer Schein dabey obwalten könne, daß jedoch die Genesung selbst sie nicht vom Trug, sondern gerade von der Wahrheit empfangen.

Um das Buch noch kurz von seiner guten Seite zu charakterisiren, sey es schlüßlich gesagt, daß dem Herrn Verfasser die Reise nur ein Vehikel wird, seinen Ansichten von Natur, Staat, Geschichte u. s. w. eine gewisse Richtung zu geben, daß in der Einkleidung nicht bloße Anordnung, sondern oft wirkliche, zur Kunstform hinanstrebende Komposition anzutreffen ist, und daß Hr. Weitzel gezeigt hat, wie unter der Feder eines geistreichen Mannes bloße oft trockene Reiseberichte sich in wirkliche Kunstwerke wohl verwandeln könnten. Aber diese äußeren Zierden können das Verwerfliche im Innern des Buches nicht gut machen.

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XLIII.

Ueber die Bedeutung der Shakespeare'schen Schicksalstragödie, im Besonderen entwickelt an Makbeth, Lear und Hamlet.

I. Makbeth.

Bey dem, was hier über Shakespeare gesagt werden soll, wird man es schon verzeihen, wenn gegen die sonst übliche Weise das Allgemeine, wenn die Resultate, die sich für die Betrachtung bilden sollen, nicht von vorhinein abgehandelt, und dann das Besondere daran gehalten, darauf angewendet wird; vielmehr können erst am Besondern, selbst am ganz Einzelnen, die wichtigsten Sätze, auf die es zur Erleichterung einer tiefern Ansicht des Dichters ankommt, dem Sinne des Lesers nahe gebracht werden; ja bei einer ganz vollständigen, umfassend erschöpfenden Abhandlung über Shakespeare und sein prophetisches Wort, würde die Entwicklung des Gedankens an jedem Verse, fast an jedem Worte unmittelbar fortschreiten müssen, so wie sie eben darin enthalten ist und daraus hervorgeht, daher auch die Form von Vorlesungen, und zwar extemporirten Vorlesungen, hier am geeignetsten wäre (alles wahrhaft Geistige ist eigentlich extemporirt, es wird langsam, ist aber da mit der Schnelle des Augenblicks). Selbst das Allgemeine, was hier nothwendig vorausgeschickt werden muß, kann nur als Anticipation gelten, das sich im Fortgange der Entwicklung selbst beweist, wenn auch so schon der rechte Sinn es unmittelbar bestätigen und bejahen möchte, weil er die Wahrheit dunkler oder heller, mit größerer oder geringerer Sicherheit fühlt und anerkennt. So möge denn vor allem hier bemerkt werden, daß Shakespeare deßhalb so groß und einzig in der ganzen neueren Zeit dasteht, weil er bewußt, mehr aber noch unbewußt, und gerade dadurch um desto sicherer ein Verkündiger der höchsten Religiosität des Geistes ist, er blickt, wie ein Janus, gegen eine heilige Vorwelt und Zeit, die da war, und eine andere, die seyn wird, — nach dieser Seite ist er ein wahrer Prophet, er ist zu der Erkenntniß, oder mehr nur zu der Ahnung, aber einer hellsehend geistigen, von Wahrheiten des Himmels gelangt, die dem Geiste nur in einer tiefen äußeren Erniedrigung geoffenbaret werden können; allein sein darstellendes Talent, Natur, Konstitution und Lebensgang, was damit zusammenhängt, in einem Worte, sein Beruf zum großen Dichter stellte ihn in eine glückliche Mitte, die ihn das Leben und seinen Werth, die ihn die Wahrheit der Erde auf eine Weise genießen ließ, wodurch er nur zum Hindeuten auf einen künftig zu vollbringenden Glauben des Geistes geschickt werden konnte. In den Helden seiner drey größten Schicksalstragödien, Makbeth, Lear, Hamlet (denen in etwas absteigender Linie noch Othello

und Romeo verwandt sind), bringt Shakespeare die Irreligiosität großer Seelen zur Darstellung, aber auf die höchste Spitze getrieben, da wo sie nothwendig durch einen Schritt weiter, vielmehr durch einen plötzlich umwandelnden Entschluß zur höchsten Religiosität werden mußte, wie sie nur solchen Naturen eigen seyn, d. h. in ihrem Bewußtseyn liegen, und nur von solchen Naturen erwartet werden kann. — Shakespeare selbst ist wahrscheinlich alle die Zustände der Unseligkeit durchgezogen, die er in seinen Helden schildert; was ihn rettete war (menschlicher Weise betrachtet) mehr die Begünstigung seines poetischen Talentes, auf eine höhere, strengere, schwerere, geistige Rettung mochte er nur hindeuten; darum hebt er auch mit erhaben liebevoller Theilnahme weit mehr das Hohe und Schöne, die Seelenherrlichkeit seiner Gestalten hervor, als daß er sie deutlich anklagt, ihre Ankläger sind Teufel und Versucher, gespenstische und herenhafte Wesen; ihr seyd gut, scheint er ihnen zu sagen, aber zu gut, das Unendliche suchend, von ganzem Herzen und mit ganzem Gemüthe müßt ihr in das Schlechte verfallen, das euch hart und häßlich entgegentritt, es muß sich euch einbilden, ihr müßt in Schuld gerathen; — — dann freylich wäre Shakespeare nicht der große Dichter, der er ist, wenn er das Verhängnißvolle in dem Lebensgange seiner Helden nicht an eine Schuld knüpfte; aber die Bewunderung ihrer Größe, der Antheil an ihrem tragischen Schicksale läßt uns nicht leicht dazu kommen, hier zu trennen, und dieß ist es eben, was der Dichter wollte. Er weist auf eine Versöhnung hin, die über das Leben hinaus, durch das Entstehen neuer Zustände vollbracht werde, neuer Zustände, die aus den irdisch vollendeten des Abfalls von einem inneren Gesetze, und der in ihm enthaltenen und durchgefühlten Strafe, nothwendig hervorgehe — so weiß auch Shakespeare, wie alle wahrhaft große Menschen, mehr zu vereinigen als zu trennen, oder richtiger, er verschmäht es zu sehr, zu trennen; man möchte ein Paullinisches Wort auf ihn anwenden: »bey ihm war lauter Ja.«

Shakspeare lebte in einer Zeit, welche ihm und andern leicht als ein Wendepunkt in der Geschichte erscheinen konnte. Die tiefern Gemüther im Volke waren sehnsuchtsvoll gegen ein Vergangenes in religiösen und politischen Zuständen gekehrt, und von dem Drucke einer tyrannischen und von Gott abfallenden Gegenwart, die, man mag sagen was man will, für England mit der Regierung der Elisabeth beginnt, auf seltsame Weise geängstigt, wenn auch im Ganzen Shakespeare's Zeit eine sehr glückliche gerade durch die vermittelnde Stellung, in der sie mit den Resultaten der Vergangenheit und den Kräften einer in vieler Hinsicht sehr glanzreich erwachenden Gegenwart sich durchdringen konnte; allein wie es zu jeder Zeit, besonders aber in gewissen Epochen einer theilweisen oder ganz umfassenden Welterneuerung, Seelen gibt, die das Widerwärtige ihrer Gegenwart lebhafter empfinden und daran leiden, weil sie mehr oder weniger bewußt ein Höheres suchen, so waren besonders auch in unseres Dichters Zeit gewiß Viele, die den inneren Zwiespalt derselben leiser herausfühlten, und wie von einem Dämonischen davon geängstigt wurden. Manche sittlich-sinnliche Krankheiten und Uebel mögen dadurch in Familien und Einzelnen zur Erscheinung gekommen seyn, die der Volksglaube dann einer magischen, gespenstischen, dämonischen Einwirkung zuschrieb, zum Theil aber auch ihrer Seltsamkeit und Eigenthümlichkeit wegen, die sie von den gewöhnlichen und bekannten Fällen unterschied. Allgemein verbreitet

war zu jener Zeit der Glaube an Hexen und Dämonen; unter Jakob I. Regierung, der sogar selber eine Dämonologie geschrieben, worin er auf eine gewiß sehr alberne Weise von den Funktionen der Dämonen handelt, wurden Parlamentsbeschlüsse gegen Zauberey gegeben, und eine ziemliche Anzahl alter Weiber deßhalb bestraft. Die tiefe Wahrheit, die solchem Volksglauben oder Aberglauben in jeder Zeit zu Grunde liegt, hat Shakespeare wohl erkannt, und die Weise, wie er die Hexenelemente in Makbeth behandelte, gibt ein wunderbares Zeugniß davon. Makbeth möchte anfangs nicht der geeignetste Stoff scheinen, die obigen Sätze zu erläutern. Makbeth erscheint in seinen Handlungen als ein wirklicher, harter, grausamer und wüster Verbrecher, wenn Leár und Hamlet dem bloßen Verstande höchstens als Thoren gelten können. Lear hat die an sich wahrhaft religiöse, himmlische Neigung, Alles zu geben, um Alles zu empfangen, sein unendliches Bedürfniß wird zur Thorheit und endlich zum Wahnsinne, weil er, um ein deutliches Wort und Zeichen der Liebe zu gewinnen, seine Macht an das Niederträchtige wegwirft, und nicht sieht, daß Alles, was er bedarf, ihm schon überschwenglich gegeben sey in seiner Tochter Cordelia. Auch Hamlet geht durch die Last seines eigenen Reichthums, durch die Größe und Wichtigkeit seines Berufs, der ihm kategorisch im Vatergeiste entgegentritt, endlich durch die dämonische (vielmehr diabolische) Macht des Niederträchtigen, das ihm in der Person seines Onkels gegenübersteht, zu Grunde. Daß wir es aber bey Makbeth, trotz des scheinbaren Unterschiedes, mit einem ganz gleichen Falle zu thun haben, dieß aufzuzeigen ist jetzt unsere Aufgabe, indem wir hauptsächlich in dieser Beziehung das Stück nach seinen Hauptmomenten und Scenen analytisch durchgehen. Da es unsere Absicht ist, zugleich das Studium des Dichters in seiner eigenthümlichen Sprache zu erleichtern, so wird auf diesem Wege hin und wieder manche gelegentlich sprachliche oder antiquarische Bemerkung mit einfließen können.

Den Stoff zu seinem Trauerspiele hat Shakespeare, wie oft angeführt worden, aus Holinshed's Chronik entlehnt; dieß ist auch den Hauptpunkten nach ganz richtig, ja Shakespeare scheint überhaupt eine solche Vorliebe für Holinsheds Styl und Erzählungsweise gehabt zu haben, daß er nicht bloß einzelne Reden der Hauptpersonen ihren einzelnen prosaischen Theilen nach buchstäblich aufgenommen, sondern manche eigenthümliche und passende Ausdrucksweise der Erzählung ist ihm unbewußt so im Gedächtnisse geblieben (weil sie ihm zugesagt), daß sie ihm nachher im begeisterten Strom der Rede am rechten Orte wieder hervortritt, ohne daß wir darum, wie unter den englischen Kritikern besonders Johnson häufig thut, dieß als eine Art von Nachahmung, oder auch nur als verständige Absicht betrachten dürfen. Shakespeare's Sprache ist ihren Theilen nach eben so buntscheckig und mannigfaltig zusammengesetzt, als durchaus und auf ganz unvergleichbare Weise eigenthümlich. Von alten und neuen Dichtern, die er gelesen, unter letztern besonders Spenser, Chroniken, abenteuerlichen Reisebeschreibungen, besonders auch von den heiligen Schriften, und endlich von den lebendigen Sprachweisen aller Stände, überall nimmt er Elemente buchstäblich, wörtlich auf, und höchst dankenswerth ist in dieser Beziehung der Fleiß der englischen Kritiker, mit dem sie dieß überall im Einzelnen nachweisen; aber was ein Genius wie Shakespeare raubt, das gehört ihm, das verwandelt er in sein unendlich höheres organisches Eigenthum.

Holinshed hat indeß die Geschichte Makbeths aus einem frühern schottischen Geschichtschreiber, dem Hektor Borthius, entlehnt, der eine Geschichte Schottlands 1526 in siebzehn Büchern herausgab, die später ins Französische und Englische übersetzt ward; noch früher fällt Buchanans Geschichte von Schottland, und aus beyden Geschichtschreibern hat Shakespeare manche einzelne Umstände aufgenommen: merkwürdig ist auch, daß Buchanan auf die Brauchbarkeit dieser Geschichte als dramatischen Stoff hindeutet: multa hic fabulose quidam nostrorum affingunt, sed quia *theatris*, aut Milesiis fabulis sunt aptiora quam historiae, ea omitto. Rer. Scot. Hist. L. VII. Die Einmischung der Hexen wird von diesen sämmtlichen Historikern, jedoch auf verschiedene Weise, erzählt, und auch hier gehört selbst die äußerliche Weise, wie sie auftreten und reden, abgesehen von ihrer ideellen Bedeutung und Verhältniß zum Helden ganz dem Shakespeare an. Daß er eine ganz eigene Sorgsamkeit darauf verwendet haben muß, sieht man sowohl an der Genauigkeit, mit der er die Elemente der Hexenwirthschaft studirt (was die Engländer nicht genug rühmen können), als auch daran, daß sich von einzelnen Hexenscenen im dritten Akte verschiedene Variationen finden, deren eine von großem Werthe ist, und gewiß von ihm herrührt.

Der erste Akt wird mit der Erscheinung der drey Hexen eröffnet. Bezeichnend ist der Name, der ihnen später im Stück gegeben wird, weir'd sisters, was Stevens aus einem ähnlich lautenden angelsächsischen Worte herleiten will, und nordische Parzen in ihnen sieht; bey Holinshed heißen sie wayward sisters (was sich auf verkehrte Weise in den Weg stellt), vielleicht ist der Name weird daraus korrumpirt. Das Metrum, das für die Hexenscenen gewählt worden, ist auf wundersame Weise zu ihrer Erscheinung passend, indem es durch die klappernden Trochäen und die männlichen Reime den Eindruck einer grausenhaft wüsten Anmuth und Form wiedergibt. Zu bemerken wäre hier wohl, daß in den Versen where the *place?* upon the *heath*, das letztere Wort, dem gewöhnlichen Gebrauche entgegen, so ausgesprochen werden muß, daß es sich auf place reimt, wie es denn nachzuweisen ist, daß Shakespeare häufig bey einzelnen Worten in seinen Gedichten eine andere Aussprache gehabt, als die jetzt oder vielleicht auch zu seiner Zeit in der Umgangssprache übliche. Graymalkin ist in der Hexensprache der Name des Kater, Poddock die Kröte, zwey im Hexenhaushalte beliebte Thiere. Die Worte: »Schön ist häßlich, häßlich schön,« bringt schon Warburton in eine Beziehung mit denen, die Makbeth bey seinem ersten Auftreten spricht, und Johnson ermangelt nicht, eine ganz ähnlich klingende Stelle in Spensers fairy queen, wie häufig, anzuführen; wir werden später sehen, daß diese Beziehung eine tiefere und wichtige ist. In der zweyten tritt der König mit seinen Söhnen und Gefolge auf, ein blutender Hauptmann kommt hinzu, um von den tapfern Kriegsthaten Makbeths gegen die Rebellen zu erzählen, eine Erzählung, die für sich ihres markvollen bildlichen Ausdrucks wegen studirt zu werden verdient. Den Makbeth lernen wir hier sogleich als einen Menschen kennen, dem die tapfersten Handlungen im Einzelnen, und da, wo die Gelegenheit ihn zum Vollbringen seiner Ehre aufruft und hindrängt, nur ein Spiel sind; dieß besonders liegt in den Worten des Erzählers, der den König als einen solchen darstellt, der dieß in tiefster Seele anerkennt und bewundert, und seine Wonne im Danken findet. Auf diese Scene folgt

die für das Verständniß des Ganzen sehr wichtige dritte, in der die Hexen wieder auftreten, um dem Makbeth und Banquo nach dem Ausgange der Schlacht in den Weg zu treten. Es ist hier zugleich der Ort, die Hauptzüge der Gestalt des Makbeth hervorzuheben, in welchem der Dichter eine ideelle Entwicklungsstufe, einen Durchgangspunkt höherer geistiger Bildung dargestellt, die er in seiner ganzen Tiefe schwerlich an einem Andern, als an sich selber erlebt haben konnte. Als einen Helden haben wir Makbeth schon kennen gelernt, in dieser Scene sehen wir ihn als einen Menschen handeln, in dem ein tiefes Bedürfniß der Herrschaft und unbedingter Geistesfreyheit ihm selber unbewußt verborgen wirkt, das nur auf den Zündstoff wartet, um gewaltsam hervorzubrechen — daß diese Freyheit etwa im Besitz der Königswürde zu erlangen, hat er sich wohl selber noch nicht gesagt; noch ist seine Seele rein: er gefällt sich in spielender Ausübung ihrer Kräfte — doch liegt es nothwendig in dem Drange dieser übermüthigen Natur, daß er nicht leicht zur Dankbarkeit und Anerkennung gegen einen ihm weit untergeordneten, wie Duncan ist, sich entschließen kann. Allein wenn ich sage, es sey ein tiefes und gerade jetzt gereiftes Bedürfniß der höchsten Freyheit in ihm, so heißt dieß auch, er verdiene sie, sie ist seiner Natur, d. h. seinem tiefen sittlichen Bewußtseyn und Vermögen, bestimmt und verheißen, sey es in oder außer der königlichen Würde — aber wenn er im Leben dazu gelangen will, nur unter gewissen Bedingungen, die er, und in ihnen sich selbst erkennen muß. Die Hexen nun treten ihm gerade in dem Augenblicke entgegen, wo dieser Wendepunkt des Lebens beginnt. Sie haben durchgängig die Bedeutung eines Bildes der Verwandlungen, die in ihm vorgehn, oder was dasselbe ist, eines Zustandes, der sich ihm einbildet. So foul and fair a day I have noth seen, so häßlichen und schönen Tag sah ich noch nie, ruft Makbeth bey seinem ersten Auftreten aus — ich habe aber angeführt, daß schon englische Kritiker die Beziehung dieser Worte auf den frühern Hexenspruch bemerkenswerth finden, indem sie ihn auf die aus häßlich und schön gemischte Witterung deuten; allein es liegt zugleich etwas Symbolisches darin, daß der Tag, wo Makbeths Krankheit herausbricht, häßlich und schön genannt wird. Was ist die Erscheinung der Hexen anders, als das Grundhäßliche, das Dunkel selbst, das sich seinem gedankenvoll mächtigen Streben nach einer höheren und leuchtenderen Glückseligkeit entgegenstellt. Ihr Heil! Heil! das sie ihm zurufen, ist so ernstlich und wahr gemeint, wie es nur immer der Teufel meinen kann:« du bist ein geborner Herrscher, du wirst frey, wirst König seyn, aber du bist zu gut, oder was dasselbe ist, zu schön, du willst das Höchste geradezu, und mußt und darfst es wollen, aber eben darum mußt du die volle Macht des Häßlichen und Niederträchtigen durchleiden, um zu der himmlischen Wahrheit zu kommen, die in deiner Natur unmittelbar gegeben ist.« Man kann dieß die astralische Seite in der Erscheinung der Hexen nennen, so sind sie das Schicksal, durch dessen Ausspruch und Leitung Anfang und Ende des Lebensganges verbunden, und an die Providenz einer höchsten Weisheit geknüpft wird; ein anderes ist ihr kategorisches und ihr magisches Verhältniß zu ihm. Aus dem Munde der Hexen spricht der Gott Israels zu ihm, der auf Sinai das Gesetz gegeben: »siehe, du sollst herrschen, du kannst von den gewaltsamen Wünschen und Strebungen, die in dir toben, dich befreyen, doch nur dann, wenn du den Undank von innen, die schlechte Gelegenheit von außen überwindest, die dir hier im Bilde entgegentreten.

Allein diese Bilder sind es eben, die eine *magische* Gewalt über ihn gewinnen, und alle Kräfte seiner Phantasie gewaltsam aufrütteln. In dem Monologe, den er, gedankenvoll in sich hineingerissen, nach der Erfüllung der ersten Weissagung spricht, als *Rosse* und *Angus* ihm seine Erhebung zum Than von *Cawdor* melden, werfen wir zuerst einen tiefern Blick in die wunderbare Gestalt und Verfassung seines Innern, in der völligen Unschuld, in der reinen Gewalt seiner Wünsche und Hoffnungen wird er zum Verbrecher an sich selbst. Das bloße *Bild* der verheißenen Königswürde regt seine Natur (und zwar im eigentlichen Sinne: die Gesammtheit seiner geistigen und sinnlichen Vermögen) so mächtig auf, »daß jede Lebensverrichtung in Einbildung erstickt wird, und nichts da ist, als was nicht ist.« Dieser einzige kurze Monolog enthält schon den ganzen folgenden Verlauf des Stücks, Bilder gewinnen die Herrschaft über seine Seele, die Bilder himmlischer Geistesfreyheit, die er in seinem tiefsten Bewußtseyn trägt und hegt, vermischen sich ihm unvermerkt mit den Einbildungen der Hölle, die ihn fieberkrank, schlaflos, wahnsinnig, endlich hart und grausam machen, ohne daß er bis zum letzten Augenblick die tiefe Reinheit des Bewußtseyns verliert, die ihm vorher eigen war. *Banquo* spricht hier ein treffendes Wort, wenn er *Makbeths* Verzückung vor den Lords damit entschuldigt, daß die neuen Ehren ihn wie ein Kleid überkommen, das erst durch den Gebrauch dem Leibe recht anpaßt: das Bild der Freyheit, das er in sich trägt, ist dieses Kleid; was er durch die *Arbeit* seines Geistes, eines gottvertrauenden und dankbaren Herzens sittlich verwirklichen soll meint er unmittelbar erlangen zu können. Alle Reden *Makbeths* von hier an, besonders die Monologe, haben den Charakter eines wunderbar fieberkranken und verherten Zustandes, einer von Himmelsbildern aufgelösten, von Höllenbildern gestachelten großen und mächtig ausathmenden Seele, die tragische Handlung wird zugleich zu einer Krankheitsgeschichte und ihrem bestimmten Verlaufe, er handelt in einem eigenthümlichen Fiebertraume, den das Herenwort zuerst in ihm entzündet; aber das Ringen nach dem Wachseyn einer himmlischen Gesundheit hält gleichen Schritt damit, je mehr er sich durch die unausbleiblichen Folgen der ersten That verwüstet, und von sich selbst abgesperrt zu werden droht; je schmerzlicher er von dem Dunste des Herenelementes leidet, in um so mächtigern Pulsen schlägt auch jenes Vorgefühl eines für das Leben verlornen, aber seliger herannahenden Gutes einer Welt der Freyheit in seinem Gemüthe. Nirgends auch hat *Shakespeare* so deutlich und weisheitsvoll die Schuld seines Helden an ein Psychologisches geknüpft, und bis ins Einzelne und Kleinste in Wort, Bild und Handlung, Schuld und Krankheit in ihrer tiefsten Durchdringung dargestellt. Daß *Makbeth* selbst diese ungeheure Verwandlung seines Wesens als eine unglückselige ahnt, wird gleich darauf in den merkwürdigen tiefsinnigen Worten offenbar, mit denen er seine einsame Gedankenrede schließt, als hätte er mit einem Male einen Blick in seine ganze Zukunft gethan: »Komme was kommen mag, die Zeit und Stunde rennt durch den rauhsten Tag.« Ist dieser Trost etwas anders, als die höchste Verzweiflung am Leben, und kann unter solchen Umständen eine andere, als eine tief empfindliche Seele, in eine solche Verzweiflung gerathen? Die bloße Vorstellung des Königsmordes macht ihn zum Königsmörder, weil sie seine Einbildungskraft gefangen nimmt, und zwar gerade um so stärker und furchtbarer, als das Bewußtseyn der Schlechtigkeit seiner That bey ihm tief und glühend ist. Man muß die Natur

kennen, wie Shakespeare sie kannte, um die Verbindung solcher Gegensätze begreiflich zu finden. In dieser ersten, großen Scene sind alle übrigen schon enthalten, sie hat dieselbe Stellung im Ganzen, wie die Scene auf der Terrasse im Hamlet (auch in dieser Tragödie hat der Vatergeist eine magische Seite, die ihn in den irdischen Untergang zieht, und eine kategorische, die ihn durch schwere Pflichterfüllung zu irdischer Glückseligkeit erheben möchte; nur daß die Unendlichkeit, die hier waltet, eine mildere ist, wie denn Hamlet früher geschrieben ist als Makbeth). Die Entwicklung der folgenden Scenen wird daher, noch zwey oder drey ausgenommen, verhältnißmäßig kürzer ausfallen dürfen. Ehe wir weiter gehen, sind vielleicht noch einige Stellen in sprachlicher Hinsicht zu erwähnen, die beyde in der ersten Rede des Rosse vorkommen. Die Worte: His wonders and his praises do contend which should be thine or his, die sich auf die Freude des Königs über Makbeths Siege beziehen, geben den englischen Auslegern zu mannigfachen Klaubereyen Anlaß, und so viel mir bekannt fällt kein Einziger auf die einfachste Deutung der freylich etwas dunkeln Stelle. Shakespeare's Ausdruck ist meist nur dunkel, weil er kurz und bildlich ist: so heißt es denn hier wohl nicht anders, als: »seine (Duncans) Bewunderung und Lob sind im Streite, ob sie mehr dir (deinen Thaten) oder ihm (seinem dadurch erlangten Sieg) angehören sollen;« oder auch, »ob er mehr sich über sein Glück verwundern oder deine Tapferkeit lobpreisen soll,« welche letztere Auslegung mir jedoch gesuchter scheint. In derselben Rede weiter unten heißt es: »as thick as *tale* come post with post, wofür eine spätere *hail* hat; dennoch scheint dieß letzte richtiger. Das erstere hieße: so schnell (thick, für dicht auf einander) wie Erzählung (wie ichs erzähle). Diese Ausdrucksweise wäre an sich nicht ganz unshakespearisch, allein die letzte Lesart ist nicht allein weit natürlicher, sondern das darauffolgende pourd them down steht auch in näherer Beziehung zu hail (Hagelguß). Doch ist auch die erste anwendbar, und man muß überhaupt nie vergessen, daß bey solchen Geringfügigkeiten viel auf Rechnung der ersten mangelhaften Ausgaben der einzelnen Stücke kommt.

Die vierte Scene, in der wieder der König und die Seinigen auftreten, zu denen nachher Makbeth und Banquo kommen, gibt zu manchen Nebenbetrachtungen Anlaß, wie denn Shakespeare keine Gelegenheit vorbeygehen läßt, von seinem großen Gesichtspunkte aus über Zeit und Ewigkeit, und immer am rechten Orte, zu sprechen; die Erzählung des Malcolm vom Tode des Rebellen gibt in wenigen Worten das Muster eines vom Gesetze Abgefallenen, der sich im Tode bekehrt. »Frey bekannte er seinen Verrath, und zeigte eine tiefe Reue, nichts in seinem Leben stand ihm so gut, als der Abschied davon; er starb, wie einer, der aufs Sterben studirte, das theuerste Ding, das er besaß, hinwegzuwerfen, als wäre es bloß ein unnütz Spielwerk.« Und darauf die Worte des Königs: »Es gibt keine Kunst, die Verfassung, Bildung des Gemüths im Angesicht zu lesen, es war ein Mann, auf den ich ein unbeschränktes Vertrauen setzte,« und mit offenen Armen eilt er dem Makbeth entgegen, der einen schwereren Verrath als jener gegen ihn ersinnt. Wer fühlt nicht die tiefe Bedeutung und Angemessenheit dieser Erzählung, dieser Aeußerungen des Königs gerade an dieser Stelle. Zu ersterer fand der Dichter in der Geschichte seiner Zeit mehr als ein Beyspiel, besonders scheint der unglückliche Essex zu diesem Bilde wie gesessen zu haben, denn gerade bey

ihm zeigte sich zuletzt jene plötzliche, tiefe und vollständige Bekehrung, die übrigens ein entscheidendes Merkmal aller leichtsinnigen Günstlinge des Glücks von großartigem Charakter ist. In dieser Scene erklärt der König auch seinen ältesten Sohn Malcolm, bey aller überschwenglicher Dankbarkeit gegen Makbeth, zu seinem Erben, was Makbeth gleich nicht anders, als für ein Hinderniß der einmal vorgebildeten That auffaßt. In den angeführten Geschichtschreibern, oder in den Auszügen, welche die englischen größeren Ausgaben des Dichters davon machen, kann man Makbeths Ansprüche an die Krone des Breitern nachsehen, worauf es aber hier wenig ankommt, da Makbeths Recht und Antrieb im Sinne des Dichters ein solcher ist, der ohne alle Geschlechtsverwandtschaft wirksam gewesen wäre.

Wichtiger als diese vierte ist die fünfte Scene, in der wir zuerst mit der in den letzten Jahren in Deutschland vielbesprochenen Lady Makbeth bekannt werden. Auch diese Hauptperson und ihr Einfluß auf Makbeth wird in den Chroniken erwähnt, so wie überhaupt dieser Stoff schon in seiner bloßen Geschichtlichkeit etwas vorbildliches hat, und eben so für unsern Dichter geschaffen zu seyn scheint, wie die griechischen Mythen und Heldensagen für Aeschylus und Sophokles. Welch ein nothwendiges Verhältniß die Lady ihrer Natur nach zu Makbeth habe, spricht sich in ihren ersten Worten aus, nachdem sie seinen Brief gelesen: »Glamis bist du und Cawdor, uud wirst seyn, was dir verheißen ist. Doch fürcht' ich deine Natur, sie ist zu voll von der Milch menschlicher Gutheit, um den nächsten Weg zu fassen. Du möchtest groß seyn, bist nicht ohne Ehrgeiz, doch ohne die Falschheit, die ihn begleiten muß. Was du willst, möchtest du in Heiligkeit, willst nicht falsch spielen, und doch Unrecht gewinnen: du möchtest das haben, großer Glamis, was dir zuruft: so mußt du thun, wenn du es haben willst, und das (thun), was du eher zu thun fürchtest, als ungethan es wünschest.« Birg dich hieher u. s. w. Der Ausdruck des Dichters spricht in seiner größten Tiefsinnigkeit immer deutlich zum Verstande. Die erste Bemerkung, die sich uns (freylich bey diesem Ausgange im entgegengesetzten Sinne) aufdrängt, ist das Sprichwort: Ehen werden im Himmel geschlossen. Gerade solch eine Frau muß Makbeth haben, wenn die Bestimmung seines Wesens sich vollenden soll. Noch ist ihm das Verbrechen bloß vorgebildet, weil sie eben einmal da ist. Er hat dem ersten einfachen Daseyn, der Vorverkündung des versuchenden Zustandes, nicht von ganzem Herzen widerstehen können, so muß er in eine ihm härtere und schwerere fallen; aber um so größer ist der Lohn, wenn er sie überwindet. Er will die That nicht, aber seine Frau will sie, und zwar ganz in der Energie und Form, wie er den Sieg darüber wollen sollte. In ihren Augen ist hier der Königsmord kein Verbrechen, sie besitzt kaum ein dunkles Vorgefühl dessen, was die That ist, das daher später, als die schweren Folgen derselben gewaltsam über sie hereingebrochen sind, nur in der Krankheit, in einem bewußtlosen Zustande hervorbricht und sie tödtet; ihm aber sind die Hexen in ihrer ganzen Häßlichkeit entgegengetreten, er soll sie überwinden; in dem Wesen seiner Frau liegt (trotz ihrer ehelichen Anhänglichkeit an Makbeth, die zwar nicht zu übersehen, aber etwas einfacher ist, worüber Shakespeare nicht so viele Worte macht, und am wenigsten sie sentimental genommen haben will) ein bestimmter Wille des Bösen, dessen Dämonisches, ihr selber unbewußt, mit entschiedener Energie und Wirkung aus ihr spricht. Allein die Bedeutung des Bösen ist

überhaupt immer nur die, vom Guten überwunden seyn zu wollen. Es ist ein höchst glücklicher Gedanke Shakespeare's, die scheinbare Gewalt und Verständigkeit des bösen Willens gerade aus einem sonst gegen ihren Mann liebevoll gesinnten Weibe reden zu lassen, denn das Weib will vom Manne überwunden seyn, das Weib hat eine vorherrschende Richtung auf die nächsten Güter, auf augenscheinlichen Besitz und Herrschaft, allein es folgt dem Manne, und sieht mit seine Augen, wenn er ihm höhere Güter mittheilt; indem er ihm dadurch zeigt, daß er sie habe. Wenn Makbeth sich ein für alle Mal entschließen könnte, die Energie seines höhern Sollens, das nur in seinem Bewußtseyn tief und dringend gegeben ist, herauszubilden, so würde jener böse Wille seines Weibes ihm untergeordnet seyn, statt daß er so sich ihm dämonisch einbildet, auf ähnliche Weise, wie vorher die Erscheinung der Hexen, nur durch den Reiz persönlicher, gegenwärtiger Ueberredung, und besonders dnrch die scheinbar verständige Form seiner Mittheilung unendlich verstärkt. Merkwürdig und wichtig sind daher alle Unterredungen mit seiner Frau, und besonders schon dieser erste Monolog derselben; denn gerade in derselben Form, in welcher sie hier mit dem Entfernten spricht, soll sein Geist mit sich selber, oder mit den in ihm sich geltend machenden Einwirkungen ihres Dämons reden. Wenden wir ihre Reden in dieser Beziehung an, wir finden eine wunderbare Nothwendigkeit derselben Form bey so entgegengesetztem Inhalt, der später in allen Scenen mit seiner Frau nachzuweisen ist. »Du möchtest groß seyn im Reiche des Geistes und der Sittlichkeit« — muß er sich sagen — »bist nicht ohne den Ehrgeiz des Guten und Rechten, aber ohne die Härte und List des Bösen, das dir in den Weg tritt, zu überwinden. Die Herrlichkeit, die du willst, möchtest du unmittelbar, als ob du schon jenseits wärest, willst als Mensch nicht göttlich handeln, und doch Göttliches gewinnen. Du möchtest das Persönliche, den Freund haben, der dir sagt, was du unterlassen sollst, und thust nicht, was du zu thun fürchtest. Du wirst es finden, weil das Bedürfniß in dich gelegt ist, aber hier sollst du einsam mit dir selber reden, und handeln, wie du sollst; du sollst die magische, dämonische Gegenwart des Bösen überwinden, im Glauben an eine höhere Gegenwart in dir.«

Das ist eben das Wunderbare und Große in dem poetischen Instinkte des Dichters, daß die Gestalten, die er schafft, von allgemeiner, weltgeistiger Bedeutung sind, und in jeder Zeit in tiefer und tieferer Wahrheit gefaßt werden. Shakespeares Gestalten haben vorzugsweise eine Richtung gegen das Unendliche, und wer mag alles aussprechen, was bey ihnen gedacht werden kann, und nothwendig in ihnen in poetisch eingehüllter Form enthalten ist. Ich mache hier nur noch darauf aufmerksam, wie der Unterschied zwischen Makbeth und seiner Frau bis in ihre Ausdrucksweise herab ausgeprägt ist. Makbeth wird, wie ich es schon oben ausdrückte, beständig von Himmels- und Höllenbildern bewegt; besonders stellt sich ihm alles, was sich auf die Verwerflichkeit seiner That bezieht, in den tiefsten, glühendsten Farbenbildern dar — sein Ausdruck hat eine Richtung nach innen — bey seiner Frau dienen alle Kräfte der Phantasie, wie die Organe der Sinnlichkeit, nur dem einen bestimmt auf die nächste Wirklichkeit gestellten Vorsatz, sich durch die Ermordung des Königs zur Herrschaft zu erheben, die ihrer stolzen Natur als Bedürfniß erscheint; die Bilder, die sie braucht, haben alle einen Drang nach außen, sie ruft Dämonen auf, sich an ihre Brust zu legen, und ihre Milch für Galle zu trinken, die Nacht soll sich in dich-

ten Höllenrauch hüllen, damit ihr scharfer Dolch die Wunde nicht sehe, die er macht, und der Himmel nicht durch den Riß der Finsterniß blicke, und halt! rufe u. s. w.

In der sechsten Scene, wo der König vor Makbeths Schloß ankommt, ist es von Engländern wie von Deutschen immer gefühlt und anerkannt worden, wie rührend gerade hier vor der Thür seines Mörders Duncans behagliche Frühlingsempfindung ist, die eben in ihrer tiefen Lieblichkeit die Nähe baldiger Auflösung verkündet. Eigentlich sind aber beyde, Duncan und Makbeth, einander verwandter als es scheint; beyde gehen unter, weil sie bey der zu tiefen Richtung ihrer Natur gegen das Unendliche die nächste Wirklichkeit übersehen. Beyde zusammen würden den vollkommensten Menschen machen, wenn Makbeth sich von der Gleichgültigkeit gegen den geistesgeringeren, aber von Gott nicht umsonst höher gestellten König befreyete, Duncan aber von der Dankbarkeit gegen das Geschöpf, die keine gegen den Schöpfer ist. Beyde gehen unter, weil sie ihrer Natur, und nicht den Winken des göttlichen Geistes, der Gnade folgen. So führt der Dichter aus dem Leben gerade die Gestalten zusammen, die eine nothwendige Beziehung und Wechselwirkung auf einander haben, und eins das andere ergänzen. Ich habe schon oben bemerkt, daß die folgenden Scenen zu ähnlichen Entwicklungen, wie die bisherigen, seltenen Anlaß geben werden, weil im wahren Dichterwerk überhaupt im Einzelnen schon das Allgemeine enthalten ist. Jeder, der sich mit uns über das Bisherige verständigt hat, und das Studium des Stücks wiederholt, welches wir überhaupt bey Lesern dieser Abhandlung wünschen und voraussetzen möchten, wird alles in einem anderen Lichte betrachten, die Situationen und Scenen werden ihm mit Nothwendigkeit aus dem Gedanken des Ganzen zu folgen scheinen.

Der Monolog des Makbeth, wozu nachher seine Frau tritt, und der diesen Akt schließt, ist berühmt genug durch die Schönheit der bilderreichen Sprache. Ich enthalte mich, Deklamationen und Ausrufungszeichen neben ihren dichterischen Werth hier einzumischen. Wohl aber ist es wichtig, hier am Schlusse des Akts auf eine Eigenthümlichkeit zunächst im Charakter Makbeths aufmerksam zu machen, die aber auch andern von Shakespeare's bedeutendsten Helden angehört. Makbeth nämlich wie Hamlet befinden sich einerseits noch in jenem unschuldsvollen kindlichen Verhältnisse zu Gott, wo sie, gleich den Patriarchen, seine Stimme im tiefsten Bewußtseyn mit einer enthusiastischen Gewalt vernehmen, die ihre Selbstgespräche übernatürlichen Offenbarungen und Begeisterungen nicht unähnlich macht. Aber eben weil, um hier bey Makbeth stehen zu bleiben, seinem Bewußtseyn, besonders in diesem und den Monologen des folgenden Akts, die Schlechtigkeit seines Vorsatzes in ihrer ganzen erschöpfenden und unterwerfenden Tiefe offenbar wird, hat er kein Gedächtniß dafür, das diese Offenbarungen folgerecht festhalte — er verliert die Erinnerung daran immer plötzlich und schnell vor der Nähe einer andern Energie, wie hier vor seiner Frau; denn so wie diese hinzutritt, erlahmt die glühende Beredsamkeit seines Gewissens.

Kunstreich beginnt der zweyte Akt mit dem Ausdruck einer ahnungsvoll mitternächtlichen Gemüthsstimmung, die der Dichter dem frommen, sanften Banquo gegeben hat, eine Person, deren Wichtigkeit wir erst im dritten Akte recht kennen lernen. Makbeth sucht ein zweytes Ich, wie man zu sagen pflegt, das ihn auf die Wichtigkeit und

Gefahr der wirklichen Umstände auf die rechte Weise aufmerksam mache. Ein solches Persönliche findet er hier nicht, vielmehr in seiner Frau, wie wir gesehen haben, eine entschiedene Persönlichkeit, die ihn antrieb, das Handgreiflichste zu wählen, — Banquo verachtet er, wünscht ihn nur zu seinen hexenhaften Zwecken zu benutzen, und bespricht sich deßhalb mit ihm; allein das sieht er nicht, daß auch durch Banquo Gott mit ihm spreche, damit er, wenn er wirklich größer seyn will, die Macht seiner stillen Redlichkeit sich aneigne. Der darauffolgende Monolog, wo er mit dem Luftdolch spricht, ist wieder nur eine gewaltsame Aeußerung seines Fiebers, das ihn zum Verbrechen und zum Untergange treibt. Die Scene mit seiner Frau, nachdem die That geschehen, ist zu allen Zeiten berühmt gewesen, — wenn man sie im rechten Sinne liest, so hat man keinen andern Gedanken, als diesen: wie ist es möglich, daß ein solcher Mensch, ein so tief und stürmisch erschüttertes Gewissen in Verbrechen verfallen könne: aber sehen wir Makbeth bald darauf im Gespräche mit den Lords: die Kunst der Heucheley und der Lüge ist ihm gegen sie nur Spielwerk: nur gegen seinen Gott ist er zum Sünder worden, für die Welt ist und bleibt er ein Held, so ungeheuer in seinen Handlungen er auch sey. Die Apostrophe an den Schlaf: Makbeth hat den Schlaf gemordet u. s. w., hat mir in dieser Scene immer höchst bedeutend geschienen — was ist Makbeths Krankheit anders, als ein übernatürliches Wachseyn, eine durch unmäßige Beschleunigung zu sehr erhöhte Lebendigkeit, die keinen Schlaf zuläßt; er hat den Schlaf gemordet, er hat die Wichtigkeit des Dankes gegen ein sanftes, unschuldvolles Königsleben nicht erkennen wollen, darum wird er nicht mehr schlafen.

Die furchtbaren Naturereignisse, deren in der gemein-witzigen Pförtnerscene und dann am Schlusse des Aktes von einem alten Manne erwähnt wird, die Stürme und seltsamen Ereignisse, die in derselben Nacht die Gräuel der Menschenwelt begleiten, sind größtentheils aus den Chroniken entlehnt, wo sie aber nicht in der Geschichte Makbeths vorkommen, sondern nach der Ermordung eines andern schottischen Königs Duff, der etwa sechzig Jahre vor Duncan regierte (Makbeth lebte in der Mitte des eilften Jahrhunderts); so wird auch der Umstand mit den beyden Kämmerern, die Makbeth und sein Weib tödten, und ihnen die Dolche in die Hände geben, nicht bey Duncans, sondern jenes frühern Königs Tode erzählt.

Die ersten Früchte von Makbeths Unthat sind Heucheley und Lüge; wie muß er gerade jetzt sich herablassen, denen zu schmeicheln, von deren Gemeinschaft er eben sich frey machen, die er beherrschen wollte; muß, wie er im dritten Akt zu seiner Frau sagt, »seine Ehren in diesen tauben Schmeichelströmen waschen,« die ihm doch unter den Händen immer mehr entgleiten. Doch dieß ist nicht genug, die Menschen fürchtet er eigentlich nicht, ein Einziger scheint ihm gefährlich, denn er hat es überall nur mit Dämonischem zu thun. »Unsere Furcht vor Banquo,« sagt er im ersten Monolog des dritten Akts, »steckt tief, und in seiner königlichen Natur herrscht das, was sich gefürchtet macht. Viel ist es, was er wagt, und zu dieser kühnen Gemüthsart gesellt sich eine Weisheit, die seine Tapferkeit sicher handeln lehrt. Keinen als ihn furchte ich, und unter ihm fühlt sich mein Genius geschwächt, wie Mark Anton's vor Cäsars Genius.« Die Erzählung im Plutarch, worauf sich diese letzten Worte beziehen, scheint auf Shakespeare einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, da auch in seinem Antonius und Kleopatra eine ähnliche Stelle vorkommt, wo Kleopatra

den Antonius warnt, dem Cäsar (Oktavian) nicht zur Seite zu stehen: »du bist hochsinnig, tapfer, unvergleichbar; aber neben ihm wird deinem Genius, d. i. deinem Geiste, der dich hütet (keeps), ängstlich, als ob er überwältigt würde.« Ueber die tiefe Bedeutung solcher Stellen braucht man nicht erst zu reden, für wen sie überhaupt gesprochen sind. — Hier aber ist das Dämonische, was Makbeth in Banquo fürchtet, gerade die sittliche Treue, mit der dieser die Prophezeyung der Hexen nicht selbst zu bethätigen eilt, und sich nicht von der rechten Bahn fortreißen läßt. Auch in Banquo zwar steigt mehr als einmal der Gedanke auf, auf welche Weise wohl das Hexenwort auch für ihn wahr werden könne; aber weil er kein so tiefes Bedürfniß der Herrschaft hat, weil ihm die Königswürde nicht in so vorgespiegelter Herrlichkeit erscheint, weil er überhaupt verständiger, mehr die Wichtigkeit der nächsten Wirklichkeit erkennt, ist er eben dadurch würdiger, das Erdreich zu besitzen, sey es auch nur in seinen Kindern; und das Dämonische dieser sittlichen Gesinnung, die Nothwendigkeit des Lohnes, der darin enthalten ist, dieß ist es, was Makbeth fürchtet, er wird ein Raub dieser Furcht, und sieht es nicht, daß auch sie wieder nur ein Teufelsblendwerk ist. Eigentlich und dem Wesen nach ist Banquo's Natur der seinigen weit untergeordnet, wenn daher irgend eine Energie, hier eine sittliche, ihm in Banquo wichtig und gefährlich scheint, so ist für ihn die Nothwendigkeit, das Vermögen und darum die Pflicht da, jene Energie zu begreifen, in sich aufzunehmen, und ihrer Art und Wirkung nach dadurch noch gefährlicher zu werden (in dem Maße, als uns irgend etwas gefährlich scheint, in demselben Maße ist es auch nicht gefährlich). Allein er bleibt bey dem ersten Gefühl stehen, Banquo als eine Macht zu fürchten, und weil er zugleich in seiner Natur etwas fühlt, das sich gewaltsam gegen diese Furcht vor einer minder königlichen Seele sträubt, weil Banquo ihm eigentlich als Person gleichgültig ist und seyn darf, sucht er sich seiner zu entledigen. Gerade dadurch aber macht er sein erstes Gefühl wahr, das ihm die Hexen eingebildet, jetzt erst müsse er Banquo fürchten, er ist zu einer bestimmten, gespenstisch wirkenden, dämonischen Macht in seinem Bewußtseyn geworden, die zuerst an der Tafel sich ihn gegenüberstellt, und dann mit andern Gespenstern ihm rascher und rascher ins Verderben reißt. Die Gewalt dieser Scenen kann mit nichts anderm verglichen werden; erst vor der That die in herbstabendlicher Stimmung tief und rührend gehaltene Scene mit seiner Frau, wo er mit wehmüthigen Schauern vor dem Herannahen ahnungsvoller Geisterstunden erbebt, und dennoch seine Handlungen nicht anders als recht und gut fühlen kann, wenn er nur, von den Träumen ruheloser Fieberqual befreyt, mit seiner geliebten Königin zu unbedingter Herrschaft gelangt; mögen immer beyde Welten aus den Fugen gehen, besser bey dem todten Duncan zu seyn, der nach des Lebens Fieberschauern von Verrath und Mord ausruht, als auf der Erde einen Mächtigern fürchten zu müssen. Armer Verblendeter, die Nacht rufst du herbey, das zärtliche Auge des mitleidsvollen Tages zu schließen, den großen Schuldbrief zu vernichten, der dich bleich erhält — aber dein Bewußtseyn zählt dich zu den Kindern der Nacht, die jetzt zum Raube sich erheben, wenn des Tages gute Wesen einnicken.

Und dann die Tafelscene, wo Banquo's Gespenst vor ihm erscheint. Nirgends wird es eben deutlicher, mit welcher tiefen Absichtlichkeit Shakespeare sich des dunklen Geisterreichs bedient. Der Bericht der Mörder hat ihn einen Augenblick sicher gemacht, Banquo

ist ermordet, aber sein Sohn Fleance ist entflohn — nun kehrt sein Fieber wieder, sonst wär' er frey, stark wie der Marmor, festgegründet wie der Fels, so weit und allgemein umfassend wie die Luft; nun ist er eingeengt, gefangen, und niederer Furcht und Zweifeln hingegeben. Da erhebt sich Banquo's Gespenst vor ihm, das Bild seiner verblendeten Furcht, die ihn zum Mörder gemacht, und von jetzt an ist seine Verwüstung fürs Leben entschieden, er gehört ganz und gar den dunkeln Mächten an, denen er vertraut. Im vierten Akte handeln daher fast nur die Hexen, um seine wahnsinnige Sicherheit so viel als möglich zu vollenden. Auf diese Scenen hat Shakespeare eine besondere Kunst, sowohl in Inhalt als in der Form gewendet, um nicht einmal des sorglosen Fleißes zu erwähnen, mit welchem er den Stoff benutzt, das was Geschichte und Volkssage vom Apparat der Zauberwirthschaft erzählt. — Die Chroniken erzählen nur, daß eine gewisse Hexe den Makbeth gewarnt habe, sich vor Makduff in Acht zu nehmen u. s. w. Das Uebrige ist Shakespeare's Erfindung, wenn er auch, wie schon erwähnt, in vielfachen zeitgeschichtlichen Dokumenten das Zeug dazu vorfand. Die Hexenmethode, z. B. Bilder der Zukunft und wirklicher Personen in magischen Spiegeln vorüberzuführen, war damals bekannt genug, in des P. Matthieu Geschichte Heinrichs IV. von Frankreich (auch ins Englische übersetzt) wird dem Marschall Raiz nacherzählt, man habe der Katharina von Medicis solche Zauberspiegel gezeigt, worin sie ihre Nachfolger erblickt, als die Reihe an Heinrich III. kam, sey der Herzog von Guise wie ein Blitzstrahl durch ihn hin gefahren. Heinrich IV. habe sich 22 Mal umgedreht, die Zahl seiner Regierungsjahre zu bezeichnen, — auch in Spensers Feenkönigin und andern Gedichten kommen ähnliche Erzählungen vor. Es darf in diesen Scenen nicht übersehen werden, wie nicht bloß die Worte, wodurch ihn die Erscheinungen sicher machen, sondern diese selbst als Bilder voll tiefer Zweydeutigkeit sind — ein blutiges Kind sagt ihm, kein vom Weibe Geborner werde Makbeth schaden, allein es deutet durch seine Erscheinung gerade auf den aus dem Mutterleibe geschnittenen Makduff. Ein anderes, mit einem Baumzweig in der Hand, heißt ihn ruhig seyn, bis Birnams Wald auf Dunsinan heranrücke. Auch hier wieder der tiefe Hohn der Hölle: Siehe, wenn du so geneigt bist, Bildern zu vertrauen, so sieh sie nur recht an; auch sie können dich zum Heile führen, wenn du sie nur recht verstehst. Allein sein Schicksal ist entschieden, jetzt muß eine grausame That der andern folgen, um nur seinen imaginären Besitz zu sichern. In diesem Akte befindet sich noch die ziemlich dürftige und müßige Scene, wo Makduffs Familie in seiner Abwesenheit überfallen wird, die Schiller in seiner trefflichen Bearbeitung mit Recht weggelassen, und am Schlusse die berühmte Scene zwischen Malcolm und Makduff*) (der als Verbrecher gegen die Seinigen ein ähnliches Ungeheuer ist, wie Makbeth gegen den Staat, und ebenfalls auf abnorme Weise in die Welt getreten). Es ist wichtig, daß Makbeth gerade durch ihn getödtet wird, der Mörder des gemeinen Wohls durch den fürs Gemeinwohl Begeisterten.

*) Die Art, wie Shakespeare hier die wörtliche Unterredung aus dem Holinshed benutzt hat, verdient, von Lesern, für die solche geistige Reden einen Werth haben, wohl verglichen zu werden. Da man die prosaische Erzählung in vielen englischen und deutschen Arbeiten über Shakespeare abgedruckt findet, so habe ich sie hier nicht noch einmal hergesetzt, und beziehe mich auf meine obigen Bemerkungen über Shakespeare's Ausdruck.

In Beziehung auf die Hexenscenen ist noch dieß anzuführen, daß den Bildern von Banquo's Nachkommen, die dem Makbeth vorübergeführt werden, ein Geschichtliches zum Grunde liegt; denn Jakob I. (V.) von Schottland, unter dessen Regierung Makbeth geschrieben wurde, rühmte sich, in gerader Linie von Banquo abzustammen. Man hat dieß, so wie daß der Dichter den Banquo an Duncans Mord, der Geschichte zuwider, unschuldig darstellte, ihm als eine Schmeicheley gegen Jakob I. zugerechnet, und wer wird es ihm verargen oder mißgönnen, wenn er der Eitelkeit dieses Königs zugleich zu gefallen suchte. Nur darf man nicht, wie manche englische Kritiker glauben, daß solche verhältnißmäßig weit untergeordnete Nebenmotive im Kunstwerk als solchem für etwas anders als zufällig gelten können. Daß Banquo in des Dichters Werk keinen Theil am Morde haben darf, hat eine ganz andere Nothwendigkeit in seiner Gestalt und deren Verhältniß zum Helden, wie wir es oben gezeigt haben, als daß solche Ränke und Absichten dabey als Motive in Betracht kommen können.

* * *

Anhang.

Variation einer Hexenscene, in dem Stücke the witch von Tom. Middleton abgedruckt, und Shakespeare angehörend.

Akt 2.

1. Hexe. Sprich, Schwester, ist die That gethan?
2. Hexe. Schon lang, schon lang.
Zwölf Stundengläser sind verronnen.
3. Hexe. Böse That ist selten träg,
Auch einzeln nicht, es folgen mehr.
Die schlimmsten Wesen mehren sich geschwind,
Und Mord wird stets noch härtern Mordes Kind,
Als ob noch Fruchtbarkeit im grimmen Tode liege.
2. Hexe. Er muß.
1. Hexe. Er soll.
3. Hexe. Vergießen muß er noch mehr Blut,
Und schlimmer werden, daß sein Anspruch gut.
1. Hexe. So tanzet nun.
2. Hexe
3. Hexe. } Wir wollens thun.
Chor. Wir freuen uns, wenn gute Augen sterben,
Und stirbt das Vieh, gehn wir umher,
Vielmehr wenn Könige verderben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Perlen zur Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern und während des großen Zwischenreiches, aus den urkundlichen und Handschriftenschätzen Münchens.

(Fortsetzung.)

So wie der 30. und 31. Band dieser Jahrbücher in seinem Anzeigeblatte S. 1 — 19 und 44 — 66 durch wichtige urkundliche Beyträge die Geographie der Lande ob und unter der Enns, vor-

züglich in der Epoche der Karolingen, der sächsischen und der salischen Kaiser, so wie die Ennsgränze und die zahlreichen Slaven=Kolonien in Oesterreich aufzuhellen sich bestrebte, so haben der 39. und 40. Band, eben auch im Anzeigeblatte, aber nicht minder in der umständlichen Recension von Raumers Hohenstauffen, über die staatsrechtlichen, geographischen, ethnographischen und Besitzes=Verhältnisse der Lande ob und unter der Enns unter den Babenbergern Beyträge geliefert, welche unstreitig an Neuheit und an Gehalt übertreffen, was seit einem halben Jahrhundert über eben diesen Gegenstand ans Licht gefördert worden ist. — Des Freyherrn von Hormayr Geschichte Wiens, I. Jahrg. 3. Heft, Urkunde Nr. 21, gab einen, dem Jahre 1476, den unruhigen Kriegszeiten Mathias Corvins angehörigen Diöcesan=Schematismus der uralten Mutterkirche von Lorch oder Paßau. — Der 40. Band der Jahrbücher, S. 30—33, gibt eine Uebersicht des Paßauischen Gutes in Oesterreich, von der ungrischen Gränze bis hinauf zum uralten Nonnenkloster Erla nächst der Enns. — Die hier folgende Fortsetzung aus den Tagen des Paßauer Bischofs Otto von Lonsdorf und König Ottokars ist eine eben so köstliche Gabe für die Geographie Oesterreichs in jener Zeit, für den Anbau, die Landwirthschaft, die Art und Weise der Abgaben und Steuern, und die Hörigkeits= und Ministerialitäts=Verhältnisse. — Um ein recht vollständiges Bild herzustellen, sind damit nur zu vergleichen die in Hormayrs Archiv 1827 und 1828 unter gleicher Rubrik abgedruckten, reichen und wichtigen Ausbeuten aus den Münchner Schätzen, — ferners aus den trefflichen Beyträgen des Ritters von Koch=Sternfeld (deren umständliche Würdigung in diesen Jahrbüchern zugleich mit folgt), der auch in Nr. 155 und 157, Dezember 1827 des Hormayr'schen Archives abgedruckte Aufsatz: »Drangsale und Leistungen salzburgischer Gemeinden in Niederösterreich zur Zeit des Eintritts Ottokars, Herzogs von Oesterreich und Markgrafens von Mähren.«

Die Abgaben jeder Art an das Hochstift Paßau, der häufige Verkehr mit Böhmen, die mächtige Ausbreitung dieser Krummstabsherrschaft durch alle Adern des gesammten schönen Ostlandes ist in dieser Aufzeichnung vortrefflich erläutert, und alle drey oben erwähnten Verzeichnisse zusammengenommen, wird wenig zu wünschen übrig bleiben, um nicht eine vollständige, geistliche und weltliche Topographie der Ostmark in den Tagen des unvermutheten und unseligen Ausganges des Babenbergischen Heldenstamms vor sich zu sehen.

Notandum quod anno Domini MCCLVI VII kalend. Novembris praesidente Domino *Episcopo Ottone in Ilzstatt placito generalii Ministerialibus Ecclesiae de Abbatia* interrogati, jurati dixerunt, terrae *ex antiquo jure* deberi ista jura. Item notandum, quod *Chunigsteura* solvi debet. — Item notandum, quod *in Ilsgau* de modio tritici dantur ante festum Purificationis domino Episcopo pro Chunigsteura V. denarii. Item *circa Muhelam* de duabus *volgültigen lehen pro Chunigsteura* V. denarii. Item notandum, quod quilibet Ministerialis in praedictis locis, si infra tres quatuordecim dies dare neglexerit praedictum jus, solvet domino Episcopo ratione *Wandel* VI. solidos et Chunigsteure quae si tunc non solvet, dominus Episcopus intromittet se de possessione, de qua solvi debuerat, vel recipit pignus, si fuerit ibi. Item quicunque *comes* aut *liber*, aut quis alius, qui non est ecclesiae,

et infeudatus fuerit ab episcopo in dictis locis, si non solverit Chunigsteuram infra praedictum terminum, dare tenetur domino Episcopo ratione Wandel X talenta, quae si adhuc non solverit, dominus Episcopus recipiet pignora in eisdem bonis. Vel si ibi sufficiens *pignus* non invenerit: intromittet se dominus Episcopus de ipsius bonis. Item notandum, quod infeudati in praedictis locis pro praedicto jure, quod chunigsteura dicitur, *non tenentur ire cum Domino Episcopo in negotiis Imperii*, nec dare *steuras ad eandem expeditionem*. Si vero alias *pro necessitate Ecclesiae* iverit: illuc ibi obsequi tenebuntur. Item notandum, quod ubicunque, dominus Episcopus *judicium* habuerit, ita, quoad ad eum immediate pertineat, ibi poterit recipere *nahtsedele*, quod *comitiam*, non quoad *advocatiam*, quia pro eadem solvitur *Voithaber*. Item notandum quod ubicunque dominus *Heinricus de Wessenberch* proximo et ultimo judicium habuit vel advocatiam. ibi etiam dominus Episcopus habebit. Et si aliquis de illo intromiserit, informabit eum, quo jure illud habeat; quod si non fecerit, emendabit domino Episcopo, et permittet eum ibidem gaudere jure suo. Item notandum quod ab *Iltscha* usque ad *majorem Muhelamleiten* circa *danubium* sunt domini Episcopi, sub hac forma, ut videl. *rusticus colens agrum* circa danubium stans in fine agri. projiciet tres ictus sursum; infra quos ictus recipiet ligna necessaria. *Rusticus* vero supra montem stans in fine agri projiciet deorsum unum ictum, infra quem ligna recipiet necessaria. Quantum autem distat inter praedictos ictus, pertinet ad dominum Episcopum nisi aliquis fuerit de hoc infeudatus ab ipso. Item notandum, quod quicunque vel quaecunque ministerialis abbatiae decesserit, praeter heredes feuda sua respicient et attinebunt proximis haeredibus, ita si fuerint inter *ministerialibus Abbatiae*. Item notandum, quicunque duxerit uxorem *extra familiam Ecclesiae* non coactus, heredes sui jus ad' feudum non habebunt nisi qui copulati fuerint ad familiam Ecclesiae denuo. Alioquin ipsa feuda vacabunt libere domino Episcopo. — Item notandum, quod *piscationes* sunt Domini Episcopi, nisi forte aliquis habuerit tantum fluentis aquae in bonis suis immediate, et quidem specialiter cum possessionibus habeat in feudo. Item *quilibet nobilis* debet habere in domo sua *piscatorem*, qui debet piscari in die tantum; et habebit *mercatorem ante domum*, qui potum et victum et vestem, *pro domo tantum* sui domini compa rabit. Item *ministeriales* venabuntur lepores, et vulpes praeter rete, et si lupum ceperit, capiet pro eo cervum. Alias non venabitur Rotwild. — Item non debet aliquis esse mercator in dictis terminis, nisi in *foro* legitimo et *civitate*, his exceptis quae fiunt ante domos ministerialium ut praediximus. Item si aliquis delatus fuerit judici propter aliquam infamiam, non auferet sibi propter hoc res suas, sed faciet de ipso aequum judicium, si vero se expurgaverit, judex faciet sibi super delatore justitiam, et si judex proprio motu infamaverit eum, dominus Episcopus sibi faciet de judice justitiam, et si aliquis illorum condampnatus fuerit, bona remanebunt Domino cujus colonus fuit. Item notandum, quod dominus Episcopus personaliter habebit *placita in his locis*, in Lengenbach, in Hofkirchen. in Putlinsdorph, in Serleinpach, in Rorbach, in Capelle sine dampno hominum. In his vero *judex*

domini Episcopi et non in praedictis: in Altenwalde, in Potenreute, in Wrslage, in Haselpach. Item notandum quod hi ibunt cum *summariis in via Boemorum*, in Waltchirch, de Schefwege, de Zwisel, de Vurholze, et Böemi et nullus alius: Qui si perdiderint equos suos, solventur illis pro equo VII solidi minus X denariis, si illos de die perdiderint. Si vero in nocte, nihil soluetur eis. Item quilibet ministerialis *tempore Karistiae* habebit a Pascha usque ad messem unum equum in via, sibi portantem necessaria, ad domum suam, et non solvet mutam. Item judex datus à domino Episcopo judicabit omnes casus propositos, contra aliquem praesentem in judicio; excepto causam, de justo feudo. Sed si praesens non fuit, contra quem est actio, *comes* admonebit eum, ut infra quatuordecim dies satisfaciat querelanti. Quod si non fecerit, judex Domini Episcopi, ut justum fuerit, judicabit. Item notandum quod ubicunque comiti cedunt LX denarii ratione Wandel, ibi cedunt advocato XII. Item notandum quod judicium non transit cum feudis ad heredes. Praeterea steuram regalem nullus habet in feudo, sed ab omnibus juxta formam superius expressam Domino Episcopo integraliter solvi debet.

Gerechtigkeiten des Closters Niedernburg, auff der Böhmischen und Wassermaut.

Haec est justitia Sanctimonialium inferioris urbis Pataviae, et instituta *de muta Boemorum* et muta aquae.

Pro carnibus danda sunt XXXIV talenta et dimidium per annum, unaquaque hebdomada XII solidi.

In festo B. Martini pro camisiis et peplis X talenta et Camerariae XII denarii, et ad cellarium urnam vini.

Item in sex septimanis ante nativitatem Domini XII solidi pro piscibus.

Item in festo S. Andreae unum talentum pro soccis. Ante Natale domini III solidi et XII denarii pro cirotecis, et quatuor talenta piperis, et IV talenta thuris, cum myrra, et thymiamate, quae sic dividuntur. Cellariae II talenta thuris, et custodiae II. Cellaria distribuit partem suam domesticis curiae, et praeconibus abbatiae, et ad coquinam in S. nocte.

Item custodissa ad Ecclesiam.

Item in S. nocte Natalis domini I talentum pro munere.

Item I talentum pro calceis.

Item in Sancta die LX denarii pro sagmine ad artcireas et ad pulmenta.

Item in festo S. Stephani I urnam vini.

Item in festo S. Joannis I urnam medonis.

Item in circumcisione domini I urnam vini et medonis, unam de festo, et unam pro munere.

Item in Epiphania domini de muta aquae talentum pro munere. et I urnam vini et medonis. Vnam de festo, et aliam pro munere.

De muta Bäemorum X talenta pro pelliciis, et Camarariae XII denarios. Illis X talenta addita; I talentum de portu in Ascha et Purchsehsge dominarum debet subministrare censum arearum, quae sunt de *stratta Marchgassen* per totam *inferiorem urbem*, *donatione S. Henrici Imperatoris* fundatoris nostri Ecclesiae S.

Mariae rebus et personis attinentem; et quidquid deerit in praedictis denariis, Praepositus Abbatiae supplere debet usque ad XV talenta.

In eodem festo quatuor Capellanis denarium talentum pro porcis.

Item in sequenti hebdomada post Epiphaniam Domini II talenta pro frigidariis, et salsitiis, quae sic dividuntur. Dominabus XII salidos et unicuique domicellae X denarios dantur. Sex praebendis Clericorum LX denarios. Eleemosynario X denarios domesticis curiae L. denarios et omnibus qui ministrantur in cellarium, similiter de potu.

Item in Octava Epiphaniae funes dantur ad ludum puerorum, et si mutarius neglexerit, cum urna vini emendabit.

Item unam pernam ad panes bis dandos, pechbrot.

Item in Purificatione B. Mariae de muta aquae unam urnam vini et dimidium talenti pro cantu ad chorum.

Item dimidium talenti ad minuales.

Item in carnisprivio de *muta Boemorum* II talenta ad Vaschang LX denarios ad coquinam; ad cellarium II urnas, unam vini, alteram medonis.

Item unam pernam, quam Magister coquinae praesente Celleraria dividere debet XL domesticis curiae.

Item in capite jejunii XII solidos pro piscibus.

Item in festo S. *Chunegundis* fundatricis nostrae reginae, cujus aerario *muta aquae, et muta Böemorum* attinebat, dominabus datur talentum ad servitium IV Capellanis XVI denarii servitium, personis curiae LX denarii XXX ad eleomosynam pauperum.

Item in Dominica Laetare Jerusalem, quatuor pilae dantur ad ludum puerorum, et si mutarius neglexerit, cum urna vini emendabitur.

Item in Annunciatione S. Mariae urnam vini.

Item in quadragesima *magistro cerevisiae* quidquid humidi indiget vel II talenta.

Item in coena domini de muta aquae XVIII hominibus calcei dandi sunt, vel talentum, quod sic dividitur. Tribus ecclesiasticis in choro et ad S. Mariam dreugerichte, duobus hortulanis II. Pincernae in Cellario dominarum et coenatori vasorum II. Balneatori et calefactori III. Pistori et granario I. Magistro cerevisiae I. Forstario II. Lotrici I. ad coquinam I. In ipsa coena Domini XXX denarios ad coquinam. XXX ad pistrinam, granario et magistro cerevisiae, XXX denarios ad cellarium dominarum L. denarios ad eleemosynam pauperum.

Hos denarios dividit Cameraria dominabus, et dominae distribuunt panperibus. Et in proxima feria secunda post Invocavit in Capitulo dominarum ordinantur ad recipiendam eleemosynam, de unaquaque domina quadrantem, panis cotidie usque ad pascha.

Cum his autem denariis qui supersunt ad supradictos L. jubet Cameraria claustrum quater in anno purgari; In Pascha in festo Pantaleonis, in dedicatione templi, et ad Natale domini.

Item in ipsa Coena domini ad cellarium dominarum dantur tres solidi allecium et tres solidi ovorum, et tres solidi panum,

quos panes administrare debet Praepositus Abbatiae; unicuique datur panis, allec, ovum et denarios de Supradictis L. denariis, quae omnia dominae distribuunt supra dictis pauperibus, et lavant pedes eorum, ad mandatum pauperum, quod celebratur mane ante publicam missam: Nos autem etc. etc.

Item de eadem muta XL. denarii totidem panes, totidem oua, totidem allecia dantur XL domesticis, qui serviunt curiae.

Item Cellaria de Cellario dominarum administrant quatuor metretas pisorum vel fabae, et urnam cerevisiae ad supradictum mandatum pauperum.

Item mutarius administrat urnam vini ad mandatum, quod dominabus et IV Capellanis, et aliis fidelibus ad hoc convenientibus facto prandio sollempniter celebratur, tornatore vasorum administrante picariam ad vinum.

Item manutergia paccina, in ipsa nocte ad mandatum et mensalia ad refectorium sufficientia, à mutario requirenda sunt.

Item ipse mutarius debet personaliter interesse mandato dominarum, cum aliis officialibus.

Item praepositus abbatiae administrare debet XXIV Wisetbrot. Horum duodecim in quadrantes secantur ad benedicendum in Coena domini ad refectorium. Alii XII panes distribuuntur Dominabus in vigilia Paschae.

Item in ipsa Vigilia Paschae de muta dantur III solidi et XII denarii pro cyrotecis, et IV talenta piperis, quae omnia dividit Cameraria.

Item II talenta thuris cum myrra, et thymiamate dantur Sacristiae.

Item de *muta Böemorum* in die sancto Paschae dominabus ad servitium I pernam pechpachen quae sufficiens sit ad larda consecranda Dominabus et clericis et omnibus ad Curiam pertinentibus, et aliam pernam spisepachen, et XL. puschel porri, quae dividuntur in XL. praebendas dominabus et clericis sex et XXX unum ad cellarium, unum eleemosynario, duo quae supersunt dividuntur in III partes, unum pincernae, unum lotrici, unum ad coquinam., tornator vasorum administrat scutellas.

Item de muta urnam vini in feria secunda Paschae.

Item feria III urnam medonis.

In sancto die Paschae denarius pro sagimine ad coquinam.

Item pro S. Pascha dimidium talentum ad minuales.

Item de muta aquae in diebus rogationum dimidium talentum pro pedilibus.

Item in Vig. Pentecostes III solidi et XII denarii pro Cyrotecis IV talenta piperis, que dividit cameraria, et II talenta thuris Custodia.

Item de *muta Böemorum* in die sancto Pentecostes dimidium talentum pro servitio, XL. denarii pro sagimine ad coquinam.

Item in proxima feria secunda urnam vini. In tertia feria urnam medonis.

Item in festo B. Joanis Baptistae urnam vini et II talenta pro sagimine.

Item in festo. S. Heinrici urnam vini.

In festo B. Mariae Magdalenae urnam vini.

In festo B. Pantaleonis urnam vini.

In festo S. Stephani Protomartyris pro tunicis III talenta Camerariae, XII denarii et praepositus Abbatiae addit II talenta, quae administrantur de Pentenpach.

Item de muta in Assumptione Sanctae Mariae urnam vini.

Item in Nativitate S. Mariae urnam vini et talentum pro calceis.

Item in dedicatione templi S. Maricii dimidium talentum.

In translatione S. Chunigundis dimidium talentum.

Item dimidium talentum ad minuales.

Item ante festum S. Michaelis II talenta pro sagimine.

In dedicatione templi Pantaleonis urnam vini.

In dedicatione Basilicae S. Chunegundis urnam vini.

Item ab ipso officio dantur XXX denarii pro panno ad discutiendam farinam.

Item ex eodem officio *claustrum S. Petri in Wissehrad in praga* IV talenta *ad renovandum pontem in silva.*

Item ex eodem officio dominabus dantur XXV balnea quae comparantur V solidis, et XXIV denariis.

Item ex eodem officio gubernanda est navis in Ascha huc et illuc.

Item mensalia et manutergia, quae per annum refectorio et ad mandatum Dominarum sunt necessaria, de muta requirenda sunt, et his deficientibus ex eodem officio nova restituenda.

Item ad balneum caldarium, ad coquinam caldariam, duae patellae securis, et omnia ferramenta coquinae utensilia, et omnia ferramenta quae pertinent ad usum claustri ab ipso officio sunt requirenda.

Haec et his similia quanta sint computari non possunt; Praeter haec vero sciri non potest, quantum singulis annis *regi Böemiae sibique astantibus*, *propter securitatem viae Böemorum serviatur.*

Item si aliqua domina cupit monachali habitu indui, justum est; ut conveniant Abbates, quibus respondeat pro voto sui propositi, quibus etiam reverenter ex eodem officio servietur.

Item si aliqua ad amicos eundi licentiam acceperit, necesse, et dignum est, ut ex eodem officio sibi necessaria ministrentur.

Item dominae in recipiendis hospitibus, seu in aliis quibuscunque negotiis, ex hoc officio promoveantur; infirmis autem praecipue dominabus a Mutario fideliter et benigne provideatur.

Super haec omnia committatur hoc officium super fidem officiarii quicunque fuerit, Si uno anno plus victus fuerit quam altero in eodem officio, etiam plus dominabus de die in diem administret et benefaciat.

Item urnae omnes quas administrat mutarius debent esse *mensurae Chremensis.*

Item de jure Mutarii.

Mutario constituti sunt X modii avenae de granario dominarum singulis annis, et porcus, vel LX denarii, et census XIII arearum quae sunt in Lederer Winckel et de Perleinsreute drey wisöte et duo plaustra de plaustris dominorum Witwagen, et de *Lengenbach* XV scapulae.

Haec sunt instituta de *minori muta Böemorum. Omnis Böemus*

ad nos veniens in equis honustis qui dicuntur Saumer, dat in littore, quod vulgo dicitur Iltsstadtl I denarium. et ille denarius datur medius hospiti pro servandis equis quod vulgo dicitur Stallmiet, alter medius dividitur in tria. Una pars obuli forestario nostro, secunda pars lotricibus nostris, de tertia parte obuli solvuntur LII carradae lignorum mutario, de quibus ipse tenetur dominabus administrare XXX balnea quolibet anno.

Item *de communi concursu Böemorum qui veniunt in equis singulis septimanis* in feria tertia dantur XI obuli, horum tres dantur lotricibus ad dealbanda pepla dominarum. VIII dantur ad conducenda ligna dominabus omni septimana, tum ad coquinam, tum ad pistrinam tnm ad balneum. Haec omnia debent solvi in littore Iltschstadt.

Item *Böemus qui venit in equo dum transierit danubium solvit* mutario V denarios, et insuper obulum qui sic in tria dividitur. Una pars cedit mutario, secunda dominabus de qua parte *Balneatori* dominarum dantur VI denarii singulis septimanis. Tertia pars obuli *portitori*, qui dicitur Vronverge, qui de tali parte dominas et suos domesticos dono conducat. Quia idem officium quod Vronurfar dicitur de praenominato obulo ex antiquo est institutum ad providendum magistro coquinae dominarum.

Item Böemus, qui venit in sarcina, unum tantum denarium mutario persolvit. *Bauarus* vero, qui cum suo sumario venit tantum III denarios de equo mutario persolvit et de minori muta nihil et hoc fit tali de causa, quia Bawarus non habet libertatem viae sicut Boemus, nisi de licentia Mutarii.

Summa urnarum vini et medonis XXIV urnae.

Hae sunt proprietates et termini quae coeperunt *vacare Pataviensi Ecclesiae in Riedmarchia* ex morte *Tum advocati. A terminis Böemiae à fluuio qui dicitur Vloenz* per descensum ejusdem fluvii usque ad fluvium qui dicitur *Veltagst*, et per descensum ejusdem fluminis usque *Zwisl*, ubi utraque Agst confluunt.

Item per descensum *Waldagst* usque ad montem qui dicitur Steuhilberg, et ab eodem monte, usque ad S. Leonardum, et ita usque ad *terminos* Australes, videlicet *Witra.* Item proprietas ad S. oswaldum est Ecclesiae Pataviensis.

Istae sunt *decimae novalium* quae coeperunt vacare Pataviensi Ecclesiae ab Advocato, quae istae sunt infra aquam quae dicitur Hasilpach, et aquam quae dicitur major *Jowernisze*, que de jure spectant ad Episcopatum.

Haec sunt nomina villarum: Hirsbach, item *Ottinslage*; item *Helwigsöde*, quam colunt *Gundacharus de Steinpach.* Item filius Dietmari de Engelpoltsdorf detinet unum novale. Item Ulcanswant, quod colit Meinhardus de Rotinstein.

Iste est terminus in praediis *Wessenberg* et *Wiltperch.* A quadam quercu juxta villam Teischingen. A dicta quercu ultra uiam dictam Schefweg, seorsum in flumen dictum *Rötel,* et sursum ipsum flumen, usque Wielanstanne, et inde ad montem vocatum Stellam, et á stella usque ad *confinium Böemiae.* Ita quondam fuit ipsum praedium terminatum inter Dominam Elisabeth *Wessenberch*, et Dominam Alhaidam de *Haunisperch*, loco

qui dicitur Stegen, quod et postmodum fuit Wesen, coram domino *Ekkeberte Babenbergensi Episcopo* judice dato à *Rege Henrico*, *Luipoldo duce Austriae* et domino *Gebhardo Pataviensi* Episcopo evidentissime probatum.

Einkommen zu Petzen kirchen.

Isti sunt redditus Episcopales in *Pecinchirchen*. Feoda II solvunt X solidos X caseos, pullos IV ova LX denarios. Item ibidem praedium quod solvit III caseos IV pullos II ova XXX. Item ibidem praedium quod divisum est in IIII partes, solvens III solidos VI caseos, III pullos. Item ibidem huba solvens VI solidos X caseos IV pullos. dimidium talentum ovorum et X ova. Item curia decimalis solvit XIV modios siliginis et XIV modios avenae, Amstettensis mensura, VIII anseres, XVI pullos. Item ibidem XXV areae quae solvunt IV talenta et LX denarios. Caseorum V solidos. Ova L pullos XIV. Item curia decimalis solvit VIII pondera lini, quae vulgo dicuntur Schoet.

Einkommen zu Ambstätten.

Hi sunt redditus in *Ambstetten*.

In *Holnstein* XXIII feoda nobis coeperunt *vacare ab advocato*, quae soluunt CCC caseos ita quod quilibet valeat II denarios. Item in *Opotnich* de antiquis possessionibus XV feoda quae solvunt CCC caseos, ita quod caseus valeat III obulos. Item ad haec unum molendinum quod solvit XII caseos, et Hofstat prope ipsum molendinum solvit XII denarios. Similiter pertinet Opotniz. Item uf der Eben LX denarios. Item de Aertsperge dimidium talentum. Item Herberdus ibidem XXX denarios. Item Sifridus dimidium talentum. Item Dietricus ibidem dimidium talentum. Item Wikpoto dimidium talentum. Item in Grezzinge XII denarios. Item in Lospuchel dimidium talentum. Item Peaneho ibidem XXX denarios. Item Heinricus de Rotenpuchel LX denarios. Item Rudlinus textor ibidem XXX denarios. Item feodum ibidem pro Wismat solvit XXX denarios. Item feodum Chunradi III solidos. Item filius Sighardi III solidos. Item de Mose LX denarios. Item an dem Graben LX denarios. Item feodum Chunradi III solidos. Item filius Sighardi III solidos. Item de Mose LX denarios. Item an dem Graben LX denarios. Item in Ugenbach II areas soluunt XVIII caseos. Item Sighardus in monte dimidium talentum. Item in Wange II feuda soluunt talentum. Item in Celle XXX denarios. Item apud Stege LX denarios. Item in Ugenbach dimidium talentum. Item auf der Snaitte VI solidos. Item de *Wilhalmspurch* LX denarios. Item de *Chalnberge* dimidium talentum et XV denarios. Item in *Reudnich* dimidium talentum. Item Wernherus ibidem dimidium talentum. Item Aufhuven dimidium talentum. Item Otte Aufhuven LX denarios. Chunradus aput ripam III solidos. Item Rudolfus ibidem XL. denarios. Item de feodo Pertoldi XXX denarios. Item Marquardus in Windperge XXX caseos. Item Wolflinus de *Gluzze* habet II hubas, quae solvunt IX solidos. Item Chunradus de Gluzze habet unam hubam quae solvit dimidium talentum et XV denarios. Item de area in Oive XII caseos. Item de feodo Ottonis de

Gleusze XXX denarios. Item Chunradus de Gleusze habet habem in Pajerberge, quae solvit dimidium talentum et XV caseos.
Item Chunzmanus ibidem XXV cascos.
Item de feodo Weidmanni dimidium talentum et XV denarios. Item Dietlaibus habet feodum in Gleuzze, quod solvit talentum. Item de foro areis et molendino in Ambstetin III talenta et XV denarios.
Item *de theloneo et jure metretarum* sicut cum Episcopo convenitur. Item in *Pronich* medietas illarum possessionum, quae nobis vacare coeperunt à Rapotone de *Prounsperch* quum Ulricus de Prounsperch nobis violenter detinet occupatas.
Item Otto de Gleuzse intromisit se de quibusdam novalibus in *Holnstein*, aput Swarzenpach, Item Otto de Gluzze detinet feodum scubardi.
Item decima in Ambstetin ministrabit quantum demonstraverit annus. Item in inferiori Holnstein feodum Engellperi. Item Guntram in dem Lug. Item Menolt ab dem Perge; feodum Eberhardi. Item Perngeri. Item Chraft. Item feodum Martini. Ista feoda à paragrapho soluunt CCC caseos.

Zehendampts Stein Einkommen.

De curia decimatoris in *Steine* IV talenta et LX denarios. Item de jure quod dicitur Purschrehte in *Mautarn* et in Stein XX solidos.
Item de XVIII areis in Mautarn XI solidos VI denarios minus. Item de IX praediis ibidem XX solidos VI denarios minus. XVIII metretas avenae *Lantmezzen*; IX urnas vini. Item de judicio de Mautarn IV talenta. Item judex in Mautarn habet vineam ad III Carradas. In Rukkestorf de XVI praediis IV talenta et XXX denarios. Item Magister ibidem I talentum. Item de eisdem praediis VI modios avenae landmutt, et LX denarios qui dicuntur *Purchreht*, et XVI urnas vini. Item de jure ibidem quod dicitur Purchreht dimidium karradae vini.
Summa omnium ad judicium pertinentium C talenta et V talenta et XXXII denarios. Item sexcenti casei et XIII casei. Item XXV modi avenae mensurae minoris XII metretae minus.
Item V karadae vini, novem urnis minus.
Item II modii rapularum. Item II modii bise.
Item I modius fabae.
Item X metretae papaveris.
Item XX anseres, XL pulli.
Item XIII solidi ovorum.
De hoc intromisit se decimator de Stein quatuordecim annis. De aqua in *Maestenich*, apud S *Michahelem* in *Waitau* de silva magna, et de montibus in quibus foditur *cuprum*. De V areis apud Ecclesiam. In montibus *de jure civili* IV talenta, et LX denarii. De duabus vineis, Item de decimis in *Chremmis*, de *Tirnstein*, de annona et minutis decimis. Item de *Leuben* idem. Item iterum de *Leuben*. Item de Puhel, et de villa apud molendinum idem.
Item de *civitate in Stein*. Item de *Egelse*.
Item de *civitate in Chremis*. Item de XV curiis monachorum. Item de villa in *Weinzierl* idem.

Item in Wahreis et in Lentherstorf idem. Item in Wenentorf idem, et in Neustift. Item in Radentorf et in *Gerrhardstorf* idem. Item in *Zeizelperge*, et in Baumendorf idem. Item in Geucendorf et in Waltprehtsdorf recipit vinum et omnia, quae debent decimari. Item in *Cebinge* et in *Pruel* idem. Item in Lengenvelde idem. Item in Chransek et in Schiltarn omnia recipit, quae debent decimari. Item in Mutelsperch recipit omnia, quae debent decimari. Item in Drozze et in Pruel omnia quae debent decimari similiter recipit. Item in *Strazzinge* et in Gneusserdorf idem. Item in Rehperch idem facit, et in Minnenbach. Item in *Senfftenberch* et in Pruet idem. Item in Stein inter Cultellarios de areis XIV solidi. — Illa omnia memorata spectant ad mensam Episcopalem. Praeterea recipit IIII annis in guerra, vinum de vineis Episcopi, et vinum decimale, quod nec Meinhardus, nec Sifridus receperunt.

Paßawische Inwertaigen bey Sankt Pölten.

Istae sunt *proprietates* Ecclesiae Pataviensis, quae dicuntur vulgariter *Inwertaigen*, circa *Hofmarchium Sancti Ypolithi*, videlicet *Wolfsperg* et *Pekeimchirchen*, quas possidet *Pincerna de Wolffsperch* in feodo ab Episcopo Bertoldo, tali pacto, quod si matrimonio non adhaeret, Ecclesiae Pataviensi ipsae proprietates redire ad Ecclesiam libere jam deberent. Item Crazpach et Weichsingen, quae possidet miles domini de *Veltsperck*, et miles domini de *Zäkking*, Heinrieus Cammerarius dictus. Item Teuffenbach juxta *Peheimkirchen*, quod habent duo Conradi de Holz. Item curia in Teuffenbach est *in placito ducis ab Ecclesia alienata*, quod non deberet ab aliquo, nisi in placito ducis obtineri. Item dürrenhag apud Ruhenbach. Item Gebmansdorf et Curia in Awe, quam habet in feudo Vihovarius, et Tozempeccho. Item Holz quod habet Friderici filius de Holz. Item duae curiae in Sancta Caecilia cum ecclesia quas habent Hohenberger et Greysso. Item Oede habet Sneider. Item in Chasten huba una, quam habent Chostnarii. Item Mehteres, quod habet dominus Reinboto. Item vidua jam dicti Reinbotonis habet ibidem duas curias. Item Schowinge, quod habet Schowinger et ejus nepotuli. Item Walt quod habent domini de Walt. Item Harlant, quod habet Gotfridus chader et Hulwer. Item Altmanstorf, quod habet Fridericus et Marquarstorf, et quidam vir ultra .... Hartperch. Item sibenhirt, quod habent Altenburger et Erkenger de Landsere. Item in Reichgreben feudum unum, quod habet Weigandus de Wald sine jure. Item in Steudersdorf filii domini Helwici habent proprietates Ecclesiae sine jure, et sunt homines ducis. Item in Steudersdorf filia Gredlinne habet curiam unam quae abalienata est ab Ecclesia. Item in Durrenhub, quam habet Magister coquinae. Item superius Wagrein quod habet Pöltinger. Item *Sprazarn* IV feuda et molendinum, quod habet Tanpruch in pignore, pro XVI talentis. Item Stainvelt usque ad fontem, et Pozenhart, sunt proprietates Ecclesiae, et ibidem debent esse pasoua S. Ypoliti. Item Niederwachrain Heinricus Huber et Ulricus longus, alienis dominis deserviunt, cum deberent Ecclesiae deservire. Item in Hauenharn, quod habent *Chunringii* et servi Rabensteinarii. Item Okestorf, quod habent filii Lochlarii et vidua Schowingerii. Item Jagring, quod habet *Rabensteiner*. Item curia in

vicino, quam habet Grasgulle. Item in Hoven ibidem curia, quam habet Grillenperger. Item in Ezlerstorf, quod habet fridericus Chresslinch et vidua Richolfspergerii. Item *Weichendorff* habent *fratres de domo sancti Johannis sine jure*. Item Geroltsdorf, quod Walfinger de Innig et Chaleubarii habent, et Noplinus ibidem habet unum feudum. Item frisinge in quo habet Chresslinch *curiam*, et *claustrum S. Ypoliti* unam curiam. Item Pulchendorf juxta Riving, ubi habet dominus Otto de *Puten* curiam. Item dominus Ulricus de Tobel pro sepultura patris sui pro dampno, quod intulerat hominibus Ecclesiae permisit satisfactione in XXX talenta, quae si non solverit feoda quae ab Ecclesia possidentur vacare deberent.

Et in Owig pratum, unde Episcopus deberet habere XL karradas foeni, quod habent Altenburgerii. Item Weidarn ubi habet Vihover II curias, Schowinger unam, Ypolitenses unam. Item Baileinstorf habent Zackkingeri, et profitentur se habere à Duce. Item in Zackking Walderii habent curiam et filii Lochlerii unam, et Chotwicenses unam. Item aream apud Sanctum *Ypolitum*, et curiam in Weigling habet Zackkingarius, quod prius fuerat domini Alberonis Smirleins. Item Udelpach, quod habent dicti Vituli. Item in Oede curia quam habent Altenburgerii. Item in Heun est proprietas Ecclesiae, et ibidem feudum vacare coepit, ab haeredibus de *Wolfpuizinge*, et hoc feudum possident filii Siffridi de Zekkinge.

Einkommen zu Zeißelmawr.

Isti sunt redditus Hofmarchiae in *Zeizenmowr*. In inferiori Leurarn XII beneficia et dimidium solvunt XII modios tritici et dimidium majoris mensurae. Item novem curtilia et quaedam insula quae vocatur Stillnach, cum pascuis quae sunt opposita, et de quolibet beneficio III denarios pro vigilibus. Item beneficia memorata LII et dimidium modium avenae majoris mensurae. Sciendum, quod beneficium annumeratum XII beneficia in Leurarn aequaliter solvet cum prioribus excepto servitio granarii, cujus servitii medietatem tantum solvet. Item in *Mukkendorf* IX beneficia, unum tenet praeco, unum villicus in Zeizzenmowr. Reliqua VII solvunt XXIII modios avenae, et X metretas majoris mensurae, et de quolibet beneficio in Mukkendorf III denarios pro vigilibus. Item in Wipphinge V beneficia et dimidium solvunt XV modios et X metretas avenae majoris mensurae. Item ibidem V *beneficia* quae dicuntur *Weinzürlgericht*, solvunt V porcos et dimidium. Item in Zeinzemowr II beneficia quae solvunt VI modios avenae et XX metretas majoris mensurae. Et tertium beneficium ibidem solvit talentum, quod datur ad villicationem. Item de quolibet illorum III denarios. Item in Werndarn I beneficium solvit unum modium tritici et IV modios avenae majoris mensurae. Item ibidem sunt duo beneficia, quae Chunradus Balistarius contra justitiam occupat. Item in Yssernsdorf III beneficia et dimidium solvens quartum dimidium modium tritici et XIV modios avenae majoris mensurae et de quolibet pro vigilibus III denarios. Item ibidem Rudolphus de Yssernsdorf I beneficium occupat violenter. Item in *Chunhohstetin* XV beneficia et dimidium solvunt XLI. modios avenae et XX metretas ma-

joris mensurae. Item ibidem duo beneficia et dimidium quae dicuntur *Weinzürlgeriht*. Item ibidem quodlibet beneficium III denarios pro vigilibus et in festo *Georii* solvit XXI denarios. Item pro fossationibus quodlibet XVIII denarios aut quod VI diebus in vineis debent laborare, secundum quod voluerit praeco domini Episcopi. Item in festo Sancti *Michaelis* quodlibet beneficium XV denarios. Idem solvunt omnes vlllae in Hofmarchia in *Griffenstein*. Item in Zeinzenmowr II villicationes. Item in *Chunkostetten*, quod obligaverat Episcopus *Manigoldus*, modo vacat, I beneficium quod fuit Echelarii. Item ibidem unum Weinzürlgeriht quod habet Ulricus de *Maemminge*. Item de tribus casealibus et dimidium in Raffoltswerde II milia caseorum et centum casei, et quilibet caseus debet valere V denarios, quando *terra est bono statu*. Item ibidem V areae minus dimidia, quarum quaelibet solvit XX denarios. Item quaelibet area solvit tria ligamina qnod vulgariter drie werffe vocantur. Item *coloni* earundem arearum debent adesse *vino* domini Episcopi adhibendo opera sua., donec in debito loco fuerit collatum. Item ibidem habet dominus Episcopus *hortum* et *pomarium*. Item in *Wachow* C. caseos. Item in *Hagenowe* III casealia. Item in Hagenpuch villa. Item in Chirchpach villa. Item in Plechinge II Weinzürlgericht. Item Weinzürl. Item *Vreindorf* V areae et V vineae. Item in Leuprechsdorf I villicatio et quidquid pertinet ad illam.

Vischamünde.

De Passagio in Vischamunde IIII talenta. Item de *insula Phatenow* IV talenta.

Item in Vischamunde XIII beneficia et dimidium et quartale. Quorum quodlibet in festo Georii solvit XLII denarios praeter unum quod solvit V solidos. Praeterea illic sunt XX areae quarum XVI solvunt VII solidos. De quatuor reliquis est lis. De his omnibus tam areis quam beneficiis per annum ratione placiti solvuntur IV talenta et dimidium. De vinetis ibidem LXX denarios. Praescripta XII beneficia quodlibet illorum solvit I modium tritici et I modium siliginis. Tertium decimum vero solvit V solidos et I modium siliginis.

Item XIII areae supradictae solvunt XXIII metretas tritici, et totidem siliginis. Quatuor vero areae solvunt alterum dimidium modium tritici

Item villicus ibidem, qui alia habet incerta solvit IV porcos valentes talentum. Anseres XII pullos XXX dimidium modium leguminis.

Supradicta beneficia solvunt LV caseos, quorum quilibet valet IV denarios.

Item areae solvunt XXXII caseos, quorum quilibet valet II denarios. Summa ovorum II talenta pulli LXXII. Insuper illic sunt vineae.

Newstedl.

In Neusidl XV beneficia et dimidium, quorum III soluunt in festo Georii XII solidos. Alia solvunt II talenta et XLV denarios.

Item ibidem XVI areae solvunt V solidos et XV denarios. Supradicta omnia ratione placiti per annum solvuut IV talenta.

Item de XII beneficiis memoratis solvuntur XII modios tritici et dimidium et totididem siliginis. De tribus vero reliquis beneficiis et areis solvuntur V modios siliginis.

Item de beneficiis et areis solvuntur XXXVII modii avenae et X metretae.

Item solvuntur de eisdem XII porci et dimidium, valentes VI talenta et dimidium. Casei LXII quorum quilibet valeat IV denarios.

Item de areis solvuntur XXVIII casei, quorum quilibet valeat II denarios.

Item de eisdem solvuntur XVII solidos. Ovorum et pulli LX.

Item ibidem sunt III beneficia pro XXX marcis argenti obligata.

Item ibidem sunt II beneficia pro XXX talentis obligata.

Einkommen zu Mosbrunn.

Isti sunt redditus in Mosprunne. XXVIII beneficia ex his XXI sunt in pleno servitio.

De quolibet istorum solvuntur XX solidi et tercius dimidium denarii.

Item ad tria placita quae fiunt in anno, quodlibet solvet VIII denarios. In Pascha quodlibet IV caseos LX ova. In natu domini IV pullos quodlibet septem beneficia quae supersunt occupata sunt à Laicis. Ubelmannus habet unum. Decimator ibidem I. Wernhartus de *Swinwart* I. Strubenarius I. Ernestus et fratrueles sui I. Herbordus filius Karuli I. Fridericus filius Henrici I.

Item in eadem villa dantur de pratis XLII talenta.

Item in eadem villa XI areae sunt quorum octo quaelibet soluit XXIII denarios.

Item reliquarum trium quaelibet soluit XX denarios.

Item superiores VIII. Soluunter in Pascha VIII caseos et quaelibet XX ova. In nativitate Domini quaelibet solvit I pullum.

Item ibidem ex novo sunt orti plantati, de quibus solvuntur VII solidos miuus XV denarios.

Item in eadem villa sunt CLXXX Tagwerch de pratis, quae occupant Wernhardus de *Swinwart*, et Fridericus filius Henrici et Chunegundis filia Ernesti.

Vacat, außer daß darauf diese Worte stehen: »Hic notentur decimae in S. Agatha.« Folgt aber nichts davon.

Zehend und güter in der pfarr Stadelaw.

Hae sunt villae in Parochia *Stadelow*, et beneficia in unaquaque villa et decimae, ad quem pertineant decimae.

In Stadelowe sunt agri pertinentes ad *Forum* qui aestimati sunt ad quinquaginta beneficia. Dimidia pars decimae illius pertinet ad dominum Episcopum, et dimidia ad *ducem*.

Item in *Ringelnsee* VIII beneficia, dimidia pars decimae domini Episcopi, dimidia ducis.

Item in *Uezensée* XII beneficia, dimidia pars decimae Domini Episcopi, dimidia ducis.

Item in *Strobelinsdorf* XX beneficia, dimidia pars decimae Domini Episcopi dimidia ducis.

Item in *Chrotendorf* XVIII beneficia, dimidia pars decimae domini Episcopi dimidia ducis.

Item in *Appeltowe* LII beneficia, dimidia pars decimae domini Episcopi, dimidia ducis. Sed dominus H. de Merschwang partem domini Episcopi habet.

Item in *Chagran* XXXVIII beneficia, dimidia pars domini Episcopi dimidia domini ducis.

Item in *Gerharsdorf* XL beneficia, dimidia decima domini Episcopi dimidia ducis.

Item in *Cappellen* XXVIII beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia ducis.

Item in Prunne XXVIII beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia ducis.

Item in *Urbingesdorf* XXVI beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia ducis.

Item in *Severingen* XXVIII beneficia, dimidia pars est ducis, et dimidia Ecclesiarum in Gerharstorf et in Wagrein.

Item in *Stallarn* XLV beneficia dimidia pars domini ducis, dimidium Ecclesiae Sancti Glorii.

Item in *Wachrein* XL beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia domini ducis.

Item in *Atich*la XXX beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia domini ducis.

Item in *Perwarsdorf* XXXII beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia ducis.

Item in *Vulzendorff* XXV beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia domini ducis.

Item in *Breitenle* XXVIII beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia domini ducis.

Item in *Hove* juxta *Chagran* III villicationes; sed non sunt cultae, dimidia decima domini Episcopi, dimidia domini ducis.

Item in *Asparn* L. beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia domini ducis.

Item in *Herfenstetten* XVIIII beneficia minus de dimidio. Dimidium ducis dimidium tenet potestate Velder jure obligationis.

Item in *Encensdorf* L. beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidium ducis.

Sed dominus Chunradus de *Himperch* habet ibi V beneficia in parte domini Episcopi, titulo feodali.

Item in *Sahsengang* VI beneficia, dimidia decima domini Episcopi, dimidium domini ducis.

Item in Sahsengang inferiori III beneficia dimidia decima domini Episcopi, dimidia domini ducis.

Item in *Wittawe* XXXV beneficia. Ex his recipiunt decimatores ducis XX et dominus Chunradus de Himperch XV habet feodali jure.

Sed sciendum, quod decimatores ducis recipiunt III beneficia sine jure.

Item in *Wolffeswerde* IV beneficia dimidia decima domini Episcopi et dimidia ducis.

Item in *Tyendorf* XVI beneficia dimidia decima domini Episcopi et dimidia domini ducis.

Item in *Eselaren* XXIV beneficia dimidia decima domini *ducis*, et dimidia Geiselrici de *Wienn* jure feodali.

Item in *Paben Neusidl* XX beneficia dimidia decima domini Episcopi et dimidia ducis.

Item in Hoven XX beneficai domini ducis, et dimidia pars domini ducis.

Item in *Piscolfstorf* XV beneficia, dimidia decima domini Episcopt, et dimidia ducis.

Item in *Reuchlinstorf* XXVIIII beneficia, ducis dimidia, et illorum de *Pilchdorf* dimidia, quam habent feodali jure.

Heimgegangene lehen bey Thuln und freindorffer bergrecht.

Hoc est praetium, quod coepit Ecclesiae Pataviensi vacare ab *Hertniedo de Altenhoven*, circa *Thulnam* et in terminis illius. Curia villicialis, quae non plus nisi XXVIII jugera et unum ortum. Area quae ad villicationem pertinet est suffossa. Curia decimalis est suffossa, praeter parvam aream, in qua situm est Perhfrid.

Item area una quae cum vallibus est suffossa solvit XXX denarios II pullos anserem unum.

Item altera area XX denariis II pullos, et I anserem, et insula quae dicitur Hohenweidek, et rivulus qui dicitur Chinungesganch.

Item in Vreindorf Meinardus habet aream et III jugera, et ortum solventem sibi XX denarios et II urnas vini, quae dicuntur *Perchreht*.

Et colit de area, et de jugeribus, et de duobus urnis Perchreht unam vineam quae dicitur Weinzurlgeriht.

Et de alia vinea quae dicitur Grueb, solvunt sibi III solidos et ipse tenetur X karradas fimi dare in vineas.

Item villicus in fine habet aream et III jugera. Et illa area solvit sibi XII denarios. Altera area XV denarios de eisdem areis tenetur dare mille fustes et X karradas fimi.

Item Rudlo in fina habet aream et III jugera; et illa area solvit sibi XX denarios. Ex his debet dare mille fustes et X karradas fimi. Insuper habet vineam inibi quae dicitur Gaisrukke, quam debemus colere de propriis denariis,

Item habemus in Vreindorf XVI urnas vini Perhreht.

Lehen so durch abgang Ludwigs von Hagenaw dem Stift heimgegangen in Bayern.

Haec sunt feuda ad Pataviensem Ecclesiam devoluta, ex obitu *Ludovici nobilis de Hagenowe, quae dux Bawariae occupat violenter*. Situs, *antiqui castri in Hagenowe*, cum omnibus attinentiis.

Tres villicationes in Trowhinge et in Teiminge, et in Ocinstorf.

Item III praedia vigilium in der Owe.

Item in S. *Gertroutenchirchen* II villicationes, et transitus novalis qui dicitur *Urvar*, videlicet.

Item villa in Eisengrimsheim.

Item II villicationes in Albrechtinge.

Item in Gerharstorf villicatio et decimales domus ad eandem pertinentes.

Item ibidem huba solvens LX denarios.

Item praedium solvens XXX denarios.

Item villicatio in Mospach.

Item ibidem huba vor dem Schachen quam habet Mospache.

Item in dem Reyt duo praedia.

Item unum praedium Pentarii ad Schachen pertinens.

Item II villicationes in Purhstall, cum omnibus pertinentiis.

Item villicatio in Winden.

Item villicatio in Rossepach.

Item advocatia Ecclesiae in Mospach et hominum censualium pertinentium ad eandem.

Item advocatio in Meinhartinge, et hominum ceusualium ejusdem.

Item Wider Muninge oum omnibus pertinentiis.

Item super Zwiselberch omnia praedia, et decimationes, usque in Steinperch.

Haec est satisfactio per quam Ludwig dc Hagenowe est Ecclesiae Pataviensi reformatus, pro injuriis irrogatis.

In Imelheim molendinum et villicatio, quae solvunt III talenta.

Item Pollinge villicatio, et II feoda solventia III talenta.

Item in Hausleutinge II villicationes solventes VI talenta.

Item in *Gerharstorf* villicatio solvens IV talenta.

Item ibidem VI praedia solventia X solidos.

Item in Zihouen et in Gerharstorf III praedia solventia XIV solidos.

Item in utroque Percheim V villicationes.

Item curiam in Puche, quam postmodum dedit Ecclesiae in *Ranshouen*, pro satisfactione graminum, vnde eadem curia vocatur Grashoue.

Praeterea dedit nobis homines subnotatos, Fridericum Phnurrorem, Ulricum de Haeuzinge, Henricum Morlonem, cum filia sua, quam nunc habet liber.

Item Perhtoldum de Owe.

Item Gertrudim de Hube, cum quinque filiis, Alberone, Rudegero, Griffone, Henrico, Alberto.

Item uxorem Rudingi cum IV pueris.

Item Ottonem filium Norberti de Weilpach.

Item Alheidim de Eschriede, cum III pueris.

Item pueros Hartwici, qui dicebatur Alze, videlicet Eberwenonem, Alheidim, Mechtildim, Wilburgim.

Item filios Hartwici de Pochenpach, videlicet. Wernhardum Chunonem.

Item sororem Gebhardi Smonz cum duobus pueris.

(Der Schluß folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. G. Hülsemann.

Jahrbücher der Literatur.

Vier und vierzigster Band.

1828.

Oktober. November. Dezember.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des vier und vierzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XLIV.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1828.

Art. I. Ueber die beyden ältesten Kommentatoren von Dante's göttlicher Komödie.

Die Ueberzeugung, daß der tiefere Sinn der göttlichen Komödie von den neueren Auslegern mißverstanden werde *), veranlaßte mich zu der Frage: ob denn nicht vielleicht die älteren Erklärer des Dichters Gesinnung richtiger aufgefaßt hätten? In der That zeigte sich bald, daß die religiöse Grundlage des ganzen Gedichtes, und die allegorisirende Richtung der Einzelnheiten von den Kommentatoren bis ins sechzehnte Jahrhundert, ja zum Theil noch weiter herab, gewürdigt worden seyen, und daß erst der philosophische Materialismus neuerer Zeit, unfähig, die künstlich verhüllte Idee zu erkennen, Rücksichten und Zwecke der irdischsten Art an ihre Stelle zu setzen gesucht habe. Diese Wahrnehmung regte natürlich den Gedanken an, jener richtige Sinn möchte vielleicht durch eigene Aeußerungen des Dichters zuerst mitgetheilt seyn, dann aber durch Tradition sich ferner fortgepflanzt haben. So entstand in mir ein besonderes Verlangen nach der Bekanntschaft mit jenen älteren Kommentatoren, vorzugsweise mit denen, für die ein persönliches Verhältniß zu Dante nachgewiesen, wahrscheinlich, oder auch nur möglich ist. Als ich nun im vergangenen Jahre Ober-Italien eilig wieder durchflog, versäumte ich nicht, jenen alten Erklärern eifrigst nachzuspüren, und so habe ich denn neben gar vielen andern Arbeiten in weniger als drey Monaten etwa 150 Bände handschriftlicher Kommentatoren eingesehen. Diese Zahl überhebt mich ohne Zweifel der Versicherung, daß hier von keinem Durcharbeiten und Exzerpiren die Rede ist. Meine Absicht beschränkte sich darauf, Andern die Arbeit zu erleichtern, jene merkwürdigen Denkmale unglaublichen, auf die göttliche Komödie verwandten Fleißes zu ordnen, die Zahl der Anonymi zu vermindern, und wenigstens einigen Aufschluß über den Werth der Einzelnen zu gewinnen. In wiefern mir diese Absicht gelungen sey, hoffe ich,

---

*) Vgl. meine Abhandlung: Ueber das Mißverständniß Dante's, im Hermes, Band XXII. Schon ein Jahr bevor ich dieselbe verfaßte, hatte der treffliche Parenti in den Modeneser Mem. di Religione, di Mor. e di Lett. T. I. fasc. II. im Wesentlichen dieselben Ansichten ausgesprochen. Doch ist mir der Aufsatz des Letzteren bis vor wenig Tagen unbekannt geblieben, das Zusammentreffen also um so erfreulicher.

gleichzeitig mit den Ergebnissen meiner Forschungen über die Familien der div. commedia-Manuskripte binnen Kurzem darlegen zu können. Hier erwähne ich nur, daß jene Vermuthung einer von Dante selbst abstammenden Erklärungstradition sich keineswegs bis ins Detail bestätigt. Einige Ideen über die Bedeutung des ganzen Gedichtes mag der Verfasser hin und wieder ausgesprochen haben; daß er sich aber über den Sinn einzelner schwer verständlicher Stellen im Gespräch habe vernehmen lassen, scheint eben so wenig dem stolzen, verschlossenen Charakter des Dichters zu entsprechen, als sich davon, mit einer einzigen gleich näher zu erwähnenden Ausnahme, Spuren nachweisen lassen. Dafür aber war die Zeit, die das Gedicht hatte entstehen sehen, mehr oder weniger auch die jener Kommentatoren; religiöse Gesinnungen und Bildersprache, deren Dante sich bedient hatte, waren jenen Erklärern ebenfalls befreundet, die Begebenheiten, die der Dichter andeutet, lebten noch frisch in ihrem Andenken, die Sprache hatte ihre Formen, die Worte hatten ihre Bedeutung noch nicht verändert, und der Eifer der Arbeit war der der ersten frischen Begeisterung, die die Komödie unter Gleichgesinnten erregte. Nimmt man dazu die reine, schöne Sprache, durch welche die italienisch Schreibenden sich auszeichnen, so wird man mir nicht Unrecht geben, wenn ich behaupte, die Lektüre jener Alten gewähre viel größeren Genuß, als die der neuesten Kommentare, an denen unsere Tage so reich sind. Die historische Umsicht des Benvenuto von Imola, die theologische Tiefe des Petrus Dantis, die schöne Sprache und lehrreiche Breite des Anonymus in der Riccardianer Handschrift 1016, die alles umfassende Gründlichkeit des trefflichen Buti wiegen den bigotten Eifer des Venturi, das unendliche Geschwätz des ehrlichen Lombardi, die Pöbelsprache und die grammatischen Spitzfindigkeiten des Biagioli gewiß auf; und, wenige Entdeckungen neuerer Zeit abgerechnet (z. B. das Veltro, die Erklärung des vorletzten Verses im achtzehnten Gesange des Paradieses), habe jene guten Alten so ziemlich alle Irrthümer und Wahrheiten, die unsere Interpreten erfunden zu haben glauben, und oft mit besseren Gründen, aufgestellt und verhandelt.

Es haben diese Kommentatoren, je nachdem sie älter oder jünger sind, verschiedene Vorzüge und Mängel. Die älteren, und so nenne ich alle bis zum Jahre 1350, haben vor den Andern den Werth unmittelbarer Berührung mit der Zeit des Dichters, und eines freyen, unbefangenen Blickes. Dagegen sind sie, in einer noch wenig durchsprochenen Sache, auf ihre eigene beschränkte Kenntniß verwiesen, und allen individuellen Irrthümern ausgesetzt. Die Neueren benutzen die Kenntnisse und Ein-

sichten ihrer Vorgänger, wägen ihre widersprechenden Meinungen gegen einander ab, verlieren aber auch bald unter der erdrückenden Masse des Materials alle freyere Umsicht. In dieser Gegeneinanderstellung scheinen die älteren es gegen die jüngeren davon zu tragen, und auf diesen Anlaß mögen denn die Freunde unseres Dichters schon so oft vorzugsweise nach dem ältesten seiner Erklärer gefragt haben.

Nun erwähnte schon der Künstlerbiograph Giorgio Vasari (Ed. Sanese I. 243) vor bald dreyhundert Jahren (1550) einen Erklärer der göttlichen Komödie, der um das Jahr 1334, also zwölf oder dreyzehn Jahre nach des Dichters Tode, geschrieben habe [1]). Sorgfältiger beachteten ihn 22 Jahre später die vom Großherzog Cosimo angeordneten Korrektoren des Dekameron (die Deputati), und entlehnten aus ihm in ihren berühmten Anmerkungen, wenn ich recht gezählt habe, achtzehn sprachliche Beyspiele. In ihrer Vorrede legen sie ihm nicht nur als Erklärer, sondern auch als Muster guter Schriftsprache das ausgezeichnetste Lob bey, erwähnen seine persönliche Bekanntschaft mit Dante, und nennen ihn vorzugsweise den alten oder den guten Kommentator [2]). Nach neuen vierzig Jahren (1612) erschien die erste Ausgabe des Vocabolario della Crusca, in welchem eine große Anzahl erläuternder Beyspiele diesem Kommentar, der hier der beste (l'ottimo) genannt wird, entlehnt sind. In den folgenden Ausgaben ist diese Zahl so sehr gewachsen, daß jetzt im Ganzen etwa 1600 Anführungen aus dem er-

---

1) Vgl. Baldinucci in Apologia ad onor di Cimabue ecc. hinter dem Leben des Cimabue, in der Ausgabe von Piacenza, Turin 1768, p. 27.

2) »Di maggior momento senza comparazione, e per lingua, e per dottrina, e per notizia di molte proprietà di que' tempi migliore è un comentatore di Dante, del quale per diligenzia che messa ci abbiamo, non ci è venuto fatto di ritrovare il nome; onde è da noi chiamato quando il *Buono*, e quando l'*Antico* comentatore. Nè è Benvenuto da Imola costui, quantunque molte cose ne cavasse egli, e molte (a parlar propriamente) ne copiasse; e la diversità di molti luoghi che sono in questo facilmente ce ne assicura, oltre che fu generalmente Benvenuto nelle cose di filosofia e teologia di questo molto inferiore. La lingua è intorno al 330, cioè nell' ultima età di Dante, del quale fu coetaneo, e forse familiare, dicendo sopra quel luogo: *Que' cittadin che poi la rifondarno* ecc., avernelo dimandato, e distesamente mette quasi tutto quello che della novella della statua di Marte, e di quelle favole degli antichi aveva ritratto di lui« u. s. w.

wähnten Kommentator in der Crusca enthalten sind. Im Jahre 1790 erstattete der verstorbene Kanonikus, Graf Jacopo Dionisi [1]), nachdem er im vorhergehenden Jahre gemeinschaftlich mit Perazzini [2]) den Florentiner Handschriften mehrere Monate gewidmet hatte, im fünften Hefte seiner Aneddoti, über diesen Kommentar, den er den Anonimo nannte (dem wir aber den Namen der Crusca (Ottimo) lassen wollen), ausführlichen Bericht. Darauf theilten Renzi, Marini und Muzzi, die Herausgeber der sehr beachtenswerthen, obgleich wenig gebrauchten, Ausgabe dell' ancora (Florenz 1819) [3]), in ihren Anmerkungen reichliche Auszüge mit, und im Jahre 1826 hat Hr. Professor Torri in Pisa einen vollständigen Abdruck dieses Kommentars versprochen, bey dessen Besorgung ihn mehrere ausgezeichnete italienische Gelehrte unterstützen.

Auffallend ist es dabey nun zunächst, daß mehrere Schriftsteller an der selbstständigen Existenz unseres Kommentars gezweifelt, und ihn für identisch mit demjenigen gehalten haben, der nach Jacopo della Lana benannt zu werden pflegt. Salviati [4]), einer der vorzüglichsten Mitarbeiter an dem Wörter-

---

1) Der gründlichste Forscher, der im vorigen Jahrhundert Dante'n seinen Fleiß gewidmet.

2) Die Reihe der Dionisischen Aneddoti sowohl als Perrazzini's correctiones et explicationes, beydes seltene, und noch lange nicht hinlänglich gewürdigte und benutzte Fundgruben für das Studium Dante's, besitze ich als ein besonders werthes Geschenk des liebenswürdigen Sängers des Landlebens, des allverehrten Marchese Ippolito Pindemonti.

3) In Taschenformat zu Prato 1822 nachgedruckt.

4) Avvertimenti della lingua in der ersten citirten Ausgabe, T. I Venezia 1584, p. 114: »Tra quelli di questa età, nell' opera del liuguaggio, si potrà mettere il comento di Dante, steso da colui in volgare, che da quei del 73. ora il *buono*, or l'*antico* comentatore fu chiamato nel libro loro. Costui fuun Messere Jacopo della Lana, cittadin Bolognese, non Alberigo di Rosate da Bergamo, famoso Dottor di leggi, come quei valent' uomini mostra che credessero alcuna volta (?), fondati non di manco su ragionevole antorità, cioè dell' Abate Tritemio, che nel catalogo degli scrittori dice di quello Alberigo, che, tra l'altre sue opere, lasciò comenti nel poema di Dante, non distinguendo, se fatti gli avesse egli, o traslatati in latino. Comechè sia il fatto è manifestissimo, e non ci ha luogo il quistionarne: poichè del detto Alberigo il latino comento traslatato da quel volgare, ancora oggi è in essere, ed hanne una copia a penna il Pinello di qualche antichità, e assai ben corretta« u. s. w. — P. 115: »Apresso fu stampato a Milano l'anno 1478 in foglio grande

buche der Crusca, und Pinelli [1]) hielten diese Einerleyheit für ausgemacht; die Verfasser der Anmerkungen zur tavola delle abbreviature des Wörterbuches [2]) waren zweifelhaft; Dionisi [3]) und Rezzi [4]) behaupten die Verschiedenheit, obgleich sie eine seltsame Uebereinstimmung zugeben müssen. Es ist der Zweck dieses Aufsatzes, jene Dinge definitiv zu lösen, und das Verhältniß beyder Arbeiten zu einander genau zu bestimmen.

Es soll dem Verlaufe der gegenwärtigen Abhandlung vorbehalten bleiben, genaueren literarischen Aufschluß zu ertheilen; vorläufig bemerke ich nur, daß die Anführungen aus Jacopo della Lana auf eine Rehdigerisch-Breslauer Handschrift (de-

---

un' altro comento, pur sopra Dante, e in volgare altresì, il quale copia in gran parte quel di Messere Jacopo della Lana, ma riducendolo in linguaggio non buono, e preponendo, e posponendo, e tramezzando assai fiate le parole, e per tutto inzeppandovi brani, e brandelli d' altri comentatori« u. s. w. — P. 116: »Ma della lingua del detto volgar comento, abbiamo noi alquanto minor concetto, che non mostra, che avessero quei del 73. avendo ella spesse fiate, per nostro credere, assai più del gramaticale (per chiamarlo così) che quella d' altri libri del medesimo tempo: di che, avendo riguardo al soggetto, è l' autore degno di molta scusa. Non per tanto, letto con quel poema, di non picciol profitto, secondochè noi crediamo, all' uso potrà essere della nostra favella.«

1) Bey Fantuzzi scrittori Bolognesi, T. V. p. 18.

2) P. 262, Nr. 73 des letzten Bandes der Pitter'schen Ausgabe von 1763: »I Deputati nel proemio delle loro *Annotazioni sopra 'l Decamerone* lo chiamano quando *il buono*, e quando *l' antico Comentatore*, e da due luoghi di esso, da' quali apparisce, che aveva cominciato ascrivere questo comento l' anno 1333 conghietturano, che fosse coetaneo, e forse familiare di Dante. Il testo da loro veduto non era per avventura quel medesimo, che ora è nella Libreria di S. Lorenzo, poichè dicono, che aveva l' Inferno, e 'l Purgatorio scritto d' una mano, e 'l Paradiso d' un 'altra; dove questo è scritto tutto da una medesima mano, quantunque talora in qualche luogo scorrettamente. L' *Infarinato* crede, che l' autore di questo Comento fosse *Messer Jacopo della Lana* Cittadino Bolognese, e non concorre pienamente nel parere de' *Deputati* rispetto alla stima da essi fattane. Ma forse il Comento di *Jacopo della Lana* è diverso da quello del Codice della Laurenziana, il che si potrebbe chiarire, se si potessero consultare i testi del *Pinelli*, e del *Contarini* vedati dall' *Infarinato*.«

3) A. a. O., cap. 17.

4) Lettera a Giov. Rosini sopra i Mss. Barberiniani comenti alla div. com. di Dante. Roma 1826. p. 20 sq.

ren Gebrauch in meiner Wohnung der hochlöbliche Magistrat hiesiger Stadt mir mit vieler Liberalität geraume Zeit lang gestattet hat), und auf die seltene Venetianer Ausgabe des Vindelino da Spira gegründet sind, von der ich ein schönes Exemplar durch Herrn Buchhändler Dumolard in Mailand erhalten habe. Der Ottimo dagegen ist nach den Aushängebogen der neuen Pisaner Ausgabe citirt, deren 27 (bis Inf. XXV. 66) ich der ausgezeichneten Güte meines geehrten Freundes, des Herrn Professors Rosini, verdanke.

Ferner mache ich noch darauf aufmerksam, wie die Vergleichung sich bey dieser und allen ähnlichen Untersuchungen keineswegs, wie in den besten Büchern *), als genügend angegeben wird, auf Anfangs- und Endeworte beschränken durfte. Nicht allein sind Handschriften dem Schicksale, Anfang und Ende einzubüßen, immer am meisten ausgesetzt, und würden alsdann bey jenem Verfahren keinen Anhaltungspunkt bieten, sondern unbequemer Fleiß der Besitzer des Manuskriptes, oder seiner Urschrift, pflegt eben zu Anfang das meiste Ungehörige hinzugefügt, und dadurch die wahre Gestalt des Kommentars unkenntlich gemacht zu haben. Oft hat der Kommentator selbst, oder auch der Abschreiber, ganze fremde Anmerkungen herübergenommen; manchmal ist der Anfang allein umgearbeitet, damit der ganze Kommentar ein neuer scheinen soll. So ist denn ein sicheres Resultat nur durch Vergleichung ganzer Abschnitte zu gewinnen, wie sie mir freylich in Betreff der oben erwähnten übrigen Kommentatoren nicht immer möglich gewesen ist.

Die große Meinungsverschiedenheit über das Verhältniß des Ottimo zu Jacopo della Lana würde sich am einfachsten erklären, wenn, wie das in solchen Fällen wohl der Fall zu seyn pflegt, die streitenden Parteyen ganz verschiedene Werke vor sich liegen gehabt, und diesen nur willkürlich den gleichen Namen gegeben hätten. Deßhalb muß denn vor allen Dingen untersucht werden, ob die genannten Schriftsteller unter dem Namen des Ottimo sämmtlich dasselbe Buch verstanden haben.

Was zunächst die Deputati betrifft, so sind unter der geringen Anzahl Anführungen mehrere so allgemeiner Natur, daß sie sich nicht leicht auffinden lassen möchten (p. 31, 83 und 98 der Originalausgabe); von den übrigen funfzehn liegen nur vier innerhalb der Grenzen, bis zu denen mein Abdruck reicht. Unter diesen findet sich nun eine (p. 17. — Inf. VI. 52), wenn gleich mit bedeutenden Abweichungen im gedruckten Ottimo, eine (p. 16.

*) Ebert: Zur Handschriftenkunde, I. p. 148, 180. Vgl. indeß Rezzi a. a. O. p. 3.

— Inf. XX. 116) ist im Ottimo durchaus nicht aufzufinden, steht aber mit denselben Worten bey Jacopo della Lana, zwey dagegen (p. 17. — Inf. XVI. 70; und p. 111. — Inf. II) habe ich bey jenen beyden Kommentatoren vergebens gesucht. Endlich finden sich zwey der übrigen eilf Stellen (p. 86 und 116) so genau bey dem Laneo (zu Pg. XXX. 43 und Inf. XIX. 5) wieder, daß sie wohl nur aus ihm entlehnt seyn kann. So scheint es denn, als haben die Deputati den wahren Ottimo allerdings gekannt, ihn aber keineswegs genügend von Jacopo, und vermuthlich auch von andern Kommentatoren geschieden. Dadurch erklärt es sich denn einfach, wie Pinelli ihre Citate auf Jacopo statt auf den Ottimo beziehen konnte.

Ueber die Kompilatoren des Wörterbuchs della Crusca würde ich nicht zu urtheilen im Stande seyn, hätte nicht einer der würdigsten Veteranen unter den lebenden Schriftstellern Italiens, der Professor Ritter Daniel Francesconi in Padua, mir mit beyspielloser Güte eigenhändig ein Verzeichniß sämmtlicher 1600 aus dem Ottimo citirter Wörte am 25. Nov. 1826 angefertigt. Da dasselbe aus einer größeren ungedruckten Arbeit entlehnt ist, so setze ich den ganzen Titel des mir zugesandten Manuskriptes hierher: »Indice delle voci, alle quali nel vocabolario della Crusca, della quarta ed ultima edizione originale, incontrasi citato il *Comento* o sia *Comentatore* di Dante; estratto dall' Indice similmente fatto per tutti i Testi di lingua dal vivente Patrizio Veneto *Al..se Mocenigo*, figlio che fu del Cavalier Alvise, figlio che fu del Doge.« Meine Zeit hat mir noch nicht erlaubt, sämmtliche citirte Worte zu vergleichen, wohl aber habe ich die 369 in den ersten drey Buchstaben enthaltenen (also zwischen 1/4 und 1/5 des Ganzen) genauer nachgesehen. Unter diesen konnten mir wieder nur diejenigen dienen, die in den ersten 25 Gesängen der Hölle, über die hinaus der Abdruck, den ich besitze, sich nicht erstreckt, enthalten sind. Solcher habe ich denn in der That 134, wenn gleich mit Abweichungen, im gedruckten Ottimo wiedergefunden. Neun andere Stellen (antiguardare, applicare, assentire, avarizia erstes Beyspiel, battezzatore, benefattore, capo (s. Inf. XII. 11), continuità und crescere) ist es mir noch nicht gelungen, in der gedruckten Ausgabe zu entdecken, und sie sind zum Theil von der Art, daß ich sie aus einem andern Erklärer der göttlichen Komödie, den ich indeß nicht nachzuweisen vermag, entlehnt glauben muß. Zwey Citate, die sich im Ottimo nicht finden lassen (Acciajuolo und Cancelliere), sind wörtlich aus Jacopo della Lana entlehnt, und eines (Capiglia) unbegreiflicher Weise sogar aus dem unvollständigen Kommentar des Boccac-

cio. Zwölf andere Erwähnungen endlich sind in solcher Allgemeinheit abgefaßt (wie z. B. annebbiato), daß sie bisher allen meinen Erkennungsversuchen widerstanden haben; wie denn auch von den wirklich aufgefundenen nicht wenige in unbestimmter Allgemeinheit, oder auch falsch citirt waren. Aus dem Allen erhellt nun, daß die Verfasser des vocabolario im Ganzen unter dem Namen des Ottimo denselben Kommentar verstanden, der jetzt dem Drucke übergeben wird, dennoch aber über diesen Gegenstand mit sich nicht so einig waren, daß sie nicht hin und wieder einmal fehlgegriffen, und bald den Laneo, bald einen andern Kommentator mit dem Ottimo verwechselt hätten. — Beyläufig mache ich auch darauf aufmerksam, wie die Crusca, nach gewohnter Weise ähnlicher Arbeiten, den Anfang unverhältnißmäßig ausgezeichnet hat. In diesen drey Buchstaben wenigstens sind 2/5 der Beyspiele, aus dem Kommentar über nicht mehr als 3/13 des Gedichtes entlehnt.

Daß Salviati den Jacopo della Lana für den Ottimo gehalten, und den letzten gar nicht gekannt habe, geht aus seinen Worten deutlich hervor.

Dionisi, der Herausgeber dell' ancora, und Torri haben sämmtlich dieselbe Handschrift benutzt, die, wenigstens den neueren Editoren der Crusca ebenfalls schon bekannt gewesen ist. In Betreff des Ersteren ist indeß noch zu bemerken, daß seine Vergleichungen zwischen dem Ottimo und dem Laneo einen großen Theil ihres Werthes dadurch verlieren, daß Dionisi die Nidobeatiner Ausgabe (Mailand, 1478) für einen reinen Abdruck des Jacopo della Lana hielt, während doch Terzago in derselben den ursprünglichen Kommentar vielfach geändert und verkürzt, und hin und wieder bedeutende Zusätze eingeführt hat.

Nun erst kann es an der Zeit seyn, die Frage aufzuwerfen und zu beantworten, wie selbst diejenigen Schriftsteller, welche die oben festgesetzten Bezeichnungen richtig zu gebrauchen wußten, über das Verhältniß beyder Kommentatoren im Zweifel bleiben konnten? Ich lasse dabey vorläufig die Rücksicht auf Anfang und Schluß, die allerdiugs eben hier besondere Verwirrung angerichtet hat, aus dem Spiele, um später auf sie zurückzukommen, und halte mich, um baldmöglichst zu einem sicheren Ziele zu gelangen, an die ganze Masse des Kommentars. Hier ist denn nun sehr auffallend, daß nicht allein einzelne Anmerkungen (wie z. B. die beyden letzten zum vierten Gesange, die Noten zu VI. 7 und 13, und unzählige Andere) sich in beyden Kommentaren fast wörtlich gleichlautend finden, sondern daß die Einleitungen zu den einzelnen Gesängen, wie deren in beyden Kommentaren

vor den einzelnen Anmerkungen vorausgehen, fast regelmäßig im Ottimo und im Laneo so mit einander übereinstimmen, daß nicht allein genau derselbe Ideengang und ganze Zeilen hindurch dieselben Worte sich wiederholen, sondern daß sogar dieselben Beweisstellen hier und dort gleichlautend vorkommen. Als Beyspiel könnte ziemlich jeder Gesang dienen, und so wähle ich denn, da eine Anschauung dieses Verhältnisses für die folgenden Untersuchungen von Bedeutung ist, den vierzehnten, als den ersten, der mir in die Hände fällt.

Ottimo.

— — Si è da proporre qui una questione, se l' uomo puote avere in odio Iddio? E in prima si argomenta, e dice che nò; e provasi così: Dionisio nel libro delli divini nomi dice: lo primo e sommo bene, e somma bellezza è amabile a tutti: Iddio è lo sommo bene, e la prima e somma bellezza adunque non puote essere odiata da alcuno.

Ancora è scritto in Esdra: tutte le cose invocano la veritade, e divengono benigne nell' opere di colei: Dio è quella verità; dunque Dio è amato da tutti, e per conseguente non può essere odiato da alcuno. — — — — — — — — — — — — — — —

Circa la qual quistione si è da sapere, che odio è un movimento d'appetito, che discende da alcuna apprensione, ovvero cognoscibilitade, la quale pnote essere in due modi, quanto inverso Iddio. L' uno modo di conoscere, e apprendere Iddio è per la sua essenza, la quale è la bontà di Dio; e per questo modo non puote Iddio essere odiato da alcuno, imperocchè ha in se ragione di bene, e non può tale bontà essere odiata.

L' altro modo è per li suoi effetti, per li quali effetti visibili si possono conoscere le invisibili virtù di Dio. E questi effetti si possono considerare in due modi. L' uno modo è quando alli effetti di Dio non ripugna la volontade

Jac. della Lana.

— — Circa la qual materia si può far questione, se alcuno uomo può avere odio a Dio. E argomentasi prima, che *nò* dice san Dionisio in lo quarto libro *de divinis nominibus: Omnibus amabile et diligibile est primum bonum et pulcrum:* Dio è quella bontade e bellezzà; adunque non può esser odiato Dio d' alcuni.

Ancora, siccome appare in lo Apocrifi d' Esdra, che dice: *Omnia invocant veritatem, et benignantur in operibus ejus:* Dio è quella verità; dunque Dio è amato da ogni uomo, e *per consequens* non può essere odiato da alcuno.

Circa la quale questione è da sapere, che odio è un movimento d' appetito, loqual appetito discende da alcuna apprensione, ovvero cognoscibilitate, la quale apprensione può essere in Dio in due modi. L' uno modo è conoscere, e apprendere Dio per la sua essenzia, la qual essenzia è la bontà di Dio, e non può essere odiata d' alcuni, imperquello ch' ella è di ragione di bene, e però non può essere odiata.

L' altro modo d' apprensione può essere per li suoi effetti, per li quali effetti visibili si può conoscere le invisibili virtudi di Dio. E questi effetti si possono considerare in due modi. L' uno, che 'l vivere, l' intendere, l' ama-

umana, siccome è l' uomo vivere, che non ripugna la volontà umana alla divina in questo.

re non può essere contra la volontade umana (vp. la volontà divina nella umana). Certò è che tali differenzie ella ha da Dio, sicchè per questo modo è impossibile a odiare Dio.

L' altro modo è quando li effetti predetti ripugnano l' umana voglia, la quale è inversata e contraria alla ragione, siccome quando l' uomo riceve da Dio pena per alcuno commesso peccato, od è costretto per divina legge di non incorrere ad alcuno diletto; e per questo modo puote uomo avere in òdio Dio, siccome coloro di cui qui si parla.

L' altro modo è quando li effetti di Dio ripugna e contraria la volontade umana, ch' è inversiata e contraria alla ragione, siccome quando per alcun peccato riceve da Dio pena, o è costretto per legge divina di non incorrere ad alcun diletto. E però chi è in questo ultimo modo inviluppato può bene avere odio a Dio, e di questi così fatti son quelli di chi nel presente capitolo si fa menzione.

E rispondesi al contrario argomento che parla universale, che quelli che veggono Iddio per essenza, non lo possono odiare.

Lo primo argomento che parla in universali si solve, che questi che vedono Dio per sua essenzia, cioè li Santi, non ponno aver odio a Dio. Non si segue però che coloro che non vedono Dio per essenzia non possono odiarlo. Lo secondo argomento s' intende in quelli ch' hanno naturale e dritta volontade ed appetito; quelli che l' hanno perversa possono aver in odio Dio, perchè a loro dispiaciono li ragionevoli effetti.

Trotz dieser Uebereinstimmung sind aber beyde Kommentare, wie die flüchtigste Vergleichung lehrt, wesentlich von einander verschieden, und zwar nicht allein der einen oder der andern Anmerkung wegen, die hier fehlt, und dort zu lesen ist, sondern ihrem ganzen Charakter nach. Zunächst zeichnet der Ottimo sich durch eine Menge von Stellen aus, welche die Zeit der Abfassung in das Jahr 1333 oder 34 setzen. Noch habe ich in keiner alten Handschrift das Datum des letzten Februar 1333 gefunden, das von neuerer Hand, und wenn ich nicht irre von der des berühmten Pinelli in dem Venetianer Manuskripte von San Marco 55. unter der Vorrede Poichè l'autore des Paradieses steht. Dagegen bezeichnet eine Anmerkung zu Inf. XIX. 115 den 17. März 1333. Dasselbe Jahr wird zu Parad. XII. als schon vergangen erwähnt, und in einer Anmerkung zu Inf. XIII. 144 ist das Jahr 1334 angedeutet (denn der Schreibfehler 1323 findet sich nur in dem einen Manuskripte, das dem Drucke

zum Grunde liegt). Endlich zeigt eine Note zu Par. XIX. 124 (bey den Florentiner Editoren), daß der Kommentator vor 1340 schrieb. Irrig, wie schon Dionisi (Amd. V. p. 87) bemerkt hat, steht daher zu Pg. XXIII. 102 die Jahreszahl 1351, als eine schon vergangene. Ich habe zu jener Stelle kein anderes Manuskript verglichen, man muß aber offenbar noch Villani IX. 245, 1324 korrigiren. Im Laneo findet sich, so weit ich ihn gelesen habe, nirgends eine so deutliche Zeitbestimmung. Ebenfalls bezeichnend sind im Ottimo ein paar Stellen, in denen er sich auf mündliche Aeußerungen, die er von Dante selbst vernommen, beruft. Die eine (XIII. 144) enthält die Sage über die Zerstörung und den Wiederaufbau von Florenz, die andere (X. 85) berichtet Dante's bekannte Behauptung, daß er nie um des Reimes Willen gesagt habe, was er nicht habe sagen wollen. Von einem ähnlichen Verhältnisse ist bey Jacopo keine Spur. Der Ottimo zeigt sich mit Dante's übrigen Schriften vertraut, und schreibt namentlich in den Bogen, die vor mir liegen, zwey, und nach andern Handschriften, die ich weiter unten erwähnen werde, drey Stellen des convito mit solcher Genauigkeit aus, daß man den Text dieses Buches darnach berichtigen kann (zu VII. 77 und zu IX. 91). Vgl. auch die Anm. des Ottimo zu Par. XXVIII. 75 in der Florentiner Ausgabe. Nach derselben Quelle führt er zu Pg. XXX. 115 die vita nuova, und zu Par. VIII. 37 eine Kanzone richtig an. Jacopo della Lana zeigt sich ziemlich in Allem, was Dante's Verhältnisse, und was seine Schriften außer der Komödie betrifft, unglaublich unwissend. Nach der Stelle zu schließen, in der er die zuletzt erwähnte Zeile des Paradieses kommentirt, müßte er das convito gar nicht gekannt haben, so sehr weicht er in seiner Deutung der im Text erwähnten Kanzone von Dante's eigener, in jenem Buche ausgesprochener, ab: »Qui è da sapore, che l'autore fe fuori di questa commedia molte altre cose in rima, e suoni, e sonetti, canzoni, e canzoni distese, e fra l'altre volendo alcuna cosa toccare *d' amore concupiscivo*, fingendo poeticamente l'opinione della quale è fatta menzione nel principio del presente capitolo, si cominciò, e disse: *Voi che 'ntendendo il terzo Ciel movete.*« So redet er denn auch oft von Dante's Zeit, als von einer weit entfernten, z. B. zu Pg. XI. 95: Nel tempo del tempo dell' autore era pur nomato un altro ch'ebbe nome Giotto, e di quello Cimabue non si dicea nullo« *). (Vgl. noch die Erzählung von Hein-

*) Auffallend sticht dagegen die, schon von Vasari a. a. O. ausgeschriebene Stelle des Ottimo ab, in der Giotto ausdrücklich als noch lebend erwähnt wird.

rich VII. und Can grande zu Par. XVII.) Nur eine Stelle ist mir bis jetzt aufgefallen, die eine spezielle und wichtige Nachricht über Dante mittheilt, nämlich zu Inf. XV. 69: »Si scrivea Dante *da Firenze per nazione, e non per costumi«* [1]). Für unrichtig dagegen muß, die übrigen historischen Verstöße abgerechnet, auch in Bezug auf den Dichter, wenigstens ihrer Fassung nach, folgende, zu Par. XXV. beygebrachte Notiz gelten: »Per lo tempo passato era un casato in Firenze, nome i Francesi, il quale ricevè oltraggio dagli Abbati, e funne morti di loro. Questi Francesi considerando la grandezza de' detti Abbati sisi assentonno da Firenze con tutte sue famiglie, ed andonno a stare a Parigi. E lì, tra di presto, e di mercatanzia fenno grandissimo avere. Quando si videno le ali grandi, avendo continuo noto lo stato di Firenze, scrissono lettere a quelli grandi Guelfi, ch'era tra a confine, tra in bando della terra. ——E risentendosi con essi, solo ad intenzione di tornare a Firenze, e fare la sua vendetta, trattonno ch'elli venne in Toscana Carlo senza terra, promettendo di fargli le spese, e di dargli la signoria di Firenze.—— Venuto in Firenze lo detto Messer Carlo, lo popolo minuto gridò *viva*, quelli che erano dentro di parte Guelfa *viva, viva.* Questi sbanditi e confinati di parte Guelfa incontanente vennero alla terra, e a furore di popolo ruppeno le prigioni, ed andarono a casa de' Cerchi, ch'era uno casato molto ricco, ed amava l'onore della sua cittade, e sì li rubonno. Andonno questi Francesi a casa degli Abbati, ed uccisono uno di loro, e misonli lo fuoco nelle case. Sì andò la terra in cotal furore. Tutta la maggior parte di coloro, che aveano lo reggimento della terra sì si assentonno da Firenze in diverse parti; *fra li quali fu l'autore, che spesso era del consiglio, e del collegio de' priori.*

Die eben ausgeschriebene Entstellung der Geschichte Karls von Valois bey dem Laneo möge den Uebergang zur Vergleichung der historischen Kenntnisse beyder Kommentatoren bilden. Der Ottimo ist im Ganzen korrekt, und nur etwa die Geschichte der Frati godenti im 23. Gesange ist mir, als entschieden falsch erzählt, aufgefallen [2]). Dionisi hat ein ganzes Kapitel

---

[1]) Vgl. meine Bemerkungen zur Ueberschrift von Dante's Epist. ad Kanem

[2]) »L'uno ebbe nome Frate Loderigo de' Carbonesi; fu di parte Ghibellina: l'altro Frate Catalano de' Catalani; fu di parte Guelfa.— Il frate Loderigo cercava di fare i Ghibellini maggiori, onde il frate Catalano con suo trattato, e or-

(Anedd. V. 15, p. 90), Della simplicità dell' anonimo comentatore, darunter ist aber keine eigentliche Unwissenheit, sondern ein der Zeit eigenthümliches Wohlgefallen am Unhistorischen, aber Legendenhaften zu verstehen. Erzählt doch Dante selbst nicht allein die Geschichten Attila's, Karls des Großen und Hugo Capet's, sondern auch die nur ein halbes Jahrhundert hinter ihm liegende vom Pilger Romeo in sagenhafter Umbildung [1]). Ueberdieß findet sich die Mehrzahl dieser Geschichten zum Theil an andern Orten [2]), fast mit denselben Ausdrücken auch bey Jacopo. Im übrigen aber sind die Erzählungen aus dem klassischen Alterthume meist unmittelbar aus den alten Schriftstellern entlehnt, und nicht selten ganze Seiten mit buchstäblichen Uebersetzungen angefüllt.

Bey Jacopo della Luna nimmt Geschichtliches und Mythisches, Antikes und Neuestes den gleichen, alles Kostum verschmähenden Legenden- oder richtiger Novellen-Charakter an. Selbst die biblischen Geschichten werden in behaglicher Breite, und nicht selten gar fehlerhaft erzählt. So heißt z. B. (Inf. XXX.) die Potiphara, Pharao's Gattin, und Josephs Keuschheit wird allein dadurch motivirt, daß er mit keinem Weibe von einer anderen Religion sich habe zu schaffen machen wollen. In den Anm. zu Inf. XVIII wird gar erzählt, Thais sey Simsons Geliebte gewesen, und habe ihn geschoren. Die Erzählungen aus der antiken Welt erhalten durch diese Behandlung oft einen eigenen komischen Reiz. So wird z. B. zu Inf. XXVI. 94 berichtet, daß Telemach bey seines Vaters langem Verweilen auf Circe's Insel ihm »scrivea tutto il dì lettere. Nè la pietà di soccorrere lo padre della senettute, che simile lo pregava *in scriptis*, che tornasse a lui, nè quello debito amore, il quale si dee avere alla mogliere copulata per matrimonio, ch' era di lui Penelope, la quale gli scrivea« ecc. Bey dem achtzehnten Gesange wird die Geschichte Jason's mit mancherley wunderlichen Zusätzen ausführlich berichtet; dann

---

dine il cacciò della terra con la parte Ghibellina, della quale li Uberti erano caporali; la onde le case loro andarono in terra principalmeute — — — Questo è quello che dice il testo; e dice *un uomo solingo*, cioè solitario e contemplativo: cotali erano questi tenuti, e furono tali che lo effetto il mostra.« Vgl. Villani VII. 13.

[1]) Vgl. den höchst lehrreichen Aufsatz von Raynouard im Journal des savans, May 1825, p. 292.

[2]) Die Legende von Trajans wiedergefundenem Haupte erzählt der Ottimo zu Par. XX., der Laneo trägt sie bey Gelegenheit von Purg. X. vor.

heißt es von Medea: »siccome savia volle prima promession da Jason di copulazione matrimoniale, inanzi che gli concedesse il suo volere intero di sua persona. E Jason, buono e largo per promessa, mai non perdea, che avea letto Ovidio *de arte amandi*, che dice: *Pollicitis dives quilibet esse potest.*« Häufig erwähnt Laneo die Volksbücher des Mittelalters, des libro trojano (zu Par. XX. 68), die vita d'Alessandro (zu Inf. XII u. XIV), die contes della tavola ritonda (zu Inf. XXXII. 57), die storie romane (gesta Romanorum?) (zu Par. IV. 84), die reali di Francia u. s. w., noch häufiger erzählt er in ihrer Weise, nicht selten überbietet er sie noch. Alexander läßt in Jerusalem achtzigtausend Familien auf einmal morden (Inf. XII. 107). Aristoteles verbrennt aus Neid die Werke des Plato und Sokrates (Inf. IV. 134). Athalam (Atlas), der Gemahl der Elektra, gründet Fiesole, und gibt ihm den Namen, um zu bezeichnen, daß es in seiner Art einzig bleiben soll (*fie sola*, Inf. IV. 121 [1]). Konstantin beredet die Seinigen nur dadurch, ihm nach Byzanz zu folgen, daß er ihnen verspricht, sie innerhalb eines Jahres wieder auf römischen Boden zu führen. Er hält das Versprechen, indem er römische Erde hinüberschiffen läßt, und daher heißt das Land noch heute Romania (Inf. XIX. 115). Attila will Rimini erobern, schleicht sich verkleidet in die Stadt, und setzt sich unter einer öffentlichen Halle zum Schachspiel. Ein Mitspieler erkennt ihn, und schlägt ihn mit dem Schachbrete todt (Inf. XII. 134). Mahomet war römischer Kardinal, und wurde, unter dem Versprechen, im Falle der heilige Stuhl während seiner Abwesenheit erledigt würde, zum Papste gewählt zu werden, nach Afrika gesandt, das Land zu bekehren. Die Kardinäle hielten ihm nicht Wort, und aus Rache erfand er den neuen Glauben (Inf. XXVIII. 31 [2]). Saladin hat von einem Sterndeuter vernommen, Gottfried von Bouillon werde ihn tödten. Er kommt verkleidet nach Paris, und wird von einem Geistlichen, der früher das heilige Grab besucht, erkannt. Der König von Frankreich erfährt dieß, und läßt Gottfried mit großem Waffengepränge durch Saladins Straße reiten. Dieser erkennt, daß er gegen Bouillon nichts ausrichten kann, und will heimkehren. Der König hält ihn aber, und er stirbt am Hofe (Inf. IV. 129 [3]).

---

[1]) Eben so Villani I. 7.

[2]) Offenbar eine Uebertragung und Ausschmückung der Geschichte von Sergius.

[3]) Saladins Züge durch das Abendland sind eine weit verbreitete

Bey dieser Behandlungsart kann es denn nicht an lächerlichen Verstößen fehlen, von denen ich nur ein paar mittheile: Gerion war ein König von Spanien, der durch seine Schlauheit den Herkules besiegte. Ikarus war der Sohn des Dädalus, eines ingegnero di Puglia (beydes zu Inf. XVII). »Arpie sono una spezie di vermi con ale grandi nere e rosse. Hanno volto umano, tutto l'altro corpo è piloso a modo di topi« (Inf. XIII). Um zu entscheiden, ob Alba oder Rom herrschen sollte, wurde ein dreyfacher Zweykampf gehalten; »questi furono tre di Azia, e tre di Croazia« (Par. VI). Um den Ton dieser Geschichte dem Leser besser vor Augen zu führen, setze ich, noch außer der schon oben mitgetheilten Erzählung von Karl von Valois, eine aus dem Alterthume, und eine aus neuerer, dem Kommentator nahe liegender Zeit her. Zu Par. IV: »Essendo cacciato Cesare di Roma per li Romani, e reggendosi la terra a Senatori, e Consoli, tali quali era Pompejo, e Cato, ecc., questo Cesare facea gran guerra a Roma; sicchè pensonno li Romani di fare uccidere Cesare, dicendo: *uomo morto, guerra finita.* Trovonno tra gli altri Romani uno per nome Muzio, il quale proferse di volere andare a uccidere Cesare per pacificare la sua terra. Il quale, abbreviando, andò disconosciuto, ed essendo dinanzi a Cesare mise mano al coltello, e menò per dargli nel petto. Fu tanta la fretta ch'egli ebbe, che fallò lo colpo, e non lo toccò. La gente ch'era alla guardia del signore lo presono, e voleanlo pure uccidere. Cesare comandò che non fosse tocco. Esaminò costui che ello volea fare, e chi gliel facea fare. Costui li disse, io te 'l dirò, se tu mi farai una grazia. Cesare glielo promise; questi disse: io ti volea uccidere, e faceanlo fare li Romani, e perciò era venuto. La grazia ch'io voglio si è questa, che mi facci, ovvero lasci fare vendetta della mia mano destra, che fallò ch'io non ti diedi del coltello. Cesare disse, fa quello che ti piace. Costui si fe addurre del fuoco, e tanto vi tenne entro la mano, ch'egli s'abbruciò la mano, e 'l bustò fino al gomito.«

Inf. XXVII: »Fattura de' Colonnesi fu, che Bonifazio avesse quello stato in corte, per lo quale egli venne allo sommo grado, e fu papa. Avea lo detto papa uno suo nipote,

---

Legende. Die meisten lassen ihn indeß wieder heimkehren, so namentlich Benvenuto von Imola in seinem Kommentar, den ich hier nach der Handschrift citire, die Herr Santi Fabri in Ravenna mir zu schenken die seltene Güte gehabt hat. — Vgl. auch Nov. 24 des Novellino.

lo quale inamorò della moglie di Sciarra di Colonna. Crescette tanto nel cuore a costui questa concupiscenza e passione, ch'egli se ne gittò suso lo letto ammalato. Lo papa amava molto questo suo nipote, e l'ora ch'egli non se lo vedea inanzi, non gli parea esser mezza. Stando un dì fino all'ora di terza, ch'egli non lo avea veduto, dimandò di lui; fugli risposto: Messere, egli è sul letto, perchè non si sente chiaro. Fù a lui al letto, e dimandò quel che avea; colui non gli rispondea. Mandò per medici, e fece vedere, e cercare, ma non gli trovava male niuno corporale. *In fine*, tanto fu inchiesto, che disse che moria per la tale donna. Pensò lo papa di volere soddisfare a costui, e fe fare un grande convito di tutte le maggiori donne di Roma. Fra le oltre fu questa donna. Ed ordinò che quando fosseno poste a tavola, questa donna dovesse essere indrieto messa uno uscio della cotale camera. Poi quando avesse circa a mezzo disnato, destro ed acconciamente fosse aperto lo detto uscio, tirando la donna in camera, rinserrata, e lì fosse lo nipote, e fessene suo piacere. Come fu ordinato così fu fatto; aperto l'uscio, tirata la donna dentro, ch'altri che la compagna con chi ella era a taglieri non se ne accorse, questo giovane fu a lei. Costei per niuno modo non volse consentire. Scapigliolla, sgraffiolla, morsicolla, ed ogni altro oltraggio le fe, salvo la fine dell'intenzione. Tornata la donna a casa del marito così dirotta, e narrata la vicenda, da quell'ora inanzi furono quelli della Colomna suoi nemici.« (Nach den Citaten der Crusca scheint dieselbe Geschichte eben so beym Ottimo vorzukommen.)

An anderen Stellen kann man aber nicht einmal von einer novellenhaften Umstaltung reden, sondern man muß die geschichtliche Unwissenheit geradezu eingestehen. Daß Ciacco und die parte selvaggia in dem Kommentar zu Inf. VI fälschlich Guelfen genannt werden, hat schon Dionisi (Aned. V. p. 103) bemerkt, eben so hat auch Rezzi (lettera sopra i comenti, p. 9) bereits darauf aufmerksam gemacht, wie verkehrt die Erläuterungen des Laneo über Penestrino (Inf. XXVII. 102) und über Taddeo (Par. XII. 83) sind, doch ließe sich ein solches Verzeichniß leicht noch bedeutend vermehren. So heißt Kornelia statt Julia (Inf. IV. 128) »seconda moglie di Pompeo,« Geri del Bello (Inf. XIX. 27) wird ein Münzfälscher genannt, der Giovanni (oder giovane) für einen Sohn Richards (Löwenherz, seines Bruders?) ausgegeben (Inf. XXVIII. 134), und zur Erklärung des Caorsini, e Guaschi in Par. XXVII. 58 heißt es: »Quelli di Caorsa, e quelli di Guasc. hanno tra loro

la maggior parte del collegio de' Cardinali, si ch'altra generazione non può accedere all'officio del papatico« Mit den historischen Schnitzern sind die geographischen nahe verwandt. Nicht allein wird Aegina eine »città in Grecia« (Inf. XXIX, 59, eben so heißt es XVII. 18 Lydien sey in Griechenland), das Meer an den holländischen Küsten lo mare del leone, ovvero parlando litteralmente lo mar mediterraneo (Inf. XV. 4), und die Charybdis ein »mare in settentrione« (Inf. VII. 22. Vgl. Dionisi Aned. V. p. 103), genannt, sondern auch näher liegende Lokalitäten werden auf das Seltsamste verwechselt. Die Maremma gilt Inf. XXV. 19 für eine Insel, vom Chianathal heißt es Inf. XXIX. 48, es sey ein »luogo d'Alto Pascio, il qual luogo è tra Firenze, Lucca, e Pistoja, ed è appellata quella contrada Val di Chiana,« und zu Inf. XVI. 97 wird behauptet, Acquacheta (der Montone) heiße unterhalb Forli Livia. Nur was unmittelbar in oder um Bologna liegt, wie die Thürme Asinelli und Carisenda (Inf. XXXI 136), die Flüßchen Savena und Reno (Inf. XVIII. 61) wird genau und richtig beschrieben. Auch die Sprache des Dichters scheint dem Laneo oft ziemlich fern zu liegen, so verkehrt sind nicht selten einfache Worterklärungen. Inf. XV. 63 wird Macigno folgendermaßen erklärt: »in lingua Fiorentina è a dire stancarnolo, cioè inganno, e sottilitade di cautele in danno d'altrui.« Inf. VI. 28: »*Agugnare*, cioè tragugnare.« Inf. X: »*Heresiarche*, cioè quelli ch'enno arche d'eresia.« Inf. XVII. 85: *Riprezo* (ribrezzo), cioè cominciamento. *Rezzo* è l'ora del dì.« Inf. XXVI. 14: »*Borni*, cioè freddi, e stanchi.« Inf. XXIX. 41: »*Conversi*, cioè termini« (Vgl. indeß Salv. Betti in seinen Prose. Milano 1827. p. 259.) Purg. XX. 67: »*Ammenda* nasce di questo verbo *amendo*, *as*, *at*, ch'è verbo che significa agere in altri ira, turbazione, e furiositade; onde *amens* ch'è suo participio significa l'animo turbato, *vel* irato, *vel* furioso, onde si segue *amendus*, *da*, *dum*, aggettivo dell'animo.« Aus diesen mannigfachen Unwissenheiten erklären sich dann wieder die nicht seltenen verkehrten Auffassungen des Sinnes. Dahin kann überhaupt die übertriebene Allegorisirung, nicht allein der göttlichen Komödie, sondern aller Sagen und Gedichte der Vorzeit gezählt werden, obgleich diese tief in der Zeit begründet liegt (z. B. Inf. XXX zu Anfang). Doppelt verwerflich wird sie indeß, wenn sie nicht etwa nur über des Dichters Absicht hinausgeht, sondern ihr vielmehr geradezu widerspricht, wie Inf. II, wo gesagt wird, daß Dante's Höllenstrafen einen Gegensatz der Sünde

bilden [1]). Andere Verkehrtheiten sind z. B. die Erklärung des *Quel giorno più non vi leggemmo avante* der Francesca von Rimini durch: »E lì fe punto a sua lezione; poi, e lì, ed altrove si favellonno per altro modo,« und die im vergangenen Jahre so vielfach besprochene Behauptung, nach Inf. XXXIII. 75 habe Ugolino die Leichen seiner Kinder verzehrt, wenn sie anders wirklich von Jacopo selbst herrührt.

Um endlich noch ein Wort über die Sprache beyder Kommentatoren hinzuzufügen, so ist die des Ottimo durchaus rein und gut. Die Sprache Jacopo's ist dagegen sehr ungleich. Naiv, unbefangen und rein, wie die irgend eines anderen Trecentisten, so oft er sich im Erzählen gehen läßt, wird sie, wie schon Salviati richtig bemerkt hat, halb lateinisch und unbeholfen, wenn der Kommentator die Worte erläutert, oder sich auf die Beantwortung scholastischer Fragen einläßt.

Es war nothwendig, diese Uebereinstimmung und diese Verschiedenheit vollständig darzulegen, um nun, wo die Ueberzeugung gewonnen ist, daß wir zwey völlig getrennte Kommentare vor uns liegen haben, von denen indeß der eine vielfach aus dem andern geschöpft hat, ja gewissermaßen auf ihn gegründet ist, die Frage aufwerfen zu können, welcher Original, und welcher theilweise Nachahmnng zu nennen ist?

Ich vermuthe, daß kaum ein Leser anstehen wird, diese Frage zu Gunsten des Ottimo zu beantworten. In der That verbürgt nicht nur die konstante Meinung mehrerer Jahrhunderte sein hohes, ja höchstes Alterthum, sondern die sichersten Zeugnisse thun dar, daß dieser Kommentar ein wenig später, als ein Decennium nach des Dichters Tode abgefaßt ward. Der Laneo hat keine solche Beglaubigung für sich anzuführen. Die Schriftsteller über diesen Gegenstand weisen ihm die Zeit um das Jahr 1400, oder doch wenigstens die zweyte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an [2]), und wirklich scheint der Inhalt diese Meinung zu bestätigen. Wie entlegen Dante's Zeit in den Aeußerungen des Kommentators aussieht, wie irrig er oft über sie berichtet, ist bereits nachgewiesen; aber auch ein positiver Beweis scheint sich dadurch führen zu lassen, daß zu Inf. XVIII. 28 von dem Jubiläum berichtet wird, es werde alle funfzig Jahre gefeyert. Denn das kirchliche Jubiläum war ursprünglich von Bonifaz VIII. auf einen hundertjährigen Termin gesetzt, und erst Klemens VI. bestimmte im Jahre 1349, daß es alle funf-

---

1) Hermes a. a. O. p. 165, 166.

2) Risposta del prof. Rosini alla lettera del prof. Carmignani sul verso: Inf. XXXIII. 72. 2da Ed. Pisa 1826. p. 64.

zig Jahre gefeyert werden solle. Wenn man nun hiernach für ausgemacht halten sollte, daß Jacopo erst nach dem Jahre 1349 geschrieben habe, so ist doch nicht zu läugnen, daß sich dieser Meinung unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Wir haben von dem Laneischen Kommentar eine lateinische Uebersetzung, die weiter unten noch genauer beschrieben werden soll, und die von dem Juristen Alberico da Rosate herrührt. Nun starb aber Alberico im Jahre 1345, und es ist eben so wenig zu glauben, daß ein von seiner Vaterstadt mit so wichtigen Aufträgen und Aemtern beehrter Mann, wie Alberico, in seinen letzten, von Würden und Geschäften überladenen Jahren *), sich zu einer so entlegenen Arbeit die Zeit abgemüßigt haben werde, als es wahrscheinlich genannt werden kann, daß er sich die Mühe genommen habe, einen kaum erst vollendeten, also in seinen Verdiensten noch nicht anerkannten Kommentar zu übersetzen. Diese Bemerkung scheint auch noch dadurch bestätigt zu werden, daß Alberico sich in der Schlußschrift (wenigstens nach den beyden noch jetzt bekannten Manuskripten) nicht Doktor, sondern nur juris peritus nennt. Dionisi (Aned. V. p. 95) berichtet aber noch von einer andern lateinischen Uebersetzung eines Guillielmino Bernardi, die vom Jahre 1349 datirt ist, und ich habe unter den Strozzischen Handschriften in Florenz eine gefunden (Nr. 166), die Fragmente des Laneo enthält, und in welcher der Schreiber zu Anfang eines neuen Bogens (Quaternio) geschrieben hat: »Col nome di Dio, anno 1349,« vermuthlich ein Ausruf bey nach dem Neujahr wieder angefangener Arbeit. So ist es denn gewiß, daß das von der Bezeichnung des Jubiläums entlehnte Argument nur ein scheinbares, und der Kommentar in der That älter als 1349 ist. Auch erklärt sich jene Bezeichnung einfach durch eine Veränderung späterer Abschreiber, die, mit Rücksicht auf die Weise ihrer Zeit, das C statt eines L für einen bloßen Schreibfehler halten mochten. Noch weniger beweisend ist der Ton, in dem von Dante's Zeit als von einer längst vergangenen gesprochen wird; denn das ist eben für jene, dem Laneo so eigene novellenartige Behandlung charakteristisch, daß sie das Entlegene nähert, und das Nahe entfernt. Spricht sie doch auch vom Vatikan, der gewiß jedem Italiener bekannt seyn mußte, in folgenden Ausdrücken, die nicht fremder seyn könnten, wenn vom Pallaste des Presto Giovanni die Rede wäre (Par. XXVII. 25): »In Roma si era un luogo chiamato Vaticano, nel quale si seppellivano tutti li papi anticamente.« Und, wenn oben namentlich Aeußerungen über Heinrich VII.

*) Tiraboschi in der Florentiner Ausg. V. p. 312.

als Beyspiele solcher Entfremdung angeführt wurden, so zeigt dagegen wieder eine andere Stelle (Par. VI), daß der Kommentator mit der Geschichte jenes Kaisers vollkommen vertraut war.

So ist es denn nun Zeit, nach Entkräftung der Gründe, welche die Entstehung des Laneo in eine spätere Zeit herunterrücken sollten, sein wahres Alter durch selbstständige Gründe zu bestimmen. Die von Rezzi [1]) angestellten Nachforschungen über die Person des Kommentators haben zu keinem Resultate geführt. Seltsamer Weise sind selbst die Zeugnisse über den Namen sehr spärlich verstreut. In den meisten Handschriften ist der Kommentar anonym, in einigen späterhin dem Boccaccio, dem Petrarka, dem Ser Cambi oder dem Benvenuto von Imola beygelegt, so namentlich auch in der mehrerwähnten Ausgabe. Die Riccardianische Bibliothek in Florenz verwahrt indeß (Nr. 1005) ein, dem Charakter der Hand nach, vermuthlich in Bologna geschriebenes, schönes, altes Manuskript von Hölle und Fegefeuer, zu dem durch einen jener wunderlichen Zufälle, die nicht selten Handschriften zu betreffen pflegen, das Paradies sich nach Mailand in die Bibliothek der Brera verirrt hat. Diese Handschrift gleicht ihrer äußeren Form nach genau den gewöhnlichen, mit Accursischer Glosse versehenen Manuskripten des Justinianischen corpus juris, und so wie in diesen am Ende der einzelnen Anmerkungen häufig zu lesen ist: Dominus Doctor Accursius, so steht hier ebenfalls vielfach wiederholt: »Jacomo de Cione (so, oder noch genauer çone, und nicht Zane, lese ich in der Handschrift) del fra Phylippo dalla lana.« Ferner heißt es in der Schlußschrift der Alberico'schen Uebersetzung: »Hunc comentum composuit quidam Dominus Jacobus de la lana, Bononiensis, licentiatus in artibus et Theologia, qui fuit filius fratris Philippi de la lana, Ordinis Gaudentium, et fecit in sermone vulgari Tusco.« Endlich sagt Nidobeat in seiner Vorrede: Jacobus Laneus materna eadem, et Bononiensi lingua superare est visus« u. s. w. So sparsam nun diese Zeugnisse sind, so scheinen sie mir doch hinlänglich sicher und entschieden, um Rezzi's Zweifel, ob Jacopo für den Urheber des Kommentars zu halten sey, eben so wohl, als Foscolo's verwegene Hypothese, dieser Jacopo sey der, unter dem gleichen Vornamen bekannte, Sohn des Dichters, zu entfernen [2]).

Da es uns über die Person des Kommentators an zureichen-

---

[1]) A. a. O. p. 15.

[2]) Discorso sul testo della div. Com. Londra 1825, p. 439. Vergleiche meine 35ste Note zur Epistola ad Kanem.

den Nachrichten fehlt, müssen wir uns, um die aufgeworfene Frage zu beantworten, an den Inhalt des Kommentars halten. Dabey ist jedoch zu bemerken, daß es wegen der eigenthümlichen, alle individuellen Züge vermeidenden Manier dieses Schriftstellers bey ihm weit schwerer, als bey den meisten andern ist, eine bestimmte Zeit mit Sicherheit zu erkennen. Indem ich zu diesem Ende zunächst die zahlreichen angeführten, und zum Theil ausgeschriebenen Schriftsteller durchgesehen, ist mir kein jüngerer aufgefallen, als (zu Inf. XXIV) der Maestro Buono, der (nach Tiraboschi V. 221) zwischen 1320 und 1330 blühete. Bedeutender sind indeß folgende zwey Stellen: Zu Inf. XX. 96 erzählt Jacopo zunächst, wie Pinamonte Buonaccorsi sich der Herrschaft von Mantova bemächtigt, und sie an sein Haus gebracht habe; dann fügt er hinzu: »Da allora in quà molti zimbelli sono stati tra essi, che l'uno l'ha voluto torre all'altro. E venne a tanto lo detto Messer Pinamonte, che i figliuoli, e nepoti lo tenneno in distretta cortesemente, e così morì. Cacciò l'uno l'altro, in tal modo che al presente non n'è in Mantova se non Messer Passarino.« Hier redet der Autor offenbar von seiner eigenen Zeit und aus selbst erworbener Kenntniß. Nun dauerte aber Passarino's Herrschaft (nach Aliprandus Mantuanus und nach Villani X. 97) von 1308 — 15. July (14. Aug.) 1328, also muß Jacopo, da man voraussetzen kann, der Bologneser sey von den Angelegenheiten des keine Tagereise entfernten Mantua unterrichtet gewesen, vor dem letzten Termine geschrieben haben. Ferner folgen auf die ausführliche oben ausgeschriebene Stelle über die neueste Geschichte von Florenz noch folgende Worte: »Questi tornati incontanente fecero nuova elezione di Priori, e recaronsi tutti gli officii della terra per mano, confinando, sbandeggiando, predando, o cadendo (statt facendo scadere?), e facendo tutto quello danno che poteano a quelli che in prima reggevano, e così hanno tenuta la terra fino al dì d'oggi.« Nun paßt diese Schilderung, die der Kommentator von den Verhältnissen in Florenz, als von fortwährend bestehenden, macht, allerdings genau auf den Zustand der ganzen Zeit von dem Einzuge Karls von Valois bis auf den Tod des Castruccio Castracane (3. Sept. 1328. Villani X. 86). Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1340 war alles in Florenz ruhig, und die Künste des Friedens blühten (Macchiavelli Storie, erstes Buch, p. 110 der Piattischen Ausg.). So daß wir auch auf diesem Wege dasselbe Resultat gewinnen: der Laneo schrieb vor 1328, also wenigstens sechs Jahre vor dem Ottimo.

Ich will nicht läugnen, daß dieses Ergebniß, zu dem ich bereits vor mehr als vier Jahren gelangt war, mir so unerwartet kam, daß ich lange an seiner Sicherheit gezweifelt habe; erst die vollständige Bestätigung auf anderem Wege hat mich von seiner Wahrheit überzeugt *). Halten wir nämlich den Ottimo und Jacopo in Betreff ihres Alters gegen einander, und fragen wir uns zunächst im Allgemeinen, wodurch wir unter zwey Erklärern den jüngeren vom älteren unterscheiden können, so dürfen wir, insbesondere für die der Entstehung des Werkes selbst zunächst liegende Zeit, die häufigere Rücksicht auf andere ähnliche Arbeiten als ein Kennzeichen späterer Abfassung betrachten. Nun sind im Laneo die Erwähnungen der abweichenden Meinung anderer Kommentatoren so selten, daß ich bis jetzt erst zwey Stellen der Art bemerkt habe (Par. XVII. 80 und XVIII. 134). An beyden Stellen sind noch dazu die, von der zuerst vorgetragenen verschiedenen, Erklärungen mit dem übrigen Kommentar in so geringem Zusammenhange, daß man leicht vermuthen könnte, sie seyen erst später hinzugefügt. Im Ottimo sind dagegen die Erwähnungen abweichender Interpretationen Anderer fast auf jeder Seite zu treffen. Nicht allein Ser Graziolo de' Bambagioli, Cancelliere di Bologna, wird als ein früherer Kommentator citirt (Inf. VII. 80 und XIII. 91; andere Stellen habe ich in dem Theile, der in meinen Händen ist, nicht gefunden. Bandini sagt indeß, Ser Graziolo werde saepissime citirt), sondern die Meinungen anderer alcuni, oder eines alcuno werden unzählige Mal angeführt, wie folgendes flüchtige Verzeichniß beweisen mag: Inf. II. 94, IV. 115, V. 103, VIII. 19, 28, IX. 7, 52 (zwey Mal), 54, 113, X. 118, XII. 211, 135, XIV. 94 (zwey Mal), XVI. 19, XVII. 58, XXII. 111 u. s. w. Am allerwichtigsten aber ist es, daß der Ottimo selber den Laneo, zwar nicht mit diesem Namen, aber doch dem Inhalte nach, anführt und ausschreibt, und das nicht ein oder ein paar Mal, wo man möglichen Falls spätere Zusätze voraussetzen könnte, sondern ganz besonders oft. Ich stelle hier ein paar der auffallendsten Stellen einander gegenüber:

*) Herr Dr. Hermes nennt freylich im Literaturblatt vom 7. Dezember 1827, p. 389, mit großer Sicherheit Jacopo della Lana den ältesten Kommentator Dante's; man braucht aber nur den ganzen Aufsatz, in dem die alberne Meinung Carmignani's über Inf. XXXIII. 75 vertheidigt wird, im Zusammenhange zu lesen, um einzusehen, daß nur die Naivetät der Ignoranz den Herrn Verfasser hier eine Wahrheit sagen läßt.

Ottimo.	*Jacopo della Lana.*
Inf. XII. 4. »*Altri dice*, che l'Adige è un fiume, lo quale per la continova del corso ha roso la montagna di Trento da piede; sicchè in processo di tempo tutta quella parte del monte, che dovrebbe essere sostenuta dal suo pedale, ch' è roso, si è dirupinato e cascato.«	»Adduce per esempio siccom' è in Trento nelle montagne — —, e là dice ch' è un fiume, lo quale per la continuitade del corso ha roso la montagna dal piè; e poi in processo di tempo tutta quella parte del monte, che dovrebbe essere sostenuta da quel pedale, è dirupata e cascata.«
XII. 134. »*Alcuno dice*, che essendo elli (Attila) allo assedio di Rimino in Romagna, sconosciutamente entrò nella terra per sentire quello, che elli diceono di lui; conosciuto da alcuno, che giucava a scacchi, con lo scacchiere in su'l capo percosso, fu morto.«	»Quando venne ad Arimino secreto e trasvestito entrò nella terra, ed andò alla loggia, dove si giucava a scacchi; un di quelli giucatori s' avvide di lui, e diegli d' uno tavoliere in sulla testa, ed anciselo.«
XXV. 25. »*Altri dice* che Ercole, dolendosi di questo suo armento, che imbolato gli era, e non sapeva da cui, ricevette per consiglio, ch' egli togliesse del rimanente delle sue vacche, e menassele per la contrada, e facessele mugghiare, e che, se in alcun luogo fosse nascoso il bestiame che gli era tolto, che allora il saprebbe, perocchè la natura bovina è di questa condizione, che l' uno risponde all' altro. Seguitò il consiglio, e trovò nelle circumstanze del monte Aventino, che al muggito delle sue vacche era risposto; sicchè al fine trovò il furto e il ladro, e con la mazza percosse Caco; e non fu contento di dargliene tante, ch' egli i morisse, ma per sfogarsi di lui, poichè fu morto, gliene porse assai.«	»Veggendo Ercole, che pure il suo armento menomava, ed era ne tolto, domandò consiglio, che potea fare. Fu consigliato: togli di queste tue vacche, e menale per la contrada, e falle muggire. Se in alcuno luogo sarà ascoso questo bestiame che t' è tolto, tu lo saprai, perchè bovina ha tal natura che l' uno risponde al l' altro. Preso costui questo consiglio trovò nelle circumstanzie del monte Aventino, che al muggito delle sue vacche era risposto; sicchè infine trovò lo furto e lo ladro. Trovato questo per iniquità, gli corse addosso Ercole, e diegli sulla testa con una sua mazza ferrata; e non si contentò di darnegli tante ch' egli morisse, ma per disfogarsi, poichè 'l fu morto, gline porse assai.«

So schlagend diese drey Stellen sind, so sind es folgende andere, die zum Theil noch größeren Umfang haben, nicht minder: Inf. VIII. 1, IX. 112 (gegen das Ende der Anmerkung), XII. 107, XIII. 151, XIV. 94 (p. 275 in der Pisaner Ausgabe) und XX. 40; und sie sind es denn auch insbesondere, welche die Vermuthung Dionisi's (Aned. V. 107), neuere Abschreiber haben einzelne Stellen des Ottimo in den Laneo hineingetragen, und nur dadurch sey die scheinbare Uebereinstimmung entstanden, am vollständigsten entkräften.

Nun erst, nachdem der Altersvorrang des Laneo unläugbar nachgewiesen ist, kann über ihr gegenseitiges Verhältniß noch einiges Genauere beygebracht werden. Die Grundlage der in beyden Kommentaren verstreuten Edition gehört ausschließlich dem Laneo an. Alte Klassiker benutzt er, außer den allerbekanntesten, wenig, und auch diese vermuthlich aus zweyter Hand. Hierin bietet dann später der Ottimo zahlreiche und wesentliche Ergänzungen. Orosius, Isidorus, die Kirchenväter und die ganze scholastische Literatur des Mittelalters sind dem Laneo viel vertrauter. Ich verzeichne hier einige dieser Schriftsteller, die mir zum Theil als seltener vorkommend aufgefallen sind, zum Theil aber mir überall nicht bekannt sind: Ptolemäus Centiloquium und sein Almigestum, von »Gieberfi« verbessert, Damasenus, Simonides, Albumaser, Papias und Huguccio, Britone composizione delle voci, Frater Aegidius de regimine principum, Albertus Magnus, Fra Moneta de' frati predicatori, »Egieber de Alchimia,« der Arrighetto, Campanus u. s. w. Diesen Vorrath von Erudition benutzt nur der Ottimo, nimmt manchmal die Ausführungen seines Vorgängers wörtlich auf, indem er sie nur ihrer barbarischen, halblateinischen Form entkleidet, oft aber zieht er zusammen, und läßt auch ganz weg, was ihm minder wesentlich erscheint. Dabey ist es denn mitunter fast komisch zu nennen, wie dem armen Ottimo über dem Abschreiben solcher langen Tiraden manchmal plötzlich die Geduld ausgeht, und er von den vielen Gliedern, aus denen Laneo's Demonstrationen zusammengesetzt zu seyn pflegen, ein paar wesentliche wegläßt. Als Beyspiel eines solchen Verfahrens kann schon die oben mitgetheilte Stelle aus der Einleitung zu Inf. XIV dienen, obgleich es leicht seyn würde, noch viel auffallendere zu finden. Es genügt, einen dieser Fälle aufmerksam zu betrachten, um vollständig davon überzeugt zu werden, daß Laneo die Quelle des Ottimo ist. Historische Notizen dagegen entlehnt der letzte nur zu Zeiten aus Jacopo, und schöpft meistens aus anderweitigen, richtigeren Quellen. Wollten wir den Ottimo für den älteren halten, so würde es, da nach dem Obigen eine Bekanntschaft des Späteren unter diesen beyden mit seinem Vorgänger nicht geläugnet werden kann, unbegreiflich seyn, wie Laneo statt der richtigen Nachrichten des Ottimo so viel irrige habe aufnehmen können. Umgekehrt läßt es sich sehr leicht begreifen, daß Laneo, allein auf sich selber gewiesen, über Manches nur unvollständige Auskunft zu geben wußte, während der Ottimo zu diesen Nachrichten den Vorrath eigener Kenntnisse und die Bemerkungen Anderer hinzuzunehmen, und so das Richtigere zu wählen vermochte.

Hätte Jacopo della Lana nicht den Vorrang des Alters, in Folge dessen er bereits vor Entstehung des Ottimo verbreitet gewesen seyn mag, so wäre auch in der That nicht zu begreifen, wie er bey so vielen Irrthümern und bey einer zum Theil so unbeholfenen Form, ja bey größerem Umfange, in den nächstfolgenden anderthalb Jahrhunderten vor allen übrigen Kommentatoren habe berühmt werden können. Die große Anzahl Handschriften, die allein mir bekannt sind, soll sogleich genauer erwähnt werden, aber es findet sich auch unter den späteren Kommentatoren kaum Einer, der nicht aus dem Laneo einige Bemerkungen entlehnte, oder öfteren Bezug auf ihn nähme. Selbst Benvenuto von Imola hat ihn in seinem historischen Theile*) mehr als einmal exzerpirt, wovon die Geschichte des Vanni Fucci (Inf. XXIV. 125; bey Muratori, Ausg. v. 1738. col. 1095) als ein besonders merkwürdiges Beyspiel angeführt werden kann. — Ich glaube voraussetzen zu können, daß diese Gründe, einzeln und zusammengenommen, den Leser bereits zur Genüge von Jacopo's hohem Alter überzeugt haben werden; doch will ich nicht versäumen, ein Argument hier zu wiederholen, dessen sich mein verehrter Freund, Herr Professor Viviani in Udine, bereits bedient hat, um zu beweisen, der Laneo sey älter als 1337 (Dante Bartolin. T. I p. XLV). In der dem Marchese Gian Giacomo Trivulzio gehörigen Handschrift vom gedachten Jahre finden sich nämlich die Inhaltsangaben der einzelnen Gesänge mit denselben Worten, wie in der Ausgabe des Laneo vom Jahre 1477. Konnte also der Urheber jenes Manuskripts die Inhaltsanzeigen aus dem Kommentare schöpfen, so muß derselbe älter seyn, als 1337. — Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß der ursprüngliche Zusammenhang des Kommentars und jener Inhaltsangaben, auf den diese Schlußfolge gebaut ist, nicht erwiesen genannt werden kann.

Ehe ich endlich zu den literarischen Notizen übergehe, muß ich noch eine merkwürdige, in beyden Kommentaren wiederkehrende Erscheinung erwähnen, die freylich weniger zu ihrer Unterscheidung beyträgt, dennoch aber in anderer Hinsicht von so großem Interesse ist, daß sie nicht verschwiegen werden darf. Unsere Kritiker glauben ein besonders zuverläßiges Hülfsmittel zur Berichtigung des Textes der göttlichen Komödie gefunden zu haben, wenn sie einer Handschrift habhaft werden, die sich der Zeit

*) Dabey beziehe ich mich allerdings zunächst auf die Exzerpte bey Muratori; doch machen die dort abgedruckten 265 groß Folio-Kolumnen nur zwischen 1/6 und 1/7 des ganzen Kommentars, wie die Handschriften ihn enthalten, aus.

des Dichters einigermaßen nähert. Manche begnügen sich mit Manuskripten des funfzehnten Jahrhunderts, Andere legen wenigstens den Handschriften des vierzehnten Jahrhunderts die höchste Autorität bey, und wenn die eine oder die andere ein Datum aus der ersten Hälfte jenes Säkulums trägt (wir haben deren von den Jahren 1336, 1337 und 1343), so fehlt wenig daran, daß sie nicht für unfehlbar ausgegeben würde. Wollte man indeß die Kommentatoren des sinkenden vierzehnten Jahrhunderts (Boccaccio, Benvenuto von Imola und Francesco da Buti) zu Rathe ziehn, so würde man bald erkennen, wie sehr die Handschriften jener Zeit schon von einander abwichen, und wie fehlerhaft sie waren. Jeder dieser Ausleger führt bereits eine außerordentlich große Anzahl abweichender Lesarten an, und häufig findet man die richtigen schon durch die falschen verdrängt. Aber in der That noch vor der Zeit der ältesten unter den datirten Handschriften, im Jahre 1334, ja selbst noch vor 1328, waren die Manuskripte der göttlichen Komödie vielfach entstellt, und unter einander abweichend. Ihren Zustand in unseren alten Kommentaren wieder zu erkennen, ist allerdings nur theilweise möglich. Nicht allein wird nur ein kleiner Theil der Textesworte in den Anmerkungen wiederholt, sondern die im Kommentar ohne weiteres ausgeschriebenen Stellen lassen immer noch die Möglichkeit zu, daß der Urheber jener Noten einen richtigen Text vor Augen gehabt habe, der erst von späteren Abschreibern entstellt worden sey. Nur diejenigen Lesarten sind mit Sicherheit als die des Kommentators zu betrachten, auf die eine eigenthümliche Erklärung desselben gestützt ist. — Von dieser Art ist z. B. die falsche Lesart l'arme statt l'arnie, die der Ottimo Inf. XVI, 3 erläutert. Aber nicht allein hatte er zu Zeiten einen falschen Text vor sich liegen, sondern es waren ihm auch Varianten bekannt: Inf. XIII. 73 erwähnt er, daß Einige statt *nuove*, *nove* radici lesen. Aehnliches findet sich beym Laneo: Inf. VII. 30 hat er *li urli* statt *burli*; Inf. VIII. 78 scheint er *fusser* fosse statt *ferro* fosse gelesen zu haben, denn er erklärt fosse durch Gräben. Die falsche Lesart: nuovo Jason *li radi* statt *sarà di* (Inf. XIX. 85) hat schon Dionisi Aned. V. 106. Prep. I. 82) angeführt. Es fehlt aber auch nicht an der Angabe abweichender Lesarten: Zu Purg. VII. 15 *(ove'l minor s' appiglia)* heißt es bey Jacopo: »Un altro testo dice: *dove'l notrir s' appiglia*, cioè lo bellico per lo quale li fanciulli si notricano nel ventre della madre. Or qual si voglia sia di questi due modi, pur l'autore vuole mostrare che Sordello l'abbracciò reverentemente.« Dieselbe Variante ist vom Kajetanischen Postillator angemerkt, und steht im Texte der Handschrift, die von Boc-

caccio eigenhändig angefertigt seyn soll; auch findet sie sich am Rande der von Dolce besorgten Ausgaben. Aus dem allen erhellt nun, daß, wie wichtig uns immer Manuskripte von hohem, beglaubigten Alter seyn mögen, wir ihnen dennoch, sollten sie selbst bis auf des Dichters Lebzeiten zurückgehen, keine unbedingte Autorität einräumen dürfen.

* * *

Zum Schlusse dieser Abhandlung will ich noch, so weit meine Kenntnisse reichen, ein Verzeichniß der Handschriften des einen und anderen Kommentars beyfügen, in dem man indeß keineswegs eine Beschreibung, sondern nur ein Register suchen möge. Verweile ich bey einem einzelnen Manuskripte ausführlicher, so geschieht das keineswegs, um eben dieß genauer zu schildern, sondern nur, um eine einzelne Form dieses Werkes für künftige Forscher an einem Beyspiele deutlicher zu bezeichnen. Die Handschriften, von denen ich nicht weiß, ob sie noch, und wo sie existiren, bezeichne ich mit einem Sternchen; für diejenigen aber, die mir als noch vorhanden bekannt sind, betrachte ich die Laurentianische Bibliothek in Florenz als Mittelpunkt, weil das treffliche Bandinische Werk (zu dem indeß in Breslau die drey Supplementbände fehlen) dem Leser hier einen Anhalt gewährt, den er sonst vergebens suchen würde.

Ottimo.

* 1. Die von Vasari benutzte Handschrift des Vincenzo Borghini. Unter derselben Nummer begreife ich auch die in dem Manuskripten-Verzeichnisse der Manzonischen Ausgabe der göttlichen Komödie, als dem Abate Bernardino Martini gehörig, erwähnte Handschrift, da wir von beyden durchaus nichts Genaueres wissen.

* 2. Die Handschrift, deren die Deputati sich bedient. Sie beschreiben sie folgendermaßen: »Il testo che abbiamo veduto noi, ha l'Inf. e Purg. copiato da persona forestiera, e però non molto corretto. Non già che egli abbia, a giudizio nostro, scambiate le proprie voci dell' autore, ma le ha bene barbaramente, e come per avventura pronunziava egli, scritte: vizio di molti copiatori, che quantunque abbiano un libro inanzi in un modo scritto, nondimeno vengon come forzati dall'uso, quasi convertito in natura, a copiarlo ad uno altro, cioè come sono consueti di parlare. Il Par. è di altra mano, ed ha la lingua tutta pura, e nostra, o per me' dire, propria sua.«

3. Die Verfasser des Vocabolario haben sich, nach der

tavola, des Manuskriptes bedient, das noch heute das neunzehnte des vierzigsten Pluteus der Laurentiana ist (Bandini Catal. Mss. bibl. Med. Laur. Tom. V. scriptt. Ital. Flor. 1778. f. p. 27 — 30) *), und von dem es, nach der eben mitgetheilten Beschreibung der Deputati, in den Noten heißt, daß es von jenem verschieden seyn müsse. Ich habe indeß die vielen, von der Crusca ausgeschriebenen Stellen, die ich in der Pisaner Ausgabe wieder getroffen, in den beyden Abdrücken so sehr von einander abweichend gefunden (wobey bald die Crusca, bald die Pisaner Ausgabe den richtigen Text hat), daß ich wohl gezweifelt habe, ob die Verfasser des vocabolario sich von Anfang an jener Handschrift bedient? Bey genauerer Ueberlegung habe ich indeß annehmen zu dürfen geglaubt, daß die verschiedenen Abschriften des Laurentianer Kodex, die bey dieser wie bey jener Arbeit statt des Originales selbst zum Grunde gelegt seyn mögen, diese Abweichungen veranlaßt haben. — Die Handschrift ist ziemlich nachläßig geschrieben, namentlich sind die Jahreszahlen häufig ausgelassen, und besonders im Paradiese auch andere Lücken nicht selten. — Vorausgeht eine kurze Vorrede: »Ad aprire l'intenzione dell' autore, è da sapere delle figure, ch' ei usa in questo suo volume — senza le quali non era sufficiente la salute.« Darauf folgt die erste Note: E queste parole hanno due sposizioni; una si riferisce alla etade dello autore, l'altra al tempo della sua speculazione.« Die letzte Anmerkung zur Hölle lautet nach Bandini fast wie bey Laneo: »Qui mostra come uscirono a rivedere la chiaritade del mondo, e li movimenti celesti, la quale allegoria ha a dinotare, come aveva veduto tutto il pestilenzioso fine, al quale il peccato conduce l'uomo, e come era sottratto, e dispartito da esso, si ch' era tutto in disposizione virtuosa, e celestiale.« Die Vorrede des Purgatoriums heißt: »L' autore in questa seconda parte (so muß gelesen werden) della presente commedia intende trattare dello stato delle anime partite dai suoi corpi, libere dalla perdizione infernale, non però libere da alcune colpe« u. s. w., eben so, wie bey Jacopo della Lana. Die letzte Anmerkung ist folgende: Questa conclusione è chiara, dove l'autore dice, che andò con Lia, e bagnossi nella santissima acqua, siccome una novella pianta, vestita di novella fronda

---

*) Für die ausgezeichnete Güte, mit welcher der Kavalier de Furia meine Arbeiten auf der Laurentiana bey meiner Anwesenheit in Florenz und nachher unterstützt hat, habe ich meinen Dank bereits öffentlich ausgesprochen, und werde ihn noch oft zu wiederholen haben.

puro, e disposto a salire alle spere celestiali, delle quali tratterà nella seguente terza cantica della sua opera.« Das Paradies hat zwey Vorreden: 1) »Poichè l'autore ha trattato nelle due precedenti cantiche in 67 capitoli delle due parti di questo libro, resta ora a trattare della terza, ed ultima, cioè del regno de' Beati, lo quale è chiamato Paradiso, casa, e palazzo della gloria, e delle ricchezze di Dio« u. s. w. 2) »Antimessa la generale divisione di questa terza cant., distinta in 33 cap., è da venire alla divisione del presente primo cap., lo quale ha due principali parti, l'una è proemio universale a tutta la cant., l'altra è principio della parte esecutiva« u. s. w. Die erste Anmerkung lautet: »Dovendo l'aut. trattare del beato regno, comincia: *la gloria di colui*, la quale è nel Par. gloria« u. s. w. Die letzte Note: »Per questa parola si puote comprendere la forma, e 'l modo della edificazione, e compilazione di questa commedia, che dice l'aut., che per sua virtù di fantasia, alla quale qui la potenza manca, compuose il fondamento, et tutto lo edifizio di questa sua opera. Intenda chi ode, e legge questa com., che l'aut. nel testo poetizza, e finge, e così fa la chiosa.«

4. Die Laurenzianer Handschrift XL. 2, die im Jahre 1370 von Andrea Giusti geschrieben (aber nicht verfaßt) wurde (Bandini l. c. p. 19, 20), enthält über Inf. und Purg. einen eigenthümlichen lateinischen Kommentar (der im Kodex 14 des 42sten Pluteus wiederkehrt); zum Paradiese aber den Ottimo in derselben Form, wie die vorige Handschrift, nur daß der Schluß folgendermaßen lautet: »sicchè il motore di tutte le cose, e del sole, e delle stelle, mosse in lui e 'l podere, e 'l volere, e 'l sapere a un ora, siccome una rota ugualmente mossa. Intenda chiunque legge, che l'aut. nel testo poetizza, e finge, e la chiosa similmente spone tal poesia. Sicchè in quanto esempi, argomenti, opinioni, allegorie, sentenzie e detti si conformano al tenere di S. Chiesa, sta bene. In altra guisa sieno reputati, siccome sono, esposizioni di poetici detti, e d'argomenti sopra poetici versi indotti.« Die Handschrift ist korrekter und vollständiger als die vorige, enthält alle Zahlen, die dort fehlen, und z. B. interessante Notizen über Heinrich VII., Klemens V. und Dante's Tod zu Par. XXX, die dort vermißt werden.

5 und 6. Unter den Handschriften der mit der Laurent. Bibl. jetzt vereinigten Strozziana haben Nr. 160 und 169 im Paradiese die Vorreden des Ottimo, und scheinen denselben Kommentar auch fernerhin, wenigstens auszugsweise mit dem Laneo verbunden, zu liefern; doch sind bey der außerordentli-

chen Uebereinstimmung beyder Kommentare im Paradiese, meine Notizen so wenig als die von Bandini (Catal. Bibl. Med. Laur. II. 557, 63) genügend, um die Frage definitiv zu entscheiden.

7. Der vielfach unterrichtete und fleißige Taaffe (A comment on the divine comedy of Dante. London (Florence) 1822, p. 197, Nro. 3) hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die Riccardianer Handschrift Nr. 1004 *) den Ottimo, wie er sich ausdrückt, quite complete, und in a fairer copy enthalte. Es scheint ihm indeß eine merkwürdige Abweichung entgangen zu seyn, durch welche nicht allein diese, sondern noch mehrere andere Handschriften sich von der unter 3 beschriebenen Laurentianischen unterscheiden, und um derentwillen manche Manuskripte des Ottimo bisher übersehen wurden, ja das Laurentianer für das einzige galt. Es fängt nämlich die Hölle in dieser Handschrift nicht mit der oben mitgetheilten, sondern mit folgender Anmerkung an: »Dividesi questa prima parte principalmente in due modi« u. s. w. Darauf folgt: »In questo, e nel seguente canto, siccom'è detto fa proemio, e mostra sua disposizione; si d'essere come di tempo, la quale per allegoria figura la disposizione dell' umana spezie. Spone e dice: *nel mezzo*, ecc.« (nur bis hieher reicht die Uebereinstimmung mit dem Laneo) »onde è da notare che la sua canzone che fece *della gentilezza*« u. s. w. (Diese Anführung der Kanzone Le dolci rime habe ich bereits oben erwähnt.) Dann werden die allegorischen Bedeutungen des Panthers, des Löwen und der Wölfin angegeben, und dabey bemerkt, der Panther werde verschieden gedeutet; bey welcher Gelegenheit denn namentlich auch die Erklärung des Jacopo della Lana mit vorgetragen wird. — Die Handschrift ist 1426 geschrieben.

8. Die Nummer 1023 derselben Bibliothek hat ebenfalls den Ottimo, und zwar in gleicher Form, wie die vorige. Vor der dort angegebenen ersten Anmerkung geht aber hier noch folgende Vorrede voraus: »La natura delle cose aromatiche è questa, che molto maggiormente peste che intere rendono odore« u. s. w. (s. Bandini l. c. p. 390. cod. 115). Ich halte diese Vorrede und die Gestalt des Kommentars zum ersten

*) Den Katalog von Lami haben wir hier in Breslau nicht; stünde er mir aber auch zu Gebote, so würde ich doch nicht mehr nach ihm citiren, seit die Erfahrung mich gelehrt hat, daß die Bibliothekare selbst nach den Angaben jenes Kataloges keine Handschrift zu finden wissen. Desto dankbarer bin ich Herrn Rigoli, daß er mich selber hat suchen und gewähren lassen.

Gesänge, die er in dieser wie in der vorigen Handschrift hat, für die ursprünglichen und wahren.

9. Vollkommen ähnlich ist diesen Manuskripten ferner die im Jahre 1466 geschriebene, und mit Nr. 31 bezeichnete Magliabecchianer Handschrift, nur enthält sie hinter der Vorrede La natura noch eine zweyte: »L' autore di questa opera nobilissima fu Dante —— come appariran di ciascuna nella sua divisione.« Die Vorrede zum Fegefeuer beginnt: »Poichè l' aut. nella prima precedente« u. s. w. Die Anmerkungen: »Questo primo capitolo di questa seconda« u. s. w. Die Schlußnote wie in unserer Nr. 3; eben so das Paradies. Auch diese Handschrift hat im Einzelnen mancherley bedeutende Abweichungen.

10. Die 48ste Handschrift derselben Bibliothek gleicht unserer Nr. 8, enthält aber nur die Hölle.

11. Aehnlich ist den zuletzt erwähnten Handschriften ferner noch die Marcianer *) Handschrift Nr. LVI in Venedig, über die ich den Morellischen Katalog hier in Breslau zu vergleichen keine Gelegenheit habe. Die Vorrede La natura schließt mit den Worten: »a quale parte di filosofia è sottoposta questa opera.« Dann L' autore, wie in unserer Nr. 9, und der unter Nr. 7 angegebene Anfang der Noten. Die Schlußanmerkung unserer Nr. 3 fehlt, die unmittelbar vorhergehende (s. d. Florent. Ausg.), auch bey dem Laneo befindliche Note: »Intorno a Belzebù è vuoto« u. s. w. ist aber vorhanden. Vor dieser steht folgende, von der Jacopo nichts hat: »Se in altro luogo stessono essi inimici di pace, seranno (lies *sarebbero*) più presso al nostro Signore Dio. Falsissima cosa è, ch' elli debbiano essere più presso al sommo bene; conciosiacosachè la misericordia di Dio infinito sia da...... e remota da essi, li quali contra lui con infinite malizie, ed iniquitadi peccarono.« Die Vorrede des Purg. wie in Nr. 3 die erste Anmerkung: »Posciachè l' aut. nella prima parte ha trattato di materia infernale« u. s. w., wie im Laneo, mit dem auch der Schluß des Fegfeuer-Kommentars, Vorrede, Anfang und Ende der Anmerkungen zum Paradiese übereinstimmen, so daß ich, was meine flüchtigen Notizen allerdings nicht vollständig zu entscheiden im Stande sind, vermuthe, der Kommentar zu den beyden letzten Theilen des Gedichtes gehöre dem Jacopo an.

---

*) Schon einmal habe ich die Güte und Freundschaft des Herrn Abbate Bettio, der dieser Bibliothek vorsteht, öffentlich dankbar zu rühmen gehabt, und werde es noch oft zu thun haben, wenn ich Muße finde, die mit seiner Hülfe gesammelten Materialien zu verarbeiten.

12. Der italienische Kommentar, der in der Fontaninischen Handschrift zu San Daniele del Friuli den ersten drey Gesängen des Inferno beygegeben ist (Viviani in der angeführten Vorrede, p. v, vi), ist, wenigstens im ersten Gesange, derselbe von Nr. 7. Genauere Notizen, welche die Gefälligkeit des Bibliothekars, Herrn Marzana, an Ort und Stelle mir über diese und manche andere Handschriften der äußerst wichtigen und reichhaltigen Kommunalbibliothek aufzuzeichnen erlaubte, kann ich nicht mittheilen, da meine Schreibtafel, in welche die betreffenden Bemerkungen eingetragen waren, mir in Florenz entwendet ist.

13. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört auch die von Rezzi p. 22 erwähnte, von einem Nastasio di Giuliano im J. 1465 geschriebene, Handschrift der Barberiniana in Rom hierher.

---

14. Endlich nennt Dionisi mit Unrecht die ehemals zur Gaddianischen Bibliothek gehörige, jetzt aber in der Laurentianischen als Plut. XC. inf. cod. 42 bezeichnete Handschrift (Bandini, p. 452) ein Manuskript des Ottimo. Es enthält dieselbe den kurzen und unbedeutenden Kommentar eines anderen Anonymus, der sich in der Strozziana cod. 160 und 165 eben so wieder findet.

---

15 und 16. Große Stücke des Ottimo zum Paradiese, nebst der Vorrede Poichè, finden sich noch, wie schon Bandini p. 184 bemerkt hat, in dem 1433 geschriebenen sechzehnten Koder des Pluteus XLII, zwischen den Kommentaren des Francesco da Buti und eines lateinischen Anonymus; doch gelangen sie erst weiter in das Buch hinein zu einiger Vollständigkeit, wo sie dann zuletzt den Buti selbst in einen Anhang verdrängen. Nicht unähnlich scheint auch der von Rezzi, p 22—25 beschriebene Barberinische Koder zusammengestellter Exzerpte verschiedener Kommentatoren zu seyn, von dem er dann p. 43—46 Proben mittheilt.

* * *

Jacopo della Lana.

1. In der Laurentiana Plut. XL. Cod. 26 (Bandini, p. 33—35), Vorrede: »Ad intelligenza della presente commedia, come usano gli spònitori nelle scienze è da notare quattro cose: la prima, cioè la materia« u. s. w. *). Erste

---

*) In der Nidobeatinischen Ausgabe steht statt dieser Vorrede eine

Anmerkung: »In questi due capitoli primi, com' è detto si fa proemio, e mostra sua disposizione si d'essere come di tempo« u. s. w. (vgl. Nr. 7 unter den Handschriften des Ottimo). Schlußnote: »Qui mostra come usciono a rivedere la chiarità del mondo e li movimenti celesti, la quale allegoria ha a dinotare, come avea veduta tutta la pestifera fine a che conduce lo peccato l'uomo nel mondo, e com' era sottratto, e dispartito da loro in modo ch' era tutto in disposizione di cognizione virtudiosa, e celestiale; e qui finisce la sposizione« u. s. w. (vgl. Nr 3 unter den Handschriften des Ottimo). Darauf folgt eine kurze Abhandlung: De poenis daemonum: »Poichè brevemente è detta la'ntenzione dell' aut. della prima parte della com., acciocchè — San Tommaso in 64 quest., dove per la dichiarazione di quel benedetto Santo saprà interamente la veritade.« Vorrede des Purg.: »L'autore in questa seconda parte della presente com intende trattare dello stato dell'anime partite da loro corpi« u. s. w. (vgl. Ottimo Nr. 3). Erste Anmerkung: »Poscia che l' aut. nella prima parte ha trattato di materia infernale, la quale si è tra l'altre ria« u. s. w. (vgl. Ottimo Nr. 11). Schlußnote: »Tornò dal fiume d'Eunoe tutto disposto, e disideroso d'ascendere a quelle stelle che sono illuminate dall'eterno sole, che regna, e vive per infiniti secoli.« Vorrede zum Paradies: »Gloria et divitiae in domo ejus etc. in Psalmo. Come il Profeta testimonia, nella casa del nostro Signore si è universalmente tre cose« u. s. w. Erste Anmerkung: L'aut. nel presente Capit. si fa due parti, l'una si è proemio universale a tutti li capit.« u. s. w. Schlußnote: »Mancò la fantasia, e la voglia dell'autore, considerando ch' era impossibile a vederla ad alcuna creatura; fu mossa, e vòlta da quello perfetto amore, che muove il sole, e l'altre stelle, e tutti i cieli, e tutto governo, il quale è quello vero Iddio che vive, e regna in saec. saec.« Darauf folgt noch eine neue Schlußschrift des Kommentators, der ähnlich, die schon in der vierten Nummer des Ottimo mitgetheilt ist, die aber auch anderwärts, z. B. Gadd. Plut. XC. sup. 124 (Bandini, p. 398) ohngefähr eben so vorkommt: »La sopradetta esposizione, chiosa, ovvero postilla hò scritto secondo che a me minimo intendente pare che fosse lo intelletto dello autore. E però ogni esempio,

andere: Dice Salomone in lo Ecclesiastico« u. s. w., und Dionisi (Aned. V. p. 10) hat sich dadurch verleiten lassen, die letztere für die eigentliche des Laneo zu halten, während sie in der That aus Petrus Dantis entlehnt ist.

argomento, opinione; conclusione, allegoria, sentenzia, ovvero alcuno detto, che in essa ho scritto, s'ello si conforma ed assomiglia al senso ed al tenere della santa madre Ecclesia Cattolica Romana, approvo, affermo, ed ho per bene detto; se deviasse, discrepasse, ovvero contradicesse al predetto senso e tenere della santa Chiesa, si l'ho per vano, e non bene detto, e però lo casso, e vacuo, e tegno per da nessuno valore; siccome Cristiano puro, fedele, e verace, chè *credo in una santa«* u.s.w., und nun folgt das Credo, das sehr fälschlich unter dem Namen von Dante's kleinem Credo bekannt ist, da es nach dem eben mitgetheilten Zusammenhange allein von Jacopo della Lana herrührt. Die Handschrift ist 1470 geschrieben.

2. Ganz ähnlich ist der 1451 geschriebene 36ste Koder desselben Pluteus (Bandini, p. 38, 39).

3. Ebenfalls hierher gehörig sind folgende Handschriften der jetzt mit der Laurentiana verbundenen Gaddianischen Bibliothek: Plut. XL. sup. cod. 118 über Inf. IX — XXIV (Bandini, p. 394, 395).

4. Ebendaselbst cod. 121 über die ganze Hölle (Bandini, p. 396).

5. Ebds. cod. 119 über das Fegefeuer (Band. p. 395).

6. Ebds. cod. 120 über das Fegefeuer, in venezianischen Dialekt übertragen. — Fälschlich dem Petrarka beygelegt (Bandini, p. 395).

7. In der Strozziana Nr. 166 das schon erwähnte Fragment vom Jahre 1349. Zuerst vom Anfang an bis Inf. XIV. Dann weiter von Par. XIV bis XXVI (Catal. bibl. Leopold. Laur. II. 562).

8. Ebds. Nr. 168 und 169 (Catal. p. 563, 564) über Fegefeuer und Paradies. Der Kommentar über das letzte zeichnet sich dadurch aus, daß er statt der gewöhnlichen Vorrede Gloria et div., die sonst dem Ottimo beygegebene Poichè l'autore und Antimessa hat. Auch übrigens scheint er mit dem Ottimo gemischt, s. v. Geschr. 1395.

9. In der Magliabecchiana Cod. 50 bis Parad. 19.

10. In der Riccardiana Cod. 1003 über die Hölle.

11. Ebendaselbst die schon erwähnte, mit Jacopo's Namen versehene Handschrift von Hölle und Fegefeuer, Nr. 1005.

12. Ebds. 1013. Purgatorium und die 26 ersten Gesänge des Paradieses

13. Ebds. 1014. Kommentar zum Paradiese, vom zweyten Gesange an.

14. Ebds. ein anderes großes Fragment des Laneo, vom

sechsten Gesange der Hölle an. Die Nummer der Handschrift kann ich in meinen eigenen Exzerpten nicht lesen, sie scheint mir 1034 heißen zu sollen.

15. Mit allen den oben angeführten Manuskripten stimmt ferner der im Jahre 1460 geschriebene Cod. 31 der Marciana in Venedig überein, von dem die Beschreibung in der Vivianischen tavola Nr. 49 nachzulesen ist. Eigenthümlich ist nur am Schlusse des Fegefeuers ein Aufsatz über die Allegorie der letzten drey Gesänge desselben, oder richtiger, über die Verhältnisse geistlicher und weltlicher Behörde, sehr gemäßigt in ghibellinischem Sinne geschrieben: »Adunque raccogliendo sommariamente — a continuare nostro lavoro sopra lo testo del Paradiso, in lo quale per grazia ne riceverà Quello, che vive, e regna *per infinita saeculi.*«

16. In derselben Form bietet auch die Handschrift derselben Bibliothek Nr. 55 (Viviani Nr. 46) den Laneo, nur daß die Schreibart nach dem venetianischen Dialekte so modificirt ist, daß man fast sagen kann, das Werk sey hier in diese Mundart übertragen. Der Kommentar ist um vieles jünger, als der treffliche und besonders alte Text desselben Manuskriptes, und ausdrücklich für einen Contarini geschrieben; wodurch denn die bereits von Bettio in der Beschreibung bey Viviani ausgesprochene Vermuthung, daß diese Handschrift dieselbe sey, welche Salviati a. a. O. als die erste der beyden, dem Jacopo Contarini gehörigen erwähnt, hohe Wahrscheinlichkeit gewinnt. Der eigenhändigen Bemerkungen von Pinelli am Ende dieses Manuskriptes ist bereits oben Erwähnung geschehen.

17. Ebenfalls in der Marciana ist ferner eine sehr flüchtige und den Worten nach häufig abweichende, obgleich dem Sinne nach übereinstimmende Handschrift des Laneo, die, ohne Text, bis zum Anfange von Purg. XX reicht, unter IX. 35 zu finden.

* 18. Die beyden anderen Handschriften des Pinelli und des Contarini, die Salviati ferner noch anführt, fasse ich hier unter einer Nummer zusammen, da unter den oben erwähnten leicht wenigstens eine davon seyn kann.

19. In der Bibliothek des Padovaner Seminariums, deren Benutzung mir durch die seltene Urbanität des Herrn Abate Coi auf das freundlichste erleichtert wurde, ist Nr. 185 eine, bey Viviani nicht verzeichnete, bey dem gleich zu erwähnenden Scolari aber p. 60 aufgeführte, und im Jahre 1444 geschriebene Papierhandschrift des Laneo über die Hölle.

20. In der köstlichen Sammlung des Marchese Gian Giacomo Trivulzio in Mailand, den ich als gütigen Freund und als großmüthigen Beförderer aller, Dante betref-

fenden Studien gleichmäßig verehre, findet sich als Nr. 4 (Viviani Nr. 9, womit die Nr. 3 des zum Theil ausführlicheren Kataloges in der trefflichen Schrift: della piena e giusta intelligenza della div. Com. Padova 1823, p. 57, meines gelehrten und werthen Freundes Fil. Scolari zu vergleichen ist) eine der schönsten Handschriften des Laneo, die von dem Pisaner Paolo di Duccio Tosi im Jahre 1405 geschrieben ist.

21. Die schon erwähnte Handschrift des Paradieses in der Bibliothek der Brera zu Mailand.

22. Nach dem gedruckten Kataloge (II. 18) findet sich in der Turiner Bibliothek unter XLV. k eine, mit dem zweyten Gesange der Hölle anfangende Handschrift des Laneo.

23. Nach Rezzi (a. a. O. p. 6—11) enthält die Barberiniana, unter dem irrigen Namen des Petrarka, ein vollständiges Manuskript von Jacopo's Kommentar.

24. Ebendaselbst (Rezzi, p. 11), über die Hölle, im J. 1383 geschrieben.

25. Ebds. (Rezzi, p. 11—12), unter dem falschen Namen des Boccaccio, eine vollständige Handschrift.

26. Auf der Rehdigerschen Bibliothek in Breslau befindet sich, wie schon erwähnt worden, eine vollständige, zum Venetianer Dialekte etwas hinneigende Handschrift des Jacopo mit folgender Schlußbemerkung: Scritto per mano di me Antonius de Graxolariis, negli anni M.CCCC.LXI. Adì XXIV. Luglio Deo gratias.«

27. Nach Rezzi (p. 18) führt Bandini im Katalog der Leopoldina (III. p. 225) als Cod. 74 eine, mit dem irrigen Namen Giovanni Cambi versehene Handschrift des Laneo an.

28. Von den bisher beschriebenen Manuskripten weicht das in der Gaddiana Nr. 350—352, jetzt Laurent. Pl. XC. sup. 115. 1—3 (Bandini, p. 390—392) enthaltene, nur dadurch wesentlich ab, daß es, vor der gewöhnlichen Vorrede Ad intelligenzia, die des Ottimo La natura, und am Ende des Paradieses noch folgende Schlußschrift hat: »La soprascritta esposizione, chiose, ovvero postille furono fatte, e composte per due eccellentissimi maestri in Teologia, e per due valentissimi filosofi. e per due Fiorentini, e furo fatte fare per lo eccellentissimo in Cristo padre, Messer Giovanni per la Dio grazia Arcivescovo di Milano, negli anni *Domini* 1350 nella città di Milano, li nomi delli quali espositori sono dipinti, e storiati nella cancelleria del magnifico Signor Messer Bernabò. Le quali esposizioni furono estratte, e cavate dallo libro del detto Messer l'Arcivescovo, lo qual libro è nella detta cancelleria incatenato con catene d'ar-

gento, con moltissimi altri autori e volumi. Le quali per loro, secondo che parve alli predetti espositori, furo fatte secondo lo intelletto dell' autore. Esposizioni, esempio, ed argomento, opinione, conclusione, allegoria, sentenzia, ovvero alcuno detto, che in questo è scritto« (scritto è?) »intesa, *vel* assennata, se si conferma, ed assomiglia al senso, ed al tenere della santa madre Ecclesia Romana, approviamo, ed affermiamo, sì avemo per ben detto. Se deviasse, ovvero contradicesse al predetto senso, e tenere della detta santa Chiesa, sì avemo per vano, e per non ben detto. Tenendole s. Chiesa, com' è detto, l'approviamo, e veramente crediamo in Dante (??), fece questo libro nel 1300. e morì nel 1321 in Ravenna.« Die bloße Vergleichung dieser Schlußschrift mit der oben unter Nr. 1 mitgetheilten, lehrt, daß sie aus dem gewöhnlichen Laneo mit einem langen Zwischensatze und mehreren Entstellungen herübergenommen ist. In dem Exemplare, das der ungeschickte Betrüger in Händen hatte, mochte das Credo nicht ausgeschrieben seyn, sondern vielleicht nur »credo in ecc.« stehe. Dann folgte vermuthlich die kurze Notiz über Dante's Leben. Der Urheber der gegenwärtigen Handschrift blieb bey seiner Weise, den Singular in den Plural zu verwandeln, und so entstand der Unsinn: crediamo in Dante. Daß der ganze Inhalt der Handschrift mit dem Laneo genau übereinstimmt, hat schon Mehus (vita Ambr. Camald. p. 181) bemerkt, und nach ihm haben noch viele Andere dieselbe Wahrheit bestätigt. Ich habe mich indeß nicht abhalten lassen, aufs Neue aus allen drey Cantiken mehrere große Stücke zu vergleichen, und habe nirgends größere Abweichungen gefunden, als deren bey mehreren Manuskripten desselben Werkes beständig vorkommen. Mehus wollte diese Uebereinstimmung dadurch erklären, daß Jacopo (nebst Petrarka) einer jener sechs in der Schlußschrift erwähnten, vom Erzbischof zusammenberufenen Gelehrten gewesen sey. Rezzi (p. 17—20) läugnet dagegen, wie schon erwähnt, Jacopo's Existenz, und schreibt den Kommentar, mit dem wir uns beschäftigen, ausschließlich jenen sechs Gelehrten zu. Bey Anderen hat die Sache solche Konfusion erregt, daß die Handschriften des Laneo abwechselnd diesem selbst und den sogenannten sex viris Mediolanensibus zugeschrieben worden sind. Wir können uns mit keinem jener Auskunftsmittel begnügen, da wir wissen, daß der Kommentar des Laneo schon vor dem Jahre 1328 in seiner gegenwärtigen Gestalt vorhanden war, die mit der Handschrift, um die es sich hier handelt, vollkommen übereinstimmt. So bleibt uns denn nichts übrig, als zu sagen, der Urheber dieser Handschrift habe eben

so gut, wie so mancher seiner Kollegen, der Boccaccio oder Petrarka, oder einen andern berühmten Mann zum Urheber des Laneischen Kommentars macht, — gelogen; des Dante Koncilium habe eben so wenig jemals existirt, als die Kanzley mit den sechs Bildnissen und silbernen Ketten. In der That hatte Erzbischof Johann Visconti zu Anfang seiner Herrschaft, wo Mastino della Scala ihn noch bedrohte, mehr zu thun, als sich wie König René zu beschäftigen. — Noch muß ich bemerken, daß Bandini irrt, wenn er den Kommentar der Hölle am Ende, den des Fegefeuers zu Anfang für verstümmelt hält. Der ganze, sehr liederlich auf abgekratztes Pergament geschriebene, Kodex war bestimmt, in einen Band gebunden zu werden. Der Buchbinder zog aber die bequemere Abtheilung vor, und zerriß dadurch die Abhandlung de poenis daemonum.

29. Das 1456 von Thomas von Montona geschriebene Manuskript in Pl. XL. cod. 1. Laurent. (Bandini, p. 17) hat ebenfalls die Vorrede La natura, und zwar ohne die andere Ad intelligenza; außerdem aber lautet in ihr merkwürdiger Weise der Kommentar zum ersten Gesange, aber auch nur zu diesem, wie in der oben beschriebenen siebenten Handschrift des Ottimo.

30. Genau mit der oben erwähnten übereinstimmend ist die Handschrift des Padovaner Seminars Nr. 67, von der Herr Abate Coi selbst in Nr. 39 der Vivianischen tavola eine Beschreibung geliefert (vgl. Scolari a. a. O. p. 60).

31. Nach Scolari enthält auch die Handschrift Nr. 164 derselben Bibliothek Jacopo's Kommentar über die sechzehn ersten Gesänge. Doch wird nicht erwähnt, in welcher Form, und ich finde in meinen Notizen keine Bemerkung über dies Manuskript.

32. Im zwölften Bande der Modeneser Mem. di Rel. di Mor. e di Lett. p. 366 wird eine, dem Marchese di Bagno gehörige, von Jakob von Piacenza im Jahre 1380 geschriebene Pergamenthandschrift der göttlichen Komödie mit dem Kommentar des Laneo erwähnt.

33. Der im Jahre 1398 von Ottobono da Corte geschriebene Kodex Nr. 40 (Viviani Nr. 31) der Ambrosiana (deren Benutzung ich mitten in der Ferienzeit der Güte des vielverdienten Bentivoglio verdanke), enthält den Laneo nicht mehr rein, sondern hin und wieder mit neueren Erklärungen vermischt.

34. Die Trivulzianische Handschrift Nr. 18 (Viviani Nr. 23) ist mit lateinischen und italienischen Anmerkungen ver-

sehen, von denen die ersten großentheils aus Benvenuto von Imola, die letzten aus dem Laneo exzerpirt sind.

---

* 35. Unter den verschiedenen Uebersetzungen des Laneo ist die von Dionisi (Aned. V. p. 93, Nr. 1), nach einer Handschrift des Abate Canonici, angeführte des Guillielminus de Bernardis (1349), die sich indeß nicht über die Hölle hinaus erstreckt, die älteste mit bestimmtem Datum. Sie ist mit folgender Vorrede versehen: »Etsi coelestis et increati principis investigabilis providentia mortales quamplurimos prudentia beaverit et virtute, profundae tamen et inclytae sapientiae virum, Philosophiae alumnum, poetamque excelsum Dantem« u. s. w. (s. Dionisi Aned. V. p. 101. Dieselbe Vorrede findet sich auch vor den lateinischen Anmerkungen eines Anonymus (der sich als Ego .... de Camerino bezeichnet), welche in dem 1432 geschriebenen Manuskripte der Laurenz. Pl. XLII. cod. 14 (Bandini, p. 180 sq.) dem Francesco da Buti beygefügt sind, und vor dem Trivulzianer Kodex Nr. 3 (Viviani 8, Scolari 4); in einer italienischen Uebersetzung aber in den unter dem Ottimo Nr. 14 verzeichneten Handschriften. Nach der Erwähnung bey Dionisi zu schließen, hat sich Bernardi nicht auf eine wörtliche Uebersetzung beschränkt, sondern manches Eigene hinzugefügt, und namentlich mehrere der auffallendsten Fehler seines Originales berichtigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Handschrift jetzt in Oxford.

36. Dieselbe Vorrede enthält auch die Ambrosianische Handschrift D. 533. (Viviani Nr. 33), die der Doktor Juris Giovanni di Luca im Jahre 1399 geschrieben hat (»Quamvis inaestimabilis prov.« u. s. w.). Ob die Uebersetzung (so weit sie reicht) übrigens mit der Bernardischen übereinstimmt, kann ich bey der Unzulänglichkeit der Dionisischen Nachrichten nicht bestimmen; daß sie aber von der gleich zu erwähnenden Uebersetzung des Albericus a Rosate, mit der sie allgemein verwechselt wird, verschieden ist, kann ich versichern. Der Uebergang zu der gewöhnlichen Vorrede Ad intelligenzia geschieht mit folgenden Worten: »Unde in praemissis concludendo hic proceditur ad dispositionem et intelligentiam hujus praesentis comoediae, sicut in talibus expositores utuntur« u. s. w. Anfang der Anmerkungen: »In isto primo capitulo, sicut dictum est supra, demonstrat auctor dispositionem« u. s. w. Nun enthält aber nur das erste Blatt eine wahre Uebersetzung des Laneo, von da an treten nur einzelne Scholien an die Stelle eines Kommentars, die sich erst weiterhin allmälich wieder mehr ausbreiten, und allerdings zum großen Theil, doch aber mit Zusätzen und Verbesse-

rungen, aus dem Lana o geschöpft sind. Als Beyspiel mag es dienen, daß, ohngefähr wie (nach Rezzi, p. 43) in dem unter dem Ottimo Nr. 16 angeführten Barberinianischen Koder, zu der Geschichte des Grafen Ugolino der März 1287 erwähnt wird, und es dann weiter heißt: »Tunc fuit expulsa de Pisis uxor comitis Hugolini, et judex Ninus de Gallura, et omnes Vicecomites, et illi de domo de Oppezinghis, et tota familia comitis Hugolini praedicti.« Die Schlußnote zur Hölle lautet: »Quae caverna non potest bene comprendi, sed de ipsa habetur notitia propter sonum aquae illuc descendentis, et facientis rumorem, quae caverna est obscura multum.« Anfang des Fegefeuers: »Hic in parte ista auctor vult dicere, quod a modo intendit tractare de meliori materia et altiori, postquam exivit tenebras inferni.« Schlußnote: »Lignum scientiae boni et mali, et obedientiae, quae planta per inobedientiam primi parentis decorticata fuit, ut dictum est supra.« Das Paradies fehlt.

37. Ich komme nun zu der von Tiraboschi (a. a. O. V. p. 383, N. a), Fantoni (Div. Com. Ms. del Boce. Vorr. p. 9 u. ff.) und Anderen bereits mehrfach erwähnten Handschrift der von Alberico da Rosate herrührenden Uebersetzung, die zu Bergamo in der gräflich Pedrocca-Grumellischen Familie aufbewahrt wird. Als ich bey meinem äußerst kurzen Aufenthalt in Bergamo den Besitzer, den Grafen Girolamo, nicht antraf, gewährte mir der junge Herr Graf mit größter Bereitwilligkeit den Gebrauch des merkwürdigen Manuskriptes. Von der Schlußschrift (die sich bey Salviati, Tiraboschi und Rezzi aus verschiedenen Handschriften abgedruckt findet) ist oben, als über den Namen des Kommentators gehandelt wurde, bereits ein Theil ausgeschrieben. An jene Worte schließen sich nun noch folgende an: »Et quia tale idioma non est omnibus notum, ideo ad utilitatem volentium studere in ipsa Comoedia, transtuli de vulgari Tusco in grammaticali scientia literarum, ego Albericus, de Roxiata dictus« (statt dieses dictus, das gleichmäßig in dieser Handschrift, und, nach Rezzi, in der Barberinischen zu lesen ist, hat Salviati doctor), in utroque jure peritus, Pergamensis. Et si quis defectus foret, maxime in astrologicis, theologicis, et allegorismo, veniam peto, et aliqualiter excuset defectus exempli, et ignorantia dictarum sententiarum. Ipse etiam dominus Jacobus, commentator hujus Comoediae in fine operis sui scribit,« und nun folgt die schon mehrmals mitgetheilte Protestation nebst dem gewöhnlichen credo. Schon diese Nachrede zeigt, daß Alberico sich so wenig als Bernardi auf das bloße Geschäft des

Uebersetzers beschränken wollte, und wirklich fehlt es nicht an Abweichungen vom Originale. Voraus geht folgende Bemerkung: »Iste liber in tres partes principales dividitur, quarum prima appellatur Infernus, et continet capita 34« u. s. w. Dann folgt die: »Ad intelligentiam praesentis comoediae auctor subjicit quatuor, videlicet« u. s. w. Erste Anmerkung: »Hic autem sic colligi« (ich weiß nicht, ob ich die Abbreviatur recht lese) »potest ex verbis textus, quasi dicat, quod quum fuerit adultus« u. s. w. Schlußnote der Hölle: »Se disposuit ad virtutes fugatis vitiis, et in eas (sis) perseveravit toto tempore vitae suae; unde B. Ambrosius: egressus vitii virtutis operatur ingressum. Et hic est finis.« Darauf, wie gewöhnlich: de poenis daemonum: »Et ut nihil de poenis infernalibus remaneat indiscussum, ultimo quaeramus, quas poenas patiantur« u. s. w. Vorrede des Fegefeuers: »Hic incipit secunda pars comoediae Dantis, quae intitulatur Purgatorium, de quo Purgatorio quantum in scriptis reperii, ultra ea quae dicit auctor, breviter subjicio. — Auctor in hac secunda parte tractare intendit de statu animarum divisarum a corpore, quae sunt liberae« u. s. w. Schlußnote: — »et aviditate plenum, ad saliendum ad stellas, hoc est ad coelum, quod illustratur a stellis et sole, benignitate et omnipotentia creatoris nostri, qui vivit et regnat, per infinita saecula benedictus et gloriosus.« Vorrede zum Paradiese: »Gloria et divitiae in domo ejus, et justitia ejus manet in saecula saeculorum; ut in Psalmo. Sicut Domino Propheta testatur, et auctoritas praedicta, in domo Dei« u. s. w. Erste Anmerkung: »Auctor in praesenti capitulo facit duas partes: in prima ponit prooemium universale ad omnia capitula« u. s. w. Schlußnote: — »fecit eum recedere paulatim a dicta visione, tanquam rota, quae leviter rotulatur, qui vivit, et regnat in saec.« — Die Handschrift ist im Jahre 1402 von Pietro de Berardi und Pietro da Bibiallo, Comasco geschrieben. Am Ende steht noch eine lange Bemerkung über Dante's Leben, und die bey Allacci gedruckten Sonnette des Fazio über die Todsünden.

38. Uebereinstimmend mit dieser Handschrift ist, nach der von Rezzi (p. 12—16) gegebenen Notiz, eine Handschrift der Barberiniana über das Paradies, von Peter von Erfurt im Jahre 1839 geschrieben.

* 39. Ganz ähnlich beschreibt ferner Salviati (a. a. O.) den Pinelli zugehörigen Koder.

40. Entweder eine dritte Uebersetzung des Laneo, oder eine Ueberarbeitung der vorigen enthält der 1362 geschriebene

Kodex der Bibliothek Santa Croce Plut. XXVI. 2. (Bandini, p. 468—470). Eine neuere Unterschrift legt darin den Kommentar dem Benvenuto von Imola bey, und Mehus (Vita Ambr. Cam. Vorrede, p. 135 u. 170) hat in den vertilgten alten Zügen den Namen des Grammatikers Domenico Arretino zu erkennen geglaubt. Es ist möglich, daß die lateinische Bearbeitung von dem letzteren herrührt, die Grundlage bleibt aber der Laneo, und ich vermuthe, nach der Uebersetzung des Rosate. Erste Vorrede: »Liber iste in tres partes principales dividitur — — bene conformans poenas quibuslibet peccatis.« Zweyte Vorrede: »Ad intelligentiam autem praesentis Comoediae, sicut in aliis libris, sunt notanda quatuor — — a quibus poenis Deus nos defendat.« Erste Anmerkung: »Sicut praedictum est, in hoc et sequenti capitulo ponit prooemium, in quo describit dispositionem humani generis« u. s. w. Am Ende der Hölle die Abhandlung de poenis daemonum; dann die gewöhnliche Vorrede des Laneo zum Purg. — Schluß des Paradieses: — »quod Divinus amor, qui movet coelum, solem, et lunam, et sidera cuncta, fecit eum a dicta visione Divina recedere paulatim, tamquam rota, quae leviter rutilatur (lies rotulatur), qui vivit, et regnat in saec. benedictus.« Dann folgt noch dieselbe Notiz über Dante's Leben, die in der Pedrocca-Grumellischen Handschrift steht. — Manches ist in dieser Uebersetzung dem Originale hinzugefügt, an anderen Orten ist dagegen auch wieder bedeutend abgekürzt. Als Beyspiel des ersten mögen die zahlreichen juristischen Bemerkungen dienen; wie denn namentlich in der Vorrede die Accursische Glosse zu den Pandekten und die Authentica Jusjurandum 5 fin. (Wahrscheinlich Nr. 8 in f.) citirt worden. Eben daselbst habe ich auch folgende wunderliche Berufung auf die Chronik des Martinus Polonus bemerkt: »Est etiam Romae locus juxta Palatium Catilinae, qui Infernus appellatur, eo quod antiquo tempore erat ibi vorago, ex cujus exhalatione magna pernicies« u. s. w. Die Geschichte des Curtius — »ita habetur in chronica Martiniana de Palatio Urbis.«

41. Verschieden von den bisher erwähnten lateinischen Uebertragungen ist endlich noch die im Plut. XLIII. cod. 5 der Laurentiana (Bandini, p. 205, 206) enthaltene des Fegefeuers und Paradieses. Anfang des Purgatoriums: »Poetice loquitur, ponens suum intellectum per modum naviculae, quae se retro dimittit locum navigatum, sicut est Infernus« u. s. w. Schlußnote: — »rediit a dicto flumine Eunoe, totus desiderosus, purgatus et dispositus ad ascendendum ad illas stellas,

quae sunt illuminatae ab illo sole, qui vivit etc.« Anfang des Paradieses: »Auctor dividit praesens capitulum in duas partes, quarum prima est prooemium universale ad omnia capitula, alia est principium partis consecutivae (execut.?)« u. s. w. — Schlußnote: »Id est ad excellentiam talis causae defecit phantasia et voluntas auctoris, considerando quod impossibile creaturae, videre illam, mota ab illo amore, qui movet solem et alias stellas, qui est ipse Deus benedictus in saecula etc.« Die Uebersetzung ist zum Theil eine abkürzende.

42. Eine Uebersetzung der Vorrede Ad intelligenza (»Ad intelligentiam praesentis Comoediae, secundum quod expositores in scientiis perutuntur, quatuor sunt notanda« u. s. w.) findet sich nebst der anderen, unter 37 angeführten: Iste liber, und, wie schon unter 32 erwähnt, der dritten: Etsi coelestia, im Cod. triv. 3 (Scolari 4, Viviani 8).

* * *

Niemand kann besser wissen als ich, daß insbesondere die zuletzt gegebenen Notizen über Handschriften vielfach ungenügend und lückenhaft sind. Ich kann aber dieser meiner Arbeit selber nachsagen, daß viele Codices, die bisher, selbst bey einem Bandini, anonym waren, nun ihren rechten Namen erhalten haben, und glaube durch meine Nachrichten zu ferneren Forschungen einen sicheren Grund gelegt zu haben. Das Gleiche glaube ich von meinen Untersuchungen über die anderen Kommentatoren versprechen zu können, wenn man ihnen anders eben die Nachsicht schenken will, deren die gegenwärtige Abhandlung in hohem Grade bedarf.

Karl Witte.

Art. II. Historische und topographische Darstellung der Pfarren, Stifte, Klöster, milden Stiftungen und Denkmäler im Erzherzogthume Oesterreich. — Der Viertel ober und unter dem Wiener Walde, oder der ersten Hauptabtheilung fünfter Band. Historisch-topographische Darstellung des Dekanates Pottenstein. — Herausgegeben von einigen Freunden der Geschichte. Wien, 1826. Gedruckt bey den Edlen von Ghelen'schen Erben. In Kommission bey Anton Doll. XXII. u. 333 S. 8.

Die ersten Bände dieser kirchlichen Topographie von Oesterreich sind in diesen Jahrbüchern, Band XXXII, p. 1 — 64, umständlicher besprochen, und nach ihrer Wichtigkeit und ihrem besonderen Verdienste um die Erweiterung und Vervollständigung der vaterländischen Historie nach Recht und Gebühr gewürdiget worden. — Fast schien es, als sollte sich der patriotische

Verein edler Geschichtsfreunde aus dem kirchlichen sowohl, als dem weltlichen Stande, welchem wir die Bearbeitung und Herausgabe dieser lobenswerthen Topographie verdanken, mit dem zu frühen Tode zwey der verdienstvollsten ersten Gründer, Vinzenz Darnaut und Alois Edlen von Bergenstam, wieder auflösen; und auch dieses Unternehmen werde, wie so viele andere ähnliche, dem verkehrten Treiben und dem tief gesunkenen Geschmacke unserer kraftlosen Generation unterliegen müssen, als der hochwürdigste Herr Direktor und Domherr Stelzhammer, im Greisenalter noch frischkräftigen Sinn und lebenswarme Gefühle für nationelle Wissenschaft und Kunst bewährend, die zweyte neue Seele des schon wankenden Vereins, und der rettende Herausgeber dieser Topographie geworden ist, und seinen thatkräftigen Eifer für die schöne, gute Sache durch diesen uns vorliegenden fünften Band unwidersprechlich beurkundet. Möge dieser als Mensch und Priester so verehrungswürdige Greis den schönsten Lohn seiner so vielen Bemühungen um die Fortsetzung dieses vaterländischen Geschichtswerkes vorzüglich darin finden, daß junge Gemüther angeeifert werden, aus den oft bis in die umständlichsten Einzelnheiten der vaterländischen Vergangenheit eingehenden Angaben, welche in allen andern Landes- und Reichsgeschichten und in den sogenannten Universalhistorien so vergeblich gesucht werden, eine lebensvolle Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit anzustellen, und dadurch zu einer männlichen, über alle bisherigen wie immer gefaßten oder aufgedrungenen religiösen und politischen Vorurtheile erhabenen Einsicht der Geschichte, des Ganges und der Bestimmung der Menschheit zu gelangen. — Jedes empfängliche Gemüth muß durch solche, so recht in den Einzelnheiten neben einander gestellten Parallelen zu den religiös-innigsten Gefühlen des Dankes gegen die göttliche Vorsicht, in deren Hand die Menschheit im Großen liegt, unwiderstehlich gestimmt werden. — Ref. gesteht ganz unverhohlen, das aufmerksame Eingehen in die Details der ägyptischen, hebräischen, griechischen und römischen Geschichten hat ihm die lebhafteste Ueberzeugung aufgedrungen von einem beklagenswerthen Schwalle gehäufter Unrichtigkeiten im Großen und im Kleinen in den sämmtlichen älteren, aber auch in einem großen Theil der neueren, oft so blütenreich und fließend dahingeschriebenen allgemeinen Historien und Kompendien. Siehe da, ich mache alles neu. Die seit Johannes v. Müller eigentlich erst recht angeregte und begonnene Quellenforschung, die dadurch wieder erweckte unverbrüchtig getreue Darstellung nach den Worten, und nach den daraus mit Scharfsinn kombinirten, in den Quellen selbst schon gelegenen Resulta-

ten, die in diesem Geiste von den neueren Forschern bereits vollendeten Meisterstücke haben ältere Historienbücher in großer Zahl überflüssig gemacht; und das eisenfeste Halten an diesen neu erweckten Geist und an die eine heilige historische Wahrheit (mihi Otho, Galba, Vitellius nec odio, nec beneficio cogniti! — Eo magis, quod mihi a spe metu partibus reipublicae animus liber est!) werden deren zu Tausenden weiter noch entbehrlich machen. Wie sehr ist doch unsere lehrbegierige Jugend zu bedauern, welche entweder auf dem Trödel oder in den Boutiken geldgieriger und halbkultivirter Buchhändler mit weltgeschichtlichen Lehrbüchern und alten Kompendien, die sich schon längst selbst überlebt haben, berückt wird; oder die langen staubigen Reihen derselben in Bibliotheken anstaunt, und nach dem nächsten besten langet, das einen den Wünschen entsprechenden Titel trägt. Aber auch derselbe Vorgang in dem Studium der Geschichte Inneröstereichs, und die kritisch gewürdigten Resultate desselben, wozu noch die aus den früheren Bänden dieser kirchlichen Topographie entnommenen Winke und Belege, von welchen sich einige in der Ankündigung dieses Werkes in diesen Jahrbüchern Bd. XXX zusammengestellt finden, gekommen sind, haben den Referenten in das ernstlichste Nachdenken versetzt, und zu einer Parallelisirung des so sehr gepriesenen Mittelalters mit der Gegenwart, und zu Resultaten geleitet, welchen er eine ganz neue, religiös-beruhigende, feste, umfassende Ueberzeugung und eine fröhlich-ernste Gemüthsstimmung verdankt, daß er ohne Furcht, mit neu gestähltem Vertrauen, den aus den Zuckungen der Gegenwart sich vorfühlen lassenden Umwandlungen der Zukunft entgegenschauet.

Das in diesem fünften Bande der Hauptabtheilung bearbeitete Dekanat Pottenstein, zwischen den Dekanaten Baden, Weigelsdorf, Neustadt, Neukirchen im Viertel U. W. W. und Wilhelmsburg im Viertel O. W. W. gelegen, umfaßt 21 Pfarren und Lokalien und 18870 Bewohner in folgenden Gegenden und Ortschaften, als: in den Pfarren Mariazell in Oesterreich, St. Corona, Grillenberg, Leobersdorf, Pottenstein, Fahrafeld, Neuhaus, Furth, Enzersfeld, St Veit an der Triesting, Lindabrunn, Hirtenberg, Schönau, Dornau, Hafnerberg, Nestach, Salenau, Wöllersdorf, Steinabrückel, Hörnstein, Wopfing, Pernitz, Gutenstein, Schwarzau und Rohr im Gebirge. Der eigentlichen kirchlichen Topographie wird p. XI—XXII die physische Geographie des ganzen Pottensteiner Dekanates vorausgeschickt. Da ungeachtet alles Bestrebens die Erzeugung der Feldfrüchte in diesen

Gegenden nicht hinreichend ist, um den Bedarf der Haushaltungen zu decken, so nehmen die meisten Bewohner zu anderen Erwerbsquellen ihre Zuflucht, und sie suchen sich theils mit Handwerks- und Fabriksarbeiten, theils durch Holzhandel und Erzeugnisse aus diesem Materiale zu ernähren. Fabriken sind in diesem Dekanate sehr viele, als: die Bleich- und Kattunfabrik zu Taßhof, die Seidenwebfabrik des Hrn. Christian Hornpostel, die Säge-, Schneid- und Fournierschneid-, die Glasstampf- und Häckerling-Schneidmühlen zu Leobensdorf, die große Klingenfabrik, der Eisenhammer, die Schleif- und Poliermühlen, wie auch die Blaufarbe-, die Vitriol-Fabrik, und das große Kupferwalzwerk zu Pottenstein; die Eisenhammerwerke und chemische Produktenfabrik zu Weißenbach; die Baumwollengespinnstfabrik des Christian Heinrich Edlen von Coith, die allein 350 Menschen beschäftigt, zu Fahrafeld; die berühmte Spiegelfabrik zu Neuhaus; die Neuhirtenberger Fabrik metallener Maschinen zu St. Veit; die Flachsspinnfabrik zu Hirtenberg; die Klingenfabrik und die Kupferhämmer zu Sallenau; die große Spinnfabrik, die Pulvermühlen und die Werkstätte der Congrèv'schen Raketen zu Steinabrückel; die Eisenhammer zu Wopfing u.s.w. — Man mag aus diesen Werkstätten der Industrie allein schon schließen, welches Leben sie bey einem thätigen Betriebe in diesen kleinen Erdenfleck bringen. Sehr viele Bewohner dieses Dekanates, besonders von dem Bauernvolke um Pottenstein, Hörnstein und im Gutensteinerthale, haben ihre Wohnhäuser an Bächlein gebaut, und dabey eine Säg- oder Bretermühle angelegt. Sie verfertigen Läden, Latten, Weinstöcke, große und kleine Bodungen (Bottiche), Eimer, auch andere Wassergefäße, und allerley Geräthschaften von Binderarbeit mit besonderem Fleiße und von besonders dauerhafter Güte. Zum Verkaufe führen sie dann alle derley Erzeugnisse nach Neustadt und Wien, aber auch bis tief nach Ungern und Siebenbürgen, wo sie dann zur Rückfuhr Getreide und andere zum Lebensunterhalte ihnen nothwendige Produkte laden. Von diesen vielen Holzarbeiten heißen die Bewohner dieser Gegenden insgemein die Kniebohrer, welche Benennung aber gegenwärtig als ein sogenannter Ueber-, Spitz- oder Schimpfname gilt, und gewöhnlich folgendermaßen erklärt wird. Die Bewohner dieser Gegenden machen die Umzäunungen ihrer Feldmarken gewöhnlich aus sogenannten Schwartlingen, d. i. aus Bretern, die an beyden Seiten der Sägblöcke weggeschnitten worden, und folglich nur auf einer Seite eben sind. Diese Breter werden nun an senkrecht in die Erde eingeschlagene Pfähle mittelst höl-

zernen Nägeln befestiget, und zu diesem Ende an die Pfähle angehalten, mit den Pfählen selbst durchbohrt. Um aber dieß besser zu vollbringen, muß sich ein Gehülfe hinten an den Pfahl, dem Punkte, wo derselbe mit dem Brete angebohrt wird, gegenüber mit dem Knie anstemmen. Da sey es nun einmal geschehen, daß der Bohrende den Laden, den Pfahl und das Knie des sich anstemmenden Gehülfen, ohne daß es dieser durch einige Minuten wahrnahm, durchbohrt hatte. Es ist sonderbar, und gewiß bemerkenswerth, daß heut zu Tage noch nicht nur allein die Bewohner ganzer Provinzen, sondern auch einzelner Ortschaften, vorzüglich im weiten Hochlande der Alpen, derley Ueber- oder Schimpfnamen tragen, deren Veranlassung zwar oft mährchenhaft und lächerlich ist, wie die eben erzählte von den Kniebohrern, — welche aber weit öfter noch mit einer einzigen Benennung den ganzen Charakter der Bewohner auf das allertreffendste bezeichnen. Ref. wäre im Stande, solche, von dem naiven Naturwitze und von der frohen Laune der Alpenbewohner ausgegangene, mehr oder weniger treffende, nicht nur allgemeine Bezeichnungen der Tyroler, Kärntner, Krainer, Salzburger, Oesterreicher und Steyermärker hier anzuführen, sondern auch die besondersten charakteristischen Beynamen — der Bewohner einzelner Städtchen, Märkte und Dörfer, wie z. B. in Steyermark von der salzburgischen Grenze durchs ganze Land bis an die kraineriſchen Landesmarken anzugeben; wenn er nicht besorgen müßte, daß sie als beleidigend aufgenommen werden möchten. Gewiß aber sind sie sehr zu beachtende Beyträge zur Sittengeschichte, weil sie größtentheils aus, vom naturgesunden Sinne der Landesbewohner lange Zeit in Acht genommenen besonderen Uebungen und Gewohnheiten, seltener aus einzelnen unvermutheten Vorfällen entstanden sind. — Einen anderen Erwerb treiben die sogenannten Kohlenbrenner, durch die Verkohlung der zu Binder- und Küferarbeiten nicht tauglichen Baumstämme, und die Becher, Pecher, Pöcher. Diese nehmen an hierzu eigens ausgewählten Bäumen, meistens Schwarzföhren, einige Schuhe vom Boden aufwärts die Rinde ab, und hauen unten am Rande des abgeschälten Holzes eine Rinne ein, in welcher das herabträufelnde Pech sich sammelt. Wenn die Rinnen voll sind, wird das Harz in dazu bereitete, und in die Erde eingegrabene Bottiche gegossen, und dann an diejenigen verkauft, die daraus Kolophonium, Terpentin und Schiffspech sieden, das nicht nur im Inlande verkauft, sondern auch nach Schlesien, Sachsen, nach Italien und bis an die Seehäfen verführt wird. — Im Pottensteiner Thale sind die Kühe berühmt, welche fast eben so milchreich und schön gebaut

sind, wie das Hornvieh im steyermärkischen Märzthale. Unter den Gebirgen dieses Dekanates zeichnet sich der 1074 Klafter hohe Schneeberg aus, dessen Gipfel eine Aussicht von beynahe zweyhundert Quadratmeilen, und im Süden und Westen das erhabene Schauspiel einer sechzig Meilen langen Alpenkette gewährt. Im ganzen Piestinger und Gutensteiner Thale, den Schneeberg und das Stein- und Heidefeld mitgerechnet, findet man Versteinerungen, Meerkonchilien, Haifischzähne, See-Igel, Ostraziten, Turbiniten, Trochiten, Ammoniten, Serpulen, Echiniten und Kardien u. dgl. in großer Menge; von Pflanzen 1216 Gattungen, 1976 Arten; 15 Gattungen und 18 Arten von Säugethieren; 40 Gattungen und 123 Arten von Vögeln, wie dieses der geschickte Wundarzt zu Guttenbrunn, Herr Anton Rollet, genau erhoben hat. — Die historisch-topographische Darstellung des ehemaligen Benediktiner Stiftes Kleinmariazell im Wiener Walde hinter h. Kreuz, p. 3 — 68 ist eine, vom Herrn Kapitular und Professor in Mölk, Ignaz Kaiblinger, aus dessen weitläufiger, größtentheils aus ungedruckten Quellen verfaßten Geschichte des Stiftes Mariazell in Oesterreich, welche später erst im Drucke erscheinen wird, entnommene Skizze, in leichtfließendem Style mit Sorgfalt geschrieben, wodurch der Wunsch, Kaiblinger's vollständige Geschichte dieses Stiftes sammt den Beylagen recht bald gedruckt zu sehen, in jedem Leser entstehen wird. Wir können jedoch auch diese Regung nicht bergen, daß wir dem fleißigen Herrn Kaiblinger bey seinen guten Anlagen zur historischen Forschung und Darstellung einen interessanteren und mannigfaltigeren Stoff gewünscht hätten. Kleinmariazell in Oesterreich ist leider auch eines derjenigen Stifte und Klöster, von welchen die Geschichte wenig des Andenkens Würdiges zu erzählen weiß, als daß sie einmal existirt haben. In den Geschicken dieses Stiftes von der Gründung im Jahre 1136 mit sechs Mönchen aus dem baierischen Stifte Niederaltaich bis zur Aufhebung im Jahre 1782, finden wir auch nicht ein interessantes Ereigniß in seinem Wirken zu den Zwecken des bürgerlichen oder des kirchlichen Vereins, nichts Großes, die alltägliche Gewöhnlichkeit nur, und unter seinen sechzig Aebten, welche ihm vorgestanden sind, kaum drey ausgezeichnetere Männer in beynahe siebenthalbhundert Jahren! Der Hr Verfasser bekennt p. 59 selbst, daß auch im goldenen Zeitalter der Scholastik und Aszetik in den österreichischen Klöstern, hier in Kleinmariazell, die Wissenschaften nie einen recht gedeihlichen Boden haben finden können, und daß es ihm nicht gelungen sey, auch nur einen einzigen berühmteren Lehrer und Theologen aus diesem

so alten Stifte zu finden. Als besondere Ausbeute für Geschichte überhaupt geben wir Folgendes.

Bis in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts haben die babenbergischen herzoglichen Hofämter in Oesterreich, die Schenken, Truchsesse, Kämmerer und Marschälle das Recht, von dem Stifte Kleinmariazell alle Jahre jeder einen neuen Pelz zu fordern, p. 14. — Im Jahre 1399 machte Abt Georg eine Stiftung, daß jeder Kapitular an jenem Tage, so man Eyer essen soll, des Morgens zwey Eyer bekäme, p. 19. — Nach dem Beyspiele seiner Ahnen war es eine Lieblings-Idee des H. Albrecht V., ein Kloster zu stiften. Seine Räthe brachten ihn aber davon ab, durch den Vorschlag, die bereits bestehenden Ordenshäuser besser zu dotiren und zu reformiren, durch die Herstellung der im Laufe der Jahrhunderte völlig verlorenen alten Disciplin. Nikolaus von Dünkelsbüchel, damals der gelehrteste Theolog auf der Wiener Universität, gewann den in der Konstanzer Kirchenversammlung anwesenden Nikolaus Seyringer von Matzen, einen Benediktiner Prior aus Sublaco in Italien. Dieser begann nun mit einer neuen Mönchskolonie im Kloster Mölk die Reformation durch die Einführung der strengsten, buchstäblichsten Befolgung der Ordensregel. Der bisherige Abt legte seine Würde nieder im J. 1418, und alle jene Mitglieder des Stiftes wurden entlassen, die sich den neuen Statuten nicht unterwerfen wollten. In allen, nach dem Beyspiele der Pflanzschule des verbesserten Benediktinerordens zu Mölk reformirten Stiften und Klöstern war neben andern auch anbefohlen, daß sich alle Geistlichen, mit Ausnahme der Kranken, das ganze Jahr vom Genusse der Fleischspeisen enthalten, und die Novizen während des Probejahres die Psalmen Davids auswendig lernen sollten. Jedoch schon im Jahre 1451 milderte eine abermalige Reformationskommission diese Strenge. Diese Mölker Kongregation erlosch auch nach und nach, und wurde erst 1627 wieder ins Leben gerufen. Der Abt von Mölk war das Haupt, und alle österreichischen Benediktinerstifte ob und unter der Enns waren die Glieder derselben. Die vom Papste genehmigten Statuten beruhten zum Theil auf denjenigen, die das große Ordenskapitel der ersten Mölker Kongregation zu Salzburg im J. 1470 entworfen hatte, meistens aber auf Cassinenser Statuten. Ein Prälat, das Oberhaupt und der Visitator aller regulirten Stifte, war sogar befugt, einen saumseligen, widersetzlichen und unwirthschaftlichen Vorsteher abzusetzen. Jedoch die Drangsale des dreyßigjährigen Krieges, die Unzufriedenheit der Aebte selbst mit dieser ihnen durch den päpstlichen Legaten Caraffa vorge-

schriebenen Einrichtung, machten dieser Mölker Kongregation bald wieder und für immer ein Ende. Von dem Jahre 1453 — 1499 waren als fleißige Bücherschreiber in Kleinmariazell berühmt Leonhard von Amberg und Valentin Rewel de Corona, p. 32. Von dem Abte Augustin zu Mariazell im J. 1486 — 1505 erzählt man, daß er mit einer Hand einen starken Mann bey den Füßen von der Erde aufheben konnte, p. 35. — Im Jahre 1527 wurde für Bestreitung der Staatsbedürfnisse in Oesterreich alles entbehrliche Silber und Gold aus den Kirchen und Klöstern abgegeben, p. 37. In Folge des um sich greifenden Protestantismus geschah es, daß im Jahre 1564 das Stift Mariazell ganz ohne Geistliche war; und schon durch einige Zeit wurde der Gottesdienst durch einen Weltpriester besorgt, der nebst der Kost und den Stollgebühren zwanzig Gulden jährlichen Gehalt hatte: natürlich zu einer Zeit, wo das ganze Dorf und die Pfarre Langau mit Zehenten und allem Zugehöre nur um zweytausend Gulden verkauft werden konnte. — Nach der Aufhebung des Stiftes Mariazell ist das Archiv desselben, man weiß nicht aus wessen Schuld, spurlos zu Grunde gegangen, von der Bibliothek, die ungefähr aus zweytausend Bänden bestanden, hat das Stift Lilienfeld den größten Theil an sich gekauft. — Mißfallen hat uns im Eingange der Geschichte von Kleinmariazell die Biographie des h. Benedikts und die Lobrede auf den Benediktinerorden. Sie hätte füglich wegbleiben können, und bey allen geschichtlich erwiesenen hohen Vorzügen und Verdiensten dieser Religiosen, ist sie in manchen Behauptungen gewiß übertrieben. Man muß gerecht seyn. Wer die Geschichten der älteren Mönchsorden näher kennt, muß gestehen, daß sie bereits seit 1350 weit hinter ihrer Zeit zurückgeblieben seyen, und, wie alle solche Institute, zu altern begonnen haben. — Und ist man auch nur obenhin mit den Stiftgeschichten von 1350 — 1780 bekannt, so wird man lebhaft die Hyperbel des Herrn Kaiblinger fühlen, »daß die geistlichen Orden und vorzüglich die Benediktiner,« echte wohlthätige Aufklärung, tiefe gründliche Gelehrsamkeit verbreitet hätten?! Zur Vervollständigung der Geschichte von Kleinmariazell glauben wir hier eine Urkunde aus dem Archive des Stiftes Admont ungefähr aus der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts anführen zu dürfen, worin das Wahlkapitel zu Kleinmariazell einen Admonter Mönch, Otto, zu ihrem Abte postulirt, wie folgt: Reverendo patri ac Domino agmuntensi abbati, totique conventui ejusdem loci universitas humilium fratrum in cella S. Marie se ipsos cum orationibus indefessis. Quum condigno nec non ydoneo per patrias,

universaque monasteria omnium ordinum testimonio transvolante vestrum cenobium et personas locique familiares clericos videlicet et laicos novimus conspicuitate morum et diciplina ordinis enitere. Igitur ex capite nobili unum membrum egregium et nobile videlicet *Ottonem* cognominato *australem* nobis et beate virgini tanquam vas electum, et a Deo predestinatum canonice et sollempniter in patrem eligimus et pastorem! quem vestro adjutorio postulamus tanquam patrem! electionis jure libero postulantes! quapropter dilectus noster et electus Otto cognominato *australis* descendat in hortum suum et fructus pomorum suorum commedat et honestum monasterium celle S. Marie filiosque karitative obedientie non contempnat! Ad securitatem et indicium eligentium personam tam commendabilem quam honestam nomina tam senum quam juvenum presenti pagina decrevimus annotare. Hec sunt nomina fratrum, qui elegerunt venerabilem Dominum Ottonem! — Ulricus prior. Hainricus. Gebhardus Ebergerus. Hainricus. Hermanus. Rainoldus. Fridricus Herbordus. Ditricus. Sivridus. Chunradus. Herbordus. Ulricus. Fridricus. Leutoldus ac Heinricus. — Uebrigens hat der emsige Herr Kapitular Kaiblinger neben der Geschichte von Kleinmariazell auch noch durch die von ihm größtentheils aus ungedruckten Quellen bearbeiteten Pfarren, Lokalien und Filialen: Altenmark, Dornau, Hafnerberg, Nestach, St. Corona, Matzendorf, Grillenberg und Leobersdorf an diesem Bande der kirchlichen Topographie, p. 69 — 133 einen sehr bedeutenden Antheil. Neben dem Stiftsarchive standen ihm vorzüglich die Gedenkbücher der Pfarren und Berichte der dermaligen Seelsorger, Wenzel Tauscheck, Eduard Witzig u. a., als Quellen zu Gebote, aus welchen, und aus der eigenen Beschauung der Kirchen und Gegenden, eine fließende, und nach den vorliegenden Daten umfassende Darstellung vollendet worden ist. — Das Dorf Nestach steht an dem Platze der seit undenklichen Zeiten und durch unbekannte Ereignisse zu Grunde gegangenen Stadt Schwarzenburg, welche früher Nezta hieß, wie der Herr Verfasser schreibt. — Der noch bestehenden Sage nach soll sie von einem dagestandenen Tempel der Vesta ursprünglich Nesta geheißen haben, und wie Rom auf sieben Hügeln erbaut gewesen seyn? — Noch findet man weitläufige Grundfesten von Gebäuden in den rings umher gelegenen Feldern und Hügeln, und die Bauern zeigen sogar noch die Stelle, wo das Rathhaus der Stadt gestanden haben soll. Herr Kapitular Kaiblinger ist geneigt, den Ursprung dieser ehemaligen Stadt den norischen

Celtogallen zuzuschreiben, und die Wiedererhebung und Benennung Neztas nach der Völkerwanderung von einer slavischen Horde, die hier Besitz genommen habe, herzuleiten.— Wir sind jedoch dagegen der Meinung, daß Nezta nichts als die nationelle, im Munde der Oesterreicher überhaupt sehr weich klingende Aussprache desselben, in Urkunden des dreyzehnten und der späteren Jahrhunderte ganz buchstäblich geschriebenen Wortes Nestach, Nesdach, Nestach sey, welcher Name offenbar deutschen Ursprungs ist, p. 85—89. — Im Jahre 1402 wurden Berthold, Bischof von Freisingen, Andreas von Pottenstein, Pfarrer zu Grillenberg, uud viele Adelige abgeordnet, für den Herzog Wilhelm von Oesterreich um Johanna, die Tochter des Königs Karl von Sizilien, zu werben, die auch mit großer Pracht nach Wien geführt wurde, und zwar in einem Wagen mit Glasthüren (in vehiculo vitreis obstructo foribus), was Haselbach in seiner Chronik, als etwas ganz besonders Seltenes, ausdrücklich bemerkt, p. 108. — Alle weiter folgenden geschichtlich-topographischen Darstellungen der Ortschaften Pottenstein, Fahrafeld, Neuhaus, Furth, Enzersfeld, St. Veit an der Triesting, Lindabrun, Hirtenberg, Schönau, Gallnau, Wöllersdorf, Steinabrückel, Hörnstein, Wopfing, Pernitz, Gutenstein, Schwarzau und Rohr im Gebirge—sind aus den Beyträgen des P. Faustin, M. Albrecht, aus dem herrschaftlichen Archive Sr. Exzellenz, des Herrn Grafen Ernest von Hoyos, von Malachias Koll, Kämmerer des Stiftes Heiligenkreuz, von dem Hrn. Dechant zu Hörnstein, dem Hrn. Pfarrer zu Schwarzau, und von andern systematisch, die Ortsgeschichten von den Geschicken der Pfarren abgesondert, ausgezogen, befriedigend bearbeitet, in ein Ganzes zusammengestellt von dem durch seine Geschichte von Klosterneuburg rühmlichst bekannten Chorherrn dieses Stiftes, Maximilian Fischer, und mit vielen genealogischen Angaben bereichert worden, p. 133—244. In der Darstellung von Fahrafeld werden interessante Nachrichten von dem seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Oesterreich sehr verbreiteten Orden der Eremiten, Einsiedler oder sogenannten Waldbrüder, deren es im Jahre 1782 über sechzig in Unterösterreich gab, mitgetheilt, p. 144—148. Bey St. Veit an der Triesting liegt die k. k. priv. Neuhirtenberger Fabrik metallener Maschinen des Herrn Aloys Joseph Sartory. Es werden daselbst verschiedene Maschinenbestandtheile und Maschinen, vorzüglich Pumpwerke zu großen Feuer-

spritzen, verfertiget. Nebst diesen werden Kupfer- und Eisenbleche zugewalzt, und verschiedene ausgetiefte Schalenwaaren für Kupferschmiede erzeugt. — Was zu dem Maschinenbau erforderlich, ist hier im besten Stande vorhanden. Drehbänke verschiedener Größe, Bohr- und Spindelschneide-Maschinen und eine Räderschneide-Maschine von bedeutender Größe. — Da hier auch andere zum Maschinenbau nöthige Werkzeuge verfertigt werden, so findet man verschiedene Werkstätten, in denen die Kupfer- und Eisenhämmerschmiede und alle erforderlichen Handwerker arbeiten, als: Formbildner, Gießer, Schmiede, Schlosser, Tischler, Drechsler. — Alle Bohr-, Dreh- und Schneidemaschinen, wie auch ein nach englischer Art eingerichtetes Walzwerk für Kupfer- und Eisenbleche werden durch Wasser in Bewegung gesetzt, eines ausgenommen, das durch Dampf bewegt wird. — Die Dampfmaschine wurde gleichfalls hier verfertigt, und nach der neuesten Art eingerichtet. Sie hat anstatt des Kessels den Röhren-Apparat; sie hat einen Kondensator, aber keinen Balanzier. Sie kann mit hohem und niederem Drucke arbeiten, und übt die Kraft von sechzig Pferden aus. Die Vorrichtung zum Feuer für die Maschine ist so veranstaltet, daß mit dem nämlichen Feuer auch die Metallbleche geglüht werden. — Sie setzt das aus Eisen gegossene Schwungrad, welches gegen zweyhundert Zentner am Gewichte hat, und mittelst dessen die Walzen, deren jede gegen vierzig Zentner wiegt, in Bewegung. — Da jeder Ständer gegen vierzig Zentner wiegt, so beträgt das Gesammtgewicht von Schmiede- und Gußeisen über tausend Zentner. Zu Sallenau nährt die große Spinnfabrik allein 350, und das Kupferwerk daselbst bey 150 Menschen. Es besteht aber auch dabey eine eigene Fabriksschule, in welcher gegen achtzig Kinder unterrichtet werden.

Als wichtigere Beyträge zur Sittengeschichte glauben wir folgendes ausheben zu dürfen. — Graf Siboto von Hörnstein im dreyzehnten Jahrhundert sendete an seinen Lehensmann O. zu Merzenstein den schriftlichen Auftrag, er solle Rudolph von Pisnich, seinen (Sibotos) Feind, der ihn sehr belästige, mit solcher Vorsicht heimlich darniederwerfen, daß sie darüber nicht in eine Kirchenstrafe verfallen. — Wenigstens soll er trachten, daß er ihn gänzlich blende, und dieses noch vor dem Michaelisfeste auszuführen suchen. Würde er dieses vollziehen, so soll er dafür in Panzenbach ein Gut erhalten; sollte es nicht ausführbar seyn, so soll er diesen Auftrag als ein ewiges Geheimniß bewahren. Schon früher hatte Siboto eines Mordes wegen Buße gethan, wovon ihm fünf Jahre Fasten nachgelassen

worden, und zu Tuchendorf hatte er einen so niedergeworfen, daß er an seinen Wunden gestorben, wofür er aber keine Kirchenbuße verrichtet hat, p. 181. — Im Jahre 1405 war Ritter Lieger zu Hörnstein Pfleger, der statt Recht und Schutz zu üben, selbst der größte Räuber gewesen, und durch seine Räubereyen und Grausamkeiten der Schrecken der ganzen Umgebung geworden war. Zum Troste der Geplagten wurde er endlich einmal in seinem Bette erdrosselt gefunden, p. 183. — Nach dem Jahre 1285 war Pfarrer zu Hörnstein ein gewisser Gottfried, des Herzog Albrecht I. Protonotar, Domherr zu Paßau und Worms, Pfarrer bey St. Stephan in Wien, und zugleich Pfarrer zu St. Ulrich in W. Neustadt, zu Mistelbach, zu Harranstein; der nicht einmal Priester, bloß Acolythus gewesen, und 1295 gestorben ist, p. 185—186. — In der Pfarre Gutenstein ist bemerkenswerth ein jährlich wiederholtes ländliches Spiel, das Kübelrennen, welches in einem alten Dokumente folgendermaßen beschrieben wird: »Allhier wierdt um Joanni Kirchtag gehalten, vorrmittag wierdt daz Ammbt soleniter celebrirt, und pflegen die drey processiones alhero zu khomen, alß, Perniz, Waidtmannsfeld, und Schaichenstain Schwarzau, und Rohr. So wierdt ingleichen vor dem Ammbt ein Umgang umb die Kierchen gehalten, hernach pflegt der Herr Pfarrer die Priester zu gastiren. Ungefähr umb 2 nachmittag wird die Vesper gehalten, welche ain stundlang; hernach richt der Markhrichter neben denen geschwornen alleß in guete ordnung, und pflegt die Preiß an einer stangen bey dem Wierdtßhaus herauß zu henkhen, doch ein jeder Preis absonderlich auf stangen; und wierdt erstlichen das Kübelrennen gehalten, hat also der Markhrichter und geschworne, diejenigen so rennen wollen abzuhollen, die müessen alle in der Ordnung bey der Kirchen gestelt werden, und sich auf das beste aufpuzen, ingleichen ihre Roß mit Satl und Zamm versehen, und müeßen alle gleiche Stangen in der Lenge und Diekhe haben, welche der Träxler zu machen hat, fast auf die Art wie die Lanzen all einschlacht hin *); an jettwederer hat auf den Khübel 3mahl zu rennen, — der Pleger, der Rentschreiber, Richter und Geschworne haben zu judiciren, welcher den Kübel, das Loch von

*) Wahrscheinlich Stangen, bis an das Ende hin ohne Krümmung, wie die Stangen der Lanzen, nach dem Oberdeutschen Geschlacht, Facenetl; nach dem Italienischen Facciolətto, ein Sacktuch; ein Wort, das im Hochdeutschen schon veraltet ist, welches aber Opitz noch öfters gebrauchte. Adelung.

Der Herausgeber.

unten, am zierlichsten und öfftesten trift, doch daß er den Khübel mit dem wasser umkehre, und sich benetze, der hat den Preiß erhalten. Der Preiß ist ain Huet pr. 1 fl. 15 kr., sammt einen Facenetl, und Gürtel und ein Beutel darinnen pr. 30 kr. Der andere nach dem ersten hat ein Paar Strümpf pr. 45 kr. Ingleichen ein Facenetl pr. 9 kr. Der drite ain Hüetel und ein halßtuch mit einem Leibfarbem Püntel, daß Halstuech pr. 24 kr. Der Khybel ist solcher Gestalt formirt: erstlichen seyn 2 hohe stangen (hohe Stangen) unten im Creiz in der Mitte hängt der Khybel mit langen strickhen, welcher wie ein Waßer-Schaf groß, oben mit einer Handhab, und unten mit ainer Handhab, welches in der Mitten ein Loch hat, darauf man rennen thut, mit den strickhen khan man den Khybel herunterlassen und wieder hinaufzihen, eß muß aber allzeit mit Wasser gefüllt werden, dann der gröߟte Spaß ist, wann man sicht, daß sich ainer aus ungeschiklichkheit beguessen thuet; diejenigen so rennen, müessen nit trappen, sondern daß Roß völlig laufen lassen, wie dann im Widrigen der Lauf nit gelten thuet. Nach diesen Khybelrennen fangt das Laufen an der großen Pueben, und mueß abermahl der Markhrichter neben den geschwornen bey der Pruckhen die Pueben in die Ordnung stellen; wann dieses geschehen, so bestellt er zwey Burger, die müessen daß Zeichen mit dem stöbl zum Rennen geben: Er aber, der Richter, sambt den Geschwornen gehet herauf, und macht yber den Zwerchweg ein Strich bey dem Würthßhauß, wie weit die Pueben zu laufen haben, und befilcht etlichen, welche die großen Pueben aufzufangen haben. Der Preiß ist ain Paar strümpf pr. 45 kr. Und ain Rotte Pintan pr. 30 kr. Nach diesem Laufen pflegt der Markthrichter die großen Menscher [1]) ob an diesem Ort, wo die Pueben bey deß thrösstner Pruckhen anzustellen, nnd ist Preiß ein Miederzeug pr. 1 fl. Nach diesem Laufen pflegt mann ainen öfentlichen tanz zu halten, und ist des Markhrichters Tochter, imfall er aber keine tochter hat, des nechsten geschwornen tochter tanzmeisterin; die Tanzmeisterin hat neben ihr ein anderst Mensch zu erwöllen, die wierdt die Robischmaisterin [2]) genannt. Die jungen geföllen aber erwöllen ainen tanzmeister, und nach ihm einen Robischmaister; auf der Seiten mueß die Musick bestölt sein und umb und umb platz gemacht werden, alß dann komt der Tanzmeister, und ziehet die Tanzmeisterin auf, und thuet mit ihr einen tanz. Wann der vorbey und der gnedige

---

[1]) Die unverheirateten des weiblichen Geschlechtes.

[2]) Wahrscheinlich von dem Kerbholze Robisch, zur Beyhülfe bey den Rechnungen nach Adelung. Aus dem Wendischen Rabusse. Hier die Besorgerin des Geldes. Der Herausg.

Herr allhier, so nimbt Er die Tanzmeisterin und führt ihm (die) zu, und bitt: ihr Gnaden wollten dem alten Gebrauch nach ainen tanz thun; da aber der gnädige her nit hier, so bitt Er ebenfalß den Pleger; wann dieser Tanz vorbey, so zieht er den Rendtschreiber auf, nachdem gebührt der erste Tanz dem Markhrichter, und da der Richter von Perniz an der stöll ist, hat er den anderten Tanz darauf, und folgentß die anwesenten Richter, und so fortan, welcher nachher tanzen will.«

»Wann ihr Gnaden gegenwärtig sein, schenckht Er der Tanzmeisterinn vor den ersten Tanz ainen Reichsthaller, der Pfleger giebt ainen halben Thaller, der Rendtschreiber ain halben Gulden, die andere Richter aber ain jeder 15 kr. Die jungen Knecht und menscher bezahlen die musika solchergestalt: die Robischmeisterinn Pflegts abzufordern, was einß jeden guter wille ist.«

Bey den Einfällen der Türken in Oesterreich in den Jahren 1529, und 1683 vorzüglich, haben beynahe alle in diesem Bande beschriebenen 28 Ortschaften mehr oder weniger die schauderhaftesten Zerstörungen durch Feuer und Schwert der viehischen Barbaren erfahren; worüber hier p. 220—222 von manchen Gegenden sehr spezielle Angaben aus alten gleichzeitigen Aufzeichnungen gegeben werden. Zum Schlusse müssen wir noch Folgendes bemerken. Einige umständlichere Angaben aus andern Werken, woraus denn gar nichts zu lernen ist, wie z. B. p. 176 über eine Untersuchung eines alten Thurmes zu Wöllerstorf; — eben so auch die umständlichere Erzählung der Entstehung des Serviten-Ordens, p. 231—236, hätten füglich unterlassen werden sollen. — Eben so haben wir sehr ungerne gelesen, daß in der alten vaterländischen Historie Angaben aus Schultes berücksichtigt werden, welcher Gelehrte in diesem Fache gänzlich und gar kein Gewicht hat. — Eine erfreuliche Beygabe zu diesem Bande ist p. 245—333 ein von Herrn Alois Schützenberger, dem allein noch Lebenden aus den drey ersten Unternehmern dieses Werkes, verfaßtes Verzeichniß der merkwürdigsten Personen, Ortschaften und Gegenstände in den drey ersten Bänden dieser kirchlichen Topographie, so eingerichtet, daß bey jedem Buchstaben dieses Registers die Päpste und die übrige höhere Geistlichkeit, die Regenten und deren Familien, die Ortschaften, Gegenden und Schlösser, die Klöster, Kirchen und Spitäler, die adeligen Geschlechter, die Künstler und die übrigen Merkwürdigkeiten als untergetheilte Rubriken erscheinen. Der weiteren Fortsetzung dieses solid gearbeiteten vaterländischen Geschichtswerkes sehen wir mit Vergnügen entgegen.

Art. III. Das akademische Kunstmuseum zu Bonn. Von dem Vorsteher desselben, Professor F. G. Welcker. Bonn, in Kommission bey E. Weber. 1827. 104 Seiten gr. 8.

Dieses Programm des verdienstvollen Verfassers ist in mehrfacher Hinsicht eine erfreuliche Erscheinung. Daß die Alterthumskunde ein großes, festverbundenes Ganzes sey, in welchem Wissenschaft und Kunst, Töchter desselben höher strebenden Menschengeistes, schwesterlich neben einander walten, darüber war längst unter den Casaubon, Scaliger, Gronow, Grävius, Wesseling, Ernesti, Heyne, Ruhnkenius, F. A. Wolf und ihnen ähnlichen Männern kein Zweifel. Diese Wahrheit mußte sich jedem von der Natur unverwahrloseten und unbefangenen Beobachter aufdringen, besonders seit Winkelmann und Lessing alte Kunst zugleich mit feurigem Enthusiasmus auffaßten, und mit der hellen Fackel der Kritik beleuchteten. Allein daß solche Ueberzeugung im Laufe der Zeit fast allgemein werden, daß ein bisher dem Privatstudium überlassener Gegenstand die Aufmerksamkeit der Staatsbehörden auf sich ziehen, und öffentliche Institute zur Verbreitung alter Kunstkenntnisse veranlassen würde, dieß konnte nur das Gesammtergebniß fortgeschrittener allgemeiner Bildung und des nach langen Kriegsstürmen endlich wieder hergestellten Weltfriedens seyn. Dennoch blieb der so kräftig emporstrebenden Universität zu Bonn die Auszeichnung vorbehalten, daß sie die erste war, für welche ein eigenes Museum alter Kunst gegründet wurde; ein Beyspiel, dem ohne Zweifel, seiner Zeitgemäßheit wegen, ihre gelehrten Mitschwestern bald folgen, und, was in dieser Hinsicht an einigen Orten etwa schon früher geschah, nach einem so guten Vorbilde zu vervollkommnen bemüht seyn werden.

Um den Lesern genauere Kenntniß von dem Kunstmuseum der Rheinuniversität zu geben, bemerken wir, daß der erste Grund dazu beynahe gleichzeitig mit der Errichtung ihrer übrigen Anstalten und Sammlungen gelegt ward. 1819 erkaufte man die Münzsammlung des verstorbenen Kanonikus Pick, und 1824 eine gleichfalls beträchtliche zu Elberfeld. Nachgrabungen in der Nähe des Wichelhofes bey Bonn gaben gute Ausbeute von römischen Münzen, deren Zahl wohlwollende Freunde des Instituts, unter ihnen auch einige der Studierenden selbst, vermehrten. Aus Picks Nachlasse und durch Ausgrabung erhielt man ferner allerley Erzfigürchen, metallene Werkzeuge, Bildwerke in Stein, Gefäße von gebrannter Erde und von Glas, welche denen des, der Universität einverleibten, an Schätzen dieser Art ungleich reicheren, Museums der rheinisch-westphälischen Alterthümer zugesellt wurden. Doch die Hauptabsicht des

verehrten Freyherrn Stein von Altenstein, Stifters der Universität, ging nicht auf Sammlung von Kunstüberresten aller Art und Zeit, welche Bemühung gar leicht in pedantische Antikaglienjagd ausartet, sondern vielmehr dahin, den Sinn für das Wesen bildender Kunst zu wecken, und die studierende Jugend mit den vorzüglichsten Werken des Alterthums bekannt zu machen.

Diesem Zwecke findet unser Verfasser — und wer könnte anderer Meinung seyn? — nichts angemessener, als Abgüsse und Abdrücke von Werken der Bildhauerey, geschnittenen Steinen und Münzen, indem sich in diesen vollkommensten und zugleich wohlfeilsten aller Abbilder nach und nach eine Auswahl des Vorzüglichsten aller Hof- und Nationalsammlungen vereinigen läßt Das Museum besitzt einen ziemlichen Vorrath von Originalmünzen römischer Familien und Kaiser, weniger griechische; von Gemmenabdrücken aber bis jetzt nur die schlecht ausgewählte Löhrische Sammlung, welche der Verfasser bey seinen Vorlesungen über alte Kunstgeschichte durch eine ihm selbst angehörende ergänzte. Die Münzpastensammlung des Mionnet hingegen, die eben so große Schätze der Kunst, als unerschöpfliche Hülfsmittel für das Studium des Alterthums, vorzüglich des griechischen, enthält, ist, bey den beschränkten Mitteln der Universität, noch nicht angekauft; doch hofft Herr Welcker, die ausgesetzte jährliche Summe von zweyhundert Thalern werde hinreichen, in nicht allzulanger Zeit eine Menge von Münzen und Gemmen herbeyzuschaffen.

Was die Gypsabgüsse, den Hauptgegenstand des Programms, anlangt, so befindet sich darunter eine geringe Anzahl meist nicht im besten Zustande erhaltener Dubletten der Akademie zu Düsseldorf; die übrigen sind, nachdem schon im Dezember 1819 zweytausend Thaler, außer den jährlichen zweyhundert, dazu ausgesetzt worden, in zwey Lieferungen, theils sogleich damals, theils 1823 von Herrn Jacquet, Abformer des königlichen Museums zu Paris, bezogen, der die Verpackung so gut besorgt, daß man im Allgemeinen auf vollkommene Wohlerhaltenheit rechnen kann; und sollten kleine Beschädigungen geschehen seyn, so werden Hände, Arme und Köpfe, die besonders geformt sind, bereitwillig nachgeliefert.

Der Verfasser berührt bey dieser Gelegenheit die Frage, bis zu welcher Zeit der Gebrauch von Gypsabgüssen hinaufsteige, und wie weit er wohl, wenigstens im späteren Alterthume, verbreitet gewesen sey? Theophrast, wo er ausführlich von den Arten und dem Gebrauche des Gypses handelt, erwähnt weder Abgüsse noch Bildnerey von Gyps; allein da schon Lysistratus, Bruder des Lysippus, das Abformen sowohl nach dem

Leben, als nach Bildsäulen erfunden hatte (Plin. Hist. natur. 35, 44), und da Juvenal (Satyr. 2, 4) alles voll vom Gyps des Chrysippus sah, so ist nicht unwahrscheinlich, daß damals und vielleicht schon früher in Privathäusern und Bibliotheken ganze Reihen abgeformter Bildnisse aufgestellt waren. Dennoch darf man diese Vermuthungen nicht zu weit treiben. Winkelmann (Kunstgeschichte 7, 1, 5) bildete sich ein, M. Terentius Varro habe seinen »Siebenhundert berühmten Männern« Gypsabgüsse in alle Welt mitgegeben, wohin er Abschriften des Werkes verschenkte, nach Plinius, Naturgesch. 35, 2. »Bedenkt man recht,« sagt Herr Welcker, »die Zahl Siebenhundert, ferner die Worte *in omnes terras misit*, — benignissimo *invento*, — *insertis* voluminum suorum fecunditati — aliquo modo *imaginibus*, und erwägt dabey, wie leicht der Eindruck von Siegeln und Stampillen mit Schrift in weiche Massen zum Abdrucken einer aufgetragenen Farbe auf feste Flächen führen konnte, sobald Bedürfnisse oder Wunsch, die bey vielen Erfindungen mehr als Scharfsinn und Hülfsmittel in Betracht kommen, einen Antrieb gaben, so wird man kaum der schönen Bemerkung des gelehrten Bischofs Münter in seinen Sinnbildern und Kunstvorstellungen der alten Christen (Altona 1825, 2. Heft, S. 3 f.) Beyfall versagen, daß Varro eine ähnliche Erfindung, wie das Formschneiden, Holzschneiden oder den Holzschnitt des Mittelalters gemacht hat.«

In neuern Zeiten war Andreas Verrocchio (1432—1488) zu Florenz einer der ersten, die sich des Abformens in Gyps bediente, um Theile des Menschenkörpers vor sich zu haben zu bequemerer Nachahmung, wie die Alten seit Lysistratus Modelle von Bildsäulen nahmen. Auch fing man damals in Florenz an, Köpfe Verstorbener abzuformen, und in allen Häusern auf den Kaminen, Fenstern und Gesimsen aufzustellen; was denn vermuthlich bald darauf zur Vervielfältigung auch der Kunstwerke angewandt wurde; wiewohl man Anfangs Abgüsse in Metall vorgezogen zu haben scheint, nach dem Beyspiele Franz I. von Frankreich, der 1531 durch Primaticcio die Reiterstatue des M. Aurelius auf dem Kapitol, die schönsten Statuen des Belvedere und andere abformen und gießen ließ. Ja noch Ludwig XIV. sandte in gleicher Absicht Künstler nach Rom, und erhielt durch sie, außer mehreren Bildsäulen, sogar die Reliefe der Trajanssäule in Erz ausgegossen. Diesem Könige nachahmend, stellte um 1760 der Patrizier Filippo Farsetti zu Venedig von geschickten Künstlern gearbeitete Formen aller bedeutenderen Bildwerke in Rom, Toskana und selbst in Spanien bey sich auf, um Kunstsinn unter seinen Mitbürgern

durch alle Stände hin zu wecken, und ihm Einfluß auf Arbeiten jeder Art, wie sie überall zum Nutzen oder zur Zierde gebraucht werden, zu verschaffen. Späterhin nahm Raphael Mengs seine Gypsabgüsse in mehr als 120 großen Kisten nach Spanien mit, und schenkte sie nachher dem Könige, so wie andere Exemplare aus denselben mit Einsicht veranstalteten Formen seiner Vaterstadt. Seitdem ist die Kunst des Abformens noch vervollkommt worden, und die Vervielfältigung der vornehmsten Bildwerke durch den Gyps hat sich besonders durch die neuern Anstalten in Paris, in Werkstätten, Kunstakademien, Museen, Privathäusern immer mehr verbreitet, so daß man leicht aller Orten einen trefflichen Grund zu Sammlungen dieser Art legen, und nachher darauf durch Nachbildungen auch von Kopien und geringeren eigenen Werken aller Zeiten und Gegenden, öffentlicher und privater, besonders aber älterer, zur Unterscheidung des Styls u. s. w., fortbauen kann.

Nach diesen historischen Notizen erklärt sich der Verfasser, der als archäologischer Autopt und Selbstforscher im ersten Range steht, über die spezielle Absicht des Programms, Studierenden zum Führer durch den langen Saal, worin die Gypse zu Bonn aufgestellt sind, zu dienen. Weder wollte er durch enthusiastische Ansichten im Geschmack Winkelmanns zur Bewunderung hinreißen, noch, wie jetzt zu geschehen pflegt, Einzelschönheiten der Figur und der Gesichtszüge, der Haltung und Geberde, so wie des Kostums und des Faltenwurfs, in einförmiger Phraseologie erörtern; dergleichen allenfalls dem geübten Kenner dient, dahingegen der minder Eingeweihte besser thut, sein Auge an leichte und scharfe Anschauung zu gewöhnen, ohne Anspruch auf gewisse oberflächliche Kunstkennerschaft, »die,« nach Herrn Welcker's Ausdruck, »mit keiner Faser in der eigenen Natur und Empfindung gewurzelt ist.« Vielmehr beabsichtete er, das herauszuheben, was am wenigsten Jeder von selbst findet: die Bedeutung mancher, besonders minder bekannter und verständlicher Werke; die Handlung und den eigentlichen Gedanken des Künstlers, der alles Einzelne zusammenhält, und es durchdringt. »Die innige Verbindung,« sagt er, »dieser Seele (wenn so die reinste und individuellste Bedeutung genannt werden darf), mit allen Theilen und deren Bewegung und Ausdruck, diese strenge und scharfbestimmte Einheit ist das größte Geheimniß der griechischen Kunst; und in sofern bey vielen Werken die Absicht der Erfinder für uns verborgen ist wegen der zufälligen Verdunklung der Umstände und Beziehungen durch die Zeit, und diese Intentionen nur durch genauere Alterthumskenntnisse wieder aufzuhellen sind, kann allerdings auch der Gelehrte auf diesem Gebiete

sich nützlich machen.« Wenn Manche von dergleichen Bemühungen wenig hoffen, und überhaupt dem Menschengeist alle Empfänglichkeit für einfache, reine Kunst abläugnen möchten, so fertigt solche der Verfasser folgendermaßen ab — denn wir können nicht umhin, diese Stelle, die uns aus der Seele geschrieben ist, herzusetzen: —: »Wer kann es läugnen, daß auch die gepriesensten Bildwerke Manchem nichts sagen, daß Viele von dem Anblick derselben wenig Wirkung auf sich verspüren? Aber das Verhältniß, obgleich es einzelne Ausnahmen in Hinsicht auf jede Kunst und Wissenschaft gibt, daß dieser oder jener von ihnen manche der Tüchtigsten abgeneigt sind, wird sich anders stellen, wenn man untersucht, für wie viele von diesen Gleichgültigen denn wohl in der Sprache eines Homerischen Helden mehr Kraft und würdevoller Anstand liege, als in dem Auftritte und in dem geschwungenen Arm des Kämpfers von Agasias; wie vielen von denen, welchen die reinsten Formen und die zarteste Vollendung jugendlich blühender Figuren nur Stein ist, die Anmuth des Sophokles faßlich seyn, oder die liebliche Gestaltung und Weichheit eines Mimnernischen Verses reizender erscheinen möge. Ohne alle Erhebung des Sinnes oder in das Innere gekehrten Blick wähnt mancher die alten Schriftsteller, bloß weil er an ihnen sich abmüht, zu verstehen und lieb zu haben: die Klarheit und Schärfe ihrer Begriffe, der Sinn und die Farbe ihrer Bilder und Tropen, die eigentliche Gestalt ihrer Einbildnngen und Schöpfungen, Scherz und Ernst, hohe menschliche Gesinnung, Schwung und Tiefe, oder auch Entartung des Gefühls, reine Abgemessenheit und gewählte Verhältnisse, Zweck und Plan, bleiben ihm fremd« u. s. w.

Wir glauben hinlänglich den Geist angedeutet zu haben, in welchem diese gedankenreiche Schrift abgefaßt ist. In den einzelnen Beschreibungen der Figuren dem Verfasser zu folgen, verbeut der Raum dieser Blätter, um so mehr, da gewiß kein Kunstfreund unterlassen wird, seine Büchersammlung mit diesem Programme zu bereichern. Aufmerksam machen wir jedoch auf einige, besonders feine Bemerkungen, die uns dort aufstießen. Dahin gehört in dem Abschnitte über den kämpfenden Heros, den sogenannten Borghesischen Fechter, von Agasias die Bemerkung der zweyfachen Kunst der Gymnastik und des Bildhauers, welche Kunst so groß ist, daß dadurch die Vorstellung der Einfachheit und des Gewaltigen, welche dem Heroischen vorzüglich eigen sind, entfernt zu werden scheint. »So ungefähr,« sagt er, »würde Achilles in der Darstellung eines Antimachus, verglichen mit der Erscheinung des Homerischen Achilles, auf uns wirken.« Mit Recht verwirft er die Ansicht der Venus von Milo, welche sich auf eine in der Nähe ge-

fundene linke Hand mit einem Apfel, nebst einem Stück des dazu gehörigen, etwas erhobenen Arms gründet, und den Apfel zu jenem machen möchte, den Paris von der Göttin erhielt; eine Annahme, wogegen Stellung und Charakter des Bildes streiten. Ist es wirklich ein Apfel, was die Hand hält, so möchte Herr Welcker die Figur für eine Vorstellung der Insel oder Stadt Melos halten, und der Apfel (μῆλον) spielte dann, nach griechischem Kunstgebrauch, auf den Namen der Person an, so wie die Münzen der Melier einen Apfel, oder auch an Einem Zweige drey, enthalten. Beydes zugleich, Melos und Venus, könnte er nicht andeuten, weil die Bestimmtheit der Kunst solche Zweydeutigkeiten verbeut. Lesenswerth ist die Widerlegung Visconti's (Pioclement. 2, 29), der die Fabel von Laokoon unmoralisch nennt, weil ihr zu Folge der edelste Patriot eines von einem Gott verhängten schrecklichen Todes sterbe. Nur sehen wir nicht, wie selbst die Bedeutung des Namens Laokoon des Priesters Schuld anzeigen soll (S. 89), und möchten überhaupt auf Etymologien der Eigennamen nicht allzuhohen Werth legen, da größtentheils Zufall oder Herkommen über ihnen waltete. Der mißverstandene Ring über den Knöchel des Achill aus Villa Borghese, jetzt im Louvre, scheint richtig für eine bloße Andeutung der Beschuhung durch den obersten rundumlaufenden Riemen der Sohlenbänder erklärt zu werden; eine Art von Abbreviatur, ähnlich jener auf einem schönen Sarkophag (m. s. Welcker's Zeitschrift für alte Kunst, Taf. 1, 3), wo an einem Hirten der Stiefel nur durch einen Ringel in der Höhe, bis wohin das Leder reichte, ausgedrückt ist, und auch dieß nur an dem einen Beine, wie an dem Satyr auf einer Vase bey Millin (2, 64). Die zahlreichen Kopien des Satyrs (höchst wahrscheinlich des berühmten, περιβόητος genannt, von Praxiteles) scheinen uns etwas zu eng aus dem äußern Umstande erklärt zu werden, daß man Satyre an Brunnen aufstellte, um so ihr vermeintes Flöten zu der Musik des Wassergeriesels zu gesellen. Sollte nicht vielmehr die Vortrefflichkeit des Werkes der Hauptgrund der häufigen Nachbildungen seyn, deren schon Winkelmann dreyßig zählte? Die Diana von Versailles, schon seit Heinrich IV. in Frankreich, findet der Verfasser im Geiste des vatikanischen Apollo gedacht; der gewählte Augenblick habe etwas Entsprechendes; auch in den Verhältnissen und der Behandlung, sonderlich der gleichschönen Beine und Füße, fehle es nicht an Uebereinstimmung. Sey indeß der Kunstwerth nicht ganz so hoch angeschlagen, als es in neueren Werken über das französische Museum geschehen, so müsse man bedenken, daß wir das Verhältniß des Bildes zu seinem etwaigen

Originale nicht mehr kennen. Die Deutung der sinnenden Stellung des Antinous vom Kapitole, dieses miselli archemori (armen Erznarren), wie Vater Tertullian de Coron. milit. 13 ihn schilt, beschäftigt auch unsern Forscher, und er findet es wahrscheinlich, daß der Künstler den schönen Jüngling im Augenblicke seiner Weihung für Hadrian auffaßte, wie er, ein Göthischer Fischer, starr auf die Wellen blickt, die ihn aufnehmen sollen. Uns scheint aus dieser Annahme die Neigung des Hauptes nach der rechten Seite nicht erklärbar, welche Neigung etwas auf keinen bestimmten Punkt Gerichtetes andeuten kann, sondern wohl überhaupt jene schwärmerische Selbstvergessenheit, oder ein gewisses Erliegen der Seele vor der Uebermacht düsterer Ideen anzeigt, die Antinous und einen großen Theil seiner Zeitgenossen beherrschten. Vollkommen richtig sagt Herr Welcker selbst S 53: »Auf nichts haben bey allen bessern Werken Urtheil und Forschung strenger zu achten (so wie sie gerade in nichts anderem öfter, auffallender, gröblicher geirrt haben), als auf Bewegungen und Geberden, in welche die Bedeutung gelegt ist. Keine Erklärung kann richtig seyn, welche in diesen etwas Willkürliches und Unbestimmtes, Widersprechendes oder Wunderliches übrig läßt.« Wenn er hingegen das vortreffliche Werk, ohne Beziehung auf etwas so Bestimmtes, als jenes Anschauen der Flut von dem Vorwurfe des Gesuchten oder Seltsamen in der Haltung kaum frey zu sprechen wagt, so scheint er uns zu weit zu gehen. In der Gruppe von St. Ildefonso hält der Verfasser den Diener der Proserpina, der in jeder Hand eine Fackel trägt, für nichts anderes, als den Genius des Todes unter dem Bilde eines, der den Scheiterhaufen anzündet. Wegen des dabeystehenden Altars findet er es wahrscheinlich, daß man die Leichenfackel an der Flamme eines Altars zu entzünden pflegte. »Aber vermuthlich,« sagt er, »bediente man sich nur einer; der symbolischen Person durften zwey gegeben werden, so gut wie der Artemis, und die Handlung spricht sich dadurch noch bestimmter und vollständiger aus.« Möglich, aber etwas Müßiges hat dann immer doch die zweyte Fackel; daher wir fast lieber annähmen, daß sie sich auf zwey anzuzündende Scheiterhaufen, d. h. auf den Tod von Zweyen, beziehe. — Die Opferschale in der Hand des andern Jünglings, in welchem man den Schlaf erkennt, an der Herder in der Abhandlung: »Wie die Alten den Tod gebildet,« Anstoß nahm, hält Herr Welcker für falsche, neuere Ergänzung. Merkwürdig ist es zu lesen, wie verschieden man dieses Werk, über das er sich am ausführlichsten ausspricht, gedeutet hat. In den Statuen des Perrier vom

Jahre 1637 erscheinen die Jünglinge unter dem Namen Decii sese pro patria devoventes. Dellatorre nannte sie Genien der Natur, der Isis opfernd; Maffei in den Statuen (tav. 121) Lucifer und Hesperus. Zu Winkelmanns Zeit galten sie für Kastor und Pollux. Visconti glaubte in dem Kopfe des einen Jünglings den Antinous zu erkennen, und erklärte hernach den andern für dessen Genius oder für Merkur, der den Bithynier in die Unterwelt hinabführe (eine Handlung, wovon Stellung und Bewegung des Bildes keine Spur zeigt), die Göttin aber für Nemesis (Osservaz. su due Musaici antichi, 1788, p. 31. Pioclement. t. 6, tav. 47). Ein berühmter Bildhauer, hierauf eingehend (deutsches Museum, 1813, März, S. 258), nennt das Ganze Todesweihe des Antinous, und zweifelt, ob der Jüngling mit den Fackeln der Genius Hadrians oder der des Todes sey, welcher die dem Leben des Kaisers leuchtende Fackel erhebe, die des Antinous auslösche u. s. w. Sogar die Gruppe selbst als solche hat die Kritik neuerlich zu vernichten gedroht, das Ganze zu einer modernen Zusammensetzung herabgewürdigt, und beyde Hauptfiguren für ganz verschieden erklärt, die eine für Apollon Sauroktonos, ein altes, schönes Werk, die andere für ein tadelhaftes aus Hadrians Zeit (C. Fr. Rumohr: Ueber die antike Gruppe Kastor und Pollux, oder von dem Begriffe der Idealität in Kunstwerken, 1812). Doch wir müssen wegen des Weiteren über diesen interessanten Gegenstand auf das Programm selbst verweisen. In Rücksicht auf Apollon Sauroktonos (Eidechsentödter), der aus verschiedenen Nachbildungen einer berühmten Erzfigur von Praxiteles bekannt ist, macht Herr Welcker aufmerksam darauf, daß die Eidechse, als Freundinn der Sonne, eine Beziehung auf Apollon als Sonnengott habe; daher sich auf den rhodischen Münzen das Sonnengesicht des Helios neben einer Eidechse zeige; ein von Eckhel, Mionnet und Andern übersehener Umstand, den zuerst Zoega (Num. Alexandr. p. 157) erwog. Da dieses Thier auch neben dem Wahrsager Thrasybulos bey Pausanias (6, 2, 2) abgebildet war, so glaubt Becker im Augusteum (2, S. 33) hier ein Vorspiel des Pythonsiegs zu sehen, in sofern der Gott, der sich aller Orakel zu bemächtigen suchte, auf ein Geschöpf, dem man, wie es scheint, Weissagungsgabe zuschrieb, spielend, wie es dessen Natur mit sich bringe, Jagd mache Allein mit gutem Grunde findet unser Verfasser diese Vorstellung kleinlich, und in der Eidechse nur eine Andeutung der Wahrsagerkunst des Gottes. Als Apollinisch nämlich müsse die Eidechse zu einer Art des Prophezeyens gedient haben; und die Eidechsenorakel seyen,

wie der Name der Figur und die Worte des Plinius (34, 19, 10: fecit et puberem Apollinem subrepenti lacertae cominus sagitta insidiantem, quem Sauroctonon vocant; m. vgl. Martialis 14, 172) lehren, durch Belauschen und Durchspießen des Thierchens bewerkstelligt worden.

Unter den Köpfen bemerken wir den des Jupiter, »das erhabenste und zugleich kolossalste Bild des höchsten Gottes, welches auf uns gekommen ist.« Ferner Sokrates aus Villa Borghese, vollkommen übereinstimmend mit der Farnesischen Herme, woran der Name und ein denkwürdiger Ausspruch aus dem Kriton steht. Visconti in der Ikonographie vermuthet, diese und einige ähnliche Bildnisse des Sokrates seyen nach dem erzenen von Lysippus gemacht. Demosthenes aus Villa Albani zu Paris; unter den zahlreichen Bildern des berühmten Redners das ausdrucksvollste. Visconti findet die Gesichtsbildung nicht einnehmend, sie verspreche keinen liebenswürdigen Charakter. Dagegen bemerkt Herr Welcker mit Recht, daß, dieses auch angenommen, der Ausdruck großen Verstandes und hoher Selbstständigkeit überhaupt mit einem besonders gefälligen Wesen nicht ganz vereinbar sey. Alexander der Große, mit dem Namen *ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΣ ΦΙΛΙΠΠΟΥ ΜΑΚΕΔΟΝΟΣ*, 1779 bey Tivoli gefunden, und jetzt im Museum zu Paris; das sicherste Bild des Eroberers, aber von dem vulkanischen Grunde, worin der Marmor lag, beschädigt; Nase und Mund übel ergänzt. Der Marmor ist pentelisch, und die Herme wahrscheinlich etwa zweyhundert Jahre nach Alexander in Athen gearbeitet. Claudius, das beste Bild von ihm. Auctoritas dignitasque formae non defuit — opimis cervicibus, sagt Sueton. Alexander Severus, merkwürdig als gute Arbeit des dritten Jahrhunderts, und als das einzige sichere Marmorbild dieses vorzüglichen Fürsten, das mit den Münzen übereinkommt; jetzt wieder in Rom. Pallas, in Paris, vortrefflicher Kopf. Ein vielbewunderter Pferdekopf vom Gespann der Nacht am Giebelfelde des Parthenon. Man sehe darüber Göthe's Aufsatz in der Zeitschrift zur Morphologie II. 1, 64. Unter den Reliefen bemerkt man 23 Stücke vom Fries des Parthenon; Ulysses und Tiresias in der Unterwelt, aus Villa Albani, in Paris (Winkelmann's Monum. ined. tav. 157); den pythischen Kitharödenwettkampf; Jupiter, Thetis und Juno, nach Ilias 1, 495, einen der schönsten Ueberreste dieser Art aus dem Alterthume, aus Turin, in Paris zurückgeblieben; die bekannte Bachantin in fanatischer Ergriffenheit, ebenfalls aus Turin, und noch jetzt in Paris; endlich die Vorder-

seite und eine Querseite des Wiener Sarkophags mit der Amazonenschlacht. »Berühmt geworden ist er nach seinem hohen Werthe erst während des kurzen Aufenthalts in Paris, wo man weniger säumt, die bedeutendsten alten Kunstwerke vermittelst der nützlichen Erfindung des Grabstichels der Welt bekannter zu machen. Der Sarkophag soll von Don Juan nach der Schlacht von Lepanto nach Wien geführt, und gar unter den Ruinen von Sparta gefunden seyn. Er ist aus dem griechischen Marmor, der Cipolla genannt wird, und die beyden Vorstellungen sind hinten und an der anderen Querseite mit geringen Verschiedenheiten, nur in weniger guter Arbeit, wiederholt. Was die zwey anderen Seiten betrifft, so ist die Vortrefflichkeit der Ausführung einer Komposition würdig, die in so schönen symmetrischen Verhältnissen eine so große Mannigfaltigkeit umfaßt, und in so engen Schranken des Raums so viel That und Leben einschließt. Auf allen Punkten zeigt sich der Charakter der Einfalt und der Gediegenheit; Anmuth ist über das Schaurige verbreitet, ohne daß das Gefällige der Kraft Abbruch that. Das Uebergewand mit pelzgefütterten Aermeln, das einige dieser Heldinnen des Scythenlandes angehängt tragen, ungefähr nach der Art unserer Husaren, kommt in ähnlichen Bildern nicht vor.« S. 102 f. a + b.

Art. IV. Fortsetzung der Recension des Siebenmeers.

Zweytes Fahrzeug des vierten Meers.

Sanâï manewi, Kunststücke des Sinnes, nicht der Worte, enthält 47 Anker.

Erster Anker. Das Kunststück Ihâm, Doppelsinn, oder eigentlich: einen an etwas, was nicht gemeint ist, denken machen. »Dieses besteht darin, daß man ein Wort gebraucht, »das zwey Bedeutungen hat, eine nahe und eine entfernte, wo »denn der Hörer zunächst an die nahe denkt, der Dichter aber die »entfernte im Sinne hat. Z. B. Selmân von Sâwe sagt:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —

Sabâ cün schesti zulfet ber guschâjed
zi tîri carch bângi zih ber âjed.

d. i.:

Wenn der Morgenwind das Netz (schest) deiner Locken löset,
Wird vom Merkur (tîr) des Himmels herab ein Tönen des Beyfallsrufes (zih) kommen.

Unser Autor erläutert das îhâm dieses Verses so: Da ein

»Verhältniß*) zwischen ſheſt und tir iſt (indem jenes Hal-»tung des Bogens und dieſes Pfeil bedeutet), ſo denkt »man bey zih zunächſt an zihi kemân (Senne des Bo-»gens), der Dichter meint aber den Beyfallsruf (zih oder zih è). »Wiederum, da ein Verhältniß zwiſchen tir und ſheſt iſt, ſo »denkt man an den tir (Pfeil), der geſchoſſen wird; der Dich-»ter meint aber den Merkur (Tir)«. Der letzte Satz könnte vielleicht auch ſo heißen ſollen: Wiederum, da ein Verhältniß zwiſchen ſih (Sonne) und ſheſt (Haltung des Bogens) iſt, ſo denkt man bey tir an den Pfeil ꝛc. Und dazu iſt dann noch zu ſetzen: Da ein Verhältniß zwiſchen tir (Pfeil) und zih (Senne) iſt, ſo denkt man bey ſheſt an die Bedeutung: Haltung des Bogens; es iſt aber hier Netz gemeint.

Ein anderes Beyſpiel. Ein Dichter ſagt zum Lobe des Propheten;

Rubâ'i:

ſhâhâ beg'ihân deri' nebuwwet beſtî
uz mu'g'ize g'ânî duſhmenân râ cheſtî
ſhâhâ ne mehi' du hefte kerdî be du nim
merdâne meſâfi bedr' râ biſhgeſtî.

d. i.:

O Fürſt! auf der Welt haſt du die Thür des Prophetenthums (als der letzte Prophet) zugeſchloſſen;
Und durch Wunder haſt du die Seele deiner Feinde gebrochen.
O Fürſt! nicht (nur) den Mond von zwey Wochen haſt du in zwey Hälften geſpalten,
Männlich haſt du auch die Schlachtordnung von Bedr durchbrochen.

Bedr heißt Vollmond, an den man zunächſt denkt, da vorher vom Monde die Rede iſt; der Dichter meint aber die Schlacht von Bedr.

»Bey den arabiſchen Dichtern heißt ihâm ein Wort anwen-»den, welches in mehr als einer Bedeutung genommen werden »kann, mögen dieſe Bedeutungen als näher und ferner verſchie-»den ſeyn oder nicht.« (Der eigentliche, beabſichtigte Doppel-ſinn.) Z. B. Emir Chosrew ſagt:

— — ◡ — | ◡ — — || — — ◡ — | ◡ — —

zulfet zi her du g'ânib chûnrêzi 'âſhikân eſt
c'iſê nemî tuwân guft rôi' tu der mijân eſt.

d. i.:

Deine Locken ſind auf beyden Seiten die Blutvergießer von Verliebten geworden;
Man darf darüber nichts ſagen, dein Geſicht iſt hier in Mitten.

*) c'ûn karine'i ſheſt u tir eſt.

Der beabsichtigte Doppelsinn ist vermuthlich: 1) Du bist hier zugegen, man darf dir also nichts Böses nachsagen. 2) Dein schönes Gesicht ist mitten zwischen jenen blutvergießerischen Locken, das macht alles gut.

»(Derselbe) »Emîr Chosrew Dehlewî hat im Buche »ghorret elkemâl (Stirnblasse der Vollkommenheit) zwey »Beits beygebracht, deren jedes vielfache Deutung zuläßt (Trochäen):

1. pilten shâhi u bishâr est bâret ber serir
zîn mereng ei ebri bâgh er [1]) gôjemet bisjâr bâr
2. bâzi ser bâzi tu bâ sîmurgh bâzî miguned
ger tu ei shêri girân ser bâz dârî der shikâr.

d. i.:

1. Du bist der elephantenleibige Shâh, und viel ist dein Gewicht (bâr) auf dem Throne;
Darum zürne nicht, ob Wolke des Gartens, wenn ich dich nenne viel — bâr.
2. Dein kopfwagender Falke (bâz) treibt mit dem Sîmurgh nur sein Spiel,
Wenn du o Löwe schwer — ser bâz — hältst auf der Jagd.

Im ersten Beit hat das bâr am Ende, mit dem viel davor, folgende sieben Bedeutungen, wie sie unser Autor aufzählt: 1) wenn ich dich nenne einen viel gewichtigen, 2) wenn ich dich nenne einen viel Zutritt gebenden, 3) einen viel fruchtigen, 4) einen viel wohlthätigen [2]), 5) einen viel regnenden, 6) einen vielfältigen, 7) wenn ich dich vielmal nenne.

Im zweyten Beit geben die beyden Worte ser bâz gleichfalls sieben Bedeutungen; vier davon entstehen aus dem bâz allein, wenn das ser nicht dazu gezogen, sondern mit dem vorhergehenden: schwer, zu dem zusammengesetzten Beywort, schwerhauptig, verbunden wird; die drey übrigen aber entstehen aus der Verbindung des ser mit bâz: 1) wenn du, o Löwe, schwerhauptiger, den Falken hältst auf der Jagd; 2) wenn du, o Löwe, schwerhauptiger, (ihn) frey [3]) hältst auf der Jagd; 3) wenn du gleich, o Löwe, schwerhauptiger, (ihn) zurück hältst auf der Jagd; 4) wenn du, o Löwe, schwerhauptiger, (ihn) wieder [4]) hältst auf der Jagd; 5) wenn du, o Löwe

---

[1]) Emendation für âr gôjimet.

[2]) bisjâr nik kâr; vermuthlich ist hier das arabische bâr (bârr) gemeint.

[3]) Frey, offen, ohne Haube.

[4]) Diese gewöhnlichste Bedeutung von bâz bringe ich hier an für das im Texte an dieser Stelle stehende unverständliche: eger tu bâz dest dârî jani bâz dâr bâshi.

schwer, den kopfwagenden (muthigen, keine Gefahr scheuenden) hältst auf der Jagd: 6) wenn du, o Löwe schwer, den Kopf unbedeckt hältst auf der Jagd; 7) wenn du, o Löwe schwer, ihn mit unbedecktem Kopfe hältst auf der Jagd, d. i. ohne Haube, als einen wohlabgerichteten, zahmen.

»Einige Meister haben das îham dreyfach also eingetheilt:

1) »Wenn der beabsichtigte Sinn eines doppelsinnigen Wor-»tes der unbekannte (d. i. der ungewöhnlichere, entferntere) ist (setze zu: und die übrigen Ausdrücke in Bezug nicht auf diesen beabsichtigten entfernteren, sondern auch den unbeabsichtigten näheren Sinn des Wortes stehen), »dieses nennen sie îhâmi »mureshshah'. Z. B.:

⏓ ⏑ — — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ — — | ⏓ ⏓ —

mâhem în hefte shud ez shehr' bec'eshmem sâlê 'st
h'âli hegrân tu c'i dânî ki c'i mushkil h'âlê 'st.

d. i.:

Mein Mond ist diese Woche aus der Stadt gegangen; in meinen Augen ist es ein Jahr.
Der Zustand der Trennung, was weißt du, was für ein schwerer Zustand es ist!

»Der beabsichtigte Sinn von mâh, Mond, ist Liebster; Woche »und Jahr aber stehen in Bezug auf den gewöhnlichen Sinn, »Mond (Monat).«

2) »Wenn Ausdrücke gebraucht werden, die nur in Bezug »auf den beabsichtigten ungewöhnlichen Sinn des Wortes stehen; »das nennen sie îhâmi mug'erred. Z. B.:

⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ —

bechurde tuwân âtesh efrôch'ten
pes ângeh dirachti' kehen sochten.

d. i.:

Mit kleinem Ding kann man ein Feuer anzünden,
Und dann einen alten (großen) Baum damit verbrennen.

»Bey churde, klein Ding, ist der ungewöhnlichere Sinn: »Holzkohle (achger), gemeint; anzünden und verbren-»nen aber stehen in Bezug auf diesen ungewöhnlicheren Sinn.«

3) »Wenn sowohl Ausdrücke gebraucht werden, die in Be-»zug auf den gewöhnlichen, als solche, die in Bezug auf den be-»absichtigten ungewöhnlichen Sinn stehen; das nennen sie (auch wie Nr. 1) îhâmi mureshah'. Z. B.:

⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏓ ⏓ —

buwed zi chatti tu h'arfê*) behâsh' sad gân la'l
ger ibn' mokla buwed mushterîsh' ur jâkût.

*) Emendation für h'arf.

d. i.:

Von deiner Schrift ein einziger Buchstab, sein Preis sind hundert Schachte Rubinen,
Mag nun Ibn Mokla oder auch Jakût sein Käufer seyn.

»Mit Jâkût (Hyacinth) ist hier der Name eines Schönschreibers »gemeint; Schrift aber und Buchstab stehen in Bezug auf »diese ungewöhnliche Bedeutung; hingegen Schacht und Ru- »bin in Bezug auf die gewöhnliche.«

Diese dreyfache Eintheilung ist nur eine mißverständliche Anwendung der Eintheilung der Metapher musteâr; in durchgeführte, mureshshah' (tershih'), und nicht durchgeführte, mug'erred (teg'rîd), worüber man sehe die Scholien zu de Sacy's H'arîri, S. 7. — Vergleiche auch Anker 36 dieses Fahrzeugs.

S. 142. Zweyter Anker des zweyten Fahrzeugs. Das Kunststück muh'temil el'd'hiddein, d. i. was beyde entgegengesetzte (Auslegungen) zuläßt; auch dhu -lweg'hein, von zwey Bezügen, genannt. »Dieses ist, wenn ein Dichter »oder Prosaist eine Rede vorbringt, die zwey verschiedene Bezie- »hungen zuläßt, als einmal zum Lobe und einmal zur Satyre.« Z. B. (Versmaß des Rubâi):

ei châge d'hijâ shewed zi rôi' tu t'halem
bâ t'al'ati tu' sûr' nemâjed mâtem.

d. i.:

O Herr! Licht wird vor deinem Gesicht Finsterniß;
Vor deinen Anblick scheint ein Hochzeitfest Trauer.

Nach der gewöhnlichen Konstruktion des Persischen, wo das Prädikat nachdrücklich dem Subjekte vorausgesetzt wird, enthielte dieses das Lob: zu Licht wird die Finsterniß, als ein Hochzeitfest erscheint die Trauer. Doch hindert nichts, es auch umgekehrt als Satyre zu nehmen: das Licht wird zu Finsterniß, das Hochzeitfest scheint eine Trauer. Doch folgendes:

— — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — —
werd est' bedesti dôs't'et châr
nûr est' bec'eshmi dushmenet nâr.

d. i.:

Rose ist dir in Freundeshand Dorn,
Licht ist dir in Feindesauge Feuer.

läßt zwar auch die zwey Konstruktionen zu, die aber den Sinn wenig verändern, am wenigsten wird dadurch Lob zu Tadel, denn es ist beydes Tadel: der Dorn, in Freundeshand gestochen, ist dir eine Rose der Lust; das Feuer, das in Feindesauge fällt, ist dir ein Freudenlicht. Oder: die Rose in deines Freundes Hand

ist dir ein Dorn des Neides; das Licht in deines Feindes Auge ist dir ein quälendes Feuer. Vielleicht soll aber doch auch dieses Lob darin stecken: durch deine Freundschaft wird deinem Freunde der Dorn zur Rose, durch deine Feindschaft wird deinem Feinde sein Augenlicht zu Feuer. — Dann bringt unser alles konfundirender Verfasser noch einige Beyspiele hierher, die auch einen Doppelsinn enthalten, aber ganz anderer Art, nämlich Ausdrücke der mystischen Erotik, die, sinnlich genommen, als etwas Tadelnswerthes erscheinen, aber geistig, Bezeichnungen für die göttliche Liebeseinigung sind:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

shudem be mesg'id u dîdem butê ki mest' shudem
be ta'âet âmedem ângâ u butperest' shudem.

d. i.:

Ich ging in das Mesg'id und schaute den Abgott, daß ich trunken ward;
Als Muselmann kam ich hin, und als Götzenpriester ging ich von dannen.

Zuletzt ist zu sagen, daß dieser Anker ganz auf einem Mißverständniß beruhen dürfte; denn in diesen und den übrigen Beyspielen sind die Gegensätze, auf die es ankommt, wohl gar nicht die des Sinnes im Ganzen, sondern die der einzelnen Wörter, als Licht und Finsterniß, Rose und Dorn, Muselmann und Götzendiener. Wenigstens ist das letzte Beyspiel, nebst seinen Kameraden gleichen Schlages, in dieser Beziehung unten im funfzehnten Anker dieses Fahrzeugs, der auch muh'temil el'd'hiddein heißt, wiederholt.

Dritter Anker des zweyten Fahrzeugs. Das Kunststück teshbih, Vergleichung. Zur Vergleichung gehört viererley: 1) mushebbeh, das Ding, das verglichen wird; 2) mushebbeh bihi, das, womit verglichen wird; 3) weg'hi teshbih, die Beziehung, in welcher verglichen wird, das tertium comparationis; 4) edâti teshbih, ein Hülfswort, wodurch die Vergleichung angedeutet wird. Z. B.:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

ei ruchet hemc'u âfitâb' munîr.

d. i.:

O deine Wange wie die Sonne hell.

Wange 1) Sonne 2) hell 3) wie 4).

Wenn der Vergleichungspunkt, das tertium comparationis, nicht besonders ausgedrückt wird, so nennt man das teshbihi mug'emmel, zusammengefaßte Vergleichung, z. B. wenn man obiges Misrâ' so liest:

ei ruchet hemću âfitâbi munir.

d. i.:

O deine Wange wie die helle Sonne.

Wenn aber der Vergleichungspunkt besonders ausgedrückt ist, so heißt das teshbîhi mufassal, gesonderte Vergleichung.

Wenn die Vergleichungspartikel ausgedrückt ist, so heißt's teshbîhi mursal, in Gang gesetzte oder gehn gelassene Vergleichung; so das obige Beyspiel mit der Vergleichungspartikel wie. Im Gegentheil aber, teshbîhi mu'akked, zusammengedrängte Vergleichung. Z. B.:

— — ᴗ — ᴗ — ᴗ ᴗ — — ᴗ — ᴗ —

jek sheb nedâsht pâsi dilem zulfi hinduwet
bâ ânki hinduwân heme bâshend pâsbân.

d. i.:

Nicht Eine Nacht hat dein indisches Haar Wache über mein Herz gehalten,
Da doch die Indier alle Wächter sind.

Dein indisches Haar enthält die Vergleichung: dein Haar, das schwarz ist wie ein Indier.

Auch wird die Vergleichung siebenfach so eingetheilt:

1) teshbîhi motlak, unbedingte Vergleichung, auch teshbihi tasrîh, rein ausgesprochene, genannt, wobey die Vergleichungspartikel *) ausgedrückt ist, und keine der in den folgenden Abtheilungen eintretenden Bedingungen Statt findet. Z. B.:

Von 'Abd Elwâsi gebeli (Trochäen):

cheshmi tu kâhir ću nâr u gûdi ku sâil ću âb
kabi tu sâfi ću bâd u hilmi tu thâbit ću kîn.

d. i.:

Dein Zorn heftig wie das Feuer, deine Milde strömend wie das Wasser,
Dein Geist rein wie die Luft, dein Gleichmuth fest wie die Erde.

Von Feleki Shirwâni, Rubâ'i:

bâ men ću bichendîd chosh ân durri choshâb
ber ćihre zi sherm desträ kerd nikâb
'aksi ruchi ô zi pushti desti pur tâb
mî tâft ću ez gâmi belûrîn meji nâb.

*) »Diese ist im Arabischen ke oder mithi, und was dem gleich gilt, im Persischen ćûn, hemćûn, gôi und pendâri.« Es ist merkwürdig, daß die beyden letzten Wörter, gôi, du sagst, d. i. man möchte sagen, und pendâri, du meinst, man sollte meinen, hier geradezu als Vergleichungspartikel betrachtet werden. Wirklich bedeuten sie nichts, als: gleichsam, und entsprechen genau dem arabischen ke enne.

d. i.:

Als sanft mit mir lachte jene sanftwasserige Perle,
Legte sie vor ihr Gesicht aus Scham ihre Hand wie einen Schleyer.
Der Wiederschein ihrer Wange durch die Fläche der glanzvollen Hand
Leuchtete, wie durch den krystallenen Becher der klare Wein.

Von ʿAttâri, Rubâʿi:

sewdâ beserem hemću peleng ender kôh
gham ber seri gham behem ću seng ender kôh
dûr ez weťani ćhésb' bech'ârî gerdem
ćûn shêr' bederjâ ću neheng ender kôh.

d. i.:

Die Liebeslust in meinem Haupt, wie der Tiger im Gebirg;
Kummer gehäuft auf Kummer, wie Gestein im Gebirg.
Fern von meiner Heimat im Elend verkehr' ich,
Wie Löw' im Meer, wie Krokodil im Gebirg.

S. 143. Man erzählt, daß die Berühmtheit des Emir Moʿizzi und seine Zubenennung eines Dichterkönigs am Hofe des Melik Shâh und [1]) des Moʿizz-eldin Shâh folgende Entstehung hatte. In der Nacht des Festes war der Sultân, einen Kugelbogen [2]) in der Hand, mit den Großen des Reichs, um den Neumond zu entdecken, auf die Terrasse getreten, und die Figur des Neumonds ward in der Figur des Kugelbogens sichtbar [3]); bis nun das Auge des Sultans auf den Mond fiel, und er durch Deuten mit dem Finger ihn allen Großen zeigte, und aus großer Freude dem Emir Moʿizzi die Aufgabe gab, hierauf ein passendes Gedicht vorzubringen. Da trug der Meister aus dem Stegreife dieses Rubâʿi vor, worin er vier unbedingte Vergleichungen (teshbîhi moťlak) des Mondes mit vier Gegenständen machte:

ei [4]) mâh' kemâni shehr'jârî gôʾi [5])

[1]) Das und ist zu streichen, denn es ist nur Eine Person, Melik Shâh Moʿizz-el'din.

[2]) kemâni gurôheh, ein Bogen, womit man Kugeln oder Kügelchen abschießt.

[3]) a shekli hilâl bâ shekli kemâni gurôheh mora' (m-r-j-j) mîshud.

[4]) Emendation für in mâh, dieser Mond, was sich nicht konstruiren läßt.

[5]) gôʾi, möchtest du (möchte man) sagen, d. i. gleichsam. Hier findet seine Anwendung, was in der vierten Anmerkung von dieser gesagt ist, daß dieses gôʾi, seiner ursprünglichen Bedeutung völlig entäußert, bloß die Vergleichungspartikel vorstellt; das darin enthaltene du ist ganz wirkungslos, und deßwegen kann, wie im obigen Beyspiele, daneben ein anderes du (o Mond) im demselben Satze bestehen.

já ebruwi ân t'urfe nigâri gô'i
na'lê zede ez zeri' 'ijâri gô'i
der gôshi sipehr' gôsh'wâri gô'i.

d. i.:

O Mond, der Bogen des Shâhes bist du gleichsam,
Oder die Augenbraue des schönen Liebchens bist du gleichsam;
Ein Huf, geschmiedet aus Probegold, bist du gleichsam;
Im Ohr des Himmels das Ohrgehäng bist du gleichsam.

Der Sultan ging auf der Stelle, und wies ein Leibpferd von sich dem Dichter zum Geschenk an; dieser brachte sogleich ein zweytes Rubâ'i vor (worin er vier Dinge mit den vier Elementen verglich):

c'ün âteshi châ'tiri' merâ shâh' bedîd
ez châk' merâ ber zi beri' mâh' keshîd
c'ün âb' jekê terâne ez men bishinîd
c'ün bâd' jekê merkebi châsem bachshîd.

d. i.:

Als der Shâh das Feuer meines Dichtergeistes sah,
Hob er mich von der Erde über den Mond empor.
Eine Melodie, rein, wie Wasser, hörte er von mir;
Und ein Leibroß, schnell, wie Luft, schenkte er mir.

Der Sultan beschenkte ihn hierauf noch mit tausend Dînâr, und befahl, daß man ihn nach seinem eigenen Zunamen benenne. Da nun der Zuname des Sultans Mo'izz-el'dîn war, so ward der Dichter Emîr Mo'izzî zubenannt *).

2) Die zweyte von den sieben Abtheilungen des teshbîh ist teshbîhi kinâje, Vergleichung durch bildliche Bezeichnung; wenn ohne die Vergleichungspartikel bloß das mushebbeh bihi genannt wird, mit Uebergehung des mushebbeh. Z. B. (Trochäen):

lu'lu' ez nergiz furô bârîd u gulrâ âb' dâd
uz tegerki' rûh' perwer mâlishi' 'unnâb' dâd

d. i.:

Perlen (Thränen) aus der Narzisse (Augen) regnete sie nieder, und gab den Rosen (Wangen) Wasser;
Und mit liebesgeistnährenden Hagelkörnern (Thränentropfen) streifte sie die Rothbeeren (Lippen).

3) teshbîhi meshrût', bedingungsweise gestellte Vergleichung. Z. B. (Trochäen):

*) Ich habe ihn mit Unrecht in den früheren Partien dieser Arbeit Moazzî oder Mo'azza' geschrieben, als wäre die Wurzel 'azi. Vergleiche über diesen Dichter v. Hammer's persische Redekünste S. 77, wo ein Theil derselben Anekdote erzählt ist.

mâhî er mâhi' felek râ ez kemân ebrû buwed
serwî er serwi' sihî râ 'anberîn kêsû buwed *).

d. i.:

Der Mond bist du, wenn der Mond des Himmels bogenförmige Brauen hat;
Die Cypresse bist du, wenn die schlanke Cypresse ambraduftende Locken hat.

d. i.: Ich würde dich mit dem Monde vergleichen, wenn der Mond nur so bogenförmige Augenbraunen hätte wie du u. s. w. So pedantisch uns diese Klassifikation vorkommen mag, so lernt man doch daraus, wie man die oft so seltsam gewendeten Vergleichungen bey persischen Dichtern richtig anzusehen hat; wie das bey Nr. 6 noch mehr sich zeigen wird.

4) teshbîhi 'aks, gegenseitige Vergleichung zweyer Dinge unter sich, so daß jedes das Mushebbeh und jedes das Mushebbeh bihi ist. Dabey gilt es gleich; ob der Vergleichungspunkt in beyden Vergleichungen derselbe, oder ein verschiedener ist. Z. B.:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

gerded zemîn zi ferri kodûmet felek mis'hâl
gerded felek zi gerdi semendet zemîn shi'âr.

d. i.:

Die Erde wird durch den Glanz deines Auftrittes himmelgleich,
Der Himmel wird durch den Staub deines Rosses erdfarben.

Oder:

— — ◡◡ — | ◡ — — || — — ◡ — | ◡ — —

lâle' berô'i chôbet mâned ki surch' rôj est
rôjet belâle mâned zân rô ki châl' dâred.

d. i.:

Die Tulpe gleicht deinem schönen Gesicht, weil sie roth von Gesicht ist;
Dein Gesicht gleicht der Tulpe in der Hinsicht, daß es ein dunkles Fleckchen hat.

In welchen beyden Beyspielen der Vergleichungspunkt verschieden ist; gleich ist er dagegen im folgenden:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — — — | ◡ —

mulê hemc'u gul der kefi' desti shâh
gulê hemc'u mul der kefi' desti shâh.

d. i.:

Dieser Wein ist wie die Rose in der Hand des Shâh's;
Diese Rose ist wie der Wein in der Hand des Shâh's.

---

*) Ich bemerke, daß ich vorn herein in diesen Auszügen für buwed, buwem rc. gewöhnlich bewed, bewem rc. geschrieben, verführt von der Analogie mit shewed, shewem rc., besonders aber mit den sanskritischen bhawati, bhawâmi rc.

5) teshbîhi teswije, gleichmäßige Vergleichung; wenn man zwey Dinge mit einem dritten vergleicht. Die herkömmliche Weise ist, daß der Dichter eine Eigenschaft von sich und eine vom Geliebten mit Etwas vergleicht. Z. B. Mantiki sagt:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —
jek nokta âjed ez dili men uz dehâni tu
jek môj' chêzed ez teni men uz mijâni tu.

d. i.:

Ein Punkt wird aus meinem Herzen und aus deinem Munde;
Ein Haar entsteht aus meinem Leib und deiner Taille.

d. i.: Mein Herz vor Verschrumpfung und dein Mund vor Verengung gleichen beyde einen Punkt; mein Leib in Verzehrung, und deine Taille an Feinheit, gleichen beyde einem Haare.

Ein nur dem Gegenstand nach sich anschließendes anderes Beyspiel, das der Autor hierher bringt:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —
dehâni tengi tu âmôcht tengî ez dili men
wugûdi men zi mijâni tu lâgherî âmôcht;

d. i.:

Dein enger Mund hat die Enge von meinem (eng beklommenen) Herzen gelernt,
Mein Wesen hat von deiner (schmalen) Taille die Magerkeit gelernt;

gehört, seiner Wendung nach, nicht hierher, weil ja nicht die zwey Dinge mit Einem dritten verglichen sind; und ließe sich eher als eine Abart von Nr. 4 betrachten.

6) teshbîhi id'hmâr, Vergleichung mit einem heimlichen Rückhalt; »wenn man etwas mit etwas anderem vergleicht, und »dazu bemerkt, daß nicht die Vergleichung der Zweck ist, sondern »etwas anderes.« Z. B. Rubâ'i von Emîr Mo'izzi:

ger nûri meh u rôsheniji' shem' turâ 'st
pes kâhish u sôzishi' men ez behri ĉirâ 'st
ker shem' tu'i merâ ĉirâ bâjed sôcht
ur mâh' tu'i merâ ĉirâ bâjed kâst.

d. i.:

Wenn das Licht des Mondes und die Helle der Kerze dir zukommt,
Aus welchem Grund *) denn ist mein Hinschwinden und Brennen?
Wenn die Kerze du bist, warum muß ich brennen?
Und wenn der Mond du bist, warum muß ich schwinden und abnehmen?

Obgleich die gegebene Definition dieser Art von Vergleichung, so wie die Art selbst, nicht viel taugen mag; so geben

*) Wörtlich: wegen warums; die Partikel warum im Genitivverhältniß.

doch die Beyspiele einen erwünschten Aufschluß, wie man viele ganz unsinnig scheinende Wendungen der persischen Dichtersprache aufzufassen hat, um ihnen ihre rechte Richtung und Geltung zu geben. Das obige Beyspiel will demnach bloß sagen: du gleichest dem Monde, aber nicht in allen Eigenschaften, denn die eine Eigenschaft desselben, das Abnehmen, kommt vielmehr mir, nicht dir zu. Und eben so von der Kerze; du leuchtest wie die Kerze, aber ich brenne wie sie. Diese Art zu reden immer weiter getrieben, gibt endlich Wendungen, wie folgende:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —
ger tu c'erchi c'irâ 'adû 'st' nigûn
ur tu mâhi c'irâ 'adû 'st' nizâr.

d. i.:

Wenn du der Himmel bist, warum ist dein Feind unter sich gekehrt?
Wenn du der Mond bist, warum ist dein Feind schmächtig?

d. i.: du bist das Himmelsrad, aber nicht in allen Beziehungen des Rades, vielmehr ist dein Feind wie das Rad unter sich gekehrt und auf den Kopf gestellt u. s. w.

Ferner:

— — ◡ — ◡ ◡ — || — — ◡ — ◡ ◡ —
rôzem sijâh' c'irâ ger tu' sijâh chat'î
eshkem 'akîk' c'irâ ger tu' 'akîk' lebi.

d. i.:

Warum ist mein Lebenstag schwarz, wenn du der Schwarzbartige bist?
Warum ist meine Thräne Rubin, wenn du der Rubinlippige bist?

Und:

— ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — || — ◡ ◡ — ◡ — ◡ —
'âshik eger menem c'irâ ghonc'e deride pîrahen
koste eger menem c'irâ lâle buwed bechûn kefen.

d. i.:

Wenn ich der Verliebte bin, warum hat die Knospe ihr Hemde zerrissen?
Wenn ich der Getödtete bin, warum ist die Tulpe mit blutigem Leichenhemde?

Doch diese Wendungen gehen schon über die Sphäre der Vergleichungen hinaus. Ihre Geltung ist, z. B. der letzten: Nicht ich allein bin verliebt, auch die Rosenknospe ist es, denn sie sprengt aus Sehnsucht ihre Hülle, wie ein Verliebter sein Hemde zerreißt u. s. w. — Deßwegen werden dann auch ganz ähnliche Beyspiele unten im neunzehnten Anker dieses Fahrzeugs unter ganz anderen Bezug gestellt erscheinen.

7) teshbihi tefd'hil, Vergleichung mit Vorzugeinräumung; wenn man sagt, daß das mushebbeh über das mus-

hebbeh bihi sey, und eigentlich gar nicht damit zu vergleichen. Z. B.:

—⏑——|⏑—⏑—|⏑⏑—
c'erch' u' mâh' nisti tu ez ânk
nist in her du râ duwâm u karâr.

d. i.:

Himmelsrad und Mond bist du nicht, darum weil
Diese beyden nicht Bestand und Beständigkeit haben.

Von Emir Chosrew:

⏑—⏑—|⏑⏑——|⏑—⏑—|⏑⏑—
be bahr' guftem mâni bedesti chân zi kerem
rewân belerze derâmed ki in mah'al c'i merâ 'st
gehi 'at'â dur u jakût' bachshishi kesi ô 'st
gehi sechâ chas u châshâk' mâjei kesi mâ 'st.

d. i.:

Zum Meere sprach ich: du gleichest der Hand des Chân an Großmuth;
Wogend gerieth es in Zittern: »Wie käme solche Stufe mir zu?
»Zur Zeit des Schenkens ist Perl' und Jakut die Spende seiner Hand,
Zur Zeit des Gebens ist Gras und Gestrüpp das Vermögen meiner Hand.

S. 144. Vierter Anker des zw. F. Das Kunststück teffsîr oder Erläuterung. »Wenn man mehrere Eigenschaften summarisch aufzählt (nämlich als unvollständige Satzglieder, die eines Zusatzes bedürfen), und ihre Erläuterung einzeln nachbringt. Ist zweyerley:

1) teffsîri g'elî, offene Erläuterung; wenn man die vorausgeschickten Eigenschaften bey der Erläuterung ausdrücklich wiederholt. 'Ansari sagt (Trochäen):

jâ bubended jâ gushâjed jâ sitâned jâ dehed
tâ g'ihân ber pâj' bâshed shâh' râ în jâd' gâr
ânc'i bistâned welâjet 'ânc'i bid'hed ch'âste
ânc'i bended pâ'i dushmen wânc'i bugshâjed h'isâr.

d. i.:

Entweder bindet oder öffnet, entweder nimmt er oder gibt;
So lange die Welt wird aufrecht stehn, hält unser Shâh diesen Brauch:
Was er nimmt, Königreiche; was er gibt, Kleinodien;
Was er bindet, Feindesfuß; was er öffnet, Festungsthore.

(So einfach schön und kunstreich können nur die älteren persischen Dichter loben.)

2) teffsîri chafi, versteckte Erläuterung; wenn das voraus Angedeutete nicht einzeln wiederholt wird: Z. B.:

◡ — — — | ◡ — — —

hemî ârend' peiweste' zi behri' h'usni tu' peidâ
hemî zâjend' hemwâre' zi behri' nâmi tu' âsân
ratab nachl u' 'asel nah'l u' ferîshem kirm u mushk âhû
durer derjâ u zer chârâ u shekker nâl u gewher gân.

d. i.:

Beytragen beständig, zum Dienst deiner Schönheit, öffentlich —
Vorbringen ohn' Unterlaß, zum Preis deines Namens, ohne Zwang —
Datteln die Palme, Honig die Biene, Seide der Wurm und Moschus das Reh,
Perlen das Meer, Gold das Gestein, Zucker das Rohr und Juwelen der Schacht.

Dieses Kunststück tessir ist kaum von dem leff u neshr im folgenden zwölften Anker zu unterscheiden.

Fünfter Anker d. zw. F. Das Kunststück ta'kîd elmed'h' bimâ jushbih ul'dhemm, Verstärkung des Lobes durch anscheinenden Tadel. Z. B.:

◡ — — — | ◡ — — —

lebet 'îsa' u ruch jûsuf welêkin ceshmi chûnrêzet
châlîli' ash'kârâ u' men ismâ'il' pinhânesh.

d. i.:

Deine Lippe ist ein Heiland, und deine Wang' ein Joseph, aber dein blutvergießerisches Auge
Ist ein (strenger) Abraham von außen, und sein Inneres ist vom (frommen) Ismael.

(In der Sage der Ismaeliten ist natürlich Ismael, nicht Ishak, der Fromme, zum Opfertod bereite.)

— ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — | — ◡ —

kâmeti shân serw' welê râs'tîn *)
pur zi gul ez sâ'idi shân âstîn.

d. i.:

Ihr Wuchs ist eine Zypresse, aber — wahrhaftig!
Voll von Rosen ihres Armes ist ihr Aermel.

Hier beruht die, dann Lügen gestrafte, Erwartung des Tadels bloß auf dem Gegensatzwort aber, in dessen abweichendem Gebrauch eigentlich das ganze Kunststück dieses, so wie des folgenden Ankers besteht:

*) Die vorliegende Form râs'tîn fehlt im Richardson u. a. Man könnte sie für eine superlativische Verstärkung von râs't halten, und übersetzen: Ihr Wuchs ist eine Zypresse, — aber eine besonders gerade. Doch Burhân hat: »râstîn im Sinne von h'akîkî und wâkî'i.« — Der Vers hat noch etwas absonderliches: kâmeti shân statt kâmet shân, und eben so sâ'idi shân. Zwar erlaubte das Metrum auch — — — für — ◡ ◡ —

◡ — ◡ - - | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡̄ ◡̄ —
hemi beferri tu nâzend' dôstân lêkin
be bî nekhîriji tu' dushmenân gunend' karâr.

d. i.:

Auf deine Herrlichkeit sind stolz die Freunde, aber
Auf deine Sondergleichenheit legen ihr Glaubensbekenntniß ab die Feinde.

— ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡̄ ◡̄ —
'adl u insâfi tu shâhâ bekemâl est welêk
in kader hest' ki der bedhl' nedârî insâf.

d. i.:

Deine Gerechtigkeit und dein Maß, o Shâh, sind vollkommen, aber
So viel ist gewiß, daß du in Großmuth kein Maß hältst.

Sechster Anker d. zw. F. Das Kunststück ta'kîd el'dhemm bimâ jushbih ulmed'h', Verstärkung des Tadels durch anscheinendes Lob. Das Gegenstück des vorhergehenden. Z. B.:

— ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ —
wâ'iẓ'hî shehr' eger c'end' bed est a'twâresh
in kader hest' ki dil tîre guned guftâresh.

d. i.:

Der Stadtprediger, ob zwar seine Sitten nicht die feinsten sind,
Doch so viel ist gewiß, das Herz verfinstert einem sein Predigen.

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —
nedâred chalk ezô dirhem ne dînâr
welê dârend ezô âzâri bisjâr.

d. i.:

Die Leute haben von ihm weder Groschen noch Gulden,
Aber sie haben von ihm Plagen genug.

S. 146. Siebenter Anker d. zw. F. Das Kunststück h'usn el'ta'lîl, Schönheit des Vorwands. Wenn der Redner oder Dichter auf eine anmuthige Weise etwas als Grund von einer Sache angibt, was es wirklich nicht ist. Z. B. von Emir Chosrew:

— — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — —
lâle' ki bedil girih shndesh zûd
ez 'âhi men est' âtesh âlûd
ezrak ki be-nesshe râ bedôsh est
ez mâtemi men kebûd pôsh est.

d. i.:

Die Tulpe, daß sie so schrumpft zusammen,
Durch mein Ach ist sie gerathen in Flammen.
Das Veilchen, daß es das Dunkelblau auf der Schulter trägt,
Um meine Trauer hat es die Trauerfarb' angelegt.

Deßgleichen (Trochäen):

surchiji' c'eshmi kebûter hic' midâni ki c'ist
nâme'ê burd ez men u' ber h'âli men chûn migirîst.

d. i.:

Die Röthe des Auges der Taube, weißt du wohl woher sie erscheint?
Einen Liebesbrief von mir hat sie getragen, und über meinen Zustand Blut geweint.

Anderer (mehr frostiger) Art; Rubâ'î von Kemâl Ismâ'il:

ân zulfi choshet ki dil pisend ustâdest
ber kaddi c'u serwet c'u kemend uftâdest
guftem ki c'irâ shikeste'î ser tâ pâsh
fermûd' ki ez g'â'i bulend uftâdest.

d. i.:

Dein schönes Haar, das dem Herzen so wohl wie dem Blick gefallen,
An deinem Zypressenwuchs ists herab wie ein Strick gefallen.
Ich sprach: Warum zerbrichst du's (mit dem Kamm) so von Kopf, zu Fuß?
Sie sprach: Von seiner hohen Stell' ists durchs Geschick [1]) gefallen;

wie ein vom Scheitelpunkt des Glückes gefallener Wezîr, dem durch den Fall Lebenskraft und Muth, wo nicht der Hals, gebrochen ist.

Rubâ'i:

guftem sachunet shikeste wesh c'ûn âjed
bâ ânki heme' c'st durri meknûn âjed
guftâ sachun ez dehâni tengê ki merâ'st
tâ neshkenemesh c'igûne bîrûn âjed.

d. i.:

Ich sprach: Warum kommen deine Wörtchen so gebrochen hervor,
Wiewohl sie alle wie die Schatzperlen hervorkommen?
Der Schöne sprach: Das Wort, aus dem engen Munde, den ich habe,
Wenn ich es nicht zerbräche, wie könnt' es hervorkommen?

Rubâ'î:

ber 'âridh'i lâle rengi ân serwi rewân
ân c'îst' [2]) nishân ezânki geshte 'st' 'ijân
ez beski bechôbî shude engusht' nemâj
z'âsîbi ishâre' [3]) beruchesh mânde nishân.

---

[1]) Ich bitte um Entschuldigung des eingeschlichenen Luxus der Reime, der sogleich wieder verschwinden soll.

[2]) c'îst, Konjektur für nîst.

[3]) Es steht mit versetztem hê: ishâr bereh chesh.

d. i.:

Auf der tulpengleichen Wange jener wandelnden Cypresse,
Was ist das für ein Fleckchen, seitdem sie öffentlich erscheinet?
Weil sie um ihre Schönheit so oft auf sich mit Fingern muß zeigen lassen,
Von der Belästigung dieses Zeigens ist auf ihrer Wange das Fleckchen als Zeichen geblieben.

Dieses ist im eigentlichsten Sinne h'usni ta'lil, schöner Vorwand.

Achter Anker d. zw. F. Das Kunststück g'ewâb u su'âl *), Frage und Antwort. »Wenn man in jedem Mis'ra' »Frage und Antwort anbringt, oder in jedem Beit, die Frage »im ersten Mis'ra', und die Antwort im andern, oder in zwey »Beits, die Frage im einen, und die Antwort im andern.« — Eine sehr gewöhnliche Form der persischen Lyrik, meist als Gespräch zwischen Liebendem und Liebchen, mit guft oder guftâ, es sprach, und guftem, ich sprach, in regelmäßigem Wechsel, die Zeilen herab. Nie tritt das Gedicht, mit Weglassung des epischen: sprach, aus seiner steifen Eintönigkeit in die dramatische Belebtheit unserer Volkslieder herüber. Bey späteren Dichtern, selbst H'âfit'h, sind dergleichen Liebesgespräche meist höchst frostig; doch einige ältere Stücke der Art sind zierlich genug, z. B. das von 'Ansari, das in v. Hammers persischen Redekünsten S. 46 übersetzt ist. Unser Autor gibt nur wenige Beits davon. Dagegen dieses, das uns für vollständig gelten kann, von Fachri, mit der Ueberschrift îhâm, Doppelsinn (Trochäen):

1. guft' g'ânân sûjî men bugdher beser guftem bec'eshm
   guft' terki' g'ân gun u' der mâ niger guftem bec'eshm
2. guft' ber mîdârem ez ruch perde guftem lut'fi tust
   guft' c'eshmi' ch'êsh'râ gô în chaber guftem bec'eshm
3. guft' binmâ c'îst' c'eshmet guftemesh 'ebri' behâr
   guft' âbê zen bechâki' rehgudher guftem bec'eshm
4. guft' g'â'i' men kug'â lâ'ik buwed guftem bedil
   guft' ch'âhem ghair ezîn g'â'ê diger guftem bec'eshm.

d. i.:

1. Es sagte der Liebste: Tritt zu mir herüber ganz: Ich sagte: durchs Auge.
   Er sagte: Gib deine Seel' auf und blick' in mich! Ich sagte: durchs Auge.

*) So: g'ewâb u su'âl, Antwort und Frage, nicht umgekehrt (wie im Deutschen, und der Sache nach): su'âl u g'ewâb, weil das im Persischen nicht klingt.

2. Er sagte: Ich hebe vom Antlitz den Schleyer; ich sagte: es ist deine Gnade.
Er sagte: Sage deinem Auge diese Kunde. Ich sagt' es dem Auge.
3. Er sagte: Zeig' an, was ist dein Auge? Ich sagte: eine Frühlingswolke.
Er sagte: Sprenge Wasser auf den Staub des Weges. Ich sagte: mit dem Auge.
4. Er sagte: Wo ist die mir gebührende Wohnung? Ich sagte: im Herzen.
Er sagte: Ich begehre noch eine andere Wohnung; ich sagte: im Auge.

Ich behaupte nicht, daß ich Auge genug gehabt, überall den tiefsten und feinsten Bezug dieses mystischen Auges aufzufinden und auszudrücken; alle Bezüge waren nicht in einer Uebersetzung zu vereinigen, das Gedicht nennt sich nicht umsonst Doppelsinn. Ein Ghazel, das den gleichen Refrain: mit dem Auge, hat, von Kemâl, ist in den persischen Redekünsten S. 256 übersetzt; da ihm der tiefere Bezug zu fehlen scheint, so ist es wohl eine Nachahmung des unsrigen.

S. 147. Neunter Anker d. zw. F. Das Kunststück rugû', Rückkehr; »wenn man zierlicher Weise sein Gesagtes zurücknimmt (davon zurückkehrt), und gleichsam seinen Irrthum verbessert. Z. B. Rubâ'i:

ber 'ârid'hi tu' sebze'i new châs'te shud
guftem ki meger h'usni ruchet kâs'te shud
nî nî ghalat'em bebâghe chôbî ruchi tu
gul bûd' besebze nîz' ârâs'te shud.

d. i.:

Auf deiner Wange das junge Grün (der Bart) ist ersproßt;
Ich sprach: die Schönheit deines Antlitzes ist wohl in Abnahme.
Nein, nein, ich irre. Im Garten der Anmuth war deine Wange
Die Rose, nun ist sie dazu mit Grün besetzt;

ist gleichsam eine Moosrose geworden.

Zehnter Anker d. zw. F. Das Kunststück tegâhul el'ârif, das sich Unwissendstellen des Wissenden. Als Beyspiel ein in den persischen Redekünsten S 135 übersetztes Ghazel, das dort einem Schahfur aus Nishabur, hier aber einem Mohammed Ispehrî zugeschrieben wird. Das letzte Beit (und in gleicher Wendung sind alle andern) lautet so (Trochäen):

c'eshmi tu' chûnrêz' ter jâ c'erch' jâ shemshiri shâh
ghamze'i' tu têz'ter jâ tegh' jâ bâzâri men.

d. i.:

Ist dein Auge blutvergießender, oder das Geschick, oder das Schwert des Shah's?
Geht dein Wimperblick schärfer, oder das Schwert, oder mein Versemarkt?

Dahin gehören denn auch die ohne Ende sich wiederholenden Fragen: ist das ein Wuchs oder ists eine Zypresse? ein Haar oder eine Hyacinthenranke? eine Wange oder ein Mond? ein Reh oder ein Schöner?

Eilfter Anker d. zw. F. Das Kunststück mubâlagha oder Hyperbel, ist dreyerley.

1) »mubâlagha'i tebligh, die innerhalb der Grenzen »der Möglichkeit und dessen, was zu geschehen pflegt, bleibt. Z. B.:

— — ⏑ — | ⏑ — — — || — — ⏑ — | ⏑ — —
binem c'u bâ râkibet rôzè nisheste tenhâ
ez fikri ân nejâjed châbem bedîde shebhâ.

d. i.:

Wenn ich dich an einem Tag beym Nebenbuhler sitzen seh' allein,
So kommt vor dem Denken daran kein Schlaf mir ins Auge Nächte lang.

2) »mubâlagha'i ighrâk, wenn nicht geradezu das Un»mögliche, doch das Wahrscheinliche behauptet wird. Z. B.:

⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —
nigâri men ki bemekteb nereft u chat' nenuwisht *)
beghamze mes'ele âmôzi sad muderris shud.

d. i.:

Mein schönes Bild, das in keine Schule gegangen, und keinen Buchstaben geschrieben,
Hat mit dem Wimperblick die Quästionen von hundert Professoren gelöst.

3) »mubâlagha'i gholuw, die pure baare Unmöglichkeit. Z. B.:

⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ —
zi summi' sutûrân der ân pehn' desht
zemîn·shesh shud u' âsumân gesht hesht.

d. i.:

Vom Huftritt der Hengste im weiten Gefild
Wurden die Erden sechs und die Himmel acht.

(d. i. eine von den sieben Erden geht in Staub auf, und bildet als Staub einen achten Himmel zu den sieben vorhandenen.)

---

*) Es steht widersinnig: bireft u binewisht. Ich denke, das Beit ist von Hâfis'h.

Obgleich die Hyperbel die Lieblingsfigur der Orientalen ist, und sie sich hierin erlauben, was uns ganz unstatthaft scheint, so haben doch auch sie ihre Grenzen, und was darüber geht, ist nicht mehr das Kunststück (die Figur) *mubâlagha*, sondern der Fehler *ifrât'*, Ueberschreitung. Doch dahin gehört nicht etwa die obige Unmöglichkeitshyperbel, sondern etwas ganz anderes. Unser Autor sagt: Ein Fehler des Lobgedichts und der Hyperbel ist, was über die Grenzen und die Klasse des Gelobten hinausgeht. So sagt *Enweri* (auf einen Fürsten):

— — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ — ⏑ —
ei kâ'i-nât'râ bewug'ûdi tu iftichâr
ei bêsh' zâferinish u kem zâferîd' gâr.

d. i.:

O du, auf dessen Daseyn die Wesen stolz sind,
O du, mehr als Schöpfung und weniger als Schöpfer.

und:

⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ —
herc'i der na'ti tu gôjem heme dâni ki rewâ 'st
c'îst' kân ber tu rewâ nîst' meger 'azza we g'all.

d. i.:

Was ich zu deinem Preise sagen mag, du weißt, daß alles dir zukommt;
Was ist, das dir nicht zukäme, außer der göttliche Titel *'azza we g'all*?

»Das ist *ifrât'*; denn ein solches Lob kann keinem andern, als nur dem Propheten zukommen; andern beygelegt, überschreitet es die Grenzen des Gelobten. Damit hängt zusammen, was die religiöse Zucht verletzt, wie z. B. auch *Enweri* sagt:

⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —
buzurg'wârê kender kemâli kudreti c'êsh
ne îzed est u-c'u îzed buzurg u bî hemtâb.

d. i.:

Ein Mächtiger, der in der Vollkommenheit seiner Größe
Nicht Gott ist, aber wie Gott allmächtig und ohne Gleichen.

Oder *Râzî* zum Lobe des Sultan *Mah'mûd Ghâzi*:

suwâb' kerd' ki peidâ nekerd' her du g'ihân
jekâne îzedi dâdâri bî nat'hîr u hemâl
u gerne her du bubachshîdê ân berôzi sechâ
ummîdi bende nemândê be îzedi' muta'âl.

d. i.:

Wohl hat gethan, daß er nicht *beyde* Welten sichtbar schuf,
Gott der Einzige, der Walter, ohne Gleichen und ohne Genossen.
Sonst würde alle beyde verschenkt haben der Fürst am Tage der Großmuth;
Und keine Hoffnung wäre den Frommen geblieben auf den höchsten Gott.

»Der Gegensatz zu ifrât ist tefrît, das Dahintenbleiben hinter der Würde des Gelobten. Z. B.:

shahî fírishte sîfet chåg'eï moh'ammed chulk
wah'idi dehr melek kef tu u' kerimi g'ihân.

d. i.:

Der Cherub-eigenschaftliche Shâh, der Mohammed-gemüthsartliche Herr,
Der Einzige der Zeit, der Engelhandige bist du und der Großmüthige der Welt.

»Denn für die Klasse der Könige ist Cs'âge, Herr, und Einziger der Zeit, wah'idi dehr, ein zu geringfügiges Lob.«

S. 148. Zwölfter Anker d. zw. F. Das Kunststück leff u neshr, Zusammenfalten und Entfalten. »Wenn man zuerst mehrere Gegenstände (nämlich entweder als Vordersätze oder als Satzanfänge) zusammenfaßt, dann was zu jedem einzelnen gehört, einzeln nachbringt. Es ist dreyerley.

1) neshr ber tertîbi leff, Entfaltung nach der Ordnung des Zusammenfaltens. Z. B. von 'Anſari (Trochäen):

tâ bubôïdim' zulfesh tâ bichâïdim' leb
tâ bikâwidim' g'od u' tâsh' bigriftem kenâr
der meshâmem ghâlije 'st u' der dehânem 'engubîn
der du destem 'anber est u' der kenârem lâle zâr.

d. i.:

Seit ich gerochen ihren Haarduft, seit ich geschmeckt ihre Lippe,
Seit ich zerwühlt ihre Locken, seit ich sie in den Schooß gefaßt,
Ist in meinem Geruchsinn Ghâlije, und in meinem Munde Honig,
In meinen Händen Amber, und in meinem Schooß ein Tulpenbeet.

Diese Beits von 'Anſarî sind (nach der Gleichheit des Reims und des Versmaßes zu urtheilen) aus demselben Gedichte, woraus die oben im vierten Anker dieses Fahrzeugs als Beyspiel der Figur teſſir aufgestellten. Und wirklich fließen beyde Figuren, teſſir und leff u neshr, sehr in einander. So kann dieses andere, von unserem Autor gegebene Beyspiel eines neshr ber tertîbi leff eben so gut, als ein teſſîri chafî (siehe den vierten Anker) angesehen werden: von 'Abd El wâsi' G'ebeli:

ez berâï himmetesh zâjend' dâïm hesht' ciz
nah'l u âhû châr u nei bah'r u' g'ebel kân u' torâb
shehdi châlis' mushki edhfer*) werdi ah'mer kandi sâf
durri beid'hâ la'li rôshen sîmi sâfî zerri nâb.

d. i.:

Unter dem Einfluß seines hohen Schutzes zeugen beständig diese acht,

*) Hier und an andern Stellen bey unserem Autor immer ezfer (zâ statt dhâl) geschrieben.

Biene und Reh, Dorn und Rohr, Meer und Berg, Schacht und Staub,
Reinen Honig, duftenden Muskus, rothe Rose, lauteren Zucker,
Weiße Perle, lichten Rubin, helles Silber, klares Gold.

Firdewsi sagt:

◡——|◡——|◡——|◡—
berôzi' neberd ân jeli' ergimend
be shemshir u changer be gurz u' kemend
burid u' derid u' shikest u' bubest
jelân râ ser u' sine u' pâ u dest.

d. i.:

Am Tage der Schlacht jener werthe Held,
Mit Schwert und Dolch und Keule und Fangschnur,
Hieb ab und durchbohrte, zerschmetterte und bestrickte
Den Helden Haupt und Brust und Fuß und Hand.

2) neshri ma'kûs el'tertib, Entfaltung nach umgekehrter Ordnung. Z. B.:

—◡◡—|—◡◡—|—◡—
ân dehan u' zulf u kadi' mustekim
râst' bugôjem 'elif u' lâm u mim.

d. i.:

Jenen Mund, jenes Haar und jenen aufrechten Wuchs
Nenne ich aufrichtig Elif, Lâm und Mim.

(Der Buchstab Mim, der an sich schon recht eigentlich der geschlossene Mund ist, stellt diesen noch besonders durch seinen Zug vor, der, wie der kleine Mund des Schönen, nur eine unmerkliche, oft verschwindende Oeffnung in der Mitte hat. Die Wellenlinie des Buchstaben Lâm bezeichnet die Haarlocke, und das Elif, der gerade Strich, den geraden Wuchs. Warum aber der Dichter die drey Buchstaben in der umgekehrten Ordnung der drey durch sie bezeichneten Reize vorbringt, hat den Grund, daß sie in dieser Folge, Elif, Lâm, Mim, das Wort elem, d. i. Kummer, geben; er nennt also jene drey Schönheiten seinen Kummer.)

3) neshri mochtelif u mochtelit' el'tertib, Entfaltung ohne Ordnung. Z. B.:

——◡◡—|—◡◡—|—◡◡——
efrôch'ten u' sôch'ten u' gâme deriden
perwâne zi men shem' zi men gul zi men âmôcht.

d. i.:

Brennen und sich verbrennen und sein Kleid zerreißen,
Hat der Schmetterling von mir, die Kerze von mir, und die Rose von mir gelernt.

Dreyzehnter Anker d. zw. F. Das Kunststück elmedhheb elkelâmi, wenn man zur Begründung seines Vorbringens einen Schluß nach Art der Scholastiker macht.

Vierzehnter Anker d. zw. F. Das Kunststück el-kawl bilmewg'ab, die Bejahung oder das beym Worte halten, wenn man von dem Worte eines Andern eine andere, seiner Absicht entgegengesetzte Anwendung, die das Wort gleichwohl zuläßt, macht. Z. B.:

— — ◡ — | — — ◡ —

guftâ rakib ing'â mejâ diger ki ch'âhem zed jakin
guftem ki ch'âhi zed jakîn pêshem serí chod ber zemîn.

d. i.:

Es sprach der Aufpasser: Hieher (zur Thür des Liebchens) komme nicht wieder! denn gewiß, ich werde hinschlagen.
Ich sprach: Ja gewiß, du wirst hinschlagen vor mir mit deinem Kopf auf den Boden.

Funfzehnter Anker d. zw. F. Das Kunststück muh'temil el'd'hiddein; »das ist eine Rede, deren Sinn zwey Gegensätze in sich hat« (ân kelâmê est ki ma'na'sh h'âmil bâshed du d'hidd râ). Siehe über dieses den zweyten Anker dieses Fahrzeugs, die Schlußbemerkung.

Sechzehnter Anker d. zw. F. Das Kunststück sijâk el'a'dâd, Durchführung der Zahlen. Z. B. Rubâ'i.

deh jâr zi nuh sipehr der hesht bihisht
heft achter ez shesh g'ihet in nâme nuwisht
kez peng h'awâs c'âr erkân u si rûh
ized bedu 'âlem c'u tu jek but nesirisht.

d. i.:

Zehn Freunde aus neun Sphären in acht Paradiesen
Haben, mit sieben Sternen von sechs Weltseiten *), diesen Brief geschrieben:
Daß von fünf Sinnen, vier Elementen und drey Lebensgeistern
Gott in zwey Welten Einen Götzen wie dich nicht geschaffen hat.

Siebzehnter Anker d. zw. F. Das Kunststück tensik el'sifât, Anreihung der Beywörter; Anfügung mehrerer Beywörter oder mehrerer Prädikate an Ein Hauptwort oder Ein Subjekt.

Achtzehnter Anker d. zw. F. Das Kunststück irsâl elmethel, Anbringung eines Gleichnisses oder eines sinnbildlichen Ausdrucks. Z. B.:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —

buzurgi bâjedet bachshendegi gun
ki dâne tâ nejefshânî nerôjed.

d. i.:

Steht dir Ehrengröße an, so übe Freygebigkeit;
Denn das Korn, das du nicht ausstreuest, wächst nicht.

---

*) Oben, unten, vorn, hinten, rechts und links.

Dazu irsâl elmethelein, Anbringung von zwey Gleichnissen in Einem Beit; »und das ist sehr schwer,« sagt unser Autor. Z. B.:

◡—◡—◡◡——|◡—◡—|◡◡—
nasîhati heme 'âlem c'u bâd' der kafes est
begôshi merdumi nâdân c'u âb' der ghirbâl.

d. i.:

Der gute Rath der ganzen Welt ist wie Wind in einem Käfig
Im Ohr des Thoren, wie Wasser in einem Sieb.

Neunzehnter Anker d. zw. F. Das Kunststück ta'ag'g'ub, Verwunderungsäußerung. Z. B. von 'Ansari (Trochäen):

ger ne mushk est ez c'i ma'na' shud, serî zulfini jâr
mushk-bêz u' mushk-bôj u' mushk-reng u' mushk-bâr
ger dilî mârâ ne best ô chud c'irâ shud bend' bend
ur karâr ez mâ buburd *) ô chud c'irâ shud bikarâr.

d. i.:

Wenn sie nicht selbst Muskus ist, wie ward denn die Lockenflechte des schönen Freundes
Muskusstiebend, Muskusduftig, Muskusfarbig, Muskusregnend?
Wenn sie mein Herz nicht umwunden, warum ward sie selbst Windung an Windung?
Und wenn sie nur Halt und Ruhe nahm, warum ward sie selbst ruh- und haltlos?

Man vergleiche über diese Art zu reden, was oben im dritten Anker der Vergleichungen zur sechsten Nummer bemerkt worden ist. Auch diese wohl zu merkende Wendung der persischen Dichtersprache, die von etwas ursprünglich sehr einfachem ausgeht, wird in ihren künstlicheren Ableitungen, wozu schon einigermaßen das obige Beyspiel gehört, oft, ihrem wirklichen Gehalte nach ziemlich schwer zu fassen.

Zwanzigster Anker d. zw. F. Das Kunststück ta'lîk, Abhängigmachung. Ein Gedanke, in Form eines Konditional- oder Suppositivsatzes ausgesprochen.

S. 149—164. Ein und zwanzigster Anker des zw. F. Das Kunststück mu'amma' »ist eine Rede in Versen, »worin durch Buchstaben- und Sylben-Andeutungen irgend ein »Name vorgezeigt wird. Doch die beyden Bestimmungen: in »Versen, und Name, sind nur herkömmlich, nicht nothwendig; »denn auch eine prosaische Rede könnte ein mu'amma' enthal- »ten, und statt des Namens könnte auch ein anderes Wort an- »gedeutet werden.« — Mit diesen Worten fängt in unserem Buche die ausführlichste und zugleich schwierigste, so wie gewissermaßen

*) Emendation für neburd.

auch interessanteste Abhandlung an über eine in unserer räthselvollen Literatur bisher unbekannte Art von Räthseln, die man, wie man will, entweder Buchstaben- oder Namensräthsel nennen kann. Namensräthsel, weil das zu Rathende herkömmlicher Weise ein Personenname ist; Buchstabenräthsel, weil auf eine räthselhafte Art die Wege zur Auffindung der Buchstaben, aus welchen der Name besteht, angedeutet werden. Es liegt in der Sache, daß ein Personenname, als solcher, ohne die zufällige Rücksicht auf eine historische oder uns sonst bekannte Person, die den Namen führt, durch nichts errathbar oder zum Gegenstand eines Räthsels gemacht werden kann, als durch Anspielungen auf seine Buchstabenverhältnisse. Die Buchstaben, aus welchen der Name besteht, da sie doch nicht geradezu genannt werden dürfen, müssen gleichwohl bestimmt genug bezeichnet werden, um keinen einzigen zu verfehlen. Dadurch entsteht für diese Art von Räthsel das Bedürfniß einer eigenen Kunstsprache, eines übereinkünftlichen Systems von Anspielungen, Andeutungen und Beziehungen, wornach die Buchstaben sowohl bezeichnet als gerathen werden können. Und es ist in seiner Art bewundernswürdig, wie vollkommen ausgebildet, mannigfaltig und sinnreich entwickelt dieses spinnwebige System in der persischen Poetik ist. Unser Buch legt es vollständig genug und in ziemlich klarem Zusammenhange dar, doch nicht ohne manche Mißverständnisse im Einzelnen, und besonders nicht ohne große Verderbnisse in den zahlreichen, die spitzfindigen Regeln veranschaulichenden Beyspielen. Nachdem ich mich erst hineingefunden, war ich mehrere Wochen angenehm unterhalten, jeder Verschlingung der dünnen sich kreuzenden Fäden nachzusehen, und aus der Anlage des Ganzen, durch Vergleichung der Theile, auch die schadhaften Stellen im Einzelnen herzustellen. Alles dieses nun, die ganze Masse des Stoffes, den unser Foliant von Seite 149 bis 164 aufschüttet, so wie die hinzugekommene, nothwendig noch viel ausführlichere deutsche Bearbeitung ist zusammen ein Buch, und mag bey Muße einmal als solches erscheinen. Hier begnüge ich mich, um den Lesern einen ohngefähren praktischen Begriff von der Sache zu geben, aus der Menge der Beyspiele eine Reihe solcher vorzuführen, deren Räthselmechanismus, ohne zu viel Umstände, sich außer dem Zusammenhange des hier nicht zu entwickelnden Systems deutlich machen läßt; wobey man mir denn aufs Wort glauben muß, daß alle diese oft seltsam und weit hergeholt scheinende Buchstabenandeutungen, die dabey ins Spiel kommen, keine Willkürlichkeiten, sondern Ausflüsse stetiger, freylich zuletzt willkürlich angestellter Gesetze dieses eigenen orientalischen Kunstgebietes sind.

1.

Räthsel über den Namen 'Alij (Trochäen):

c'eshm' bugshâ zulf bishken g'âni men
behri teskîni' dili' burjâni men.

d. i. nach dem Wortsinne:

Oeffne das Auge, brich (löse) die Locke, liebe Seele!
Zur Beruhigung meines kochenden Herzens.

Es gehört zur gesetzlichen Form des Räthselverses, den Räthselsinn, den er enthält, hinter einem erträglichen Wortsinne zu verbergen, der meistens, wie hier, ein erotischer ist. Im Sinne des Räthsels nun heißen diese beyden Zeilen:

Oeffne das Auge, d. i. versieh den Buchstaben 'ain (dessen Name Auge bedeutet) mit der Vokalbewegung fath'a (welches Oeffnung des Mundes bedeutet), also sprich: 'a. Dann: Brich die Locke, d. i. versieh den Buchstaben lâm (der seiner Gestalt wegen figürlich Locke bezeichnet*) mit der Vokalbewegung kesra (welches Bruch heißt), also sprich li. Dieses aber thue zur Beruhigung meines kochenden Herzens, d. i. dieses 'ali thue hinzu zum j, welches das Herz, d. i. der mittelste Buchstabe von meinem burjân (dili burjâni men) ist, um dieses j in Ruhe zu versetzen, d. i. es der Vokalbewegung, die es in burjân hat, zu entäußern. — Hierauf hat nun der Vers, wie die schöneren dieser Art gemeiniglich, noch den dritten Sinn, in welchem Wort- und Räthselsinn vereinigt ist: Setze mir den Namen meines Geliebten ('Alij) zusammen, zur Beruhigung meines liebekochenden Herzens!

2.

Ueber den Namen Moh'sin.

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ —

egerc'i' sîm' bâshed nakdi dûkân
begâhi' sikke shud muh'tâg'i sindân.

d. i.:

Wenn gleich das Silber jetzt die baare Münze des Kaufladens ist,
Doch zur Ausprägung hat es bedurft des eisernen Prägestocks.

Der Räthselsinn liegt hier bloß in der letzten Zeile: Zur Ausprägung (des gesuchten Namens) einem muh'tâg'i sindân, getrennt: muh', tâg'i sin dân, d. i. betrachte das muh' als Krone (Oberstes, Vorderstes) von sin, also muh'sin.

---

*) Siehe im vorhergehenden zwölften Anker das vorletzte Beyspiel.

3.
Ueber den Namen Ichtijâr.

—◡——|◡◡——|◡——|◡◡—
kerdî âshufte u sheidâ heme sheidâjân râ
sâch'tî bi ser u pâ bî ser u bî pâjân râ.

d. i.:

Du hast (erst recht) verwirrt gemacht und toll alle Tollen;
Du hast gemacht ohne Kopf und Fuß ohnkopf- und ohnfußige (rathlose Liebhaber).

Das Räthsel liegt wieder nur in der letzten Zeile. Das Wort: Du hast gemacht, s-'-ch-t-j, ohne Kopf, d. i. ohne Anfangsbuchstaben, also '-ch-t-j; und Fuß ohnkopf, d. i. pâ ohne den Anfangsbuchstaben, also '-ch-t-j-â; und ohnfußige, bi pâjân râ, d. i. das râ ohne Fußgestell (pâjân), also ohne Endbuchstaben, also r, zusammen '-ch-t-jâ-r, d. i. mit den der Aussprache überlassenen Vokalen: ichtijâr.

4.
Ueber den Namen Ferîd (dasselbe Metrum):

ewwelk fasli behâr est' bejâ kâchiri rôz
chosh buwed dâmeni bâghê u ruchi' dildârê.

d. i.:

Frühlingsanfang ist da; komm! denn bey Tagesende
Ist lieblich der Saum eines Gartens und die Wange eines Liebchens.

Der Anfangsbuchstabe von fasli behâr, das f, ist da; komm! denn beym Ende von rôz, d. i. arabisch nehâr (Tag*), also beym r, ist lieblich der Saum (das Aeußerste, Letzte), von bâghê, d. i. î (ê), und die Wange (das Vordere) von dildârê, d. i. d, also Ferîd.

5.
Ueber den Namen Thâbit.

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—|◡◡—
râkib' ch'âst' ki jabed zi nâmi dôst' chaber
c'u der thebât' du dil bûd' gesht' zêr u ziber.

d. i.:

Der Lauerer zog Kundschaft ein vom Namen meines Liebsten;
Ach da zwey Herzen in ruhiger Beständigkeit waren, sind sie nun durch einander geworfen!

Die zwey Herzen in ruhiger Beständigkeit, d. i. die zwey mittelsten Buchstaben in th-bâ-t, sind durch einander geworfen, d. i. versetzt â b, also thâbit.

*) Das vorzunehmende Uebersetzen eines persischen Wortes in ein arabisches ist auch eines der gesetzmäßigen Hülfsmittel des Buchstabenräthsels.

6.
Ueber den Namen Bedr (Trochäen):

'âg'iz end ez derki nâmesh châs u 'âm
ur bakâ bashed sheref kâdir shewed.

d. i.:

Unvermögend seinen Namen zu fassen sind Groß und Klein;
Und wenn Dauer ist, wird die Ehre mächtig seyn.

Im Sinn des Räthsels sagt die zweyte Zeile: »Wenn das B (das in dem fraglichen Namen ist) zu kâ würde, so würde der Ehrenname kâd-r seyn.« Also ist er B-d-r.

7.
Ueber den Namen Chorrem.

sâfi râh'i' rûh'' perwer der chomâr
nîst' c'ûn durdi'i durdet sâz'kâr.

d. i.:

Das Lautere des geistnährenden Weines im Rausche,
Es ist dir nicht so förderlich als die Hefen.

Im Sinne des Räthsels: Das Lautere (Obere, also den Anfangsbuchstaben) von râhi rûh' perwer, also r (oder auch rr) bringe in chom; also ch-r-m, Chorrem. Was für den Wortsinn der chomâr, im Rausche, heißt, muß für den Räthselsinn getrennt gedacht werden: der chom âr, bringe im Kruge, d. i. in chom. — Diese Wörtertrennung, tah'lil genannt, so wie ihr Gegentheil, die Zusammenfügung, terkib, sind zwey hauptsächliche Hülfsmittel der Räthselkunstsprache.

8.
Ueber den Namen 'Aud'h:

— ᴗ — — | ᴗ — ᴗ — | ᴗ ᴗ —

ber lebi' h'aud'h c'ûn dehân shusti
c'eshmei' chid'hr shud kenârei h'aud'h.

d. i.:

Wenn du am Rande der Tränke den Mund wäschest,
Wird der Rand der Tränke zum Quell der ewigen Jugend.

Als Räthsel: wenn du am Anfangsbuchstaben von h'aud'h deinen Mund wischest, so wird der Rand von h'aud'h, d. i. sein Anfangsbuchstabe h' dadurch zum Quelle, d. i. zum Buchstaben 'ain, welches Quell bedeutet, und also h'aud'h zu 'aud'h.

9.
Ueber den Namen As'ad (Trochäen):

dâmeni' her gul besûji' chod kesheb zin bôs'tân
châk' chosh zed c'âk' dheili' g'umle râ ei dôs'tan.

d. i.:

Den Saum jeder Rose zieht Er an sich aus diesem Garten;
Staub süß zerreißt die Schleppe aller (Rosen, die der Liebste nach sich zieht), o ihr Freunde!

Als Räthsel sagt die letzte Zeile: Er (der Träger des Namens oder der Name), der da ist: châk, chesh, zed, c'âk', wenn allen diesen der Buchstabe râ zur Schleppe, d. i. zum Endbuchstaben wird, also: châr, chor, zer, c'âr. Der Name wäre also: dieses alles mit einander: châr, chor, zer, c'âr, d. i. Dorn, Sonne, Gold, Vier. Ja! Nur muß man diese Wörter den Gesetzen der Kunstsprache gemäß übersetzen: der spitzige Dorn ist das Elif; die Sonne ist das Sîn, als Kalenderzeichen für shems, Sonne [1]); Gold ist eine der Bedeutungen des arabischen Wortes ʿain, und bezeichnet deßwegen den Buchstaben ʿain; Vier endlich ist der Zahlbuchstab für vier, nämlich dhâl. Alle vier Wörter sind also die vier Buchstaben '-s-ʿ-d, Asʿad.

10.

Ueber den Namen Rashid (Versmaß des Rubâʿi):

ez gerdishi dehr ânc'i nejâbed [2]) taghjîr
c'hâhem ki buwed sûreti ân mâhi munîr.

d. i.:

Was durch den Kreislauf der Welt nicht verändert wird,
Das, wünsche ich, möge die Gestalt jenes leuchtenden Mondes (des Geliebten) seyn!

Als Räthsel: Was bey der Umdrehung von d-h-r, d. i. r-h-d, keine Veränderung des Platzes erleidet, also der mittelste Buchstabe in r-h-d, das h soll zur Form des leuchtenden Mondes werden. — Der Mond ist dreyßig (Tage), d. i. sî; die Form [3]) von sî aber ist shi, weil s und sh der Form nach eins, und nur durch die diakritischen Punkte unterschieden sind; h in r-h-d soll also zu shî werden, das gibt rashîd.

11.

Ueber den Namen Behâ (Versmaß Rubâʿi):

rôi' tu gul u' raud'hai husnet bostân
nâmi' tu behârê ki nedâred pâjân.

d. i.:

Dein Gesicht ist die Rose, und der Garten deiner Schönheit ist der Garten dazu;
Dein Name ist ein Frühling (behâr) ohne Ende (ohne r) [4]).

---

1) Als solches mit den übrigen Planetenzeichen, nämlich den Endbuchstaben der arabischen Planetennamen, haben wir es schon oben gehabt im 42. Anker des ersten Fahrzeugs, Auszüge von S. 109.

2) Emendation für nâbed.

3) Auf diese Art die Wörter Form, Gebilde u. dgl. anzuwenden, ist ein Haupthülfsmittel der Räthselsprache.

4) So ist das Räthsel recht einfach schön, in unserem Texte aber ist es recht einfältig, weil da als der Name nicht Behâ, sondern Behâr selbst angenommen, und als der wegzuschneidende Endbuchstabe das an sich nichts geltende ê (ein) an behârê angesehen wird.

12.

Ueber denselben Namen (in demselben Versmaße):

nâmî mehi bî mihri men ez ghâjeh nâz
ez dâmeni nejjirein ber michêzed.

d. i.:

Der Name meines liebelosen Mondes entspringt aus höchster Anmuth
Aus dem Saume der beyden Lichtgestirne (des Mondes und der Sonne).

Der Saum der Sonne, âfitâb, ist b; der Saum des Mondes, mâh, ist h; das b wird als der Buchstabe b selbst, das h aber als der arabische Buchstabenname hâ genommen, und so geben beyde zusammen behâ. — Diese vielfältige Anwendbarkeit der Buchstaben, bald als Buchstaben, bald als Buchstabennamen, folglich Sylben, bald als bedeutende Wörter, ist ein Hauptstück der erforderlichen Mannigfaltigkeit und zugleich der beabsichtigten Schwierigkeit der Räthselsprache.

13.

Ueber den Namen Kâsim (dasselbe Versmaß):

cûn ch'âst sheref ki nâmesh âred bekalem
kaj kerd du harf râ bekanûni sitem.

d. i.:

Als die Ehre seinen Ehrennamen schreiben wollte,
Warf sie zwey Buchstaben aus Satzung des Unrechts weg.

Aus kânûn s-t-m zwey Buchstaben weggeworfen, nämlich das nûn (Buchstabennamen) und das t, gibt kâ-s-m.

14.

Ueber die beyden Namen Imâm und Amîn:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

la'lesh be bejjinâti du g'ewher zi kâni ch'êsh
nâmî raîib' guft gehê gâh' âni *) ch'êsh.

d. i.;

Sein Rubin (Mund) hat durch die Unterscheidungen zweyer Edelsteine aus seinen eigenen Schacht
Einmal den Namen des Hüters, und das andere Mal seinen eigenen Namen ausgesprochen,

Die zwey Edelsteine oder Substanzen (g'ewher oder gewher) aus dem Rubinschacht des Mundes sind natürlich zwey Buchstaben, aber nicht durch sie selbst, sondern durch ihre Unterscheidungen; bejjinât, sollen die Namen zu Stande kommen. Die bejjinât eines Buchstaben sind diejenigen Buchstaben, welche

*) Für âni steht zân.

im Namen dieses Buchstaben nach dem Buchstaben selbst zur Aussprache zugesetzt werden. Die bejjinât des lâm (l) sind elif, mim; die bejjinât des ʿain (ʿ) sind jê, nûn. Wenn man die bejjinât vom lâm zweymal nimmt, entsteht Imâm; und wenn man die bejjinât von ʿain mit denen von lâm verbindet, entsteht Amin,

15.

Ueber den Namen (der Stadt) Shirwân:

‿̲ ‿ — — | ‿ ‿ — — | ‿ ‿ — — | ‿̲ ‿̲ —

sheref ez nâmi sherîfi tu nishân migôjed
lebi shirini tu peiweste begân migôjed.

d. i.:

Die Ehre sucht eine Bezeichnung deines Ehrennamens:
Deine süßen Lippen (Borde) nennt sie beständig in der Seele.

Als Räthsel: Die Lippe (die Anfangsbuchstaben) von shirini tu, also sh, spricht sie verbunden mit Seele, d. i. mit rewân (Synonym von gân), also sh-r-w-â-n.

16.

Ueber den Namen Masʿûd:

— — ‿ — | ‿ — — || — — ‿ — | ‿ — —

ch'âhem bekôji gânân ʿomri dirâz geshten
tâ ân dehân u dendân binem be bâz geshten.

d. i.:

Ich will in der Gasse des Liebchens mein Lebenlang hin und wieder gehen,
Bis ich jenen Mund und Zahn sehe beym Wiedergehn;

d. i. bis ich den Buchstaben m (das Bild des Mundes*) und den Buchstaben s (das Bild der Zähne, wegen seiner zahnähnlichen Zacken in der arabischen Schrift) sehe beym Wiedergehn, d. i. beym arabischen Worte ʿawd, also m-s-ʿ-w-d, Mesʿûd.

17.

Ueber den Namen Hindû (Versmaß Rubâʿi):

âshufte'i husn est' sheref der dili ô
guz rôi nigâr u' lebi dildâr' megô.

d. i.:

Verwirrt von der Schönheit ist der Adel; suche im Herzen von ihm
Nichts als das Antlitz des Schönen und die Lippe des Holden.

d. i.: In das Herz von »ihm,« arabisch h-û, bringe das Antlitz von nigar, n, und die Lippe von dildâr, d, also h-n-d-û.

*) Siehe vorher den zwölften Anker, das letzte Beyspiel.

18.
Ueber den Namen Humâm.

—— ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

chôbân sitâregâni sipehri' melâh'et end
mâh est der mijâne'i ishân nigâri mâ.

d. i.:

Die Schönen sind die Sterne des Himmels der Anmuth;
Der Mond in der Mitte von ihnen ist mein Bild (mein Geliebter).

Als Räthsel: Ein Schönheitsmond ist das Gebilde (die Sylbe) mâ (unser, d. i. mein) in der Mitte von »ihnen,« d. i. arabischen hum, also hu-mâ-m.

19.
Ueber den Namen Rustem (Rubâ'i):

zân shâh' suwâri safderi' meidâni
c'ûn nâm' su'âl' kerdem ez h'airâni
ber t'arfi semen fikend' jektâr' zi moj
pes guft' temâm' gesht' ger mîdâni.

d. i.:

Als ich jenen Königsritter, den Geschwaderbrecher, Rennbahntummler,
(Den Geliebten) nach seinem Namen fragte aus Sinnverwirrung [1]);
Warf er auf den Rand des Jasmins (der Wange) eine Locke seines Haars,
Und sprach: hiermit ists vollständig gesagt, wenn du's verstehst.

d. i er setzte vor den Rand [2]) von semen (Jasmin), also vor das s, ein Härchen, einen einzelnen Strich aus shar (Haar) also das r; denn es ist kein anderer einzelner Strich in diesem Worte; und sprach dazu: Es ist vollständig, d. i. (arabisch) tem, also r-s-tem.

20.
Ueber den Namen 'Ainî (Versmaß Rubâ'i):

ez sûreti nâmi ô nishâni' rôshen
c'eshmem befasîh'ter zubân mî gôjed.

d. i.:

Ein helles Zeichen vom Gebilde seines Namens
Spricht mein Auge in der beredtesten Sprache aus.

Mein Auge heißt auf arabisch 'ainî; das Arabische ist aber selbst dem persischen Dichter die beredteste von beyden Sprachen. — Doch ursprünglich ist dieses Räthsel vielleicht nicht so völlig plan; 'Ainî scheint kein gangbarer Name, dieser soll etwa Ghaithî oder Ghaibî heißen; beydes ist das Gebilde (sûret; siehe oben das zehnte Räthsel) von 'ainî.

---

1) Als wüßt' ich ihn nicht schon.

2) Rand u. dgl. kann gesetzlich sowohl den ersten als den letzten Buchstaben bezeichnen; hier denn den ersten.

21.

Ueber den Namen ʿAbd El'selâm (Trochäen):

bendeï turki shudem 'ur zânki mi pursish' nâm
ânc'i ewwel guftemet ber ch'ân betâzi wel'selâm.

d. i.:

Der Diener jenes jungen Türken bin ich, und wenn du nach seinem Namen fragst,
Lies auf arabisch, was ich dir zuerst gesagt, und damit Gott befohlen.

d. i. lies »der Diener« auf arabisch, ʿabd, und dazu el'selam.

22.

Ueber den Namen Saʿdi (Rubâʿi):

der ch'âb' shunîdem seh'arê nâmi nigâr
shewkê ki dilem dâsht' jekê gesht' hezâr
ei jâdi tu ein fuzûde mihrê ber mihr
dîdâri tu bâshed ki bubînem bîdâr.

d. i.:

Im Schlafe hörte ich eines Morgens frühe den Namen des Liebsten;
Die Eine Sehnsucht, die mein Herz hatte, ward zu Tausend.
O du, dessen Erinnerung mir Liebe zu Liebe (oder Sonne zu Sonne) hinzugethan hat,
Möchte es seyn, daß ich dein Antlitz wachend sehe!

Als Räthsel: O du, dessen Erinnerung mir eine Sonne, d. i. das Kalenderzeichen ☉ [1]), zu der Sonne, d. i. ʿain [2]), d. i. zum Buchstaben ʿ hinzugesetzt hat, also saʿ; möchte ich dein Antlitz, dîdâr, ohne das dâr [3]), also di, nun auch noch dazu sehen.

23.

Ueber den Namen Muh'ammed (Versmaß Rubâʿi):

medh'esh guftem c'u bâz guftem fermûd
z'ewwel duwum uz duwum [4]) sijum zâ'id bud.

d. i.:

Lob sagt' ich ihm, und als ich es wieder sagte, sprach er:
Vom ersten ist das zweyte, und vom zweyten das dritte zu viel.

Vom ersten medh' (Lob) ist der zweyte Buchstabe d wegzuwerfen, bleibt m-h'; und vom zweyten medh' ist der dritte Buchstabe h' wegzuwerfen, bleibt m-d; zusammen m-h'-m-d.

---

1) Siehe das neunte Räthsel.

2) ʿain bedeutet unter andern: corpus et radii Solis.

3) bîdâr, im Sinne des Gedichtes, wach, wird im Sinne des Räthsels in bî dâr, ohne dâr, zerlegt. Siehe das siebente Räthsel.

4) Das uz duwum, das sowohl das Versmaß als der Sinn fordert, fehlt im Text.

24.

Ueber den Namen 'Sa'd:

⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ —

rakami mihr ću bâ ô dîdem
źûd' ez chân e nishân pursîdem.

d. i.:

Als ich den Zug der Liebe bey ihr erblickte,
Fragte ich sie sogleich um ein Zeichen von ihrer Wohnung.

Als Räthsel: Als ich den Zug (das Kalenderzeichen) von Sonne, das s, bey ihr, nämlich bey der Sonne, d. i. beym Buchstaben 'ain [1]), erblickte, suchte ich sogleich noch dazu ein Zeichen von ihrer Wohnung; die Wohnung der Sonne ist der vierte Himmel, das Zeichen davon ist also der Buchstab d (vier).

25.

Ueber den Namen Ibrâhim:

— — ⏑ | ⏑ — — ⏑ | ⏑ — — ⏑ | ⏑ — —

guftem ne berâh est ki nâmi tu nedânim.
binmûd kad u chendê zenân guft berâhim.

d. i.:

Ich sprach: Ists nicht auf dem Wege (wird's nicht bald so weit kommen), daß wir (vor Sinnverwirrung [2]) deinen Namen nicht mehr wissen?
Er zeigte seinen Wuchs (um meine Verwirrung voll zu machen), und sprach lachend: Ja, wir sind auf dem Wege dazu!

Als Räthsel: Er zeigte ein Elif (Bild des geraden Wuchses), und sprach dazu berâhim; gibt '-b-r-â-h-i-m.

26.

Ueber den Namen Sa'd (dasselbe Maß):

eger 'erre nehi ber seri ân bende'i bidil
hakkâ ki zi mihri tu neburred seri mô'ê.

d. i.:

Und wenn du eine Säge legtest ans Haupt dieses herzberaubten Sklaven,
Bey Gott! sie wird nicht ein Härchen der Liebe zu dir wegschneiden.

Als Räthsel: Wenn du die Säge, d. i. den Buchstaben s (der seiner gezähnten Form wegen Säge bedeutet [3]), an den herzberaubten Sklaven, d. i. vor 'abd (das arabische Synonym für

---

[1]) Siehe das Räthsel 22.

[2]) Vergleiche Räthsel 19. So schön die Wendung scheint, so zweifle ich doch, ob nicht in der ersten Zeile bedânim (wir wissen) für nedânim (wir wissen nicht] zu lesen, wodurch dieser Sinn entsteht: Ist es nicht auf dem Wege (wird es nicht bald), daß wir deinen Namen erfahren? u. s. w.

[3]) Wie sonst Zahn, Räthsel 15.

das persische b e n d e) ohne Mittelbuchstaben, also vor ʿ= d setzest, so entsteht ʃ ʿ = d.

27.

Ueber den Namen H'o ʃ â m.

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—|◡◡—

h'arîmi c'eʃhmi merâ ʃerwet er bijârâjed.
guned nithâri her ân gewherân ki bâred c'eʃhm.

d. i.:

Wenn deine Zypresse (des Wuchses) das Heiligthum meines Auges schmückt,
Wird alle Juwelen, die es hat, zur Spende verstreuen das Auge.

Als Räthsel: Wenn in mein Auge, c'eʃhm, das Elif deines geraden Wuchses aufgenommen wird, so muß, damit dein Name daraus werde, c'eʃhm, alle Juwelen, d. i. alle diakritischen Punkte, die es hat, verstreuen, d. i. wegwerfen. Durch Wegwerfung der Punkte wird aus c'=ʃh=m, h'=ʃ=m, das mit dem aufgenommenen Elif h'=ʃâ=m gibt.

28.

Ueber den Namen Belâl (dasselbe Maß):

c'u guftemeʃh ki belâ her c'i ʃhud benâmi tu chatm
nihâd' ber lebi jâkût' raʃte'i' dendân.

d. i.:

Als ich zu ihm sagte: Unheil ist alles, was in deinem Namen beschlossen ist,
Legte er auf die Lippe von Rubin die Zahnreihe (wies lächelnd die Zähne).

Als Räthsel: Unheil, belâ, ist dein Name allein; er setzte vor [1]) den Anfangsbuchstaben von jâkût, i, die Zahnreihe, ʃ [2]), also ʃi, das heißt dreyßig, d. i. der Buchstab l, welcher 30 bedeutet.

29.

Ueber den Namen Ah'med (d. i. Moh'ammed) (Trochäen):

ez chodâ derhâ't gennet ʃhud be mi'âdi' kelim
muftatih' tâ z'uʃt'okoʃʃât âmed ân dhâti' kerîm.

d. i.:

Von Gott wurden die Pforten des Paradieses zu einer Mosisfrist
Aufgethan, als aus den Elementen jene edle Natur zum Vorschein kam.

Gott ist Eins, also Elif; die Paradiesespforten sind 8, also h'; die Mosisfrist ist 40, also m; und die Elemente sind 4, also d.

---

1) ber, auf, heißt in der Räthselsprache vor.

2) Siehe Räthsel 15.

30.

Ueber den Namen H'aider.

— — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — —

binmâj ki ibtidâ'i h'âl est
destê zi herâ'i âchiri kâr.

d. i.:

Reiche mir — denn die Verzückung nimmt ihren Anfang —
Die Hand, um ans Ende der Lust zu gelangen.

Als Räthsel: der Anfangsbuchstabe von h'âl ist da; nun gib eine Hand, jed, zum Endbuchstaben von kâr.

31.

Ueber den Namen S'adik:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

her kug'â beki ân peri bâshed
kâf tâ kâf mushteri bâshed.

d. i.:

Wo irgend ein solches Feenkind zu Verkauf steht,
Da gibt es von einem K'âf zum andern K'âf Käufer.

Als Räthsel: vom Buchstaben kâf, d. i. 100, d. i. sad, bis zum Buchstaben kâf, d. i. k, ist mushteri, der Planet Jupiter, d. i. i, dessen Kalenderzeichen *).

32.

Ueber den Namen K'awâm.

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

meh râ bedewri rô'i tu ch'ândim nâ temâm
wân der dilesh bemând wele nâ temâm bud.

d. i.:

Den Mond nannten wir, zur Zeit wann dein Antlitz sich zeigte, unvoll im Vergleich damit;
Und das blieb ihm im Herzen (verdroß ihn), doch was halfs? er blieb unvoll.

Als Räthsel: den Mond K'amer sprachen wir unvollständig aus, kam; und das, wân, blieb ihm im Herzen, doch es war auch unvollständig, nämlich wâ, das im Herzen von km, kawam gibt.

33.

Ein Dichter auf seinen eigenen Namen Seif:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

teshne im u g'ihân pur âbi h'ajât
bâ sebu'ê tihi kenâri forât.

d. i.:

Durstig bin ich, und die Welt ist voll Wasser des Lebens;
Bey dem leeren Krug ist das Ufer des Eufrat.

---

*) Siehe das Räthsel 9.

Beym leeren Krug, d. i. bey dem seiner Mittelbuchstaben beraubten s-b-û-i, also bey s-i, ist der Rand, der Anfangsbuchstab von forât.

34.

Ueber den Namen Belâl (vgl. 28):

◡ — — — | ◡ — — — |

be tégh er mikoshi shâjed welê peiwend' râ meksil
belâ ber dil chosh est emmâ seri' dûri' nedâred dil.

d. i.:

Mit dem Schwerte wenn du mich tödtest, mag es seyn, nur reiße nicht das Band zwischen uns ab.
Bedrängniß auf dem Herzen ist süß, aber zur Trennung hat es nicht Lust noch Kraft.

belâ vor *) dil ist süß, nur darf dil nicht das Haupt von dûri, das d, nicht haben, also es muß bloß l seyn.

35.

Ueber den Namen Amin:

— ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ ◡ —

ger gihân pur shewed ez serwi kadi' lâle 'idhâr
zan mijân serwi tu châhem ki derârem beķenâr.

d. i.:

Wenn die Welt voll wäre von lauter tulpenwangigen Zypressengestalten,
Aus ihnen allen wollt' ich nur deine Zypresse in meinen Busen nehmen.

Als Räthsel: Aus dem Worte mijân will ich deine Zypresse, d. i. das Elif, an den Rand, d. i. Anfang setzen; so wird aus mijân amin.

36.

Ueber den Namen Ferruch.

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

di kin dilem zi chári sitem did' rêsh' rêsh
jârem zi luťf' dâd' nishânê zi nâmi chnsh
guftâ ki nerm' gerded chârâ'i chaťirem
hem sabr' gun wefâ zi fu'âdi' chod âr' pêsh.

d. i.:

Gestern, als er mein Herz vom Dorn der Grausamkeit wund wund sah,
Gab der Freund mir aus Güte ein Zeichen seines Namens.
Er sprach: Lind wird werden der Kiesel meines Gemüthes,
Uebe nur Geduld, und bringe Treue aus deinem Herzen herbey.

Als Räthsel: Lind kehren sich um die beyden Buchstaben châ

*) Vgl. Räthsel 28, Note.

und râ, die in châtirem sind, ch=r wird r=ch; und die Buchstaben fâ [1]) (f) aus fu'âd setze davor, also f=r=ch.

37.

Ueber den Namen Nojân [2]) (Maß Rubâ'i):

der t'arfi nik'âbi binger ei dil ki buwed
pêshi' ruchi ân nigâr mâ'il begushâd.

d. i.:

Blicke nur, o Herz, an den Rand des Schleyers! denn
Er neigt sich vor der Wange jenes Schönheitsbildes zum Oeffnen.

Als Räthsel: Im Rand von nikâb, d. i. n, d. i. nûn, erblicke die Umdrehung [3]) von ai, d. i jâ; nû=jâ=n. Aber das D'hamma (pêsh) der Wange (d. i. des Anfangsbuchstaben) von nigâr, d. i. von jenen Namensgebilde nû=jân, neigt sich zur Oeffnung, zum Fath'a, d. i. nù wird nô [4]). Dergleichen Andeutung der bloßen Vokalveränderung ist kein nothwendiges Erforderniß des Buchstabenräthsels.

S. 164. Zwey und zwanzigster Anker des zweyten Fahrzeugs. Das Kunststück loghz, Räthsel. Recht gut definirt: »Es ist dieses eine metrische Rede, die das Wesen „irgend eines Gegenstandes durch Nennung seiner Eigenschaften „und Zubehör, unter dem Beding, daß die Gesammtheit dieser „Bezeichnungen jenem Gegenstande ausschließlich zukomme, obwohl einzelne davon auch bey andern gefunden werden mögen, „auf eine solche Art andeutet, daß ein richtiger Verstand und „gesunder Geist dadurch auf jenen Gegenstand geleitet wird.

[1]) wefâ, für den Wortsinn Treue, für das Räthsel u fâ und fâ.

[2]) d. i. nach Burhân: Fürst oder Prinz.

[3]) Umdrehung heißt arabisch kalb; weil aber kalb auch Herz bedeutet, so hat die persische Räthselsprache auch ihr Wort für Herz, dil, zur Bezeichnung der vorzunehmenden Umdrehung angewandt. Zu diesem Behufe wird es dem Worte, das die Umdrehung erleiden soll, als Opposition nachgesetzt; denn dem Worte im Genitivsverbande vorgesetzt, bedeutet es, wie man aus vielen Beyspielen gesehen hat, den mittelsten Buchstaben des Wortes.

[4]) Die hier zu Grunde liegende Ansicht des wâwi meg'hûl, ô und dasselbe gilt auch vom jâ'i meg'hûl, ê), ist nicht unwichtig. Es wird hier der Unterschied desselben vom wâwi ma'rûf, u, nicht in das wâw gesetzt, sondern in den vorhergehenden kurzen Vokal; dieser wird D'hamma genannt, das sich zum Fath'a neigt. Es bestätigt dieß meine Ueberzeugung, daß wâwi meg'hûl ursprünglich au, und jâ'i meg'hûl ursprünglich ai gewesen, welche Diphthonge ganz natürlich in ô und ê übergehn, wie im Lateinischen, Französischen, Italienischen, besonders aber im Sanskrit, das gar kein anderes ô und ê kennt.

»Und die Perser nennen diese Art c'istan.« Ein naiver Name: was ist das? von der gewöhnlichen Eingangsformel dieser Räthsel hergenommen. Beyspiele:

C'i st â n (Trochäen):

c'ist' ân dergi' zumurrud reng' nâ peidâ dehân
c'ûn sadef jektâ durê nâ sufte dâred der mijân
h'airetê dârem ki c'ûn ân derg' bishkâfed kesê
efkened 'ân gewheri' nâ sufte ez kef râjegân
mubdi'i' sûret c'u terkibi' wug'ûdesh neksh' best
pôs'tesh ber mô pedid âwerd' mô ber 'ust'ch'ân.

d. i.:

Was ist das für eine Kapsel, smaragdfarben, ohne sichtbare Oeffnung?
Wie eine Muschel hat sie eine einschichtige, ungebohrte Perle in der Mitte.
Ich bin in Erstaunen: wie jemand die Kapsel spaltet,
Wirft er jenes ungebohrte Juwel aus der Hand wie nichts.
Der Gestaltenschöpfer, als er dieses Gebilde zusammensetzte,
Setzte die Haut auf die Haare, und die Haare auf den Knochen.

Als Auflösung ist enbe ('-n-b-h) genannt, Richardson hat eneb, eine Art von indischer Frucht. Aber eneb ist nach Burhân so viel als bâding'ân, solanum pomiferum; enbe hingegen: »eine bekannte hindostanische Frucht.« Im Sanskrit ist meines Wissens weder amba noch ambha Name einer Frucht; doch sowohl ambu als ambhas, Wasser, könnte die Ableitung des Namens einer saftigen Baumfrucht bieten. Für das Hindostanische kann ich keine Nachweisung geben. — Aus den ersten Zeilen des Räthsels sieht man, daß enbe eine Frucht ist, wie z. B. eine Pflaume, mit einem Kern, den man wegwirft. Die letzte Zeile bezieht sich augenscheinlich auf eine besondere unterscheidende Eigenschaft der Frucht: die Haut auf den Haaren und die Haare auf den Knochen (Stein). Also wohl Fasern unter der Haut, um den Stein herum, wie bey der Pfirsche.

C'î st â n:

⏓ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏓ ⏓ —
c'ist' ân gunbedi' ch'ogeste du der
ki derô chofte est' jek dochter
nâgehân enderûn rewed puserê
guned ender du pâ'i dochter ser
c'ûn zemânê behem buberdârend *)
in ezân bergirêzed ân ez der.

*) Wohl richtiger buberdâzend.

d. i.:

Was ist das für ein doppelpfortiges Gewölbe,
In welchem ein Mädchen schlafend liegt?
Unversehns kommt ein Knabe herein,
Steckt zwischen die Beine des Mädchens den Kopf,
Wenn sie's eine Weile zusammen getrieben,
Flieht er von jenem und jenes von der Thür.
(Schlüssel und Vorlegeschloß.)

Cistân (Rubâ'i):

ân tîr' sifet ki shud dehân âmâg'esh
ez t'ûri kelimi râz'gô mi'râg'esh
her c'end' bechordî u d'ha'ifi methel est
h'okkâm' dehend ez buni dendân bâg'esh.

d. i.:

Jener Pfeilartige, dessen Zielscheibe der Mund ist;
Vom Berge des geheimnißredenden Mosis [1]) hält er seine Himmelfahrt.
Wie sehr er von Kleinheit und Schwachheit ein Ausbund seyn mag,
Doch geben die Gewaltigen ihm Zahnsteuer.
(Zahnstocher, chilâl.)

S. 165. Drey und zwanzigster Anker des zw. F. »Elg'em' wel'tefrîk wel'takſîm, Vereinigung, Sonderung »und Austheilung [2]). Ist sechserley.

»1) elg'em', Vereinigung, wenn man mehrere Dinge ne»ben einander in ein Beit bringt. Sheref el'dîn hat ein »terkîb bend gedichtet, dessen meiste Verse dieses Kunststück »enthalten. Daraus ist folgendes« (Trochäen):

bâd' der bâghi' murâdesh g'ilwe ger
'andelîb u' t'ût'i u' t'âwûsi ner
kerde ez na'li' [3]) semendesh chosrewân
gôsh'wâr u' jâre u' t'auk' u' [4]) kemer
pâre pâre' ber teni' bedch'âhi ô
g'ewshen u' chûd u' kazâgend u' siper

---

[1]) d. i. durch die Bergspitzen des geheimnißredenden Sprechers, des Mundes, durch die Zähne, geht er zu Grunde.

[2]) Es ist nicht sa'n'at, Kunststück, vorgesetzt, auch keine Definition gegeben, wie denn auch diese drey verschiedenen Dinge sich nie in Eins bringen ließen.

[3]) na'l, Emendation für la'l. Dieser ganze Anker ist reich an Fehlern und Verwirrungen. So steht beym Anfang dieses Gedichtes zwischen sheref el'dîn und seinem Dativzeichen râ eingeschoben: shir deh. Und die einzelnen Beits, die vor diesem Gedichte mitgetheilt werden, sind größtentheils ohne Maß, doch auch im Inhalt so unbedeutend, daß es nicht der Mühe werth ist, an ihr Maß zu denken.

[4]) Das u fehlt.

kâr'ger ber târeki' chasmâni [1]) ô
gurz u chisht u' nâc'ech u' tîr u' teber.

rûd' hâ der bôsitânesh sâch'te
bulbul u' kumri u kebg u' sâch'te.

d. i.:

Im Garten seines Wohlbehagens brüste sich
Nachtigall, Papagey und Pfauenmann.
Vom Hufe seines Rosses haben sich Fürsten gemacht
Ohrgehäng, Armspange, Halsband und Gürtel.
In Stück und Stück am Leibe seiner Widersacher
Sey Panzer und Helm, Brustwatt und Schild.
Wirksam auf der Scheitel seiner Feinde
Sey Keule, Speer, Axt, Pfeil und Beil.

Ihre Tonweisen stimmen in seinem Garten an
Nachtigall, Turtel, Repphuhn und Ringeltaube [2]).

»2) d'tefrik, Sonderung, wenn der Dichter zwey Dinge »von einander trennt, und jedes in besonderer Beziehung aus»führt, ohne beyde (in Einen Satz) zu verbinden. Ch'âg'ewi »Kermânî sagt im Humâ'i Humâjûn:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
negôjem ki mâhî ki mâhî' sipihr
bekâhed zi mihr u' tu fârik' zi mihr
ne serwi' rewânî ki serwi' rewân [3])
serâpâ ten est u' tu 'aini' rewân.

d. i.:

Nicht sag' ich, daß du der Mond bist, denn der Mond des Himmels
Schwindet vor Liebe [4]), und du bist frey von Liebe.
Auch nicht wandelnde Cypresse bist du, denn die wandelnde Cypresse
Ist von Kopf zu Fuß Leibesgestalt, du aber bist das Auge [5]) der Seele.

(Das tefrik besteht darin, daß der Dichter die zwey negativen Vergleichungen, mit dem Monde und mit der Zypresse, jede für sich ausführt.)

»3) el'taksîm, Austheilung, wenn der Dichter in dem »einen Vers einige Gegenstände anführt, und einige andere in »einem folgenden Verse, welche er auf jene einzeln und ausdrück»lich, je einen auf einen, zurückbezieht. Z. B.:

---

[1]) Steht chad'hmânî.

[2]) Ueber die Form des Gedichts, terkib bend, siehe oben den neunten Strom des dritten Meers, Auszüge von S. 60. Das hier gegebene Stück ist ohne Zweifel aus demselben Gedichte, wovon dort ein Theil mitgetheilt ist.

[3]) Statt rewân steht rân.

[4]) Oder: vor der Sonne, Doppelsinn.

[5]) d. i. nichts als Seele.

—◡◡—|—◡—‖—◡◡—|—◡—
gân u dilê dâsh'tem hâsili mulki wugûd
ghamzei tu ân sited 'ishwei tu în rubûd [1]).

d. i.:

Eine Seel' und ein Herz hatt' ich als Ertrag vom Vermögen des Daseyns;
Dein verstohlner Blick hat jene genommen, deine Schmeicheley hat dieses geraubt.

»Das taḱsîm gleicht dem leff u neshr (Anker 12 die»ses Fahrzeugs), nur daß bey taḱsîm die Beziehung der nach»folgenden Gegenstände auf die vorhergehenden ausdrücklich ge»macht wird, was bey leff u neshr nicht der Fall ist.« — Der verstohlene Blick wird durch jene auf die Seele, und die Schmeicheley durch dieses auf das Herz bezogen. Als leff u neshr ausgedrückt, hieße der Vers: Eine Seel' und ein Herz, die ich hatte als Ertrag und Vermögen des Daseyns, hat dein verstohlener Blick und deine Schmeicheley genommen und geraubt.

»4) elg'em' ma' al'tefrîd, Vereinigung mit Sonderung, »wenn der Dichter einige Dinge in einem Stück mit einander »vergleicht, aber zugleich einen Unterschied zwischen ihnen macht. Z. B.:

—◡——|◡—◡—|◡◡—
g'â'i chasmet c'u g'â'i tust' rafî'
âni tu bacht' âni chasmet dâr.

d. i.:

Die Stelle deines Feindes ist hoch wie deine Stelle,
Deine das Glück und deines Feindes der Galgen.

»5) elg'em' ma' al'taḱsîm, Vereinigung mit nachfol»gender Austheilung. Z. B.:

◡—◡——|◡—◡—|◡◡—
'alem u' mâhi c'etret [2]) efzude
mihr' râ nûr' Kof'b' râ mikdâr.

d. i.:

Deine Fahne und der Mond (Knauf) deines Zeltes hat vermehrt
Der Sonne den Glanz und dem Pol die Würde.

»Es ist auch erlaubt, erst auszutheilen, und dann zu vereinigen. Z. B.:

——◡—◡—◡◡— —◡—◡—
bâ dôs'tân bedî tu u bâ dushmenân nikô
în chô'i tust' weh c'i guned kes bechô'i tu.

---

[1]) rubûd habe ich für girift gesetzt, weil das Beit keinen Klang hat, wenn es nicht ein matla' ist.

[2]) Konjektur für h'asret.

d. i.:

Mit Freunden bist du böse und mit Feinden gut;
Das ist deine Gemüthsart, ach, was soll man mit deiner Gemüths-
art thun!

»6) elg'em' ma' al'tefrîk' wel'taksîm. Die Vereini-
»gung dieser drey Stücke ist sehr schwer. Z. B.:

⏑ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ — [1])
hemc'u c'eshmem tuwanger est' lebesh
in be âb ân belu'lu'i' shahwâr
âbi în tîr' âbi ân rôshen
în gehî' girje wân gehî' guftâr.

d. i.:

Wie mein Auge ist deine Lippe reich;
Es an Meerflut, und sie an Königsperlen;
Sein Wasser ist trübe, und ihres helle;
Es wenn es weint, und sie wenn sie spricht.

Die erste Zeile enthält die Vereinigung g'em', die zweyte die Sonderung tefrîk', und die übrigen die Austheilung taksîm.

Von Ch'âg'e Selmân Sâweg'i:

— ⏑ ⏑ — | ⏑ — ⏑ — || — ⏑ ⏑ — | ⏑ — ⏑ —
kân c'u kefi' kefîli tuft [2]) nî nî mumsik est' kân
g'ân kened er g'ewê dehed tu' bidehî hezâr' kân.

d. i.:

Der Schacht ist wie deine bürgende Hand; nein, nein, er ist spröd
im Geben, denn
Sein Herz wird durchbohrt, wenn er ein Körnlein gibt, du aber gibst
tausend Schachte.

Vier und zwanzigster Anker d. zw. F. Das Kunststück h'usn el't'aleb, gute Art zu fordern; wenn der Dichter von seinem Gelobten etwas bittet, und dieses mit einer geistreichen und zierlichen Wendung auf eine dem Gelobten ehrenvolle und schmeichelhafte Art thut. Z. B. von Kawâmi Mut'arrezi:

— ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —
chosrewâ bâ zemâne der g'engem
ki behem mî gudâzedem hemwâr
c'i buwed ger kefi' tu berdâred
ez mijânî men u' zemâne ghobâr.

---

[1]) Fälschlich Rubâ'i überschrieben.

[2]) tuft, welches in der Mitte des Rhythmus tuft' — ⏑ — ist, ist hier bloß —, weil es im Abschnitt steht, den der Vers in der Mitte hat. Einen solchen Pause machenden Abschnitt habe ich hier, und in den wenigen übrigen Metren die dergleichen haben, immer mit zwey Strichen || bezeichnet, zum Unterschied von den bloßen Versfüßen, die mit Einem Striche bezeichnet sind.

d. i.:

O Fürst! ich liege mit der Zeit im Kampf;
Zusammen hin schmelzet sie mich in einem fort.
Wann wär' es, wenn deine Hand erhübe
Aus meiner und der Zeit Mitte den Staub?

(d. i. wenn du von mir den Staub der Noth und der Armuth wegnähmest, von meiner Feindin aber, der bösen Zeit, den Staub der Zerstörung aufsteigen machtest.)

Deßgleichen:

—◡—◡—◡◡— —◡—◡—

der 'ârzô 'st' rûh'i kudus tâ keshed shebê
dôshîzegâni fikri merâ teng' der kenâr
în new 'arûs' râ ki bechôbî nat'hir' nist
ghair ez tu chât'ibê netuwân kerd' ichtijâr.

d. i.:

Selbst der Engel Gabriel ist voll Verlangen, zu schließen eines Nachts
Die Jungfraun meiner Gedanken eng an seine Brust.
Für diese junge Braut, die an Schönheit nicht ihres Gleichen hat,
Kann man Niemand als dich zum Freyer wählen.

(Dieses Gedicht, eine der Gedankenjungfrauen des Dichters, ist die Braut, deren Freyer der Gelobte seyn soll. Man bedenke, daß der Bräutigam die Braut bezahlen muß.)

Enweri bittet den Shâh um ein Paar Schuhe (kefsh) *):

(Metrum wie vorher):

1. ek mustefâdi luffi tu ikbâli âsumân
wei musteâni g'ûdi tu in'âmi rôz' gâr
2. dôsh ez h'isâbi hind u g'emel bende'i' turâ
beitê du shi'r' gufte shud ez werji ichtifâr
3. mâli' c'ehâr binger n g'edhrê berô fizûj-
pes d'harb' gun temâmeti ân mâl' der c'ehâr
4. jek h'arfi diger est' ki bi ô temâm' nist
ma'na'i în du ch'âh' nihân ch'âh' âsh'gâr.
5. meg'mûi în h'isâb' ki în her du h'arf' râ st
c'ûn der si d'harb' shud shewed în kâr' c'ûn nigâr
6. înest' iltimâsem u ger nâ rewâ buwed
ez tu' rewâ nedârem u hem tu' rewâ medâr.

d. i.:

1. O du, von dessen Huld versorgt wird der Wohlstand des Himmels,
Und von dessen Fülle unterstützt wird das Wohlthun der Zeit!

---

*) Das Gedicht ist ganz in der Art dieses entschiedenen Hofdichters, der allem, was um und an dem Shah ist, selbst den Schuhen, die er von ihm haben will, eine poetische Bekleidung zu geben weiß. Man sehe die zahlreichen Proben seiner Gedichte in v. Hammer's persischen Redekünsten, S. 88 ff.

2. Gestern, mit indischer Rechnung [1]) und Addition wurden (von) deinem Knechte
Eins zwey Beits Gesang [2]) vorgebracht aus dem Feuerzeug der Bündigkeit:
3. Das Quadrat von vier sieh an, und setze die Wurzel Einmal dazu (gibt 20);
Dann multiplizire dieses Ganze mit vier (gibt 80).
4. Doch ein anderer Buchstab [3]) fehlet noch, ohne den das Ganze nicht herauskommt;
Der Sinn von jenen beyden ist halb verborgen, halb offenbar.
5. Die Summe der Rechnung, die sich aus jenen beyden Buchstaben ergibt,
Wenn sie mit drey multiplizirt wird, so ist das Ding augenfällig wie ein Bild [4]).
6. Dieses ist mein Gesuch, und wenn es ungenehm ist,
So nehm' ichs zurück, und du genehmige es nicht.

»Man erzählt, daß eines Nachts G'emâl-el'dîn Mo-»hammed Ch'âg'e Selmân Sâweg'i bis spät in der Auf-»wartung des Sultans Owis blieb. Als er nun Entlassung »erhielt, sich nach Hause zu begeben, trug ein Kammerdiener »auf Befehl des Sultans eine Kerze mit goldenem Lichtstock dem »Ch'âg'e auf dem Wege vor, und ließ sie die Nacht in seinem »Hause. Morgens, als der Kammerdiener den Lichtstock holen »wollte, sandte der Ch'âg'e dieses Beit an den Sultan:

‿ ‿ — — | ‿ ‿ — — | ‿ ‿ — — | ‿ ‿ —

shem' chod sôcht' shebi' dosh' bezârî imrôz
ger legen râ t'alebed shâh zi men misôzem.

d. i.:

Das Licht selbst ist gestern Nachts elendiglich verbrannt, und heute
Wenn den Lichtstock der Shâh von mir fordert, so verbrenne ich.

»Dem Sultan gefiel das Beit, und er verbot dem Kammerdiener, »den goldenen Lichtstock zurückzufordern.«

Fünf und zwanzigster Anker des zw. F. Das Kunststück elmedh' elmuwegg'eh, korrespondirendes Lob, auch istitbâ', Auseinanderfolge, genannt; wenn der lobende

---

1) Zahlenrechnung überhaupt heißt indisch, weil die Zahlen selbst indisch sind; hier aber ist vielleicht insonderheit die Quadratrechnung gemeint. Mâl ist Quadrat und g'edhr Quadratwurzel.

2) Wörtlich nach beitê du shi'r, welches nicht etwa anomal konstruirt ist.

3) Damit deutet der Dichter an, daß mit den beyden vorhergewonnenen Zahlen auch Buchstaben gemeint sind. Zwanzig ist k, achtzig ist f, es fehlt zum Schuh (keffsh) noch Ein Buchstab, das sh.

4) $(20+80) \times 3 = 300 =$ shîn (sh).

Dichter dem Gelobten einen solchen Lobspruch ertheilt, der einen zweyten nach sich zieht. Z. B.:

⏑̲ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —
ân guned kûšhishi tu ber adâ
ki guned bachshishi tu ber dinâr.

d. i.:

Das richtet dein Kampf unter den Feinden an,
Was deine Freygebigkeit unter dem Gelde.

Der erste Lobspruch auf die Tapferkeit des Gelobten zieht den andern auf dessen Freygebigkeit nach sich. — »Aehnlich ist die Figur »idmâg, Einwicklung, Involvirung, nur daß diese nicht, wie »die Figur istitbâ, auf Lob allein sich einschränkt.«

Sechs und zwanzigster Anker des zw. F. Das Kunststück itrâd, Stufenfolge oder Succession; wenn der Dichter ohne Zwang den Namen seines Gelobten und den Namen von dessen Vater in der natürlichen Folge anbringt. Beyspiel aus der Ueberlieferung vom Propheten:

elkerimo — bno — lkerimi — bni — lkerimi — bni — lkerim
jûsufo — bno jakûbi — bni ishâki — bni ibrâhim.

d. i.: der Edle, Sohn des Edlen, Sohns des Edlen, Sohns des Edlen, Joseph, Sohn Jakobs, Sohns Is'haks, Sohns Abrahams. Wovon die erste Zeile zugleich ein unwillkürlicher (trochäischer) Vers ist, und die letzte wenigstens gleichen Takt hält.

S. 167. Sieben und zwanzigster Anker d. zw. F. Das Kunststück kelâm elgem *); »wenn der Dichter im Tone »der Betrachtung und Ermahnung sich über die Zeit beklagt.« Als Beyspiel folgendes Ghazel von Thahir Fârjâbi:

1. Gegen meine eigenen Vorzüge erhebe ich ein Hülfsgeschrey,
Denn jeder macht mich auf eine andere Art unfroh.
2. Einen größeren Fehler als Vorzug gibt es in Irâk nicht.
Frage mich nicht, warum dieser Name auf mich gefallen!
3. Wisse, Vorzug ist verborgen wie Ankâ, darum weil übrig ist
Niemand, der den Humâj vom Geyer unterscheidet.
4. Mein Leib ist geschmolzen wie Wachs durch Abmühung in diesem Gedanken:
Aus was man das Feuer gelegt hat ins Herz des Stahls;
5. Wie den Garten erhöht hat der Wuchs des Wachholders,
Und wie der Ostwind aufgeschmückt die Locken des Buyus.
6. Wie hat mein Herz sich abgequält, bis ich eingesehn
Woraus der Mensch hervorkam, und woraus die Perî entsprang!

*) Wie soll man das übersetzen?

7. Aber alles das nutzt mir in 'Irâk nichts;
Ey bravo die Posse von Schîrîn und die Geschichte von Ferhâd [1])!
8. Mir ist durch meine Vorzüge auch nicht so viel Glück geworden;
Magst du in Hemedân nachfragen, oder in Baghdâd.
9. Aller Ersprieß, den ich von meinem Genie in der Welt hatte,
Waren Kränkungen vom Vater und Streiche vom Lehrer.
10. Meine niedrigste Stufe nur ist die Dichtkunst; doch siehe selbst,
Wie viel auch von ihrer Hand ich Unbilden erlitten habe!
11. Vor wem immer ich von ihr nur einer Sylbe gedenke,
Der wird hernach, so sehr er vermag, meiner nicht mehr gedenken.
12. Von den Gattungen der Poesie ist Ghazel das beste, aber auch dieses ist
Kein Kapital, auf welches man bauen kann.
13. Das Gebäude meines Lebens hat Verödung ergriffen; wie soll' ich noch,
14. Um Farb' und Duftes Gewissen [2]) willen, des Hauses der Sehnsucht gedenken?
14. Weil ich einen zuckerlippigen in Kaschmir habe,
Weil ich einen silberbusigen in Neuschâd habe,
15. Wird die beste Rose, die daraus mir erblühet, diese seyn,
Daß ich mich selbst Sklaven nenne, und die Zypresse frey!
16. Oder daß ich bald einem wüsten Mohrenknaben den Beynamen Hûrî gebe,
Bald einen niedrigen Trunkenbold Freyherrn anrede [3]).
17. Tausend Beits hab' ich gedichtet, aus welchen klares Wasser träufte,
Welche mir von andern kein Wasser, als nur das meiner Augen, eingebracht haben.
18. Tausend Gewandsäume habe ich ihnen mit Edelsteinen bestreut,
Wofür keiner in meinen Schooß eine Glaskoralle gelegt hat.
19. Da ich in dieser Zeit Niemand sehe, der mir zu Hülfe komme,
So kommt es mir zu, meinen Hülferuf zum Himmel kommen zu lassen.

Acht und zwanzigster Anker d. zw. F. Das Kunststück teg'rîd [4]), Absonderung (Uebergang?); »wenn man von »einem Gegenstande, dem man eine gewisse Eigenschaft beygelegt, »zu einem andern, ähnlichen, mit derselben Eigenschaft belegten, »sich wendet, weil er diese Eigenschaft in besonders hohem Grade »besitzt. Eine Art davon ist, wenn der Dichter sich selbst anredet (erst von sich, und dann, in Anwendung auf sich, von einer andern Person redet), »wie in diesem Beit« (des Emir Chosrew von Dehli). Trochäen:

---

[1]) Diese finden mehr Beyfall, als meine naturphilosophischen Gedichte.

[2]) Der Schönen.

[3]) Die Kehrseite der erotischen Poesie ist meisterhaft hervorgehoben.

[4]) Eine andere Figur teg'rîd enthält Anker 52 des ersten Fahrzeugs.

chosrewâ der ishk bâzi kem zi hindô zen mebâsh
kez berâ'i *) murde sôzed zinde gâni chêsh' râ.

d. i.:

O Chosrew! im Liebesspiele sey nicht unter dem Hindu-Weibe,
Das für einen Todten verbrennt seine eigene lebende Seele.

Neun und zwanzigster Anker des zw. F. Das Kunststück terg'eme, Uebersetzung. Wenn man einem arabischen Beit ein persisches zur Uebersetzung beygibt, oder umgekehrt einem persischen ein arabisches. Z. B. (arabisch):

— — ◡ — | — ◡ — | — — ◡ — | ◡ ◡ —
lew lem jekun nijjetu -lg'ewzâ'i chidmetahu
lamâ ra'eitâ 'aleihâ 'akda mintakati.

(persisch):

— ◡ — — | — ◡ — — | — ◡ —
g'er nebûdê 'azmi g'ewzâ chidmetesh
kes nedidê ber mijâni ô kemer.

d. i.:

Wenn nicht Orions Absicht wäre, Ihm zu dienen,
So würde man an ihm nicht den Gürtel (das Zeichen der Dienstbarkeit) sehn.

Dreyßigster Anker des zw. F. Das Kunststück alhezl jurâdu bihi -lg'idd, Scherz, womit Ernst gemeint ist. Z. B. (Trochäen):

merdumi meshhed besê nôshend' mei guftâ kesê
guftemesh 'ân hest u kai hem mî chorend ishân besê.

d. i.:

Die Bewohner von Meshhed 'Ali trinken viel Wein, sagte Jemand.
Ich sagte: so ists! und sie essen auch viel Gespeye.

»Die Bewohner von Meshhed essen viel Honig, welcher das »Gespeye der Bienen ist.«

Ein und dreyßigster Anker des zw. F. Das Kunststück telmîh', Anspielung in einem Gedichte auf einen bekannten Vers oder eine bekannte Geschichte. »Manche schreiben »temlîh', Anbringung von etwas Unterhaltendem, doch jenes »ist das richtigere.«

Zwey und dreyßigster Anker des zw. F. I'tirâd'h elkelâm kabl et'emâm, Unterbrechung der Rede, auch h'ashw, Einschiebseln, genannt. Ist dreyerley:

1) h'ashwi kabîh', unschönes Einschiebsel, ein überflüssiges und den Gang der Rede störendes Wort.

*) Emendation für ger berâ'i (wenn du hinkommst).

2) h'aschwi mutewassit', mittelmäßiges Einschiebsel, das überflüssig ist, aber nicht stört.

3) h'aschwi melih, schönes Einschiebsel, das den Sinn oder den Nachdruck fördert, gewöhnlich ein Wunsch u. dgl.

Drey und dreyßigster Anker des zw. F. Das Kunststück iltifât, das sich wenden läßt, nämlich von einer der drey Personen des Zeitworts zu einer andern.

Vier und dreyßigster Anker des zw. F. Das Kunststück istiʿâre, Uebertragung, Metapher. Ist mit nicht ganzen fünf Zeilen abgethan.

Fünf und dreyßigster Anker des zw. F. Das Kunststück ted'hâdd, Anbringung von Gegensätzen, wie kalt, warm u. dgl. Z. B. von ʿAbd Elwâsiʿ G'ebeli:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

dârem der intit'hâri tu ei mâhi seng' dil
dârem der ishtijâki tu ei serwi sîm' ber
dil germ' bâd' serd u gham efzûn u 'omr' kem
ruch zerd u eshk' surch u lebân choshk u dîde ter.

d. i.:

Ich habe, in der Erwartung nach dir, o steinherziger Mond,
Ich habe, im Verlangen nach dir, o silberbrüstige Zypresse,
Das Herz warm, den Athem kalt, den Kummer gemehrt, das Leben gemindert,
Die Wange blaß, die Thräne roth, die Lippen trocken, das Auge feucht.

Dazu gehört auch, wenn man zwey Gedanken, die an sich keinen Gegensatz bilden, durch zwey figürlich gebrauchte Worte ausdrückt, die in ihrem ursprünglichen Sinne einen Gegensatz enthalten; das nennt man ihâmi muted'hâdd. Z. B.:

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

gul bechendîd' tâ hewâ bigirist.

d. i.:

Die Rose lachte, als die Luft weinte.

Die Rose lachte, bedeutet, blühte auf oder ward frisch; die Luft weinte, bedeutet, regnete. Blühte auf und regnete bilden keinen Gegensatz, wohl aber lachte und weinte.

Sechs und dreyßigster Anker des zw. F. Das Kunststück moráât el'nat'hir, Beobachtung des Uebereinstimmenden, auch tenâsub, Verhältnißmäßigkeit; wenn man in der Rede Gegenstände, die ein Verhältniß oder eine Beziehung zu einander haben, zusammenbringt, z. B. Mond und Sonne, Rose und Nachtigall, Pfeil und Bogen. — Ein Beyspiel von Rûdegi:

⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ ⏑ —

chåkerânet begehi rezm cy chajjâtânend
gerci chajjât nejend ei meliki kishwer gir
bi gezi nize kadi chasmi ty mî peimâjend
jâ buburrend be shemshir u bedôzend betir.

d. i.:

Deine Diener sind zur Zeit der Schlacht wie Schneider,
Wiewohl sie keine Schneider sind, o endgürtelhaltender König!
Mit der Elle des Speeres messen sie den Leib deines Feindes,
Oder schneiden zu mit dem Schwert, oder heften mit dem Pfeile.

(In diesem Beyspiele besteht die Beobachtung des Uebereinstimmenden nicht in Verbindung zweyer ähnlicher Bilder, sondern in Durchführung Eines Bildes, ist also gewissermaßen tershih' elmustear, siehe Anker 1 dieses Fahrzeugs, die Schlußbemerkung.)

Hieher gehört noch ihâmi tenâsub, scheinbare Uebereinstimmung, die Verbindung zweyer Gedanken, die sich an sich nicht entsprechen, aber durch Worte ausgedrückt, deren eines dem anderen, doch in einem anderen Sinne, als in welchem es hier zu nehmen ist, entspricht. So in der Stelle des Korans:

elshemsu welkamaru bihosbân
welnegmu welshegeru jasgidân.

d. i.:

Die Sonn' und der Mond gehn in gemessener Bahn,
Und die Pflanz' und der Baum beten an.

Hier kann das Wort für Pflanze, negm, welches sonst Stern bedeutet, als scheinbare Uebereinstimmung mit Sonne und Mond betrachtet werden. — Mir Chosrew sagt:

— — ⏑ ⏑ — | ⏑ — ⏑ — —

ei âhuwi nâwek efkeni mest
jek tiri tu dôzed âhuwân shest.

d. i.:

O pfeileschießendes trunkenes Reh,
Ein Geschoß von dir trifft sechzig Rehe.

Hier ist sechzig, shest, in seiner andern Bedeutung: Haltung des Bogens oder Ziehung der Sonne (sih gir), das ihâmi tenâsub zu Pfeil und Geschoß.

Sieben und dreyßigster Anker des zw. F. Das Kunststück husni matla. Ist schon gelegentlich in einer Note zum 43. Anker des ersten Fahrzeugs, Auszüge von Seite 134 bis 137 erläutert worden. Hier ists eben so: »ein besonders schön und kunstreich gearbeitetes Austrittsbeit,« nur weitläufiger, definirt.

Acht und dreyßigster Anker des zw. F. Das Kunststück beráet istihlâl, Ausgezeichnetheit der ersten Erscheinung; wenn ein Dichter im Anfang eines Gedichtes einen Ausdruck einwebt, der auf den Inhalt des Gedichtes anspielt. So sagt Zulâli am Anfange seiner in Reimzeilenpaaren verfaßten Geschichte von Mah'mûd und Ajâz *):

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —
benâmi ânki mah'mûdesh 'ajâz est
ghâmesh butchâneï nâz u nijâz est.

d. i.:

„Im Namen desjenigen (Fürsten), dessen Ajâz gepriesen (mah'mûd) ist,
„Dessen Liebeskummer ein Götzenhaus von Scherz und Flehen ist.

Neun und dreyßigster Anker des zw. F. Das Kunststück tachfif, Verkürzung einer Wortform, z. B. shah für shâh, shin für nishin, ustâ für ustâd (hat sich aus der Grammatik hieher unter die Kunststücke des Sinnes verirrt).

S. 171. Vierzigster Anker des zw. F. Das Kunststück h'usni tech allus, geschickter und zierlicher Uebergang von der Einleitung des Gedichts zum Hauptgegenstande, dem Lobe des Gelobten. »Die persischen Dichter nennen es jetzt girêz, Flucht.« Siehe Anker 37.

Ein und vierzigster Anker d. zw. F. Das Kunststück h'usn elmakta', schöner Schluß des Gedichts (vgl. Anker 37). »Dieses ist, wenn der Dichter die letzten Beits des »Gedichtes mit schönem Nachdruck und gewähltem Schmuck vor»bringt, und mit einnehmendem Worte und neuem Gedankenhorte »den Schlußstein macht, weil es das letzte der Rede ist, das, »wenn es rein und kostbar ist, die Lust erneut, und ohne End' »erfreut, und was immer in den vorhergehenden Versen verfehlt »worden, in Vergessenheit bringt. Und dieser Gedanke ist in »den Kas'iden gewöhnlich ein Wunsch. Z. B.:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — — ◡ — ◡ —
ez c'âr' c'îz' dur' mebâdet c'ehâr' c'îz
tâ c'erch' râ medâr' bumed shems' râ mesîr
bezmet zi ehli h'ikmet u destet zi ²) gâmi mei
c'eshmet zi rûi dilber u gôshet zi lah'ni zir.

---

*) Sultân Mah'mûd Ghaznewi und sein Liebling, der türkische Sklave Ajâz oder Ajâs. Siehe den 47. Anker dieses Fahrzeuges, die Anekdote zum Schlusse.

²) Emendation für be.

d. i.:

Nie seyen dir vier Dinge von vier Dingen fern,
So lange dem Himmel sein Umschwung, der Sonne ihr Umlauf bleibt:
Dein Gastmal von weisen Männern, deine Hand vom Becher des Weins,
Dein Auge vom Antlitz des Schönen, dein Ohr vom Getön des Diskants!

Zwey und vierzigster Anker des zw. F. Das Kunststück ibdâ', neue, von keinem früheren Dichter gebrauchte Gedanken und Wendungen. Z. B. Esedî von Tûs sagt:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —
forâhî begôshî kadah bürde ser
bedô râzi serbeste gufte meger
nedânem ci gufte ci engîchte
ki gufte u ez dîde chûn rîchte.

d. i.:

Die schlanke Flasche neigte zum Becher ihr Haupt,
Sprach mit ihm versiegelte Geheimnisse traun!
Ich weiß nicht, was sie sprach, was sie anregte;
Sie sprach und weinte dazu aus dem Auge Blut.

Sultân Abu Sa'îd Abû-lchair sagt (Rubâ'i):

'ishk âmed u gerdî fitne ber gânem bîcht
'aklem shud u hôsh rest u dânish bigirîcht
zîn wâķi'a hîc dôst destem ne girift
gûz dîde ki her ci dâsht der pâjem rîcht.

d. i.:

Die Liebe kam und stob den Staub der Verstörung auf mein Gemüth,
Der Verstand entfloh mir, die Bestimmung ging und die Weisheit entwich.
In diesem Fall reichte kein Freund mir hülfliche Hand,
Außer dem Auge, das was es hatte mir zu Füßen hingoß.

Drey und vierzigster Anker des zw. F. Das Kunststück mahmûl ber kalb, Versetzung der Konstruktion. »Dieses wird im Arabischen für fehlerhaft gehalten, und ta'kîd, »Verwicklung des Sinnes, genannt, im Persischen aber gehört »es zu den schönsten Redekünsten.«

Vier und vierzigster Anker des zw. F. Das Kunststück tewsîf, Beeigenschaftung; »wenn man in der Rede »Jemanden zu seinem Lobe die ihm zukommenden Eigenschafts»beywörter beylegt; was nach der Verschiedenheit der Person »verschiedene Namen hat: von Gott heißt es hamd u thenâ; »vom Propheten na't, salawt und tehijjet; von 'Ali und »seinem Geschlechte menkabet und mahmidet; von Für»sten, Weziren und anderen, medh und ta'rif.«

Fünf und vierzigster Anker des zw. F. Das Kunststück hegw, Satyre, auch dhem, Spaltung, und kadh, Anstechung, genannt. Wenn sie einen äußerlichen Anstrich von Lob hat, heißt sie hegwi melih, feine Satyre, wo nicht, hegwi kabih, grobe. Z. B.:

—◡——|◡—◡—|◡◡—

medh' guftim nâ sezâ'ê râ
zô nejâjed pedîd' hîç futûh'
tîz [1]) der rêshi încunîn mâdih'
kîr der kûni ânc'unân memdûh.

i. e.:

Laudem dixi indigno,
Ex quo non proveniet emolumentum ullum.
Ructus sit in barbam hujusmodi laudatoris,
Mentula in podicem istiusmodi laudati.

Sechs und vierzigster Anker des zw. F. »Serakâti shi'ri, poetische Diebstähle [2]); entweder offener oder »versteckter Diebstahl. Jeder von beyden ist dreyerley. Die erste »Art des offenen Diebstahls ist, wenn Jemand das Gedicht eines »andern sich selbst zuschreibt, und es für seines ausgibt, mit »(soll heißen: ohne) Veränderung in Ausdruck, Sinn und An»ordnung. Das nennt man nasch, Abschreiben, und intihâl, »Sich-Zuschreiben des Fremden. Das ist der pure, lautere »Diebstahl. Die zweyte Art ist, wenn man den Gedanken eines »fremden Gedichtes ganz nimmt, und nur einiges in den Worten »versetzt oder zusetzt. So hat Emir Mu'izzi folgendes Beit:

——◡—◡—◡◡— —◡—◡—

merdum beshehri ch'esh nedâred besê chatar
gewher bekâni ch'êsh derûn bi behâ buwed.

d. i.:

Der Mann hat in seiner Vaterstadt nicht viel Gewicht:
Der Edelstein ist in seinem Schacht ohne Werth;

»aus diesem Beit des Hakîm Enweri genommen:

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—|◡◡—

beshehri ch'êsh derûn bî chatar buwed merdum
bekâni ch'esh derûn bi behâ buwed gewher.

d. i:

In seiner Vaterstadt ist ohne Gewicht der Mann,
In seinem Schacht ist ohne Werth der Edelstein.

---

[1]) tîz mit jâ'i ma'rûf, zum Unterschied von têz, scharf, erklärt Burhân: ſadâ'i hazîn ki ez râhi pâjîn ber âjed.

[2]) Dasselbe enthält der 41. Anker des ersten Fahrzeugs, doch weniger ausführlich. Unser Autor trägt aus verschiedenen Quellen zusammen, und hat bey Benutzung der einen schon wieder vergessen, was er bereits aus einer andern geschöpft.

»Die dritte Art von offenem Diebstahl ist, wenn man einen frem-
»den Gedanken ganz nimmt, aber den Ausdruck völlig verändert.
»Ferachi hat gesagt:

men negôjem ki ebr mânendî
ki neník âjed ez chiradmendî
ô hemî bachshed u' hemî girjed
tu hemî bachshî u' hemî chendî.

d. i.:

Ich sage nicht, daß du der Wolke gleichest,
Die nicht gütig ist aus Verständigkeit.
Sie gibt und weinet dazu,
Du gibst und lächelst dazu.

»In Uebereinstimmung damit hat Mew'lânâ Moh'mûd Ch'â-
»rezmi gesagt:

guften bedesti tust bewakti sechâ seh'âb
med'h'ê 'st der nihâjeti ig'âz u ichtisâr
ô girjed u be'onf dehed cend katre âb
tu chendî u' beluts gunî bedhlî bî shimâr.

d. i.:

Von deiner Hand zu sagen: sie ist zur Zeit der Freygebigkeit eine Wolke;
Ist ein Lobspruch von absonderlicher Verkürzung und Beschränkung.
Sie weint und gibt mit Noth einige Tropfen Wasser;
Du lächelst und machst mit Lust Geschenke ohne Zahl.

»Die erste Art des versteckten Diebstahls ist, wenn der Inhalt
»zweyer Gedichte sich gleicht. Die zweyte Art, wenn man einen
»schon gebrauchten Gedanken nimmt, und ihn anders einkleidet.
»Die dritte Art, wenn man den Gedanken zierlicher Weise eine
»andere entgegengesetzte Wendung gibt. Mu'izzî sagt (Vers-
maß wie nächst vorher):

ân zulfi mushkbâr ber ân rô'i cûn nigâr
ger kôtah est kôtahî ez wei 'ageb medâr
sheb der behâr meil guned sû'i kôtahî
ân zulf cûn sheb amed u ân rôj cûn behâr.

d. i.:

Jene moschusregnende Wolke um jenes bildschöne Antlitz;
Wenn sie kurz ist, wundre dich über ihre Kürze nicht.
Die Nacht neigt sich um den Frühling zur Kürze;
Jene Locke ist wie Nacht, und jenes Antlitz wie Frühling.

»Und Emîr Chosrew sagt:

ôst newrôzi men u' cûn futedesh g'âd bepâj
râst bâ rôz berâber shudenî sheb nigerid.

d. i.:

Sie ist mein Frühlingsanfangstag, und wie ihr die Locke zu Füßen fällt,

Sehet, wie gerade dem Tage die Nacht gleich wird!

»Die Arten von verstecktem Diebstahl sind meistens angenehm, »und je verborgener dergleichen, desto zierlicher ists. Die Ken- »ner nehmen an, in Bezug auf alle erwähnten Arten von Dieb- »stahl, daß, wenn das zweyte (nachahmende) Gedicht, in Sprache, »Ausdruck, Sinn und Komposition, das erste (nachgeahmte) »übertrifft, es als schöner zu betrachten ist; wenn es dem ersten »nur gleich kommt, so ist es auch nicht zu tadeln, doch verdient »das erste den Vorzug. Wenn das zweyte aber hinter dem ersten »zurückbleibt, so ist es unschön und tadelnswerth.« Z. B.:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

sefer guzîdem u guftem girêzem ez ghami tu
egerći dûr bireftem ghamí tu efzûn shud.

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —

sefer kerdem ki ez derdesh rehem lêk
ghamí 'ishkesh beher menzil fuzûn shud.

d. i.:

Die Reise erkor ich und sprach: Ich will fliehen vor dem Kummer deiner Liebe.

Obgleich ich weit ging, doch der Kummer deiner Liebe wuchs.

Die Reise macht' ich, daß ich seinem Schmerz entginge, aber
Der Kummer seiner Liebe wuchs mit jeder Station.

Unser Verfasser läßt uns rathen, welcher von beyden Versen die unschöne Nachahmung des andern sey.

»Wenn man beym Dichten das Gedicht eines andern vorm »Geiste hat, so kanns ein Diebstahl seyn; wo nicht, so kanns »keiner seyn, sondern es ist tewârudi châtirhâ, das Zusam- »mentreffen der (schönen) Geister. Anekdote:

»Im Buche cholâset el'achbâr ist zu lesen: Newbeti »Mir Nithâm-el'din Shah'm dichtete eine Kaside zum »Lobe des Mirzâ Sultân Ahmed Samarkandi, und »brachte sie, um sie durchsehen und verbessern zu lassen, zu »Mir Nithâm-el'din 'Ali-Shêr. Dieser Herr, nachdem »er sie betrachtet und darüber nachgedacht hatte, sprach: Nach »diesem Beit, das den Namen des Gelobten enthält, ist noch »eines zu setzen, damit die Rede rund und bündig werde. Mir »Shah'm trat der Meinung bey, und bat: Verfasset Ihr das »fehlende Beit! Der Herr antwortete: Denket auch Ihr darüber »nach, während ich sinne. Da nahm jeder von beyden Tinte, »Feder und Papier vor sich, und meditirte; und nach einem Au- »genblick hatte jeder ein Beit verfaßt und aufgeschrieben, und

»einer gab seines dem andern; kein Buchstab in beyden war ver»schieden. Und dieses ist das Beit:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —

behâri bâghi g'uwânî nihâli gulsheni 'adl
guli' rijâd'hi kerem serwi g'ôj'bâri wefâ.

d. i.:

Er, der Lenz des Gartens der Jugend, der Zweig des Beetes der Gerechtigkeit,
Die Rose des Geheges der Großmuth, die Zypresse des Stromufers der Treue.

Sieben und vierzigster Anker des zw. F. Das Kunststück bedîhe, aus dem Stegreif. »Jeder, der Anspruch »auf Dichterschaft macht, übt sich aus dem Stegreif in Versen »zu reden, und diese Geschicklichkeit steht bey allen in großem »Ansehen. Anekdote:

»Im Meg'mu' il'newâdir ist geschrieben, daß eines »Tages Toghân Shah, der Sohn Alp Arslân's und Ah'»med Bedîhî im Bret spielte. Das Spiel stand endlich so, »daß der Sultan drey Steine im Sechsfelde [1]), und Ah'med »Bedîhî zwey im Einfelde hatte; der Sultan nahm die Würfel, »und warf mit großer Behutsamkeit, um drey Sechse [2]) zu wer»fen, warf aber drey Eins [3]). Da ward er äußerst verstört und »böse, verlor die Fassung, und sein Zorn bekam so sehr die Ober»hand, daß er jeden Augenblick die Hand an den Dolchgriff legte. »Die Anwesenden wagten nicht zu sprechen; da stand Azrakî »auf, und brachte diese zwey Beits aus dem Stegreif vor. Rubâ'î:

ber [4]) shâh' si shesh chast' si jek naksh ustâd
tâ t'han neberî ki ka'betein dâd' [5]) nedâd
ez shewk' si shesh ki kerd' shâhinshah jâd
der h'ad'hreti shâh' rôj ber châk' nihâd.

d. i.:

Wenn der Shâh drey Sechse verlangte, und drey Eins auffielen,
Glaube deßhalb nicht, daß die Würfel nicht ihre Schuldigkeit gethan!
Aus Verlangen haben die drey Sechs, die der Shâhinshâh gefordert,
In seiner allerhöchsten Gegenwart das Gesicht an den Boden gelegt;

---

1) sheshgâh.

2) d. i. (mit drey Würfeln) sechs Alle.

3) si châl; châl das (einzelne) Fleckchen.

4) Das ber ist ohne Konstruktion, es soll etwa c'ûn, als, heißen; oder ger, wenn, wo dann nach chast ein u zu setzen.

5) Statt im Text: dâdendunedâd.

(so daß die ihnen entgegengesetzten drey Eins oben zu liegen kamen). »Die Anhörung dieser drey Beits machte den Schâh »so heiter, daß er den Azraḱi auf die Augen küßte, und ihm »fünfhundert Dinâr zum Geschenk anwies, jener Zorn und Ver»druß aber sich in Freude und Munterkeit verwandelte.«

»Sulṫân Maḣmûd (Ghaznewi) saß eines Nachts in »seinem Kabinett, und es hatte zu seiner Gesellschaft Niemand »Zutritt bekommen, als (sein Liebling) Ajâz. Unversehens fiel »das Auge des Sultans auf die Locken des Ajâz, er ward warm, »und die Liebe richtete eine Verstörung in ihm an, daß er die »Zügel des freyen Willens aus den Händen ließ, und nahe daran »war, den Zaum der Zucht zu zerreißen, und mit seinem Lieb»ling sich wie Milch und Zucker zu mischen. In diesem Zustand »bot ihm die ewige Gnade eine Handreichung, und brachte ihm »aus jener Vergessenheit zur Besinnung. Er befahl dem Ajâz, »von jenen beyden Locken, dem Stoffe von hundert Versuchungen »und tausend Verwirrungen, die Hälfte abzuschneiden. Ajâz, »dem Befehle nachkommend, zog den Dolch, und die Locken zwie»fach zusammenfassend, schnitt er sie von einander, und legte »sie vor den Sultan hin. Und dieser Gehorsam ward ein Grund »zur Zunahme der Liebe des Sultans. Darauf pflegte Sultan »Maḣmûd schlafend der Ruhe; und nach einiger Zeit, als er »aufgestanden, und der Vorfall ihm in Erinnerung kam, wie er »auf die abgeschnittenen Locken den Blick warf, reute ihn das »Geschehene, und so sehr kam Kummer und Betrübniß über seine »Seele, daß er aus [1]) Verdruß und Weh niedersaß und auf»stand, und von den Zutritterhaltenden keiner den Muth hatte, »eine Sylbe vorzubringen; bis daß ein Vertrauter sich an ʿAn»ṡari [2]) (den ersten Hofdichter, mit dem Titel: Dichterkönig) »wandte, und sagte: In diesem Falle, da den Sultan ein sol»cher Schmerz überkommen, wenn du kannst, bringe etwas vor, »das ihn aufheitere. Da trat Anṡari vor, und nachdem er den »Fußboden der Dienstbarkeit geküßt, trug er aus dem Stegreif »diese zwey auf die Umstände passenden Beits vor. Rubâʿi:

ger ʿaibi seri ẓulfi but ez kâsten est
ċi gâʿi begham nishesten u berchâsten est
waḱti ṫarab u nishâṫ u mei châsten est
kârâsteni serw be pêrâsten est.

d. i.:

Wenn ein Uebelstand der Locken des schönen Götzen ihr Abnehmen ist,
Was ist da für Grund, in Kummer niederzusitzen und aufzustehn?

---

[1]) Nicht etwa: in.

[2]) Ich habe überall, nach Anderer Vorgang, ʿAnṡari geschrieben; es möchte aber wohl ʿOnṡori zu schreiben seyn.

Zeit ist es zu scherzen und munter zu seyn und Wein zu fordern;
Denn aufgestutzt wird die Zypresse durch ihr Zustutzen.

(d. i. man stutzt die Locken, Zweige, der Zypresse im Garten, um sie recht zierlich zu ziehn.)

»Die Anhörung dieser Verse brachte dem Sultan Freude; »er stand auf, und erwies dem 'Anſari vieles Angenehme, ließ »dann Sänger *) kommen, und brachte jenen Tag bis zur Nacht »mit den beyden Versen (die er sich vorsingen ließ?) in Lust und »Vergnügen zu.«

Seite 174.

Drittes Fahrzeug des vierten Meeres.

S'anâ'i'i murekkebât, zusammengesetzte Kunststücke, oder Kunststücke der Zusammensetzungen.

Enthält zwey Segel. »Diese Künste werden auch der »Gipfel der persischen Wissenschaft (Poetik) genannt. Murek»kebât bedeutet, daß ein Dichter in Einem Gedichte mehrere »Kunststücke vereinigt.« — Beyspiele von solcher Vereinigung haben wir schon hinlänglich genug unter mehreren Ankern der beyden vorhergehenden Fahrzeuge kennen gelernt.

Erstes Segel.

G'elâl-el'dîn Selmân Moh'ammed Sâweg'i hat eine K'aſide verfaßt, die aus 160 Beits besteht, ganz mit dem Kunststück tewſhih' (siehe Anker 13 des ersten Fahrzeugs). Durch das Tewſhih' kommen aus jenen 160 Beits 59 Beits in verschiedenen Versmaßen heraus. Bald geben zwey, bald drey Beits der K'aſide Ein Tewſih'beit, zweymal sind es auch vier Beits, die ein Tewſih'beit geben, und einmal sind es sechs, die zusammen zwey dergleichen geben. Gegen das Ende der K'aſide kommen aus den einzelnen K'aſidenbeits einzelne Tewſhih'miſrâ's hervor. Solcher Miſrâ's sind sechs, und sie sind in Kreisen (dâire) geschrieben, weil man jedes, je nachdem man von diesem oder jenem Worte an zu lesen fängt, in verschiedenen Versmaßen lesen kann. Alle die Tewſhih'beits nun (die Tewſhih'miſrâ's mit eingeschlossen) haben ihre eigenthümlichen Kunststücke, deren bald mehr, bald minder sind, und die nach jedem solchen Beit hergerechnet werden. Es kommen da in mannigfaltigen Verbindungen, Abwechslungen und Wiederholungen die meisten Kunststücke vor, die den Inhalt der beyden vorhergehenden Fahrzeuge ausmachen; daneben erscheinen auch andere, oder wenigstens andere Namen, als wir dort kennen gelernt haben,

*) kawwâlân kann wohl hier nichts anders heißen.

vermuthlich weil unser Autor hier andere Quellen benutzt, wohl etwa die von dem Dichter selbst wahrscheinlich seinem Kunstwerk beygegebenen Erklärungen, ohne welche man ja alle die Künste gar nicht bemerken würde. Unser Autor rechnet diese Künste auf hundert und zwanzig offenbare, und hundert und achtzig verborgene. Was die letztern für welche sind, bleibt uns verborgen. Außerdem geben die Anfangsbuchstaben aller Beits der K'aside ein kit'a von drey Beits. Ferner: Die Einschiebselbuchstaben (h'arûfi h'ashw) der ersten Misrâ's geben ein kit'a von neun Beits, mit dem Kunststück karn elh'adhf (siehe Anker 18 d. e. F.), indem sie ohne Elif sind; und die Einschiebselbuchstaben der zweyten Misrâ's geben ein kit'a von sieben Beits, mit dem Kunststücke ta't'il, d. i. ohne punktirte Buchstaben (siehe Anker 21 d. e. F.).

Diese Riesenk'aside nun, ein wahres poetisches Ungeheuer, das nur ein Herkules der Geduld überwinden und hinunterkriegen kann, streckt sich breit über mehr als neun Foliofelder hin; es reicht von S. 174 unten, wo sein Kopf ist, mit der äußersten Spitze seines Schwanzes bis in die Mitte von S. 184 hinein. Der Anfang davon ist bereits im Anker 13 des ersten Fahrzeugs, als wohin das Werk seiner Hauptkunst nach gehört, mitgetheilt; hier nur noch ein genießbares Stück aus der Mitte:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —
zi ebri destitu dâred seh'âb mâje'i g'ûd
ezân bugustered ô ber c'emen duri' shahwâr
meger c'enâr' zi g'ûdi' tu mâje dâred berg
ki sâje ber seri gulbun fikend' bergi c'enâr.

— ◡ — — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ —
ebr' dâred zi g'ûdi tu' mâje
zân bugusterd' ber c'emen sâje.

d. i.:

(Zwey Beits der K'aside):

Von der Wolke deiner Hand hat die Wolke des Himmels das Kapitel der Milde.
Deßwegen streut sie über den Garten aus die Königsperlen.
Wohl hat auch der Ahorn von deiner Milde ein Kapitel zum Ersprieß,
Weil Schatten über den Rosenstock geworfen hat des Ahorns sprießendes Laub.

(Daraus gezogenes Tewshih'-Beit):

Die Wolke hat von deiner Milde das Kapital,
Deßwegen streute sie über den Garten die Schatten.

Und zur Probe auch einer von den Kreisen:

Beit der Kaſîde:

h'awâle ťab'i merâ ſhud medîh'i tu' ťez g'âh
tu ťêb u zîneti dêwâni mulťi ez 'achjâr.

Kreis:

merâ | ſhud | med'h'eti g'â'i tu zêb u zîneti dêwân.

d. i.:

Eigens angewieſen ward meinem Genie dein Lob, denn in Herrlichkeit
Biſt du Schmuck und Zierde dem Dîwân des Reichs vor allen andern.

Mir ward das Lob deiner Herrlichkeit Schmuck und Zierde meines Dîwân's.

Wenn man den obigen Vers, welcher Kreis überſchrieben iſt, und den man ſich in einem Kreiſe, wie im Buche der Fall iſt, geſchrieben denken muß, vom Worte merâ an lieſt, ſo entſteht das Maß:

◡—◡—|◡◡——|◡—◡—|◡◡——

Vom Worte ſhud an hat man das Maß:

——◡—|——◡—|——◡—|—◡—

und vom Worte med'h'eti an, das Maß:

—◡——|—◡——|—◡——|—◡——

Es verſteht ſich, daß in den zwey Fällen, wo man nicht vom Anfang zu leſen anfängt, man auch nicht mit dem Ende aufhören darf, ſondern an das Ende das am Anfang weggelaſſene Stück hinzuleſen muß. Der Sinn bleibt derſelbe, es iſt nur die Stellung der einzelnen Satzglieder verändert. Der Entſtehung der verſchiedenen Metern aber kommt das Kunſtſtück tachſîf und teſhdîd, d. i. Verkürzung und Verlängung der mittelzeitigen Sylben zu Hülfe (ſiehe Anker 11 d. e. F.); ſo iſt z. B. med'h'eti g'â'i tu —◡ ◡̲—◡̲ ◡̲.

Endlich das ķiť'a, das aus den Anfangsbuchſtaben aller 160 Beits der K'aſîde entſteht (Trochäen):

ſâh'ibâ tâ ſâje'i' *) chorſhêdi nûri 'âlem eſt
ſâje'i' g'âh'i' tu ber 'âlem mumehhed bâd u heſt
châtemi' h'uķmi' tu dâred melķeti' g'em der nigîn
ber nigîni' châtemet muhri' muchalled bâd u heſt
muhri 'onwâni' ebed ťugrâ'i' menſhûri' ezel
nâm u elķâbi' ghajâth el'dîn moh'ammed bâd u heſt.

---

*) Im Text: ſâje et, dein Schatten, welches dem Verſe den Sinn gäbe: Weil dein Schatten die Lichtſonne der Welt iſt ꝛc. Aber es ſind in der K'aſîde an dieſer Stelle keine zwey Beits, die das et geben.

d. i.:

O Herr! so lange der Schatten der Sonne das Licht der Welt ist,
Sey der Schatten deiner Größe über die Welt erstreckt, er sey's und ist's.
Der Siegelring deiner Macht hält die Herrschaft G'emschîd's im Ringstein gefaßt;
Aufgedrückt dem Ringstein deines Siegelrings sey das ewige Siegel. sey's und ist's.
Das Siegel der Urkunde der Unendlichkeit, der Namenszug des Diploms der Uranfänglichkeit,
Sey Name und Zuname des Ghajâth Eddîn Moh'ammed, sey's und ist's.

Zuletzt, zum völligen Schluß, noch die drey ersten von den neun Beits, die aus dem h'aschw der ersten Misrá's gebildet werden; in welchen das Elif, â, vermieden ist:

⏑ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —
sifeti' sadri misnedi' destûr
mi bured zîneti' bihisti berîn
mi guned bachschischet bebedhli direm
hemću rôi' sipihr' puschti zemîn
schud zi rôi' tu puschti schar kawî
schud zi adli' tu h'abli mulk' metîn.

d. i.:

Die Schilderung des hohen Sitzes des Wezîrs
Raubt seinen Schmuck dem obersten Paradies.
Dein Schenken macht mit Silberverstreuung
Dem Antlitz der gestirnten Sphäre gleich den Rücken der Erde.
Vor deinem Antlitz war der Rücken des Gesetzes gerade,
Durch deine Gerechtigkeit ward das Rückgrath des Reiches fest.

Zum Eingang hat unser Autor gesagt, diese Verse (neun Beits) kommen aus den Einschiebbuchstaben (h'arûfi h'aschw) der ersten Misrá's hervor, so wie die andere Partie von sieben Beits aus den Einschiebbuchstaben der zweyten Misrá's; zum Schlusse, wo er die Verse selbst beybringt, sagt er nur: aus dem Einschiebsel (h'aschw) der ersten Misrá's, und aus dem Einschiebsel der zweyten Misrá's, indem er nun »Buchstaben« wegläßt. Da nun sind die Verse, wie man sieht, aber wo und wie sie eigentlich hervorkommen, sehe ich nicht, und weiß nicht, was mit Einschiebsel oder Einschiebselbuchstaben (oder etwa auch die Buchstaben der Einschiebsel) gemeint seyn mag. Vermuthlich weiß es unser Autor selbst nicht, sonst hätte er es uns mit einem einzigen Worte sagen können. Er schreibt nur ohngefähr ab, was er findet; was man aber nicht versteht, und nicht wörtlich abschreibt, das kann denn auch kein anderer verstehen *).

*) Am Ende ist es nichts weiter, als daß die Buchstaben, aus wel-

Diesen Mangel an Einsicht verräth unser Autor schon durch die wunderlichen Redensarten, mit welchen er das große Kunstwerk einleitet (S. 174). Statt zu sagen, wie wir statt seiner gethan: der Dichter Selmân hat eine K'asîde von (zufällig) 160 Beits gedichtet, worin er (wie es sich gerade schickte) so und so viel Künste vereinigte; sagt er: »Erklärung eines Murekkebât (der arabische Plural ist ihm ein ordentlicher Singular), das darin besteht, daß ein Dichter in 160 Beits eine K'asîde mit dem Kunststück Tewshih' abfasset, worin er so und so viel Künste (die er nun hernennt) anbringt. Und wisse: G'elâl-el'din Selmân hat eine K'asîde mit allen diesen Schönheiten ꝛc. hervorgebracht.« Eben so, das einzelne willkürliche Gebilde als eine allgemein gültige Kunstnorm anstaunend, redet er von dem ähnlichen Stück im folgenden

Zweyten Segel des dritten Fahrzeugs.
S. 184 — 192.

Eine K'asîde des Ehli Shîrâzî, in 150 Beits, unverkennbar eine Nachahmung des Selmanischen Kunstwerks, das denn dadurch, wie natürlich, überboten werden soll. Nicht bloß das Versmaß, selbst der Reim (auf ûr) ist derselbe. Mit

chen diese Mußiwverse bestehen, eben wirklich in den einzelnen Beits der K'asîde vorhanden, und daraus, in einer gewissen Folge, genommen sind. In der That finden sich die vier Wörter, welche die erste Zeile des oben mitgetheilten Kit'a bilden, sifeti sadri misnedi destûr, so in den vier ersten Beits der K'asîde, daß das erste Beit (im ersten Misrâ', wie sich versteht) die Buchstaben für das erste jener vier Wörter, sifet, einzeln, doch einen nach dem andern in der Ordnung, wie sie das Wort bilden, hergibt, und eben so das zweyte Beit die Buchstaben für sadr, das dritte die für misned, und das vierte die für destûr. In den nächstfolgenden Beits aber finden sich nicht auf gleiche Art die nächstfolgenden Wörter des Kit'a, und das ist auch nicht zu erwarten, weil sonst, da das Kit'a nur ungefähr dreyßig Wörter hat, es ganz aus den dreyßig ersten Beits der K'asîde entstünde, und die mehr als hundert übrigen Beits nichts dazu hergäben. Die Verse also, welche die übrigen Wörter des Kit'a liefern, werden in mehr oder minder großen Zwischenräumen durch den ganzen Umfang der K'asîde vertheilt seyn, wo nun jeder Vers für jedes Wort aufzufinden, ohne die RiesenK'asîde ein Paar Dutzend Mal zu durchlesen, kaum möglich seyn dürfte. Vermuthlich hat der Dichter auf irgend eine Weise die Beits, welche die Wörter zum Kit'a hergeben sollen, bezeichnet gehabt, welche Bezeichnung dann unser Buch weggelassen; vermuthlich war es wieder die rothe Tinte der Handschriften, von der wir schon in früheren Beyspielen gesehen, daß unser Sultansdruck keinen Ersatz dafür aufzubieten vermochte.

völlig entsprechender Einrichtung gehen aus den K'asîdenbeits 66 Tewshîh'- oder Zwischenbeits in mannigfaltigen Versmaßen hervor, deßgleichen sechs einzelne Misrâ's, die, von verschiedenen Wörtern an gelesen, in verschiedenen Versmaßen gehn, hier aber nicht wirklich in Kreisen, wie sichs gebührte, geschrieben erscheinen. Ueberboten wird nun aber das Selmanische Kunstwerk durch die Schlußzuthaten: 1) zwey Tewshîh'-Misrâ's, die eben so in Einem Kreise gelesen werden können [1]. 2) Zwey Tewshîh'-Beits, wirklich in einem doppelten Kreise geschrieben. 3) Zwey Tewshîh'-Beits als Murebba' geschrieben (siehe über dieses Kunststück den Anker 16 des e. F.). Außerdem entsteht auch hier, wie bey dem Selmânischen Prachtgedicht, aus den Anfangsbuchstaben aller Beits der K'asîde ein kit'a in drey Beits, den Namen des Gelobten enthaltend, doch nicht im Versmaße des entsprechenden Selmânischen Stückes, sondern in dem der K'asîde selbst:

⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —

nishâni fad'hl' benâmi' kesê 'st tughrâjesh
ki sâlehâ'i besê dêr' bâd u ch'âhed bûd
hemîshe châtemi ikbâl u chotbe'i' dewlet
benâmi mîr' 'alî shêr' bâd u ch'âhed bûd
'aduwwi dewleti ô desti kubretesh jâreb
c'u desti dushmeni dîn zêr' [2] bâd u ch'âhed bûd.

---

[1] Dieses Stück hat unser Autor bey seiner Aufzählung der einzelnen Kunststücke mit zu rechnen vergessen.

[2] zêr, unter, mit jâ'i meg'hûl, nicht zîr, wie Richardson hat, mit jâ'i ma'rûf; zîr mit jâ'i ma'rûf ist Diskant. Hier stehe die Bemerkung, daß gesetzlich kein jâ'i ma'rûf, î, auf jâ'i meg'hûl, ê, reimt, und eben so wenig wâwi ma'rûf, û, auf wâwi meg'hûl, ô. So reimen auch in diesem Gedichte bloß jâ'i meg'hûl's zusammen: dêr, shêr (Löwe, shîr ist Milch) und zêr. — Diesen aus der Praxis abstrahirten Grundsatz bestätigt unser Autor selbst, unten im sechsten Meere vom Reime, S. 222 mit diesen Worten: »Ridf (der ruhende Vokalbuchstab vor dem letzten oder Reimbuchstaben), wenn er Jê oder wâw ist, ist im Persischen zweyerley, ma'rûf und meg'hûl. Es ist deßwegen schöner, ja es ist nothwendig, daß man ma'rûf und meg'hûl nicht in Einem Gedichte als Reime zusammenbringt. Zuweilen aber geschieht es, daß man ein persisches Wort mit jâ'i meg'hûl auf ein arabisches reimt, mit welchem imâle vorgenommen worden ist; wie Enwerî sagt:

— — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ — ⏑ — —

tâ mâh'rôjem ez men rô der h'ig'êb' dâred
ni dîde ch'âb dâred u ni dil shekêb dâred.

d. i.:

Seit mein Mondantlitziger vor mir sein Antlitz im Schleyer hält,
Hat weder das Auge Schlaf, noch das Herz Ruhe;«

(wo also h'ig'êb aus h'ig'âb, Schleyer, durch imâle entstanden,

d. i.:

Des Adelsdiplomes Tughrâ besteht im Namen eines Mannes,
Der viele Jahre hernach noch bleiben mög' und bleiben wird er.
Das Glückssiegel der Herrschaft und das Kirchengebot für das Reich,
Beständig im Namen Mir 'Ali Shêr's seyn mög' es, und seyn wird es.
Die Feinde seines Regiments — die Hand ihrer Gewalt, o Gott,
Wie die Hand der Glaubensfeinde niedergehalten seyn möge sie, und seyn wird sie's.

Das Uebrige wie bey Selmân: ein Kit'a in sieben Beits, aus dem h'ashw der ersten Misrâ's, mit dem Kunststück des vermiedenen Elifs, und ein Kit'a in andern sieben Beits, aus dem h'ashw der zweyten Misrâ's, mit dem Kunststück ta'til, beyde Kit'a's im Versmaße der beyden Selmânischen. Als Probe, und zur Vergleichung beyder Kunstwerke, könnten die mitgetheilten drey Beits genügen; doch darf ich den Stolz der Ehli'schen Arbeit, den schon, als Nr. 2 der Zuthaten, erwähnten Doppelkreis mit den zwey Beits, nicht unterdrücken, von dem unser Verfasser sagt, daß Niemand ein Gegenstück dazu werde verfertigen können. Es ist, der Form nach, ein geschwänztes Rubâ'i oder Mustezâd (siehe oben den zehnten Strom des dritten Meeres), das aber, von zwey verschiedenen Punkten der ersten Zeile an gelesen, auf zweyerley Weise geht, weßwegen es eben in zwey Kreise geschrieben ist.

Innerer Kreis:

— — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — | — ◡ ◡ — [1])
— — ◡ ◡ |

h'akkâ ki rewâ'st' tâ beshebder deri tu'
ruchsâre'i ch'er
hergiz ne sezâ'st' nik' g'uz ber seri
tu' în tâg'i huner
binush' u nemâ 'st' nebwedesh ger ch'eri [2]) tu'
ber shâchi sheker
guftem be tu râst' hest' mat'leb zeri tu'
zîn chûni g'iger.

---

auf das persische shekêb (nicht shekib, wie Richardson hat), d. i. Ruhe, reimt. — Hierdurch ist zugleich bestätigt, was ich früher (Auszüge von Seite 9) über imâle vermuthungsweise geäußert.

[1]) So wird das Rubâ'i-Maß für unser Taktgefühl am zweckmäßigsten abgetheilt, die persischen Metriker aber theilen es: — — ◡ | ◡ — — ◡ | ◡ — — ◡ | ◡ —.

[2]) ch'er (chwer mit wâwi ma'dûlet, gewöhnlich chor gesprochen) steht hier statt der ch'er, Nutznießung ꝛc. Im Texte steht wirklich der ch'er (als die gebräuchlichere Form), das Versmaß hat aber befohlen, das der herauszuwerfen.

d. i.:

Bey Gott, es ist recht, daß bis zur Nacht an deiner Thürschwelle liege
Die Wange der Sonne.
Nirgend stehet gut als auf deinem Haupte
Diese Haube der Ehre.
Ohne Wachsthum bleibt, wenn du nicht deine Nutznießung von ihm nimmst,
Das Zuckerrohr.
Ich sage es dir gerade: Zu fordern als Sühngeld ist dein Gold
Für dieses Herzblut.

Dieses wäre also ein recht artiges Kunststück h'usn el't'aleb, oder gute Manier etwas zu fordern (siehe Anker 24 d. zw. F.). Die Liebe zum Gelobten hat des lobenden Dichters Herzblut vergossen, und er fordert dafür von jenem den Blutpreis. Aber nun höre man, wie künstlich dieses dadurch variirt wird, daß man das Gedicht von den Worten tâ beshheb, in der ersten Zeile, an zu lesen fängt. Dieses stellt der äußere Kreis dar. Dabey werden denn die Buchstaben derjenigen Wörter, die, erst in der Mitte der Zeilen enthalten, nun an die Anfänge der Zeilen zu stehen kommen, auf ganz unerwartete Art zu andern Wörtern verbunden. Aus tâ beshheb ber (t-â-b-sh-b-b-r) wird tâbesh be beri; aus nîk g'uz ber in der zweyten Langzeile (n-î-k-k-z-b-r) wird nî keg' zi beri; aus neb wedesh ger in der dritten Langzeile (n-b-w-d-sh-k-r) wird nebwed shekker; und aus hest mat'leb in der vierten Langzeile (h-s-t-m-t'-l-b) wird hestem t'alebi. So geht nun

Der äußere Kreis:

tâbesh be berí derí tú [1]) ruchsârei ch'er
her giz ne sezâ 'st
nî keg' zi berí serí tu [2]) în tâg'i huner
bî nush u nemâ 'st

---

[1]) Für das nach Maßgabe des Metrums und des entsprechenden inneren Kreises von mir geschriebene be beri deri tu steht im Buche be rôzi tn. Ueberhaupt ist dieses wirklich zierliche Kunststück von unserm Autor, der es nicht verstanden, und daher auch ganz ohne Erklärung gelassen, aufs ärgste verhunzt. Die schwierige, aber grammatisch vollkommen richtige, Konstruktion des obigen Verses ist: tâbesh (ihr Glanz) ruchsâre'i ch'er (der Wange der Sonne); d. i. der Glanz der Wange der Sonne, mit anticipirendem Pronomen esh [ihr) für: tâbi ruchsâre'i ch'er.

[2]) Für keg' zi beri seri tu steht im Buche keg' zêri tu.

nebwed shekker ch'eri' *) tu ber shâchi sheker
guftem be tu râst
hestem t'alebi' zeri' tu zin chûni giger
h'akkâ ki rewâ 'st.

d. i.:

Zu glänzen an deiner Thürschwelle, der Sonnenwange
Steht es nicht an.
Nein! schief auf deinem Haupte steht diese Haube der Ehre,
Ohne Wachsthum ist sie.
Der Zucker ist nicht dir zum Ersprieß auf dem Zuckerrohr;
Ich sag' es dir gerade:
Mir kommt zu, zu fordern dein Gold für dies Herzblnt;
Bey Gott! es ist recht.

Ich müßte mich sehr irren, wenn das nun nicht zugleich ein Kunststück ta'kid elmed'h' bimâ jushbihu-ldhemm wäre, d. i. Lob unter dem Schein von Tadel (siehe Anker 5 des zw. F.). Der Sonne steht es nicht an, d. i. sie ist nicht würdig, an deiner Thürschwelle zu glänzen. Die Haube der Ehre steht dir schief, d. i. zierlich und reizend; die schief sitzende Haube des Geliebten (hier auf den Gelobten angewandt) ist in diesem Bezug den Erotikern geläufig genug. Sie ist aber ohne Wachsthum, diese Ehrenhaube, d. i. sie kann gar nicht höher wachsen, als sie schon ist. Der Zucker ferner ist dir nicht zum Ersprieß, d. i. nicht gut genug, verdient die Ehre nicht, von dir genossen zu werden. Zuletzt aber sagt der Dichter wieder geradezu, daß er für sein Herzblut, d. i. für sein Gedicht, bezahlt seyn will. Bey Gott! es ist recht, daß Niemand sein Herzblut umsonst gebe.

Seite 193 — 228.

Fünftes Meer des siebenten Kolzums.

Prosodie und Metrik.

Sechstes Meer des siebenten Kolzums.

Vom Reime.

Mit dem angenehmsten Gefühl überschlage ich diese 35 Folioseiten, weil auf ihnen wirklich weiter nichts steht, was ich hier noch mitzutheilen hätte. Diese Auszüge enthalten einen so vollständigen praktischen Kurs der persischen Metrik, daß ich vertrauen darf, jeder, der einigermaßen persisch, aber noch nichts von persischer Verskunst weiß, werde, wenn ihm der Sinn für diese Dinge überhaupt nicht abgeht, sich daraus auf eine viel

*) Auch hier hat das Buch, wie im innern Kreis: der ch'eri tu; siehe die Note zu jenem. — Anderes, was bloß Druckfehler ist, lasse ich unbemerkt.

viel angenehmere Weise die benöthigten Grundsätze und Regeln selbst abziehn, als wenn ich ihm nun den ganzen schwerfälligen Apparat vorlegte, aus welchem die arabischen und persischen Theoretiker das leichte Zelt ihrer Musen, das Beit, konstruiren. Ich versichere deßhalb nur im Allgemeinen, daß in den überschlagenen Blättern wirklich das ganze vollständige System der unendlich pedantischen und grenzenlos abgeschmackten, aufs allerhöchste mit allen möglichen und unmöglichen Nöthigkeiten und Unnöthigkeiten überladenen arabisch-persischen Kunstsprache für den Liebhaber vorhanden ist; indem ich mir doch selbst vorbehalte, bey anderer Gelegenheit den gesichteten Gehalt aus diesem Wuste mitzutheilen, hier aber nur noch darauf aufmerksam machen will, wie unendlich einfach und naturgemäß die arabisch-persische Prosodie in ihren Prinzipien und in ihrer ganzen Entwicklung ist. Sie beruht auf einem so einleuchtenden und so unumstößlichen Grundsatz, als selbst die griechische dessen sich nicht rühmen kann, dem Grundsatz nämlich, daß Zwey das Doppelte von Eins ist. Eine Sylbe von einem Buchstaben, d. i. ein Buchstab mit seiner Vokalbewegung, wiegt eins, und eine Sylbe von zwey Buchstaben wiegt zwey, d. i. jene ist leicht, diese schwer, oder nach unserem Ausdruck, jene ist kurz, diese lang. Be, de, ne sind also Kürzen; bed, der, nem sind Längen. Ein Vokalbuchstab (nicht Vokalbewegung) gilt wie jeder andere Buchstab; sû, dî, nâ sind also gleichfalls Längen. Wenn der zweyte Buchstab der langen (schweren) Sylbe eine Vokalbewegung erhält, wird die lange Sylbe zu zwey kurzen: bede, deri, nemu; sûi wird nun suwi geschrieben, und die, dije, dann sû, dî, sind selbst eigentlich suw, dij. An das â aber kann keine Vokalbewegung unmittelbar hinzutreten. Uebrigens ist es eins, ob diese Vokalbewegung grammatisch am Ende eines Wortes oder am Anfang des folgenden zu denken; be-dem, mit dem Athem, und bed-em, ich bin böse, sind beyde bedem, ein Kurzlang. Jedes am Anfang eines folgenden Wortes stehendes Elif kann als bloße Vokalbewegung (a, e, i, o, u) des letzten Buchstaben des vorhergehenden Wortes gedacht werden; in diesem Falle habe ich in den metrischen Beyspielen bloß den Vokal, der dafür gesprochen wird, geschrieben, wie obiges bed em, ich bin böse, Kurzlang. Wenn aber das Anfangs-Elif als wirklicher Buchstab gedacht, den letzten Buchstaben des vorhergehenden Wortes nicht bewegt, habe ich den Vokal des Elif mit dem Zeichen des Elif ʼ geschrieben: bed ʻem, Langlang, ich bin böse. Die Vokalbewegung aber eines letzten Buchstaben, der nicht durch das Anfangs-Elif des folgenden Wortes entsteht, sondern an dem letzten Buchstaben selbst, kann immer auch als ruhender Vokalbuchstab

und folglich als Länge gedacht werden: bedi men, mein Böses, ist nicht nur ◡ ◡ —, sondern auch ◡ — — —, als hieße es bedî men; dieses letztere habe ich in den metrischen Beyspielen immer bedi' geschrieben. Eben so bâde (der Wein) — ◡, auch bâde' — — —: bâdu (Wind und) auch bâdu'. Dieses u, und, wird im Persischen als bloße Vokalbewegung des letzten Buchstaben, nicht als selbstständiges Wort gedacht, und das wâw, womit man es schreibt, gilt bloß für ein Zeichen jener Bewegung, nicht für den ruhenden Vokalbuchstaben û, noch für den bewegten w*). Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem u von du, zwey, cu, wie, und tu, du; das wâw, womit sie geschrieben worden, ist bloß ein Zeichen der Vokalbewegung. Eben so das wâw, womit das u in sijum (nicht sijûm), der dritte, geschrieben wird. In diesen und noch einigen anderen einzelnen Fällen hat die persische Orthographie sich der Hülfsmittel der türkischen bedient, welche die beyden Vokalbuchstaben î und û (ô) zur Bezeichnung der bloßen Vokalbewegung i und u (o) anwendet. Noch einen anderen orthographischen Dienst thut das wâw im Persischen, nach dem Buchstaben ch; hier bezeichnet es bloß eine Modifikation der Aussprache dieses Buchstaben mit der folgenden Vokalbewegung, und gilt an sich selbst nichts, weder prosodisch noch für den Reim; ch-w-r, die Sonne, ist cher, eine simple Länge, die auf der, Thür, reimt, ob man es gleich gewöhnlich chor spricht; zu schreiben ist es entweder chwer, so, daß das Dächlein über dem w dessen Bedeckung, d. i. Uebergehung, bedeute, oder ch'er, so daß der Apostroph den ausgelassenen Buchstaben vorstelle.

Wenn nun der, des, nach Obigem, die volle Länge ist, so folgt daraus, daß kein Konsonant hinzutreten kann, ohne über die Länge hinauszugehen, und also eine neue Kürze zu bilden; derd (Schmerz) und dest (Hand) sind also keine Längen, sondern jedes ist eine Länge mit einer Kürze: der-d, — ◡, des-t, — ◡; dieses Verhältniß anzudeuten, ist in den metrischen Beyspielen immer derd', dest' geschrieben. Die Kürze des vokallosen Buchstaben am Ende kann aber verschwinden, sobald ein Anfangs-Elif des folgenden Wortes als jenes vokallosen Endbuchstaben Vokalbewegung gedacht wird, z. B. derd â (Schmerz komme,« d. i. der-dâ, — —. Da aber jedes Anfangs-Elif auch als wirklicher Buchstab betrachtet werden kann, so ist derd â, auch derd' â, — ◡ —. Am Ende des Verses aber verschwindet jene Selbstständigkeit des letzten Buchstaben, und

*) Doch kann es gelegentlich auch als letzteres metrisch in Anschlag gebracht werden, z. B. wân, und jener.

derd ist da bloß eine Länge [1]). Dasselbe metrische Verhältniß des zu einer Länge hinzutretenden vokallosen Buchstaben, ist wie am Ende des Wortes, auch in dessen Mitte; derdmend (schmerzvoll) ist — ◡ — ◡, d. i. derd'mend'. Es gilt für das metrische Verhältniß natürlich auch gleich, ob der die lange Sylbe bildende Buchstab, zu welchem ein neuer hinzutritt, ein wirklicher ruhender Konsonant, oder nur ein ruhender Vokalbuchstab ist; dîd (er sah) ist so gut dîd' — ◡, wie derd derd'. Die Gleichheit fällt in die Augen, wenn man dîd nach seinem Buchstabengehalt dijd schreibt. Eben so rôj (das Antlitz) — ◡, nämlich rôj'. Eine Ausnahme hiervon ist, wenn das n an â, û (ô) oder î (ê) hinzutritt; dieses n, als Nasenton, nicht als Buchstab betrachtet, bildet keine neue Kürze: dân (wisse), dîn (Religion), dûn (niedrig), sind bloße Längen, als wären sie dâ, dî, dû. Nach den Diphthongen aber gilt diese Ausnahme nicht: dein, Schuld, daun, Niedrigkeit, ist — ◡ (dej-n', daw-n') [2]).

Und hiermit wären wirklich die Umrisse einer persischen Prosodie vollständig gegeben; nur Ein Punkt bleibt noch zu erörtern. Da ein zu einer geschlossenen Sylbe hinzutretender Konsonant, eine neue kurze Sylbe bildet, wie der-d, dô-sh; so fragt sich, was soll nun aus einem vierten Buchstaben werden, der nach dem dritten vokallosen, der für sich eine Kürze vorstellt, gleichfalls vokallos hinzutritt? Z. B. dâ-sh-t, er hatte, dô-s-t, der Freund. Man kann hier den dritten Buchstaben, sh, s, nicht mit dem vierten zu einer neuen vollen Sylbe verbinden, dâ-shet, dô-set, weil ja jener dritte Buchstab vokallos ist. Es ist also für diesen Fall kein Rath, als den vierten Buchstaben für metrisch gar nicht vorhanden zu betrachten, und dâsht', dôst' für — ◡ anzuschlagen, als seyen sie dâsh', dôs', geschrieben. Wirklich werfen die persischen Metriker, wenn sie den Vers nach der Skansion schreiben, das t geradezu weg, und einen solchen Buchstaben nennen sie schicklich einen geschriebenen, aber (prosodisch) nicht ausgesprochenen. Dagegen, sobald ein solches Wort am Ende wächst, hört der Nothstand auf; dâshten, haben, dôstân, die Freunde, sind dann ganz ordentlich dâ-sh-ten, dô-s-tân, — ◡ —, nach unserer Manier geschrieben: dâsh'ten,

---

1) Daher ist, nach den persischen Metrikern, jeder Fuß fa'ilât am Ende gleich einem fa'ilon, jeder Fuß fa'ûl gleich einem fa'il, u. s. w.

2) Doch ist ka'betein, die Würfel, als — ◡ — statt = ◡ — ◡ skandirt, oben vorgekommen (47. Anker des zw. F., das erste Beyspiel, Zeile 2).

dôstân. Hierauf aber angewandt, was vorher von dem n als Nasenton gesagt ist, ergibt sich, daß mânden, bleiben, nicht mân'den — ◡ — ist, sondern — —, als stünde mäden. Doch das Schâh-Nâme skandirt auch mân'den — ◡ —.

Seite 228.

Châteme, Schlußwort des Autors.

»Gott sey Lob und Dank, daß die sieben Bände des Buches »Ferheng der Erhabenheit, zubenannt Heft Kolzum, — »durch die Autorschaft [1]) Seiner Majestät, des Welthortes, des »Schattens von Gottes Gnade, des Jupiter-glückreichen, Mars-»gewaltigen, Sonne-geeigenschafteten, Venus-lustbaren, Mer-»kur-einsichtigen, Mond-ansehlichen, Salomo-glorreichen, Ale-»xander-herrlichen, Feridun-großmächtigen, G'emschid-streit-»baren, Keichosrew-geschmückten, Nushirwân-gerechten, Ro-»stem-mannhaften, Isfendijâr-aushaltigen, Hâtem-freygebi-»gen, Platon-weisen, Aristoteles-sinnbegabten, das ist Seiner »Majestät, unseres Herrn, Abu-l'thafer Mo'izz-El'din, »Schâhi Zemen, Ghâzi-l'din, Haider Pâdischâh »Ghâzî (verewige Gott seine Herrschaft, und beständige sein »Walten und Wohlthun!) — zur Vollendung gediehen sind! In »Wahrheit, es ist ein Buch, wie bis Dato von früheren und spä-»teren nicht ist geschrieben worden, dessen Einschaunehmer in kur-»zer Frist ein Wisser der persischen Wissenschaft wird, und ein »Kundiger ihrer Feinheiten. Eines Tages bey einer Veranlassung »äußerten Sie: Meisten Tags, nach den wiederholten Arbeiten »für Fiskus und Reich eine Erholung nehmend, nachdem wir den »Beschädigten und Rechtsverletzten ihr Recht gegeben, und die »Bedürfnisse aller Bedürfenden gehoben hatten, sind wir zur Re-»daktion des Entwurfs dieses Buches [2]), welches eine allgemeine »Wohlthat für Vornehme und Gemeine ist, vom Eintritt des »Abends an niedersitzend, nur erst aufgestanden, wenn die Mor-»genröthe hauchte. Wenn Fürsten und Könige nicht solche Liebe »und Barmherzigkeit und Pflege für den Zustand ihrer Pflege-»befohlenen und der ganzen Welt haben — einen solchen nennet »man nicht Sult'ân und König! Zur Schilderung und Eigen-»schaftsbezeichnung Seiner Majestät, des Welthortes (Gott ver-»ewige seine Herrschaft), wenn ich auch ganze Bücher schriebe, »würde ich doch kein Wort gesagt haben; darum ist es besser, »daß ich den Weg des Gebetes einschlage:

---

1) d. i. Autorität.

2) betah'riri musewwede'i in kitâb.

K'it'a [1]):

⏓ ⏑ — — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⏑ —

1. dâwerâ bacht' hemnishîni tu bâd
mushterî der kirân karîni tu bâd
2. châg'e'i achterân mok'i'i tu gesht
'arsa'i âsumân zemîni tu bâd
3. têgh' 'ez dushmenet c'u la'l guni
melik elmewt' sherm'gîni tu bâd
4. der berâhîni rûjeti îzed
berterîn h'ogg'eti g'ebîni tu bâd
5. der h'ewâdith girêz'gâhi g'ihân
h'isni endêshe'i h'asîni tu bâd
6. sa'd u nah'si mudebbirâni felek
her du mewkûfi mihr u kîni tu bâd
7. sebz' chingi sipihr' peiweste
newbeti dâr' zêri zîni tu bâd
8. rewnak'i mulk u istikâmeti dîn
dâ'im·ez kuwweti metîni tu bâd
9. tâ ki ez âferîn suchan gôjend
sachuni chalk' âferîni tu bâd
10. meddetê bî-nihâjeti ebedî
der shuhûri tu u senîni tu bâd
11. heme waktê chodâ'i 'azze we g'el
h'âfith u nâsir u mo'îni tu bâd.

d. i. [2]):

1. O Herrscher! das Glück möge dein Nebensitzer seyn!
Jupiter in seiner guten Verbindung möge dein Verbundener seyn!
2. Der Herr der Sterne (die Sonne) ist dein Gehorchender geworden;
Der Plan des Himmels möge deine Erde seyn!
3. Dein Schwert machest du an deinen Feinden wie Rubin;
Der Todesengel möge von dir beschämet seyn!
4. In den Argumentationen der Gottes-Einsicht
Müsse der höchste Beweisführer deine (von göttlichem Licht strahlende) Stirne seyn!
5. In den Wechselbegegnissen die Zufluchtstätte der Welt
Müsse die Vestung deines vesten Sinnes seyn!
6. Heil- und Unheil-Einfluß der Regenten des Himmelslaufes
Müsse beydes in Einverständniß mit deiner Lieb' und deinem Zorne seyn.
7. Der Blauschimmel des Himmels müsse beständig,
Bereit als Ablöser einzutreten, unter deinem Sattel seyn [3])!

---

[1]) Soll Ghazel heißen.

[2]) Als eine authentische Probe des noch gegenwärtigen, wesentlich unveränderten, Bestandes der persischen Poesie, so wie des geistigen Vermögens dieser indischen Hofgelehrten, habe ich geglaubt, das Gedicht vollständig, in Text und Uebersetzung, geben zu müssen.

[3]) Nicht etwa, um den Schâh von der Erde wegzuholen; der Himmelsgaul soll sich vielmehr fein ordentlich, wie ein anderes Thier des Marstalls, vom Schâh noch hienieden reiten lassen.

8. Der blühende Glanz des Reichs und die aufrechte Haltung der Religion
Möge dauernd durch deine gediegene Kraft seyn!
9. So lange man mit Heilgruß zu sprechen anhebt,
So lange soll die Sprache der Menschen ein dir geweihter Heilruf seyn!
10. Eine Frist, unbegrenzt, in die Endlosigkeit gehend,
Mög' in deinen Monden und Jahren seyn!
11. Alle Zeit möge Gott, der Hohe und Erhabene,
Dein Hüter und Helfer und Beystand seyn!

»Ein Herold der verborgenen Welt brachte mir zu Ohren: Sprich »für deinen Gelobten dieses Gebot. Kitʿa:

— — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — — ◡ — ◡ —

rafʿat bakâ'i 'omri tu bâdâ hezâr' sâl
ikbâl' der penâhi tu bâdâ hezâr' sât
sâlê hezâr' mâh' u mahê sad hezâr' rôz
rôzê hezâr' sâat u sâʿat hezâr' sâl [1]).

d. i.:

Erhabenheit bleibe die Dauer deines Lebens tausend Jahr,
Herrscherglück bleib' unter deinem Schutze tausend Jahr;
Ein Jahr sey tausend Monde, und ein Mond hundert tausend Tage,
Ein Tag tausend Stunden, und eine Stunde tausend Jahr!

»Als ich das ausrechnete, addirte ich zuerst die tausend Jahre im »ersten Misrâʿ und die tausend Jahre im zweyten Misrâʿ, das gab »zweytausend Jahre; dann multiplicirte ich diese zweytausend mit »tausend Monat, das ward zweyhundert tausend [2]) Monate, oder »zweyhundert [3]) Lak, dergestalt: 2000000 Wiederum diese »zwey [4]) tausend Mal tausend Monate multiplicirte ich mit hun»derttausend, das ward zweyhunderttausend tausend Mal tausend, »d. i. zweyhundert kharb [5]), dergestalt: 200000000000. Wie»derum diese zweyhunderttausend tausend Mal tausend multipli»zirte ich mit tausend Stunden, das ward zweyhunderttausend »tausend tausend Mal tausend Stunden, d. i. zweyhundert Nil, »solchergestalt: 200000000000000. Als ich dieses nun endlich »mit tausend Jahr multiplizirte, ward das Ganze zweyhundert

---

1) Das Gedicht hat, wie man sieht, keinen Reim (denn den Refrain hezâr sâl wird, wer aufmerksam bis hieher gelesen nicht dafür halten wollen); es ist also wirklich ungereimt in jeder Hinsicht.

2) Soll heißen: zweytausend Mal tausend, wie die im Text selbst folgende Ziffer richtig angibt.

3) Soll heißen: zwanzig; denn lak (im Sanskrit lakscha) ist 100,000.

4) Das zwey fehlt im Text.

5) Kharwa ist im Sanskrit Billion; persisch geschrieben k-h-r-b, das h als Aspirationszeichen mit dem k verbunden.

»tausend tausend tausend tausend Mal tausend, was zweyhundert »Sankha [1]) ist, solchergestalt: 2000000000000000000. Wisse, »daß hunderttausend ein Lak ist, und hundert Lak ein kerôr [2]), »hundert kerôr aber ein arb [3]), hundert arb ein kharb, »hundert kharb ein nil, hundert nil ein padm [4]), und hun»dert padm ein sankh genannt wird [5]). Wer von fern und »nah diese anmuthige Erfindung sah, sprach Amen!

Kit'a:

◡ — — | ◡ — — | ◡ — — | ◡ —

c'u der ghorre dhi-lh'ig'g'e itmâm' jâft
betedbiri mah'mûd u râi' sawâb
irâde' nemûdem ki ta'rîchi în
nuwisim u gerdim ezô kâm'jâb
ne binmûd' rô shâhidi' maksadem
bimândim' c'endê derîn pêc' u tâb
zi 'ilmi' ferâset c'u ma'lûm' kerd
bifermûd' sult'âni keiwân g'enâb
kalem gîr u binwîs' în misra'em
ki ghorre 'st' ta'rîchi chatmi' kitâb.

d. i.:

Da beym Neulicht des Monats Dhu-lh'ig'g'e dieß vollendet ward
Mit preislicher Leitung und gutem Rathschluß,
Zeigte ich Verlangen, das Ta'rîch [6]) davon
Aufzuschreiben, und dadurch den Wunsch zu befriedigen.
Aber es zeigte sein Antlitz nicht das Liebchen meines Strebens,
Und wir blieben einige Zeit in dieser Klemme.
Doch als es Ihm durch seine Rathekunst zu wissen ward,
Befahl Er, der Saturnhoheitliche Sultân:

---

[1]) Geschrieben s-n-k-h-h, das erste h als Adspirationszeichen des k; das letzte vokalische h ist bey dem zweyten Vorkommen des Wortes weggelassen: sankh.

[2]) Nach Richardson: Zehn Millionen. — Vermuthlich das sanskritische kôṫi, zehn Millionen.

[3]) arbuda ist im Sanskrit nicht 1000 Millionen, sondern 100 Millionen, oder 10 nicht 100 kôṫi. Es ist also mahârbuda, 1000 Millionen, gemeint.

[4]) padma ist im Sanskrit gewöhnlich nur 10,000 Millionen.

[5]) Diese Angabe stimmt nicht mit der kurz vorhergehenden Berechnung; dort war sankhâ 1,000,000,000,000,000, und hier wäre es 100,000,000,000,000,000; so war auch kharb dort 1,000,000,000, und hier wäre es 100,000,000,000. So unsorgfältig geht der Autor mit den Lebensjahren seines Sultans um.

[6]) Ueber das Kunststück ta'rich oder Zeitrechnung siehe den 43. Anker des e. F. des vierten Meeres.

Nimm den Griffel, und schreibe dieses Misrâ' von mir:
Neulicht ist das Ta'rich der Vollendung des Buchs *).

»Gott sey Lob, daß der siebente Band des Buches Ferheng »der Erhabenheit, zubenannt Heft K'olzum, am Tage des »Beiramfestes im beglückten Monat, dhî-lh'ig'g'et elh'arâm, »im Jahre eintausend zweyhundert und sieben und dreyßig der »Heg'ra in der Residenz Lakhnô (Gott der Höchste beschirme »sie) den Schmuck der Vollendung des Druckes angezogen.«

* * *

Als Anhang wollte ich nun noch eine Auswahl der vorzüglichsten Druckfehler, woran das Buch ziemlich reich ist, beybringen, mit Ausschluß jedoch derjenigen, die schon im Verlaufe dieser Auszüge einzeln angegeben sind. Aber ich unterdrücke diese langweilige Partie, und nur um denjenigen einen Dienst zu leisten, die die beyden letzten von mir überschwungenen Meere, der Metrik und des Reimes, selbst ausschöpfen wollen, verzeichne ich hier einige Verstöße, die mir bey der nur schnellen Lesung dieser letzten Blätter aufgefallen sind.

Seite	199	Zeile	7	dâred u hêc'; streiche u
»	—	»	17	jâ lies bâ
»	—	»	—	misrâ'ê wezn lies misrâ'ê ez wezn
»	201	»	2	chor zweymal, lies h'ùr
»	—	»	18	âzârî lies âzâr
»	—	»	—	g'ufâkârì lies g'ufâkâr
»	—	»	19	kârî lies kâr
»	—	»	—	dil âzârî lies dil âzâr
»	—	»	—	g'ufâ kârì lies g'ufâ kâr
»	—	»	—	âzârî lies âzâr
»	—	»	21	g'ihânhâ lies g'ânhâ

*) Ein sehr einfach zierliches Ta'rich, Schade nur, daß es nicht zum Datum des Buches paßt. Das ganze letzte Misrâ' gibt mit seinen Buchstaben eine ungeheure Jahrzahl, welche die Heg'ra noch lange nicht erlebt hat, und wer weiß, ob erleben wird; das Wort ghorre aber (Neulicht), worin allein billig das Ta'rich zu suchen ist, gibt nur 1205, statt 1237, wie das Buch gleich hernach sich selbst datirt. Sollte der Autor so zum Schlußstein seines Werkes irgend ein altes Ta'rich hervorgesucht haben? Oder thue ich ihm Unrecht? Das möcht' ich nicht, hier, wo ich am Schlusse seines Buches dankbar bekennen muß, daß, neben vieler Plackerey, die mir seine Nachlässigkeiten gemacht, doch sein reich aufgehäufter Stoff mir noch viel mehr Unterhaltung und Belehrung gewährt hat.

Fr. Rückert.

Seite 201 Zeile 22 g'ihânhâ lies g'anhâ
Vom Ende dieser Seite 201 geht es auf den Anfang der S. 204, von da auf S. 203, von da auf S. 202, und von da auf S. 205. Es sind, wie man sieht, nicht die Blätter verbunden, sondern die Seiten verdruckt.
» 203 » 18 zâ lies râ
» 204 » 5 chûrem zweymal i. e. churrem
» 205 » 26 h'urûf lies h'arf
» — » 27 ken lies rukn
» 206 » 14 für das zweyte sâ'ilâtun lies fa'ilâtun
» — » 17 eben so
» — » 20 eben so
» — » 24 nach bôstân fehlt shud
» 208 » 14 für maf'ûlâ lies maf'ulâ
» — » 19 nach chijâli fehlt châl
» — » — statt rôzgâr muß ein Wort nach dem Maß und Reim von chijâli stehn.
» 222 » 17 jâ lies bâ
» — » 18 z-r-m-u-j-z-m lies rezm û bezm
» — » 6 von unten, du lies u
» 223 » 7 shîn lies mîm
» — » — supurdestîmesh lies supurdestîm
» — » — neburdestîmesh lies neburdestîm (das sh hat sich aus dem nächstfolgenden Beyspiele, wo es richtig ist, hieher verirrt).
» 224 » 22 dedû lies du
» — » 23 peimwended lies nepeimwended
» — » 6 von unten, jâ lies bâ
» — » — ekther lies eger
» 225 » 6 von unten, dâder lies dâwer
» 226 » 14 vor sah'îh fehlt etwa ki
» 227 » 17 nach h'arakât fehlt ki
» — » — nach shi'rê ist das ki zu streichen
» 228 » 10 kâfe lies kâfije
» — » — mukîd (mukajjid) lies mufîd
» — » 13 mukîd lies mufîd; und noch einmal eben so; dann nach benûn fehlt u dâl; endlich statt 'aib lies ghaib
» — » 14 mu'âib lies mughâjeb
» — » 15 nach jâ fehlt u dâl
» — » 16 mukîd lies mufîd.

* * *

(Das im XXXV. Bande S. 135 als Anhang der Anzeige des Siebenmeers versprochene Verzeichniß von 3000 persischen, mit germanischen verwandten, Wörtern, folgt im nächsten Jahrgang.)

Art. V. Pelagonii Veterinaria ex Richardiano codice excripta (so) et a mendis purgata ab Josepho Sarchianio nunc primum edita cura C. Cionii. Accedit Sarchianii versio italica. Florentiae excudebat Aloysius Pezzati 1826. (Vor der Uebersetzung, die mit dem Texte fortlaufend paginirt ist, noch folgender Titel): Trattato di Mascalcia di Pelagonio estratto dal codice Riccardiano emendato e tradotto dal Dottor Giuseppe Sarchiani Accademico della Crusca. Firenze. 8. 288 S.

Ref. freut sich, dem philologischen Publikum ein in Florenz erschienenes Werk thierärztlichen Inhalts anzeigen zu können, dessen angeblicher Verfasser bisher nur aus Bruchstücken, die theils in den griechischen Hippiatricis, theils in den Geoponicis, theils endlich bey Vegetius vorkommen, bekannt war. Er fühlt sich dazu um so mehr aufgefordert, da er vor ungefähr vier Jahren so glücklich war, in einem uralten Bobbeser Palimpsest fünf Blätter desselben Werkes zu entdecken, deren Inhalt er in diesen Jahrbüchern (1824, Bd. XXVI. S. 25 ff. des Anzeigeblattes) unter der Aufschrift: »Fragmente lateinischer Hippiatrika,« mitgetheilt hat.

Schon vor 72 Jahren führte Lami (ein Freund Sarchiani's) in seinem, im Jahre 1756 herausgegebenen, Catalogo Richardianae Bibliothecae die Handschrift auf, aus welcher gegenwärtige Ausgabe geflossen ist. Die erwähnte Handschrift ist das Apographum eines sehr alten Kodex, den Politian abschreiben ließ, und dann selbst die Abschrift mit dem Kodex verglich, ohne sich irgend eine Aenderung des Textes zu erlauben, wie dieß aus einer von ihm der Handschrift beygefügten Note (datirt Florenz, 1485, im Monat Dezember) erhellt. Was aus dem codex sane vetustus (wie sich Politian in der angeführten Note ausdrückt) geworden, ist bisher unbekannt. Herrn Sarchiani gebührt also das Verdienst, die dem Pelagonius zugeschriebenen lateinischen Hippiatrika, nach Politian zum zweyten Male dem Untergange und der Vergessenheit entrissen zu haben. Doch ward ihm die Freude, dasselbe selbst herauszugeben, nicht zu Theil. Kurz vor seinem Tode (18. Juny 1821) übergab er es im Manuskripte der Gesellschaft der Landwirthschaft zu Florenz, deren Mitglied er war.

Das Manuskript bestand aus drey Theilen. Der erste enthielt eine treue Abschrift des Riccardischen Kodex; der zweyte die von ihm verfaßte italienische Uebersetzung mit einigen Marginalnoten; der dritte endlich folgende Beylagen:

1) Ein Verzeichniß bloß lateinischer Wörter, von denen viele in den Wörterbüchern nicht gefunden werden.

2) Ein Namenverzeichniß einfacher Arzneykörper mit ihrer Beschreibung, nach Boerhaavens historia plantarum.

3) Die Namen der von Pelagonius angeführten Schriftsteller, und derjenigen Personen, denen er die Kapitel seines Buchs widmete.

4) Eine Sammlung mehrerer von Pelagonius aus Columella wörtlich angeführter Stellen.

5) Ein Register mehrerer Wörter und Namen, deren sich Pelagonius bedient, mit beygefügter Erklärung aus Plinius, Celsus u. s. w.; oder mit beygefügtem Asterisk, um anzuzeigen, daß sie in den Wörterbüchern nicht vorkommen, oder mit ungewöhnlicher Orthographie geschrieben sind; und bey einigen dieser Wörter oder Namen auch die Angabe des italienischen Ausdrucks, dessen sich der Uebersetzer bediente.

6) Eine Sammlung von Stellen aus Vegetius, die mit dem Texte des Pelagonius übereinstimmen, nebst einigen Stellen desselben Schriftstellers, in denen Pelagonius citirt wird.

7) Eine Reihe Stellen aus Pelagonius, die mit Columella und Celsus übereinstimmen.

8) Namen verschiedener Arzneykörper aus dem Florentiner Dispensatorium, die denen von Pelagonius gebrauchten entsprechen.

9) Ein kurzes Verzeichniß von Wörtern, die Sarchiani entweder nicht übersetzt, oder denen er den von ihm gebrauchten Ausdruck beyfügt, gleichsam kurze Anmerkungen zum Text und zur Uebersetzung.

10) Namen der Gewichte und Maße, deren Pelagonius sich bedient, nebst ihrer Erklärung und ihren Zeichen.

11) Endlich einige Wörter und Redensarten im Texte des Pelagonius, die zu prüfen oder zu verbessern sind.

Herr Cioni übernahm die Sorge, das hinterlassene Manuskript seines Freundes herauszugeben, ohne sich irgend eine Aenderung oder Zusatz zu erlauben, ne dum nimium lectori consulitur, sagt er, aliquid meritis collegae carissimi officeretur. Dieser Achtung für das Geisteseigenthum seines verstorbenen Freundes, selbst mit Verzichtleistung auf eigenen Ruhm, kann man nur Beyfall zollen; doch meint Ref. würde Hr. Cioni derselben nichts vergeben haben, wenn es ihm gefallen hätte, die aus nochmaligen Vergleichungen des Sarchianischen Textes mit dem Kodex gewonnenen Verbesserungen gleich in den Text aufzunehmen; er wäre auf diese Art nur im Geiste seines Freundes verfahren, der, dem Grundsatze seines großen Landsmannes Politian's getreu, den Text rein so gab, wie ihn der Kodex

enthält, und alle Aenderungen in die Noten brachte; dem Leser aber wäre hierdurch die Unannehmlichkeit erspart worden, die corrigenda und omissa in zwey Verzeichnissen nachsuchen zu müssen.

Es folgt also auch in der Ausgabe dem lateinischen Texte des Pelagonius die italienische Uebersetzung Sarchiani's, der sich dann die Beylagen anreihen, von denen jedoch Nr. 3 an das Ende des lateinischen Textes, Nr. 6 aber vor den Anfang desselben gesetzt worden.

Der italienischen Uebersetzung schickt Herr Cioni eine (früher schon in der zu Florenz unter dem Titel Antologia erscheinenden Zeitschrift T. III. p. 162 abgedruckte) Notizia intorno alla vita e agli scritti di Giuseppe Sarchiani Accademico della Crusca, von Giov. Batista Niccolini, voraus — eine dankenswerthe Zugabe, da die erwähnte Zeitschrift wohl nur in den Händen weniger Leser des Pelagonius außerhalb Italiens, zumal derer in Deutschland, sich befinden mag.

So viel über Entstehung und Einrichtung des vorliegenden Werkes.

Indem sich nun Ref. auf die Würdigung dessen, was Herr Sarchiani bey Herausgabe desselben geleistet hat, einläßt, scheint es ihm nicht überflüssig, zu bemerken, daß der Herausgeber eines bisher noch unedirten Autors auf eine zweyfache Weise verfahren könne. Entweder er gibt den Text rein so, wie ihn die Handschrift enthält, und bringt seine Verbesserungen oder Konjekturen in die Noten; oder er konstituirt sich nach seiner Einsicht den Text, und zeigt in den Noten die Lesarten der Handschrift an, von denen er im Texte abzuweichen für nöthig erachtete. Herr Sarchiani hat die erste Methode gewählt.

Dafür nun, daß er uns in seinem Texte ein treues Abbild der Handschrift liefert (denn daß richtig gelesen worden, kann und muß hier vorausgesetzt werden), verdient er den Dank des gelehrten Publikums. Wenn aber der Text durch die beygebrachten Noten weniger verbessert worden ist, als es vielleicht hätte geschehen können, so muß man bedenken, erstens, daß er aus einer einzigen, sehr verderbten, Handschrift geflossen; zweytens, wie wenig die Philologie bisher für die medizinischen und naturhistorischen Reste des Alterthums geleistet hat, und drittens endlich, was besonders beachtet werden muß, daß Herr Sarchiani durch den Tod verhindert worden sey, die letzte Hand an seine Arbeit zu legen. Daß er sich aber redlich bemüht habe, zum Verständniß seines Autors zu gelangen, lehren schon die in den Beylagen vorkommenden mühsamen Excerpte aus Vegetius, Columella, Celsus u. s. w. Schade ist es

nur, daß er es verabsäumte, die griechischen Hippiatrika bey seiner Arbeit zu benützen, die doch nach einer sorgfältigen Vergleichung des Ref. beynahe drey Viertheile des Inhalts des vorliegenden Werkes enthalten. Ref. will nun seine Kritik darauf beschränken, an mehreren Beyspielen zu zeigen, wie viel der Text und folglich auch die Uebersetzung durch eine genaue Vergleichung der griechischen Hippiatrika gewonnen hätten.

S. 15. Ad morbum litori beneventanicum übersetzt Hr. Sarchiani p. 129 Al male del lido beneventano. Dieser schon von Hrn. Cioni (Antologia, p. 47) gerügte Fehler würde vermieden worden seyn, hätte Hr. S. die gr. Hipp. p. 26 verglichen, wo es heißt: Ἄλλο (sc. φάρμακον πρὸς λοιμὸν) Λιτορίυ Βενεβεντάνυ.

S. 16. Item aliud ad morbum caystri, siculi Mangonis wird p. 130 übersetzt: Ricetta di Mangone Siculo per lo male del Caistro; in den gr. Hipp. p. 24 heißt es aber Ἄλλο (nämlich φάρμακον πρὸς λοιμὸν) Πιστηρίυ Σικελῦ. Die Arzneyvorschrift rührt also von Caystrus oder Pisterius her (welcher von beyden der wahre Name sey, muß Ref. unentschieden lassen). Mango aber, was Hr. S. für einen Eigennamen hält, heißt überhaupt ein Händler oder Mäkler, also hier Pferdehändler oder Pferdemäkler. So braucht Suetonius Vespas. IV. mangonicus quaestus vom Pferdehandel. Daß aber Sicilien schöne Pferde lieferte, lehrt Vegetius VI. 6. 4. ed. Schneideri: Nec inferiores (equos) prope Sicilia exhibet circo; und natürlich ist es, daß sich die Pferdehändler auch mit Pferdekuren abgaben.

S. 18. Et sic commisces nitri alexandrini tunsi et creti. Hier schlägt Hr. S. die Verbesserung nitro alexandrino tunso et creto vor; es ist aber nichts zu ändern, sondern im Texte ist nur das Gewicht ausgefallen, wie aus den gr. Hipp. p. 25 erhellt, wo es heißt: νίτρυ ἀλεξανδρίνυ γο δεκαὲξ (d. i. unc. XVI) καλῶς λεανθέντος. Ob die Dosis nicht zu groß angegeben sey, darauf braucht sich Ref. hier nicht einzulassen.

S. 19. Item potio aemuli hispani, Mangonis, ad morbum articularem. Dieß übersetzt Hr. S. p. 134 so: Ricetta di Mangone per l'artritide. Fà prender una porzione d'amido ispano u. s. w. Hr. S. macht also hier aus dem spanischen Pferdemäkler Aemilius amylum oder amulum, wovon Plin. H. N. XVIII. 7 prope fin. sect. 17 sagt: Amylum ex tritico ac siligine — adpellatum ab eo, quod sine mola fiat. In den gr. Hipp. p. 26 steht: Ἕτερον εἰς τὸ αὐτὸ (sc. πάθος, nämlich λοιμὸν ἀρθριτικὸν, wie aus dem Vorausgehenden ersichtlich ist) αἰμιλίυ ἰσπανῦ. Die angeführte Stelle muß also verbessert

werden, wie folgt: Item potio Aemilii, hispani mangonis, ad morbum articularem. Schon Hr. Cioni hat den Fehler bemerkt, er sagt a. a. O., che debba leggersi Aemilii hispani, merkt aber nicht an, was aus dem mangonis zu machen sey. Die spanischen Pferde rühmt übrigens Vegetius a. a. O. Hispanorum par vel proxima in circo creditur palma.

S. 20. Für das verderbte abrepta muß gelesen werden βρεκτὰ, wie aus den gr. Hipp. p. 390 erhellt, wo es heißt: Ἀψύρτου βρεκτῶν σκευασία, ὧν διδόασιν οἱ καππαδόκαι (durch Druckfehler καππαδόκαι) τοῖς λεπτοῖς ἵπποις. Der Name βρεκτὰ stammt offenbar von βρέχω, weil nämlich die Bestandtheile des den abgemagerten Pferden zu reichenden Futters mit Wasser benetzt wurden. De his omnibus, heißt es, facis modium, et pridie in aqua munda eundem modium infundes, mane paululum se subsiccet etc., und p. 185 gr. Hipp., wo die Art der Bereitung und des Gebrauches dieser Fütterung, ohne Angabe ihres bey den Kappadokiern üblichen Namens, gelehrt wird, noch deutlicher: καὶ ἐκ τύτων ἁπάντων ποιήσας μόδιον ἕνα, βρέξον εἰς καθαρὸν ὕδωρ πρὸ μιᾶς τῆς χρείας ἡμέρας, καὶ τὸ ὕδωρ κενώσας, ἔασον ξηρανθῆναι μικρὸν κ. τ. λ.

Ebend. Sane cui pelles (sic) averti et cibum non sentit. Hier schlägt Herr Sarchiani pellis avertitur vor, und übersetzt p. 136: E quel cavallo, cui si attacca in modo la pelle alle coste, da non potersi con mano arrovesciare, bemerkt aber nicht, daß die Uebersetzung mit seiner Emendation im Widerspruche steht; es müßte wenigstens heißen: non avertitur oder averti non possit. Uebrigens übersetzt er hier nicht den Pelagonius, sondern die Stelle des Vegetius über den morbus coriaginosus oder die coriago des Rindviehes (IV. 12 ed. Schneid.): cum pellis ita dorso haeret, ut apprehensa manibus deduci non possit a costis, ohne es anzumerken. Die Kur dieser Krankheit findet sich aber in den gr. Hipp. zweymal; pag. 186 unter der Aufschrift: Περὶ ἰσχνότητος. Ἐὰν ζῶυ τινὸς τὸ δέρμα καταξηρανθῆ, καὶ τῆς τροφῆς μὴ αἴσθηται προκοπήν; und p. 276 (falsch 279) unter der Aufschrift: Πελαγωνίυ περὶ ἀναξηρανθέντος δέρματος. Ἐὰν ζῶυ τινὸς τὸ δέρμα ξηρανθῆ καὶ τρεφόμενον μὴ δέχηται προκοπήν. Es scheint also im lateinischen Texte gelesen werden zu müssen: Sane cui pellis aruerit. Ueber et cibum non sentit bemerkt Hr. S. gar nichts, und läßt es in der Uebersetzung ganz weg. Ruellius übersetzt aber ganz richtig: et cibi profectum non sentiat.

S. 31. Apopiras Pelagonii übersetzt Hr. S. p. 149: Impasto di Pelagonio. Apopiras oder vielmehr ἀπὸ πείρας heißt aber de experimento, nicht impasto, wie Hr. S. häufig es

übersetzt, zuweilen aber, wo es durchaus nicht in den Kontext passen will, wie z. B. p. 74 in der Ueberschrift des neunzehnten Kapitels, wo es heißt: Praecantatio ad equos hordeatos, sive ad torsionem, Absyrti apopiras, läßt er es ganz weg; eine praecantatio kann freylich kein impasto seyn!

S. 32. Ad tussem (sic) mutatoriam Pelagonii wird übersetzt p. 150: Ricetta di Pelagonio per la tosse de' cavalli di cambiatura. Alberti in seinem Wörterbuche sagt: viaggiare o andar per cambiatura si dice di coloro, che ad ogni posta cambiano i cavalli. Also wären cavalli di cambiatura was wir Deutsche unterlegte Pferde nennen. Nun ist aber nicht abzusehen, warum gerade die unterlegten Pferde einer besonderen Art des Hustens, oder häufiger als andere dem Husten unterworfen seyn sollen. Ein Blick in die gr. Hipp. hätte die wahre Lesart für mutatoria gelehrt, und die seltsame Uebersetzung wäre nicht zum Vorschein gekommen. Es heißt nämlich dort p. 75: Πρὸς βῆχα ὁδοιπορινήν, d. h. Ad tussim viatoriam. Im Anhange zum vorliegenden Werke p. 109 kommen noch drey andere Mittel wider dieselbe Krankheit, oder um genauer zu sprechen, wider den Husten der Pferde auf Reisen vor: und wirklich hat Herr Sarchiani hier den Sinn in seiner Uebersetzung p. 238 richtig gefaßt; er übersetzt nämlich: Medicamento da viaggio per la tosse.

S. 44. Aliud ad eos, qui non mejant Carbedoni quod solius asseverant. Daß Carbedoni eine falsche Lesart sey, und dafür Carchedonii, oder vielmehr Magonis Carchedonii (Carthaginiensis) gelesen werden müsse, lehren die gr. Hipp. p. 113, wo Absyrtus dasselbe Mittel anführt, und sagt: καὶ τοῦτο δὲ ἐκ τῶν γεωργικῶν Μάγωνος τοῦ Χαλκηδονίου (wofür aber offenbar Καρχηδονίου zu lesen ist) εὕρηται· λέγει γὰρ τοῦ δυσουριῶντος ἵππου τοὺς ἐμπροσθίους πόδας κάτωθεν ὑποξύσαντα κ. τ. λ. Dasselbe Mittel, ohne jedoch den zu nennen, der es verordnet hat, führt auch Vegetius p. 185 ed. Schneid. auf: Ad urinas inventus est, qui affirmaret priores ungulas equi ipsius radi etc.

S. 54. Malim id multi vocant. Hr. S. übersetzt p. 177 cui molti caratterizzano per un vero *malore*. Malim steht aber für μάλιν von μάλις, malleus oder maleus (wie im cod. Gothan. steht), Veg. (p. 18. ed. Schneid.). Bey Absyrtus in den gr. Hipp. p. 10 heißt es: ἔστι δὲ τὸ πάθος ὃ καλοῦσιν πολλοὶ μάλιν, τινὲς δὲ κατάρρυν, ῥωμαϊστὶ δὲ συμπέριον (so, für suspirium).

S. 55. Cognoscitur aut cum jumentum nares arrectas habet purulentaque emittit. In den gr. Hipp. p. 96 heißt es: γνωρίζεται δὲ ἡνίκα ὀρθὰ φέρει τὰ ὦτα, καὶ πυρῶδες ἐκπέμπει.

Für aut muß also autem gelesen werden; Ref. würde aber doch anstehen, aures für nares in den Text zu setzen, weil die Lesart nares arrectas einen sehr guten Sinn gibt; das Thier nämlich, welches an der Orthopnoe leidet, sucht sich dadurch, daß es die Nasenlöcher in die Höhe richtet, Luft zu verschaffen. Uebrigens muß im griechischen Texte für κυρῶδες (vielleicht bloß ein Druckfehler) κνῶδες gelesen werden.

S. 59. Statt humum silvestrem (terra boschiva übersetzt Herr Sarchiani p. 182) muß gelesen werden thymum silvestrem; θύμον ἄγριον heißt es in den gr. Hipp. p. 138.

S. 71. Für das verderbte nitri, ὀλμὸν (wofür aber in der Anmerkung m) zur Uebersetzung p. 196 ὀλμὴν steht) unam, muß gelesen werden nitri ὁλκὴν unam, und für οπυ κιστηναιυ (wofür in der Anmerkung n) zur Uebersetzung a. a. O. gar κιοβηναιυ steht), ὀποῦ κυρηναίου (der eingedickte Saft des laserpitium, σίλφιον. Laserpitium, quod Graeci silphion vocant, in Cyrenaica provincia repertum, cujus succum vocant laser. Plin. H. n. XVIIII. 3 ante med. sect. 15). Es heißt nämlich bey Absyrtus (gr. Hipp. p. 120), aus welchem diese Arzneyvorschrift genommen ist: πεπέρεως κόκκυς δέκα, κέδρου τὸ ἴσον, νίτρου ὁλκὴν μίαν, ὀποῦ κυρηναϊκοῦ ἥλικον κυάμου κ. τ. λ. In unserem lat. Texte muß also die Arzneyformel so verbessert werden: piperis grana X, cedriae ut supra pondus, nitri ὁλκὴν unam (also nicht wie Hr. S. interpungirt cedriae, ut supra pondus nitri, u. s. u.), ὀποῦ κυρηναίου κυάμου μέγεθος: haec omnia terito singula, et in unum misceto etc. Bemerkenswerth ist aber, daß das zweyte Ingrediens, in Ansehung dessen unser lat. Text und Absyrtus von einander abweichen, im griechischen Texte des Pelagonius, Hipp. p. 127, ausgelassen wird; da heißt es nämlich: πεπέρεως κόκκυς δέκα, νίτρου γο. ά (d. i. unc. unam, statt ὁλκὴν unam), ὀποῦ κυρηναϊκοῦ κυάμου μέγεθος, ταῦτα πάντα κατὰ μόνας (sic) λειώσας καὶ μίξας κ. τ. λ.

Ebend. Et medicamine usi sumus in ipsa curatione Διαβαδεμιυ: malagma solvis in carbonibus oleo communi. Hr. S. übersetzt p. 196: Ci siamo valsi noi pure in questa medesima cura del medicamento di Diabademio, il qual consiste in isciogliere al fuoco il malagma, ossia impiastro lene e mollificativo, con olio commune etc. In den gr. Hipp. p. 128 heißt es: ἢ μάλαγμα λύσαντες εἰς ἄνθρακας ζῶντας ἐλαίῳ κοινῷ. Es fällt aber sogleich auf, daß im gr. Texte nach μάλαγμα etwas ausgefallen seyn müsse, da ja doch bestimmt werden muß, was für ein μάλαγμα gemeint sey. Den Aufschluß gibt Absyrtus (gr. Hipp. p. 120), wo es heißt: ἐχρησάμεθα δὲ τῷ διὰ βδελλίου μαλάγματι, ἀνιέντες αὐτὸ ἐλαίῳ ἐπ' ἀνθράκων κ. τ. λ.

Für διαβαδεμιυ muß also im lat. Texte des Pelagonius διὰ βδελλίυ gelesen werden. Die Aehnlichkeit zwischen ΔΙΑΒΔΕΛΛΙΟΥ und ΔΙΑΒΑΔΕΜΙΟΥ erklärt sehr leicht den Ursprung der Korruption. Uebrigens findet man die Zubereitung des genannten malagma in den gr. Hipp. p. 281 unter der Aufschrift: Ἀψύρτυ μάλαγμα τὸ διὰ βδελλίυ.

S. 85. Anacollem (l. anacollema, ἀνακόλλημα) ad articulos et ad gambas et ad aquatilia. Die ganze Arzneyvorschrift übergeht Herr Sarchiani in der Uebersetzung völlig. Im Texte ist aber für das verderbte v, dellae zu lesen bdellii, wenn nicht etwa neben bdellium auch die Form vdella, so wie im Griechischen βδέλλιον und βδέλλα, gebräuchlich war. Die Form vidella (Pelag. Kap. 11, p. 53) findet sich im Cod. Corbeiensis Vegetii zweymal, und bidella im Cod. Gothan. einmal (s. Veget. 272 u. 273 ed. Schneid.); in den gr. Hipp. p. 290 heißt es βδελλίυ. Das verderbte μιχτυ aber in den gr. Hipp. ist in μίλτυ zu verändern; rubricae steht im lat. Texte.

S. 86. Eruginis (sic) selib., aesisti (sic) selib., fedae (sic) selib. Hr. S. übersetzt p. 212 ruggine mezza libra; es ist aber aerugo nicht Eisenrost, ruggine, sondern Grünspan, ἰὸς, verderame; die beyden folgenden Ingredienzien weiß er nicht zu übersetzen, weil nämlich der Text verderbt ist, der aber aus den gr. Hipp. p. 294 leicht verbessert werden kann; dort heißt es nämlich χαλκȣ̃ κεκαυμένυ. Für aesisti ist also zu lesen aeris usti, oder, was noch näher läge, aesusti von aesustum, welche Form durch das Seite 24 vorkommende rossyraci (wo aber offenbar rossyriaci gelesen werden muß), für roris syriaci, bestätigt zu werden scheint. Für fedae muß aber gelesen werden feclae (φαίκλης), statt faecula, welche Form auch bey Vegetius V. 21, 3 ed. Schneid. vorkommt. Die Korruption läßt sich aus der Aehnlichkeit zwischen cl und d leicht erklären. Für verati ist zu lesen veratri (ἐλλεβόρυ μέλανος), und endlich galbani (χαλβάνης) statt calcanti.

S. 88. Für das verderbte ταγον καιθικον, wofür aber in der Anmerkung [1]) zur Uebersetzung p. 214 τανον καιδικον steht, ist aus Absyrtus (gr. Hipp 187) γλοιὸν καιδικὸν zu verbessern. Die Verwandlung des γλοιὸν in τανον ist aus der Aehnlichkeit zwischen Γ und Τ, Λ und Δ, und dem Jotacismus leicht zu erklären.

S. 97. Statt pulverem teris vetustiorem muß gelesen werden, pulverem lateris vetustiorem (ein Pulver braucht nicht erst zerrieben zu werden). In den gr. Hipp. p. 281 heißt es: Ξήριον ποιήσας ἀπὸ βησάλυ παλαιȣ̃, man sollte zwar denken, daß vetustioris gelesen werden müsse; doch auch der Bobbeser Kodex hat pulverem lateris vetustiorem. Ferner muß das Semikolon

nach terebentinae — (d. h. tereb. unc. unam) wegfallen, und hinter dabis gesetzt werden. Zwischen hoc und experimento aber ist d ausgefallen. Der Bobbeser Koder hat: hoc de experimento est; die gr. Hipp. a. a. O. καὶ χρῶ ὡς δοκίμῳ.

S. 98. Für posca eos defricabis muß es heißen: *et* posca os defricabis; in den gr. Hipp. p 30 heißt es: καὶ ὀξυκράτῳ τὸ στόμα τοῦ ἵππου ἀπόκλυνε; auch der Bobbeser Koder bestätigt diese Lesart.

S. 109. Serocantabri quantum voles in aqua infunde, et mane per sabanum cola. Herr Sarchiani weiß aus diesem serocantabri nichts zu machen, und läßt es daher unübersetzt. Ref. hat sich zwar vorgenommen, nur solche Stellen anzuzeigen, die sich durch Vergleichung mit den gr. Hipp. verbessern lassen. Bey dieser einzigen Stelle, die sich in letzteren nicht vorfindet, will er sich eine Ausnahme erlauben, da sich die Emendation derselben gleichsam von selbst darbietet. Man theile nämlich das Wort, und schreibe sero (i. e. vesperi) cantabri, und der Text ist rein. Unter cantabrum sind aber Kleyen zu verstehen, wie aus der Anmerkung zu Cölius Aurelianus II. 19, 114; p. 616, ed. Almelov. Amstelod. 1755 erhellt. Bemerkenswerth ist aber, daß in den Anmerkungen zur Uebersetzung, in welchen Hr. S. die von ihm nicht übersetzten Wörter aus dem Texte anführt, p. 238. Anmerk. f) sero cantabri wirklich getrennt steht Ob dieß der Setzer zufälliger Weise gethan hat, weiß Ref. nicht.

Diese wenigen Beyspiele mögen hinreichen, um zu zeigen, wie viel Nutzen die Vergleichung der gr. Hipp. Hrn. S. gewährt hätte, und jedem künftigen Herausgeber des vorliegenden Werkes gewiß gewähren wird.

Der Leser wird gleich im Eingange dieser Anzeige bemerkt haben, daß sich Ref. in Ansehung des Verfassers des vorliegenden Werkes zweifelhaft ausgedrückt habe; er muß sich also hier am Schlusse derselben deßhalb zu rechtfertigen suchen.

Die Frage ist: Haben wir das Werk des Pelagonius über Pferdarzney in seiner ursprünglichen Form, oder nur eine Kompilation aus den Werken mehrerer Schriftsteller über denselben Gegenstand vor uns, wobey sich von selbst versteht, daß darin vieles, vielleicht das meiste, aus ersterem enthalten seyn mag? Ref. ist der letztern Meinung. Seine Gründe sind:

Erstens; Vegetius praef. 2 sagt ausdrücklich: alter (Pelagonius) *omissis signis causisque morborum* tam magnae rei fundamenta neglexit, woraus schon Schneider in seinen commentt ad Veget. p. 22 schloß, daß mehrere in den griechischen Hippiatricis dem Pelagonius zugeschriebene Stücke einem anderen Schriftsteller angehören müssen, z. B. p. 126:

πρὸς ὀπισθοτονικὺς; p. 136: περὶ ὑδεριῶντος καὶ τυμπανικῦ; p. 176: πρὸς τὺς ἐξαρτύνοντας τοῖς μέλεσι κ. τ. λ. Aus dem cod. Ricoard. können nun, außer diesen, noch hinzugesetzt werden gleich das erste Kapitel, wo die causae morborum im Allgemeinen; ferner das dritte, wo die Zeichen und Ursachen der Fieber; das fünfte, wo die Zeichen des Kopfwehs und der Gehirnerschütterung angegeben werden, ferner von der Beschaffenheit des Nasenausflusses auf die Ursache oder den Sitz der Krankheit geschlossen wird; das achte, wo die Zeichen der Dysurie und die Ursachen derselben, ferner die Zeichen der Strangurie und Ischurie angeführt werden; das zwölfte, wo die Zeichen des malleus oder maleus Veg. (μάλις), ferner die Orthopnoe (suspirium) beschrieben sind: das vierzehnte, wo die Ursachen der Lendenverletzungen vorkommen; das ein und zwanzigste, wo die Zeichen der Kolik angeführt werden; das vier und zwanzigste, wo die Ursachen des Blutharnens angegeben werden; das sieben und zwanzigste, wo die Zeichen des Lethargus beschrieben werden; endlich das neun und zwanzigste, in welchem die Zeichen des Kollers, des equi cardiaci und paralytici angezeigt werden. — Also viele von den im vorliegenden Werke vorkommenden Stücke, in so weit nämlich darin von Zeichen und Ursachen der Krankheiten gehandelt wird (denn was darin die anzuwendenden Heilmittel betrifft, so könnten diese demohngeachtet von Pelagonius herrühren), wären andern Schriftstellern zuzuschreiben, wenn man anders die Autorität des Vegetius gelten lassen will.

Zweytens, mehrere, anderwärts dem Pelagonius beygelegte Stücke (Ref. spricht nicht von den im vorliegenden Werke fehlenden vier Kapiteln, nämlich 32—35, deren Aufschriften im Index angegeben werden, und wovon das 32ste, compositiones caustici, bey Vegetius VI. 14, 2 ed. Schneid. und ein Theil des 33sten, de vermibus, in den gr. Hipp. p. 143 (περὶ τερηδόνων vorkommenden) fehlen; z. B. aus den gr. Hipp. p. 22: Πελαγωνίυ χρίσμα εἰς τὸ αὐτὸ πάθος (nämlich gegen die Elephantiasis); p. 31: Πελαγωνίυ πρὸς βυλαὺς, ἤτοι περὶ πνευμονίας; p. 42: Πελαγωνίυ πρὸς παντοίαν φλεγμονήν; p. 154: Πελαγωνίυ εἰς τὸ αυτὸ (sc. τὴν πρόπτωσιν τῦ αἰδοίυ); p. 155: Πελαγωνίυ πρὸς τὺς ἀπὸ αἰδοίων πύος φέροντας; p. 207: Πελαγωνίυ εἰς τὸ αὐτὸ (sc. πρὸς κιρσὺς); p. 215: Πελαγωνίυ περὶ φθειρῶν καὶ σκωλήκων τῶν ἐν δακτύλῳ (l. δακτυλίῳ), ἢ ἐν γαςρὶ γινομένων; ferner das in den Geoponicis (p. 1127 ed. Niclas) aus Pelagonius angeführte μάλαγμα πρὸς ἄρθρα, und die eben daselbst (p. 1128) angegebenen Mittel wider die Krätze. — Wir haben also nicht das vollständige Werk des Pelagonius vor uns.

Drittens, der ganze Inhalt des eilften Kapitels (dem übrigens auch der Name des Pelagonius nicht vorsteht), mit Ausnahme der drey letzten Arzneyvorschriften, kommt wörtlich in den gr. Hipp. p. 161 und 162 vor, wird aber daselbst theils dem Eumelus, theils dem Hippokrates beygelegt. Das Fragment p. 28: Item si aures doluerint bis dolor lenietur ist nach den gr. Hipp. p. 62 seq. aus Hierokles. Das Bruchstück p. 56 seq.: Ad suspirium validissimum bis dabis potionem ss. (suprascriptam), wird in den gr. Hipp. p. 95 dem Karthager Mago zugeschrieben. Die Fragmente p. 29: Si parotides habuerit in faucibus bis sanabis; ferner p. 48: Item si dorsum motum erit bis curasti, werden in den gr. Hipp. p. 62 u. 302 dem Eumelus beygelegt.

Viertens. Pelagonius wird im Verlaufe des Werks nicht weniger als sieben Mal namentlich citirt: p. 18 heißt es pulvis Pelagonia; p. 32 ad tussem (sic) mutatoriam (l. viatoriam) Pelagonii; p. 37: ad tussem (sic) vel ad suspirium apopiras (sic) Pelagonii; p. 45: remedium viatorium Pelagonii (ad eos, qui tardius mejant), p. 47: aliud (sc. remedium faciens ad omnia vulnera) apopiras (sic) Pelagonii; p. 65 und 67: ad ozinas (sic) apopiras (sic) Pelagonii.

Fünftens. Vorzügliche Beachtung scheint Ref. das im vorliegenden Werke so häufig vorkommende ait zu verdienen, besonders in solchen Kapiteln, die ganz in Briefform eingekleidet sind, wie z. B. im zweyten Kapitel Pelagonius Festiano suo ait, da doch sonst das gewöhnliche Pelagonius Festiano, oder Pelagonius Falerio suo auch vorkommt. Dieses ait scheint Refn. den Sammler zu verrathen, gerade so, wie das in den Geoponicis (die doch anerkanntermaßen eine Sammlung des Bassus aus verschiedenen Schriftstellern über Landwirthschaft sind) so oft erscheinende φησί. Dieses »Pelagonius Festiano suo ait« heißt, nach Ref's. Dafürhalten, so viel: Pelagonius in seinem Briefe an Festianus sagt etc.; nicht der ganze Brief wird mitgetheilt, sondern nur so viel daraus, als dem Sammler gut dünkte. Wenn es z. B. im sechsten Kapitel unmittelbar nach der Aufschrift: »Pelagonius Arzigio ait,« heißt: Arum gallicum tundis etc., so ist dieß, nach gehöriger Erklärung des ait, so viel als: Pelagonius sagt in einem Briefe an Arzigius (in welchem er Arzneyvorschriften wider den Husten angibt, was aber der Sammler, weil er schon die allgemeine Ueberschrift: Curae et medicinae ad tusses omnes etc., dem Kapitel vorgesetzt hat, nicht zu sagen braucht) »Stoße »Arum gallicum etc.

Endlich sechstens scheint Ref. noch die Aehnlichkeit der

Einrichtung des vorliegenden Werkes mit jener der gr. Hippiatrica (von denen es doch erwiesen ist, daß sie eine auf Befehl des Kaisers Konstantinus Porphyrogenneta veranstaltete Sammlung aus mehreren Schriftstellern über Thierärzney sind) für seine Behauptung zu sprechen. So wie in diesen ganze Briefe und Stücke von Briefen des Absyrtus, nebst Fragmenten aus den Schriften anderer, theils benannter, theils unbenannter Thierärzte gesammelt worden, und dieser gesammte Stoff, nach Verschiedenheit der Krankheiten, in eigene, mit Ueberschriften versehene, Kapitel gebracht ist; so verhält es sich auch in vorliegendem Werke. So z. B. findet sich im sechsten Kapitel gleich nach der Aufschrift eine Arzneyvorschrift wider den Husten aus einem Briefe des Pelagonius, unmittelbar darauf eine zweyte vom Thierarzte Emeretus, hierauf fünf andere Rezepte wider dieselbe Krankheit von einem oder mehreren ungenanuten Thierärzten, dann heißt es wieder Ad tussem mutatoriam (l. tussim viatoriam) Pelagonii, später wird ein Mittel von Columella, und bald darauf wieder eines von Emeritus angeführt u. s. w.

Dieß sind die Gründe, die Ref. bestimmen, das vorliegende Werk für eine Kompilation aus den Schriften mehrerer Thierärzte zu halten.

So lange aber dieser Punkt noch nicht im Klaren ist, wird auch die Behauptung des Herrn Cioni über das Zeitalter, in dem Pelagonius geblüht hat, welche der eben genannte Gelehrte theils schon in der Vorrede zu vorliegendem Werke, theils aber, und zwar noch weit ausführlicher in der Antologia (Giugno, 1827. S. 24 ff.) aufgestellt hat, schwankend seyn.

Herr Cioni sagt, weil Pelagonius in vorliegendem Werke des Columella mehr als einmal erwähnt, Vegetius aber den Pelagonius öfters anführt, so müsse letzterer nach Columella und vor Vegetius geblüht haben. Daß aber sein Zeitalter in die Regierungsjahre Konstantins des Großen falle, erhelle daraus, weil dieser Zeit die Namen Arzigius und Asterius oder Astyrius angehören, denen Pelagonius einige Kapitel seines Werks widmete; er glaubt ferner, das Werk müsse, noch ehe Konstantin der Große die christliche Religion angenommen, geschrieben seyn, weil darin (p. 13) von den Pferden die Rede ist, die im Cirkus und zu den heiligen Wettkämpfen (sacris certaminibus) tauglich sind, welche letztere gegen das Ende des vierten Jahrhunderts abgeschafft wurden; ferner Cap. XX. p. 76 gegen den Biß giftiger Thiere folgende Gebetsformel vorgeschrieben wird: »Tu sol

divine, calide et frigide, tantum mihi abalienasti,« welche Worte auf heidnischen Kultus hindeuten (Antolog. p. 46).

Die Notiz aber, daß Arzigius und Asterius dem Zeitalter Konstantin des Großen angehören, verdankt der Herausgeber dem Herrn Barth. Borghesi, welcher den Namen Arzigius auf einer Inschrift bey Gruter (p. 474, 3) fand, in welcher Arzigius V. C. und Consularis Tusciae et Umbriae genannt wird. Außer dieser Inschrift konnte Herr Borghesi, seiner Untersuchungen ungeachtet, über diesen Arzigius nichts weiteres auffinden, selbst keine Person, die den gleichen Namen geführt hätte, woraus er schließt, daß der auf der Inschrift vorkommende Arzigius derselbe sey, an welchen Pelagonius geschrieben. Ref. will die eigenen Worte des Hrn. B. anführen, er sagt nämlich: »Per quante ricerche abbia fatte, non ho potuto trovar di costui altra memoria, e nemmeno alcun altro che abbia portato il suo nome, onde sono in buona lusinga, che egli sia appunto la persona che si cercava. Herr B. fährt fort, die erwähnte Inschrift könne nicht älter, als aus den Zeiten Konstantin des Großen seyn, weil die Benennungen Consulares und Correctores provinciarum erst durch diesen Kaiser eingeführt worden sind; sie könne aber auch nicht jünger seyn, als aus dem Zeitalter des erwähnten Kaisers oder seiner Söhne, weil demselben Zeitalter der von Pelagonius cap. IX. angeführte Astyrius oder Asterius entspreche, der wahrscheinlich einer der beyden Gebrüder Asterii seyn wird, die man aus jener Zeit kennt; nämlich L. Turcius Apronianus Asterius, Corrector Tusciae et Umbriae im Jahre 346 nach Christo, dessen bey Gruter p. 476, 7 erwähnt wird, und L. Turcius Secundus Asterius, Corrector Flaminiae et Piceni, der zur Zeit des Todes Konstantins gelebt hat, wie aus einer, bisher unedirten Inschrift auf dem Triumphbogen zu Fano erhellt. Ueber die Gebrüder Asterii handelt übrigens Hr. B. weitläuftiger in einer Schrift, die nächstens erscheinen soll.

Dieser Beweis befriedigt Refn. nicht; denn zugegeben, daß die drey angeführten Inschriften alle aus dem Zeitalter Konstantin des Großen herrühren (was von den zwey letzteren gewiß, von der ersten aber nichts weniger als gewiß ist); so wäre ja doch möglich, daß Pelagonius, wenn er, wie Herr Cioni wahrscheinlich zu machen sucht, ein Heide war, lange vor Konstantin geblüht, und also an Vorfahren der auf den Inschriften genannten Personen geschrieben habe. Und wie beweist Herr Cioni, daß Pelagonius ein Heide war? Aus den beyden oben angeführten Stellen des vorliegenden Werkes.

Wie aber, wenn diese beyden Stellen nicht von Pelagonius herrührten, sondern andern Verfassern angehörten, die der Kompilator wörtlich abgeschrieben hat, wie dieß z. B. der Fall ist bey der Stelle p. 21: Multum autem refert robur corporis etc., die wörtlich aus Columella (p 329 ed. Schneideri) entlehnt ist?

Wäre es einmal ausgemacht, daß das Werk keine Kompilation ist, so ließe sich das Zeitalter des Pelagonius aus Datis, die bloß aus dem Werke selbst hergenommen sind, bestimmen. Pelagonius citirt nämlich mehrmals den Absyrtus; letzterer muß also sein Zeitgenosse gewesen seyn, oder vor ihm gelebt haben. Nach den Zeugnissen des Suidas und der Eudocia aber hat Absyrtus unter einem Konstantin Kriegsdienste geleistet. Suidas s. v. Ἄψυρτος sagt: Ἄψυρτος Πρυσαεὺς Νικομηδεὺς (sic) ςρατιώτης στρατευσάμενος ἐπὶ Κωνςαντίνυ τῦ βασιλέως ἐν Σκυθίᾳ παρὰ τὸν Ἴςρον. Ἱππιατρικὸν βιβλίον ὗτος ἔγραψεν κ.τ.λ. Bey Eudocia im Violario heißt es: Ἄψυρτος Πρυσαεὺς Νικομηδεὺς ἰατρὸς καὶ ςρατιώτης, ςρατευσάμενος ἐπὶ Κωνςαντίνυ τῦ βασιλέως ἐν Σκυθίᾳ παρὰ τὸν Ἴςρον. ἔγραψεν ἱππιατρικὸν βιβλίον κ. τ. λ. Daß Absyrtus Kriegsdienste an der Donau geleistet hat, sagt er selbst in den gr. Hipp. gleich am Anfange: Στρατευσάμενος ἐν τοῖς τάγμασι τοῖς ἐπὶ τῦ Ἴςρυ ποταμῦ κ.τ.λ. Daß aber unter dem in den beyden ersten Stellen angeführten Konstantin, Konstantin der Große gemeint sey, wird aus Zosimus L. II. p. 93 seqq. ed. Oxon. 1679 wahrscheinlich, wo erzählt wird, daß Konstantin der Große gegen die Sauromaten unter ihrem Anführer Rausimodus an der Donau einen siegreichen Feldzug gemacht habe. Ferner sagt Absyrtus ausdrücklich, daß er unter Sauromaten war: ἔγνων δὲ ἐγὼ καὶ τῦτο (nämlich ein Mittel gegen die Dysurie) παρὰ Σαρμάταις (gr. Hipp. p. 113). Nähme man nun mit Herrn Cioni an, daß Pelagonius, der den Absyrtus citirt, sein Werk noch vor Abschaffung der certamina sacra durch Konstantin den Großen verfaßt habe, so würde folgen, daß beyde Schriftsteller unter der Regierung des erwähnten Kaisers gelebt, also Zeitgenossen gewesen wären.

Gegen die Meinung Herrn Cioni's, daß Absyrtus nicht viel über ein Jahrhundert nach Columella gelebt haben soll, würde sich das eben Vorgetragene wohl noch vertheidigen lassen. Hr. C. sagt nämlich Antol. p. 44: Subito che ho mostrato che non possiamo credere un' impostura la veterinaria di Vegezio, il quale dice *proxima aetate* esser fioriti Columella e Pelagonio, rammentando Apsirto come uno scrittore di veterinaria, è ragionevole che si creda avere egli piuttosto

vissuto poco più d'un secolo dopo Columella, e non mai essere a lui posteriore di quattro o cinque secoli. Aber hier läßt Herr Cioni offenbar die Zeugnisse des Suidas und der Eudocia außer Acht; oder meint er, daß Vegetius als näherer Zeuge mehr Glauben verdiene, als die entfernteren Suidas und Eudocia? In diesem Falle müßte aber auch Pelagonius, den doch Hr. C. in das vierte Jahrhundert setzt, ein Zeitgenosse Columella's seyn, oder nicht viel über ein Jahrhundert nach ihm, also im zweyten Jahrhunderte, geblüht haben.

Wenn nun gleich über das Zeitalter, in welchem Pelagonius geblüht hat, aus oberwähntem Grunde nicht mit Gewißheit geurtheilt werden kann, so läßt sich doch die Zeit, in der die vorliegende Sammlung veranstaltet worden ist, mit ziemlicher Sicherheit, wenigstens annäherungsweise, bestimmen. Schon Politian nennt den Koder, aus dessen Apographum die vorliegende Ausgabe entstanden ist, sane vetustum, gibt aber, leider, keine Beschreibung davon, was um so mehr zu bedauern ist, weil sich der erwähnte Koder nirgends mehr finden will, und vielleicht für immer verloren ist. Die Entdeckung von fünf Blättern lateinischer Hippiatrika in einem uralten, in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten, Bobbeser Codex rescriptus liefert wenigstens einigen Ersatz für diesen empfindlichen Verlust. Diese fünf Blätter sind nämlich ein Theil einer höchst wahrscheinlich noch älteren Handschrift des vorliegenden hippiatrischen Werks, als jene war, aus der Politian sein Apographum veranstalten ließ. Um den Leser dieser Anzeige in den Stand zu setzen, sich von der Identität des Inhalts der fünf Blätter des Bobbeser Koder mit dem entsprechenden Inhalte des Codex Richardianus zu überzeugen, hat Ref. im Anhange dieselben, geordnet nach dem Texte des Cod. Richard. und mit beygefügten Varianten aus letzterem, nochmals abdrucken lassen. Was aber die nähere Beschreibung dieser Blätter betrifft, so verweist er auf seine Anzeige des Bobbeser Koder der Wiener Hofbibliothek in dem schon oben angeführten Bande dieser Jahrbücher. Nur über das Alter dieser Blätter muß noch einiges gesagt werden, um durch Bestimmung desselben wenigstens eine Gränze zur Bestimmung der Zeit der Abfassung des vorliegenden Werkes zu gewinnen. Diese fünf Blätter sind sämmtlich rescripta, die obere longobardische Schrift ist aus dem siebenten oder höchstens achten Jahrhundert, die untere, welche die hippiatrischen Fragmente enthält, ist uncial, und kann also schwerlich jünger als aus dem sechsten Jahrhundert, wohl aber älter seyn. Da nun in vorliegendem Werke sehr viele Stücke aus Absyrtus vorkommen, dieser aber, wie Ref. erwiesen zu haben glaubt, unter Konstantin dem Gro-

ßen geblüht hat *); so muß die Abfassung der lateinischen Hippiatrika zwischen das vierte und sechste Jahrhundert fallen.

Noch muß Ref. mit einigen Worten der Behauptung Herrn Cioni's, daß Pelagonius ein lateinischer Schriftsteller sey, erwähnen (s. die Vorrede zum Pelag. und Antol. p. 45), die er theils aus der Stelle des Vegetius conductis in unum latinis duntaxat auctoribus universis (praef. 4, 6), theils aus dem Umstande, daß die Personen, denen Pelagonius schreibt, römische Namen führen, zu rechtfertigen sucht. Ref. will gegen diese Behauptung nicht streiten. Die Einwendung, daß die gr. Hipp. p. 276 (falsch 279) Πελαγώνιος Λυκίῳ χαίρειν, statt Lucilio, und Πελαγώνιος Ἀρσίκῳ ἰδίῳ χαίρειν, statt Arzigio, haben, läßt sich leicht heben, wenn man bedenkt, wie sehr die Griechen römische Namen zu verunstalten pflegten. Auch ist es an sich nicht unmöglich, daß Pelagonius, seines griechischen Namens unerachtet, lateinisch geschrieben habe. Daß aber mehrere Stellen im vorliegenden Werke aus griechischen Schriftstellern übersetzt seyen, ist aus den darin häufig vorkommenden Gräcismen unläugbar, und ein Beweis mehr dafür, daß das vorliegende Werk eine Kompilation aus mehreren Schriftstellern ist. Um nur ein paar Stellen anzuführen, so steht z. B p. 15: Omnia haec aequis ponderibus tunsa et cribrata *adunatur*, wo es in den gr. Hipp. p. 23 heißt: ταῦτα ἐξ ἴσου σταθμοῦ κατακοπέντα καὶ σησθέντα ἑνοῦται; zwar korrigirt Herr Sarchiani in der Note adunantur, und verwischt damit den Gräcismus; ob aber mit Recht? Die Stelle wird freylich auch in den gr. Hipp. dem Pelagonius zugeschrieben, ist aber vielleicht interpolirt, wie die sowohl im griechischen als lateinischen Texte hier obwaltende Verwirrung zu bestätigen scheint. P. 44: et sic castoreum carbonibus impositum, omnem ventrem et testes ipsius equi fumigari. In den gr. Hipp. p. 113 lautet die Stelle: καὶ ὑποθυμιᾶν ὑπὸ τὴν κοιλίαν καὶ τοὺς διδύμους καστόριον ἐπ' ἀνθράκων. Auch hier verbessert Herr Sarchiani: castoreo carbonibus imposito. P. 88: Acetum acre καὶ γαγον (l. γλοιὸν) καιθικον (l. καιδικὸν) u. s. w., u. s. w.

---

*) Daß Absyrtus unter Konstantin dem Großen geblüht habe, ist längst schon von Ducange im ind. auctt. Glossarii graeci p. 44 behauptet worden; da er aber nur die Stelle aus Eudocia anführt, in welcher bloß gesagt wird, daß Absyrtus unter einem Konstantin, aber nicht unter welchem er geblüht habe, so ist seine Behauptung nicht ganz erwiesen. Ref glaubt, durch Anführung der Stelle des Zosimus und jener des Absyrtus selbst, in welcher letzterer deutlich sagt, daß er unter Sauromaten war, die Sache außer Zweifel gesetzt zu haben.

Ref. beschließt hiermit die Anzeige dieses in vielfacher Beziehung interessanten Werks, über welches wir, wie uns Herr Cioni Hoffnung macht, nächstens einen Kommentar zu erwarten haben, an dem bereits zwey berühmte italienische Literatoren arbeiten. Möchte ein dritter deutscher Gelehrter ihre Arbeit durch eine neue Ausgabe der griechischen Hippiatrika, mit Benützung der in Frankreich und England davon vorhandenen Handschriften, erleichtern!

* * *

Bruchstücke lateinischer Hippiatrika aus dem Bobbeser Kodex, nebst den Varianten des Codex Richardianus.

Cod. Bob. Fol. 37:

linas [1]) in sole. ad scabiem [2]) acetum acre raitayuniti [3]) ..... et picis liquidae modicum et cedriae [4]) omnia simul decoque [5]) et cum ferbet [6]) peniculum in fuste ligato et sic udas [7]) totum corpus sane lotio humano calido [8]) prius quam inducas medicamentum lauas corpus pecori et sic ungues [9]) in sole. aliud asfaltum et sulfur [10]) aequaliter conteris [11]) adjunges olei modicum et perungues in sole [12]) item adipem porcinam [13]) cum pice et [14]) cera aequaliter soluis [15]) et sulfur cum oleo calido teres [16]) et omnia supradicta [17]) commisces et cum calet perungues [18]) ad scabiem [19]) adipes porcinos libra [20]) cerae sem. [21]) sulfuris [22]) — Iι olei selib. picis liquidae cyatos [23]) Iι [24]) ....

Pelagonius cap. XXVI. p. 88:

[1]) linias. [2]) ad scabiem fehlt, dafür Aliud. [3]) και ταγον καιδικον und in der Uebersetzung και τανον καιδικον; es ist klar, daß es hier γλοιὸν παιδικὸν heißen müsse, wie in den Hippiatr. p. 187. [4]) cedriam. [5]) decoquis. [6]) fervet. [7]) linas. [8]) Sane prius l. h. calidam commisces prius quam etc. [9]) unges. [10]) sulphur. [11]) conteris *et* [12]) perunges. Sane in sole ungatur. [13]) Aliud. Adipem porcinum. [14]) et fehlt. [15]) resolvis. [16]) deteris. [17]) supra adjuncta. [18]) calet *inlinas vel* perungis. [19]) ad scabiem fehlt, dafür Aliud. [20]) adipis lib. [21]) Aus Mangel an Buchdruckerformen ist hier und in der Folge statt der im Bobbeser Kodex vorkommenden Zeichen der Gewichte, die in der Sarchianischen Ausgabe gebrauchte Bezeichnung gewählt worden. [22]) sulphuris — Iι *bituminis* — [23]) cyat. [24]) Hier fehlen in der Bobb. Hs., des abgeschnittenen Randes wegen, ohngefähr zwey Zeilen, wie a. a. O. in der Note, bemerkt worden ist, die nun durch die Riccardische Handschrift ergänzt werden können. Der Inhalt derselben lautet: Quae conterenda sunt, conterito, et permisceto omnia et coquito. Das folgende et ita perungito findet sich schon wieder im Bobbeser Kodex f. 37 v. mit

dem Unterschiede, daß es daselbst heißt et ita perungues. Die im Riccardischen Koder hierauf folgende Arzneyformel fehlt in der Bobb. Hs. Die in dieser Arzneyformel vorkommenden Ingredienzien und das Gewicht dieser letztern sind aber mit denen in der vorigen Arzneyformel enthaltenen einerley, nur daß es in der letzteren heißt picis liquidae cyat. IIII. statt, wie in der vorigen, cyat. II, und daß die Bereitungsart und der Gebrauch des Mittels etwas weitläuftiger auseinandergesetzt sind.

Cod. Bob. F. 37 v.

et ita perungues [1]) aliud lotei [2]) ueteris facies [3]) scrip. I. stercoris suilli selib. facies [3]) olei heminam [4]) sulfuris — III picis liquidae cyatos [5]) III haec omnia coquito ut liquida sint et calido loco perunguito [6]) equum semel in die usque ad sanitatem item [7]) bituminis P [8]) II sulfuris [9]) selib. teris et commisces in oleo in quo ante bullierit ancusae [10]) fasciculum unum [11]) et sole calido ungues [12]) sane [13]) si sole [14]) non habet medicamentum uirtutem nec effectum aliter [15]) in stabulo hordeum [16]) quod nascitur quasi spica nigra contundes et misces olei cyprini quod sufficit [17]) tepidum sole calido perungues [18]) item [19]) ranas in aqua coques et colliges [20]) unctum ipsarum et commisces . . . . [21]).

Pelagonius, p. 89:

[1]) perungito. [2]) Item aliud lotii. Die Schreibart loteum kommt aber auch im Riccard. Koder öfter vor. [3]) faecis, wie a. a. O. in der Note schon vermuthet worden. [4]) hem. [5]) cyat. [6]) perungito. [7]) item aliud. [8]) p. [9]) sulphuris vivi. [10]) anchusae. [11]) fasciculus unus. [12]) ungis [13]) sane fehlt. [14]) sine sole, wie a. a. O. in der Note auch schon vermuthet worden. [15]) Item aliud. [16]) tibium hordeum; eine verdorbene Stelle, die durch unsern Bobbeser Koder verbessert wird. [17]) sufficit *et*. [18]) perunges. [19]) Item aliud. [20]) colligis. [21]) Die fehlenden zwey Zeilen ergänzt der cod. Riccard. so: lenticulam, et adipem, et oleum, et tepefactum perungis.

Cod. Bob. f. 41:

pulvis om(ni)bus potionibus [1]) anteferen(dus) gentianae aristolochiae mur(rae) [2]) uacarum [3]) lauri rasuraebori(s) [4]) aequis ponderibus in puluere(m) redigis [5]) de quo potionabis contr(a) omnes morbos [6]) decoques in uin(o) junci radices [7]) et marrubium c(o)las ipsut [8]) uinum et adjunctum pulueris cocliarium unum pl(e)num potionas [9]) per triduum si febriunt pecora in aqua decoques [10]) junci radicem [11]) et appium colas adjunges [12]) pulueris cocl(i)are et mellis modicum ut sit aqua mulsa et sic potionas pe(r) triduum contra uenena

aut [13]) pulueris plus quam cocliare cum uini sextario [14]) et olei hem(i)nam [15]) deicis per dies III mac [16]).

Pelagonius, cap. XXVIII, p. 92:

[1]) omni potioni. [2]) gentianam, aristolochiam myrram. [3]) baccas. [4]) rasuram. [5]) rediges. [6]) morbos sic. [7]) radicem. [8]) ipsum. [9]) adjuncto pulvere, cocliare uno, potionas. [10]) decoquis. [11]) radices. [12]) adjungis. [13]) autem. [14]) sext. [15]) hemina. [16]) per triduum. Das folgende mac fehlt.

Cod. Bob. f. 41 v.:

uettonicae [1]) lib. saxifragae — I [2]) cassiae fistulae — I [3]) ysopi fasciculos duos euphorb. [4]) mannae turis — I [5]) . . .
. . . .
piperis — I [6]) costi — I sertulae [7]) campanae opopanacis [8]) — I spicae [9]).

Pelagonius, p. 92:

[1]) bettonicae. [2]) saxifragi (bey beyden Ingredienzien kein Gewicht bestimmt). [3]) casiae fistulae (ohne Gewichtsbestimmung) *iris illiricae, mellilotі, radices absinthii syriaci.* — [4]) euphorbii — [5]) thuris [6]) piperis — thuris masculi — [7]) sardae. [8]) ypopanacis. [9]) spicis.

Cod. Bob. f. 40 v.:

gentianae, petroselini aridi cassiae fistulae omnia prout uolueris [1]) equis [2]) ponderibus tunsa et cribrata uteris confectio arteriacae [3]) murrae troglites [4]) — IIII scynu — II [5]) cinnami — v piperis albi — v piperis nigri — IIII [6]) cassiae [7]) — II s. resinae colofoniae [8]) — v aristolociae [9]) — IIII acori [10]) — II bacarum lauri — II [11]) aliud [12]) murrae [13]) — II piperis — II lini semen frixum lib. I [14]) uuae passae sext I nasturci sext I [15]) nuclei sext I decoques et cera [16]) contundes et mel [17]) miscebis cum dare uolueris globulos [18]) facies in modum nucis e(t) (in) os per dies VIII [19]) deicis curasti [20]) aliud [21]) murrae [22]) — II cinnami — II [23]) croci — II turis masculi — II [24]) nardi syriaci [25]) — IIII resinae tereben(tinae) — IIII piperis albi — II [26]) uuae [27]) . . . .

Pelagonius, p. 96. seq.:

[1]) uoles [2]) aequis [3]) arteriaca [4]) myrrae troglitis [5]) schoeni — II. [6]) piperis nigri — V. [7]) casiae [8]) volophoniae [9]) aristolochiae [10]) asari [11]) baccarum lauri — IIII. [12]) Item arteriaca ad tussem statt aliud. [13]) myrrae [14]) lini semines fricti lib. [15]) nasturci sext, mellis sext. [16]) cetera [17]) melli [18]) globolos (vielleicht ein Druckfehler). [19]) octo. [20]) curasti fehlt. [21]) Item aliter. [22]) myrrae. [23]) — s. [24]) thu-

ris, es fehlt masculi — Iiii. [25]) syriatici. [26]) piperis albi — Iiii. [27]) Die fehlende Zeile ersetzt der cod. Riccard. wie folgt: passae ammoniacae — Iiii, folium nardi — Ii.

Cod. Bob. f. 40:

traganti [1]) libra mellis attici libra arida contundes [2]) et cernes [3]) et melle [4]) miscebis [5]) potio ad omnia interanea [6]) uitia buturum [7]) mel opopanacem [8]) murram [9]) equis pō omnia leuigata [10]) cum uino per narem infunduntur.

potio aestiualis hormini semen heminam petroselini hemin murrae [11]) sext I sil gallici [12]) sext I api [13]) semen heminam scyni [14]) — Iii teres [15]) et colas et cum aqua mulsa faucibus infundes [16]).

potio equis intrinsecus laborantibus uel [17]) qui morbo temptantur [18]) et hii [19]) qui siccas nares habent facile [20]) curantur hac potione thisanae [21]) sucum defritici ciatos duos [22]) per triduum dabis postea decoctam facies sic [23]) ysopi — Ii [24]) palmulas n̄ [25]) XX .... [26]) uirid(i)s . . . . [27]).

Pelagonius, p. 97:

[1]) tracanthi [2]) contundis [3]) cernis [4]) melli [5]) miscebis *panacem, myrram aequis ponderibus; levigata omnia cum vino per nares infunduntur.* [6]) interaneorum. [7]) butyrum. [8]) panacem [9]) myrram. [10]) aequis ponderibus; levigata omnia cum etc. [11]) myrrae. [12]) gallicum. [13]) *abrotoni hem.* apii etc. [14]) schoeni. [15]) teris. [16]) infundis. [17]) aut. [18]) tentantur. [19]) iis. [20]) *bene et* facile. [21]) tisanae. [22]) defriti cyatos Ii. [23]) facies sic *fehlt.* [24]) — Iii. [25]) n̄ (numero) *fehlt.* [26]) Die Lücke ergänzt der Cod. Riccard., wo es heißt: rutae. [27]) Die fehlende Zeile lautet im Cod. Riccard. wie folgt: fasces Ii, fabae et foeni, und hier schließt sich wieder im Bobb. Kod. f. 38 v. an. Es fehlt aber im Cod. Ricc. *graeci.*

Cod. Bob. f. 38 v.:

ci quiatos [1]) VI uniuersa cum aqua caelesti [2]) decoque [3]) et tepefacta [4]) dabis [5]) potio ad apostaticos [6]) buxi folia et sambuci [7]) et cedrae [8]) aut cicutae coque [9]) ex aqua colatum [10]) bene potionabis ordomietletem daemonis [11]) sui accipiet [12]) si [13]) tamen soporaueris [14]) ut facile suscitari et ambulare sine uitio possit uel si calcitrosus fuerit ipsa potione uteris adjecta aqua frigida ad umbilicum erit certissimum remediū [15]).

potio ad omnes dolores [16]) puluerē lateris [17]) uetustiorem resinae terebentinae — I aqua calida dabis hoc de experimento est [18]).

(a)lia [19]) baccas [20]) lauri aleum [21]) purgatū murram [22]) cum uino calido [23]) dabis per nares [24]) item [25]) herba quae . . . . [26]).

Pelagonius, p. 97 seq.:

1) cyathos. Die Form quatus statt cyathus hat cod. Lugd. Pallad. I. 27, 1. I. 28, 2., und ibid. Apr. I. 2. Die Form quiatus im Bob. Cod. ist aber der Analogie von quima für cyma, squibala für scybala, jusquiamus für hyoscyamus, squilla für scylla etc. gemäßer gebildet, und in unserer Stelle zur Vermeidung der Kakophonie von graeci cyathos gebraucht worden. 2) coelesti 3) decoque fehlt. 4) et tum tep. 5) *dabis per triduum.* 6) apostatiros. 7) sabuci (wahrscheinlich Druckfehler) 8) cedriae 9) coques 10) et colata 11) obdormiet, et lethedemonis. In der Note a. a. O. wurde schon vermuthet dormiet et lethen daemonis etc, und auch Herr Sarchiani hat in seiner Uebersetzung den Sinn so gefaßt. 12) accipit. Hr. S. in der Uebersetzung ganz recht riceverà. 13) sic. 14) soporabitur. 15) remedium certissimum. 16) dolores omnes. 17) teris; auch in den Hippiatr. heißt es p. 281 ξηρῶν ποιήσας ἀπὸ βησάλου παλαιοῦ. 18) hoc experimento; es fehlen de und est. 19) *Item* alia. 20) bacca. 21) allium. 22) myrram. 23) candido. 24) per nares dabis. 25) Alia. 26) Die zwey fehlenden Zeilen ersetzt der Cod. Riccard. so: heraclea (hereclea wahrscheinlich durch Druckfehler) et panacea dicitur, teres cum vino veteri, et dabis.

Cod. Bob. f. 38:

Compositio pastilli simplicis sed summi panacis radicem et po(l)linem triticeam 1) aequis pond(e)ribus tunsa et cribrata uino subigito ueteri et facito pastil(los) et 2) potionem dato si perfrix(e)rit aut uulnus fuerit intrins(e)cus sanabitur.

Potio ad eos quibus pulmones i(n) cursu rumpuntur uel os qui(bus) male olet 3) spicae nardi cro(ci) murrae 4) costi scyni 5) cassiae fistulae piperis albi unciae singulae 6) eisque herbum m(oli)tum pro modo miscetur 7) quae leuigata et cribrata melli admixta dilutum 8) per narem sin(is)tram infunduntur 9) priusqua(m) potionem de 10) absentio 11) et nitr(o) 12) melle et 13) posca os 14) defricabis.

Pelagonius, p. 98:

1) pollinis triticeae. 2) et in. 3) ad eos — olet fehlt. 4) myrrae. 5) schoeni. 6) — singulas. 7) miscebis. 8) diluta. 9) infundito. 10) des, wie a. a. O. in der Note schon vermuthet worden. 11) absinthio. 12) nitro *cum*. 13) et fehlt. 14) eos. Auch in den Hippiatr. p. 30 heißt es: τὸ ϛόμα τοῦ ἵππου ἀπόπλυνε.

Cod. Bob. f. 39 v.:

faucibus infundito quae si parum fuerit 1) ista post 2) capud 3) aduratur unctionibus calidis perunguatur 4) quod 5) ad robur ostendimus collyrio sane oculos inunguito 6).

potio ad apiosos 7) primo 8) de temporibus sanguis emittendus 9) est deinde po(ti)o haec adhibenda semen api 10) spi(cae) nardi petroselini macedonici lactucae semen 11) cum

aqua mulsa permixta omnia dabis dieb. quinq. capudque[12]) ejus pellicula oleo madefacta cooperies certissima ac manifestissima potio [13]).

potio [14]) ad equum rabidum bacas [15]) lauri purgatas et oleum teris [16]) in uino calido [17]) et per narem [18]) deicis CXLVIII [19]) . . . .
Cardicum [20]) autem intellegimus [21]) si est in terra capud impegerit [22]) si . . . . [23]).

Pelagonius, cap. XXIX. p. 99 seq.:

1) profuerit. 2) potio. 3) caput. 4) perungatur. 5) quod. 6) inungito. p. 100. 7) appiosum. 8) primum. 9) detrahendus. 10) appii. 11) sem. *papaveri*(sic) *sem*. 12) caputque. 13) certissima manifesta potio. p. 99. 14) *Item* potio. 15) baccas. 16) teres. 17) candido. 18) nares. 19) Diese Kapitelzahl fehlt im Riccard. Cod., er ergänzt aber die im Bobb. Koder verblichene Aufschrift so: *Ad cardiacos*. 20) cardiacum. 21) *sic* intelligimus. 22) si terrae caput impegerit. 23) Die fehlenden zwey Zeilen ergänzt wieder der cod. Riccard., nämlich: si frequenter sibi ilia mordicus appetierit, si stans sudauerit si fas.

Cod. Bob. f. 39:

tidium curandus si sustinuerit [1]) sinapi et laseri [2]) (sic) in modum fabæ mellis acetabula dua [3]) tantundem et aquæ calidae aceti cyatos IIII [4]) in uno [5]) contere [6]) et [7]) potiona et [8]) deambulet uiridēque cibum praebebis aegro pecori et cum sanus fuerit uenae c(er)uicis laxandae sunt et de poste(rio)ribus sangui (sic) emittendus [9]) ut per(pe)tua sanitas perseueret.

CXLVIIII [10]).

in paraletico [11]) signa haec sunt labra praua et dissoluta lingua passione ips(a) [12]) (m)oritur unus oculus [13]) minor fit auris una dejecta curatio hujus talis est labra scarif(ic)abis [14]) unctionibus his uteris quae recipiunt in se olei ueteris selibram bituminis selibram resinae [15]) eronalis selibram ammoniaci sextarios sex [16]) . . . . [17]).

Pelagonius, p. 100:

1) si fastidium sustinuerit, curandus sic. 2) laser. 3) acetabula — II. 4) cyath. 5) unum. 6) conteres. 7) et fehlt. 8) et *diu*. 9) sanguis mittendus *est*. 10) Die Kapitelzahl fehlt. 11) Item in paralitico. 12) ipsa passione. 13) oculus unus. 14) scarifica. 15) eronalis resinae. 16) sextantem. 17) Die fehlenden zwey Zeilen ersetzt der cod. Riccard. so: galbani — propolis — mannae selib. medullae cervinae — cerae selib. Omnia decoquis, et uteris.

Art. VI. Die deutsche Literatur. Von Wolfgang Menzel. Zwey Theile kl. 8. Erster Theil 280 S.; zweyter Theil 302 S. Stuttgart, bey Gebrüder Frankh. 1828.

Wenn schon der Titel dieses Werkes allgemeines Interesse erregt, so wird dieß noch mehr gesteigert, wenn wir darauf Rücksicht nehmen, daß es von einem Manne herrührt, dessen Witz, Scharfsinn und dessen wissenschaftliche Kenntnisse ihm einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Schriftstellern verschafft haben, und daß es, von den meisten deutschen Zeitschriften besprochen, doch in keiner umfassend, und, Anerkennung wie Widerlegung mit den gehörigen Beweisen unterstützt, geprüft worden sey.

Das Werk umgreift und untersucht das eigenthümliche Fühlen und Denken der Deutschen, den Entwicklungsgang und den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft und Kunst bey denselben; und nimmt im ersten Theile die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluß der Schulgelehrsamkeit, Einfluß der fremden Literatur, den literarischen Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat und Erziehung; im zweyten Natur, Kunst und Kritik, erleuchtend vor.

Im ersten Aufsatze S. 1 geht der Verfasser den Deutschen in Rücksicht ihrer Schreibelust, welche in der That eine eigentliche Schreibewuth zu nennen ist, kräftig zu Leibe. »Die Deutschen,« sagt er, »thun nicht viel, aber sie schreiben desto mehr. Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen, Er wird durch die Jahre wie durch Repositorien schreiten können. Er wird sagen, wir haben geschlafen, und in Büchern geträumt.« Wie sehr jene Wuth um sich gegriffen habe, erkennen wir, wenn wir darauf Rücksicht nehmen, was der Verfasser S. 2 sagt. »Nach einem mäßigen Ueberschlage werden jährlich in Deutschland zehn Millionen Bände neu gedruckt. Da jeder halbjährige Meßkatalog über tausend deutsche Schriftsteller namhaft macht, so dürfen wir annehmen, daß im gegenwärtigen Augenblick gegen funfzigtausend Menschen in Deutschland leben, die ein Buch oder mehr geschrieben haben.« Leider beantwortet der Verfasser die Frage, welche zunächst sich uns aufdrängt, wie kam Deutschland zu jener Ueberzahl von Schriftstellern? nur mangelhaft, indem er nur im Allgemeinen bemerkt, daß ein Theil den Grund jener Vielschreiberey in der Thatenlosigkeit, der andere ihn in der sinnigen Natur des Volkes finden wolle, er aber der Meinung sey, daß beyde Meinungen vereinigt werden müßten. Wenn den Deutschen, wie es der Fall nicht ist, wirklich Thatenlosigkeit vor-

geworfen werden könnte, so ließe sich eben so leicht beweisen, daß diese aus der Vielschreiberey entstanden sey, als umgekehrt. Weit eher können wir als Grund die Natur des Volkes gelten lassen, mit der beständigen Richtung zur Spekulation und zur Darstellung dessen, was auf jene Weise gewonnen wurde, wie denn in dieser Beziehung es auffällt, daß die Buchdruckerkunst unter den Deutschen erfunden ward. Dazu aber möchten wir noch den Trieb zur Nachahmung des Erfundenen gesellen, welcher den Deutschen vor allen Nationen eigenthümlich zukommt, und der sie antreibt, alles, was unter den sie umgebenden Nationen von einiger Bedeutung vorkommt, zu besprechen und nachzubilden. Weit wichtiger ist das, was der Verfasser von den Folgen jener Vielschreiberey sagt, obgleich er darin vielleicht etwas zu weit geht. Ein Leben, meint er, das den Büchern sich hingibt, habe etwas Todtes, Mumienhaftes, Troglodytenmäßiges. Die Quelle des Lebens versiege in dem Geiste, der sich an ein Buch verkauft. Die Literatur sey immer nur ein Mittel unseres Lebens, nie der Zweck, dem allein wir es zum Opfer brächten. — Der üppigen Vegetation des Südens gegenüber, habe der Norden eine unermeßliche Bücherwelt erzeugt: dort gefalle sich die Natur, hier der Geist in einem ewig wechselnden Spiele der wunderbarsten Schöpfungen. Er hält bey dieser Bedeutsamkeit der Literatur einen umfassenden Ueberblick und eine unparteyische Würdigung für nothwendig, und meint in der Vergleichung Aufschlüsse zu erhalten, zu denen die einseitige Verfolgung eines literarischen Gegenstandes nicht gelangt. Indem er die Literatur ihrem ganzen Umfange nach in Wechselwirkung mit dem Leben begriffen sieht, unterscheidet er auf eine dreyfache Weise die Einwirkungen, welche Natur, Geschichte und geistige Bildung auf sie äußern, und bemerkt, daß, wie innig auch alle drey in ihrer Gesammteinwirkung sich durchdringen, doch die eigenthümlichen Entwicklungen jeder bestimmten Wissenschaft oder Kunst und ihr Einfluß auf die Literatur von den Einflüssen sowohl nationeller und individueller Charaktere, als des herrschenden Zeitgeistes unterschieden, und in Betrachtung gezogen werden müssen. Er betrachtet demnach zuerst die allgemeinen, natürlichen und historischen Bedingungen unserer Literatur, sodann insbesondere jedes ihrer Fächer.

In dem zweyten Aufsatze: Nationalität, S. 21—32, stellt der Verfasser gleich von vorne herein alle die Vorzüge und Mängel dar, welche das Ganze charakterisiren. Er vereint mit siegender Schärfe der Urtheilskraft und einem richtig prüfenden Verstande vorgefaßte Meinungen, welche er mit hartnäckiger Konsequenz zu vertheidigen sucht, und vornehmthuenden ungerechten Tadel,

und läßt den ihm eigenthümlichen Witz mehr vorwalten, als es in einem wissenschaftlichen Werke der Fall seyn sollte. Nach den scharfsinnigsten Bemerkungen über den Charakter der deutschen Nation wirft er Betrachtungen hin, an die er in der Folge wichtige Auseinandersetzungen kettet, welche mehr durch trüglichen Schimmer als durch klares Licht dem Auge gefallen. Wenn er beyspielsweise von der deutschen Literatur S. 24 sagt: »Wenn man die Literatur anderer Völker überschaut, so bemerkt man mehr oder weniger Normalität oder französische Gartenkunst, nur die deutsche ist ein Wald, eine Wiese voll wilder Gewächse, Jeder Geist ist eine Blume, eigenthümlich an Gestalt, Farbe, Duft. Nur die niedrigsten kommen in ganzen Gattungen vor, und nur die höchsten vereinigen in sich die Bildungen vieler anderer; in einigen wird ein großer Theil der Nation gleichsam personifizirt, und in seltenen Genien scheint die Menschheit selbst ihr großes Auge aufzuschlagen, Genien, die auf der Höhe des Geschlechtes stehen, und das Gesetz offenbaren, das in den Massen schlummert;« so paßt dieß eben so gut auf die englische Literatur, als auf die deutsche. Die Eigenheit, von welcher er S. 25 spricht, daß die Masse deutscher Schriftsteller wenig Rücksicht auf das praktische Leben nehme, und das Uebergewicht der inneren Beschaulichkeit hervortritt, wird auch in der Masse französischer Schriftsteller gefunden. Die darauf folgende Vergleichung zwischen französischen und deutschen Schriftstellern ist mehr witzig als richtig Eben so sind die Bemerkungen, welche der Verfasser über die deutsche Sprache und ihren Grund macht, S. 27—32, großentheils wahr und scharf, zugleich aber von ungerechtem Tadel und jenem vornehmen Absprechen begleitet, dessen wir zuvor gedacht haben. Von welchem Belange können Bemerkungen seyn, wie die S. 28: »Je besser der Konversationston, je elender die Dichter, wie in Frankreich,« einem an klassischen Dichtern nicht armen; »je schlechter der Kanzleystyl, desto origineller die Dichter, wie in Deutschland,« einem an originellen Dichtern eben nicht reichen Lande. Wozu sollen die Ausfälle gegen große Sprachforscher unserer Nation führen, wie kann die bloße Anlage das ersetzen helfen, wohin ausschließend nur Fleiß und Beharrlichkeit bringen. Was sollen Bemerkungen, wie die S. 30: »Voß machte aus Wörtern eine Sprache, die weder deutsch, noch griechisch war, und die man erst wieder ins Griechische übersetzen mußte, um sie zu verstehen,« die ohne Beweis dasteht, und von welcher man nichts weiter sagen kann, als daß sie vollkommen unrichtig sey. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, mehr von den unverdienten

Kränkungen zu reden, welche der Verfasser jenem bedeutenden, und mit vielem Rechte hochgeachteten Schriftsteller der Deutschen zuzufügen bemüht ist.

Was der Verfasser S. 33—41 über den Einfluß der Schulgelehrsamkeit sagt, ist größtentheils wahr und treffend; nur ist es nicht auf die deutsche Literatur ausschließend anzuwenden. In Berücksichtigung der historischen Bedingungen der heutigen Entwicklung unserer Literatur macht er darauf aufmerksam, daß alle literarische Bildung ursprünglich an die Kirche geknüpft war. Diesem Einflusse, meint er, habe sich die Literatur bis auf den heutigen Tag nicht völlig entzogen. Von den Priestern sey die Gelehrsamkeit an die Gelehrtenzunft gekommen, und aller Schulzwang in den Schriften schreibe sich daher. Folgen davon seyen kastenmäßige Ausschließlichkeit, Vornehmigkeit, Unduldsamkeit, Pedanterie aller Gewöhnung, Schulweisheit und Entfernung von der Natur. Indem der Verfasser mit vielem Scharfsinn das Gute nicht verkennt, welches an den Zunftgeist geknüpft ist, welches in der Treue, mit welcher die Schätze der Tradition bewahrt wurden, und der Würde, die der Autorität gerettet wird, der Begeisterung und Pietät, mit welcher man das Geheiligte, Erprobte oder Geglaubte verehrt, besteht, zieht er zugleich kräftig gegen das Kranke desselben zu Felde, welches er in das Prinzip der Stabilität setzt, in das Stillestehen, wo ewiger Fortschritt ist, in die Borniertheit, die Schranken statuirt, wo keine sind. Mit edler Glut eifert er S. 39 gegen die Polemik, welche den modernden gelehrten Sumpf aufrührt, wodurch sich mephitische Dünste verbreiten, gegen die Beziehung aller Wissenschaften auf die Religion, und gegen die Unverständlichkeit in Bezeichnung der Begriffe. Ganz zur Zeit gesprochen sind die Worte S. 46: »Die gelehrte Vornehmigkeit ist nur ein Bettelstolz, der zu Schanden werden wird. Soll unsere Weisheit wirksam werden, so muß sie zuerst allgemein faßlich seyn, und das kann sie nur, wenn sie aus dem Zwange der Schulgelehrsamkeit sich befreyt. Man fürchtet sich gewöhnlich vor der Popularität, weil man sie mit Gemeinheit verwechselt. Es gibt aber in Bezug auf Literatur nur so lange einen Pöbel, als es eine bevorrechtete Kaste gibt. Ein wohlthätiger gebildeter Mittelstand kann der Pedanterie und Anmaßung der letztern in dem Grade entbehren, als er von der Gemeinheit der ersteren sich entfernt.«

Im Aufsatze über den Einfluß der fremden Literatur, S. 42—54, spricht der Verfasser vom Nachahmungstriebe der Deutschen, und bemerkt, daß es ungerecht sey, die Deutschen deßhalb so feindlich anzuklagen, als bisher es geschehen

ist. »Es macht uns Ehre,« sagt er S. 49, »von den großen Britten zu wissen, den Britten macht es keine Ehre, von den großen Deutschen nichts zu wissen.« Dagegen äußert er sich mißbilligend über das zu häufige Nachahmen seiner Nation, und über die oft unrichtige Wahl der Werke, welche nachgeahmt werden. Als Quelle der Neigung des Nachahmens der Deutschen nennt er die Humanität des deutschen Charakters. Er hält uns durchaus für Kosmopoliten, deren Nationalität es sey, keine haben zu wollen, sondern gegen die nationelle Besonderheit etwas allgemein gültiges Menschliches geltend zu machen. Er meint, wir hätten ein beständiges Bedürfniß in uns, das Ideal eines philosophischen Normalvolkes zu realisiren, wir wollten die Bildung aller Nationen, alle Blüten des menschlichen Geistes uns aneignen, und diese Neigung sey stärker, als unser Nationalstolz. Nach unserer Meinung ist diese Quelle nicht die eigentliche, und was der Verfasser darüber angibt, mehr gesucht, als in der Wahrheit der Sache gegründet. Jener Kosmopolitismus, wenn er wirklich den Deutschen eigen wäre, müßte sich nicht bloß in der Literatur äußern. Wir glauben vielmehr, die Nachahmung der Deutschen habe ihren Grund in einem von der Natur gegebenen Triebe, der sie dazu antreibt. Dieser Trieb sey noch durch eine gewisse bescheidene Scheu und durch einen Hang zur Bequemlichkeit, und etwa von außen her durch das Verhältniß, in welchem die Deutschen zu den übrigen Völkern sich befinden, verstärkt worden. Die Deutschen verhielten sich anfänglich nachahmend, weil sie durch die Fortschritte, welche die Künste und Wissenschaften in andern Ländern gemacht hatten, als sie bey ihnen noch in der Wiege lagen, dazu aufgefordert wurden. Diese gleichsam durch Noth entstandene Weise pflanzte sich fort, und bestand auch dann noch, als die Noth schon vorüber war. Ein Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte der Literatur der deutschen Nation und der andern Nationen, besonders der Italiener, Engländer und Franzosen, wird unsere Meinung bekräftigen. Periodisch wirkte auch die Literatur eines Volkes, wie z. B., und zwar hauptsächlich, der Franzosen, auf die deutsche gewaltsam ein. Die Deutschen waren nur zu schwach, jener oft nachtheiligen Einwirkung, welche der Selbstständigkeit der Kunst mit Gefahr drohte, zu widerstehen. Die Mode that auch das Ihre. Eine lange Zeit war sie allein Schuld, daß man deutsche Erzeugnisse mit dem Maßstabe französischer Kritik maß, und mit ihren Brillen betrachtete. Deutsche Künstler entsagten deßhalb oft ihrer Eigenthümlichkeit, um jenen Anforderungen zu genügen, weil nur dieß ihnen den Beyfall sichern konnte, nach welchem sie eben so lüstern waren, wie die Künstler jeder anderen Nation.

Bey Betrachtung der Vorliebe für fremde Literatur nimmt der Verfasser Gelegenheit, von den Uebersetzungen zu sprechen, welche er mit vieler Gerechtigkeit den Nachahmungen vorzieht. Diese wohlgegründete Bemerkung ist besonders der Gegenwart heilsam, in welcher man durch die frechste Entstellung des Meisterhaften in andern Sprachen zum Dichter zu werden glaubt, und fast jede Uebersetzung absichtlich entstellt, um für einen Nachahmer zu gelten, welchen man unkluger Weise über den Uebersetzer stellt. Es können wohl Fälle eintreten, in welchen das Werk durch die Nachahmung gewinnt, aber sie sind äußerst selten, und fordern einen, dem des Originalschriftstellers verwandten Geist, welcher im Stande ist, selbst etwas Musterhaftes zu erfinden, und nur aus reiner Liebe zur Kunst die ausgezeichnete, aber doch in etwas mangelhafte Sache verändert.

Der Aufsatz: Der literarische Verkehr, S. 55—81, enthält viel Geistreiches und Wahres, zugleich aber auch viel unrichtige und vorgefaßte Meinungen. Der Verfasser beginnt ihn damit, daß er die Bemerkung aufstellt, obschon die Deutschen den Druck erfunden hätten, herrsche doch nirgend so viel Trägheit und Nachläßigkeit darin, als eben hier. Er meint, dieß rühre zum Theil daher, daß das Publikum es nicht so genau nimmt, andererseits aber, und zwar hauptsächlich, in der deutschen Kleinkrämerey, da fast alle Buchhändler nur Kramhandel für den Hausbedarf des Bürgers trieben, die hohe Noblesse aber sich aus Paris und London versorge. Die Sache hat viel Wahres, demungeachtet ist es, Gott sey Dank! so arg doch noch nicht, als der Verfasser es ausgibt. Wir haben Prachtausgaben in Deutschland aufgelegt, welche den Vergleich mit den schönsten Londoner und Pariser Ausgaben aushalten, und eben so gut, wie jene, in den Bibliotheken der Großen zu finden sind. Dagegen finden wir im Auslande, wenn auch nicht eben so viel, doch wenigstens eben so schlechte Löschpapier-Ausgaben, als in Deutschland. — Ein wahres Wort spricht der Verfasser über den deutschen Buchhandel. Er leide, meint er, an zwey Hauptübeln, dem Geldwucher und dem Modegeschmack.« Die meisten Buchhändler, sagt er S. 56, sind nur Kaufleute, und suchen nur mit den Büchern Geld zu gewinnen, gleich viel, ob diese Bücher gut oder schlecht, heilsam oder verderblich sind. Nur wenige haben sich in der Geschichte einen Namen und im Vaterlande warmen Dank erworben durch uneigennützige Beförderung des Guten, Wahren und Schönen, wo es der Aufmunterung und Unterstützung bedurfte.« Meisterhaft setzt er darauf das Verhältniß des Buchhändlers zum Schriftsteller auseinander, und zeigt, wie jener dem guten Schriftsteller in die Hände, dem

schlechten entgegen arbeiten könne. Eben so zu beherzigen ist manches, was der Verfasser vom Nachdrucke sagt.

Von ganz irrigen Grundsätzen und einer sichtlich vorgefaßten Meinung geht er dagegen aus, wenn er von der Censur spricht. Er glaubt zuvörderst, der Zweck der Censur, den das Staatsrecht heilige, widerspreche dem allgemeinen Menschenrechte; dann, die Censur sey nicht das rechte Mittel, den erstgedachten Zweck zu erreichen. Der Verfasser muß selbst anerkennen, daß die Gewalt, welche die Schrift über die Meinungen übt, und der Einfluß der Meinung auf die Handlungen die Literatur zu einem wichtigen Gegenstande der Politik machen, daß jeder Staat ein unbezweifeltes Recht seiner Existenz anspricht, und somit nothwendig dafür sorgen muß, daß die Literatur keine Meinungen verbreite, welche jener Existenz gefährlich werden können. Es ist nun zwar nicht zu läugnen, daß der Mensch ein ursprüngliches Recht der Mittheilung habe, zugleich aber auch nicht, daß er sich der zügellosen Ausübung dieses Rechts durch seinen Eintritt in den Staat begab, und sich überhaupt verbindlich machte, nichts zu unternehmen, was in irgend einer Beziehung die Ruhe und Sicherheit des Staates gefährden könnte. Die Existenz eines Staats wäre unmöglich, wenn es jedem Einzelnen erlaubt wäre, nach Willkür jene individuellen Ansichten gerade durchsetzen zu dürfen, welche dem allgemeinen Staatszwecke geradezu entgegen sind. Der Pflicht, welche der Staat hat, den Einzelnen zu unterstützen, muß die des unbedingten Gehorsams von Seite des Unterthans entsprechen. Jeder Bürger, welcher etwas gegen die Ruhe und Sicherheit des Staates unternimmt, erfüllt nicht nur jene Pflicht nicht, sondern handelt seiner eingegangenen Verbindlichkeit geradezu entgegen, er handelt widerrechtlich; der Staat hat demnach unbezweifelt das Recht, ihn in seine Schranken zu weisen. Der Schriftsteller, welcher etwas dem Staate Nachtheiliges durch den Druck verbreiten lassen will, hat die Absicht, dem Staat einen Schaden zuzufügen, verletzt seine Verbindlichkeit, und wird vom Staate mit gleichem Rechte, wie jeder andere widerrechtlich handelnde Bürger zur Ordnung gewiesen. Ja der Staat hat sogar die Pflicht, ihn zur Ordnung zu verweisen, denn er darf, um des Einzelnen willen, die Ruhe der Mehrzahl nicht gefährden lassen, zu deren Schutze er verbunden ist. Wenn der Verfasser S. 76 sagt: »Aus der Mittheilung entspringt Kultur, und die Kultur ist der höchste Zweck der Menschheit, verbietet ein Staat die Mittheilung, so hemmt er die Kultur;« so muß dagegen erwiedert werden, daß die zweckgemäße Censur keineswegs die Mittheilung überhaupt, sondern nur die Mittheilung allgemein schädlicher Dinge verbiete,

und daß nicht jede Mittheilung, sondern nur die Mittheilung des Zweckmäßigen, die Kultur befördere. Man könnte eben so leicht den Satz aufstellen, nur Thätigkeit der Bürger befördert das Leben des Staates, und daraus folgern, daß der Staat nicht das Recht habe, Diebstahl und Mord zu verhindern, weil dadurch die Thätigkeit seiner Bürger gehemmt werde.

Eben so muß die Frage, ob die Censur ein Mittel sey, den Staatszweck sicherer erreichen zu helfen, welche der Verfasser verneinend beantwortet, bejahend beantwortet werden. Ein Mittel ist sie allerdings, nur nicht das einzige, das ausschließende. Es ist nicht zu läugnen, daß gefährliche Meinungen einen Einfluß auf die Handlungen der Bürger haben, daß jene Meinungen die Sicherheit, Ordnung und Ruhe des Staates gefährden, und daß die Censur die Bekanntmachung jener Meinungen verhindere. Damit hilft sie nun augenscheinlich den Staatszweck befördern. Daß aus dem Mißbrauche der Censur Uebel entstehen können, kann nicht in Abrede gestellt werden, aber von welcher, selbst der heilsamsten und nöthigsten Einrichtung ist der Mißbrauch nicht möglich und nicht schädlich? Soll darum das Nützliche nicht gebraucht werden, weil es schädlich wird, wenn man es mißbraucht? und ist es etwa nicht nützlich, das Gute befördern, das Schlechte entfernen zu helfen, welches der oberste Grundsatz jeder wohlgebildeten Censur ist. Ist es nicht nützlich, boshafte Angriffe auf den guten Namen ehrlicher Bürger, eine vergiftende Einwirkung auf die Sittlichkeit der Jugend, einen gefährlichen Angriff auf die Sicherheit des Staats hintanzuhalten? Kann in irgend einem geordneten Staate die zügellose Willkür in Ausübung irgend einer menschlichen Kraft erlaubt seyn? müssen nicht alle Kräfte der Bürger dem Staatszwecke untergeordnet werden? Wenn so manche Handlungen der Bürger in einem Staate nicht erlaubt sind aus dem Grunde, weil der Einzelne nicht das Recht hat, die Ruhe der Mehrzahl zu gefährden, warum soll denn die unbedingte Mittheilung der Gedanken erlaubt seyn, welche jene Handlung hervorbringt? Das, was man von der Heiligkeit und Unverletzbarkeit des Denkens spricht, wozu jeder Mensch von der Natur das unmittelbarste Recht erhalten hat, kann unsere Ansicht nicht zum Wanken bringen, damit nämlich ist noch nicht das Recht zur Verkörperung, zur Mittheilung der Gedanken, einer Handlung, welche vom Denken, einer bloßen Erkenntniß, ganz verschieden ist, erwiesen. Denken und Mittheilung der Gedanken ist ein Verschiedenes. Die Censur hat es nun nicht mit dem Denken, als solchem, sondern nur mit der Mittheilung des Gedachten zu thun; nur dieses nimmt sie in Anspruch, und beschränkt es, wie jede andere Handlung, wenn

es dem Staatszwecke nicht gemäß ist; sie will das Denken nicht hindern, sondern nur das schädlich Gedachte unschädlich machen.

Dasselbe ist dem Verfasser zu entgegnen, wenn er S. 79 ausruft: »Die Wahrheit kommt nicht abhanden, wenn man auch nicht auf der Straße darüber fallen kann.« Die Censur will die Wahrheit nicht abhanden kommen lassen. Sie ist nur die Feindin des Verderblichen und Schlechten, alles Heilsame unterstützt und befördert sie. Mißbraucht kann sie schaden, aber wir haben uns schon vor dem Mißbrauche verwahrt, es kann daher nur ein Einwurf ohne Wirkung seyn, was S. 81 bemerkt wird, »die Censur erscheint dem Autor sehr oft lächerlich, indem sie die unschuldigsten Stellen eines Werkes durchstreicht, und noch öfter der ganzen Lesewelt, indem sie nicht nur einzelne Stellen, sondern ganze Werke passiren läßt, die, wenn nicht unmittelbar, doch desto sicherer auf mittelbare Weise den Geist fördern, gegen den alle Censur gerichtet ist.« Keine wohlgeleitete Censur wird unschuldige Stellen entfernen, keine, verderbliche Werke erlauben, und sich so der Pflichtverletzung oder der Inkonsequenz schuldig machen; eine andere aber können wir billiger Weise nicht annehmen, wenn wir von einem Institute sprechen, wie es seyn soll. Schließlich muß man sich verwundern, daß derselbe Verfasser, welcher beständig von der ungemessenen Lese- und Schreibelust der Deutschen spricht, welcher die Quelle manches Uebels darin erkennt, sich gerade gegen die sicherste Abhülfe jener Uebel auflehnt. Welcher Nutzen wäre für Deutschland nur durch die Geschmackscensur allein erwachsen, wenn sie all die krüppelhaften bösartigen Kinder, die da heißen: Roman, polemische Flugschriften, Taschenbücher, Kalender und dergleichen im Bade ersäuft hätte, welche durch länger als ein Jahrzehend auf die Kraft, den Ernst und die höhere Ausbildung deutscher Jünglinge, auf die Schamhaftigkeit und das häusliche Walten deutscher Frauen und Mädchen verderbend eingewirkt haben. Wir hätten damit zehntausend elende Schriftsteller und Schriftstellerinnen weniger, und hunderttausend tüchtige Jünglinge und brave Mädchen mehr.

Die Aufsätze Philosophie und Geschichte, S. 157 bis 214, enthalten den bekannten Entwicklungsgang beyder Wissenschaften unter den Deutschen; und zugleich scharfsinnige und interessante Bemerkungen über einzelne Schriftsteller, welche nur zuweilen den Fehler haben, daß sie zu allgemein sind. Besonders ausgezeichnet ist, was der Verfasser über die Philologie sagt, von der er bemerkt: »sie, welche nur das Mittel für die Zwecke anderer Wissenschaften sey, wäre aus dem Mittel selbst zum Zwecke geworden.« Der Verfasser meint, man solle die

alten Sprachen lernen, um den darin uns überlieferten Inhalt zu verstehen; aber die Philologen betrachteten diesen Inhalt nur als ein nothwendiges Uebel, ohne welches die Sprache nicht seyn kann, und behandelten die alten Klassiker so, als ob sie Schönes und Großes nur gedacht, um die Grammatik anzuwenden. »Jeder alte Autor,« sagt er S. 197, »ist ihnen nur eine besondere Beyspielsammlung für die Grammatik. Man soll die Alten lesen, um darnach zu leben; aber die Philologen meinen, man solle nur leben, um die Alten zu lesen.« In diesem Schulzwange nun, und besonders in dem Mißbrauche der Philologie, liegt unbestritten ein Hauptgrund, daß wahre Gelehrsamkeit und Liebe zur Kunst so wenig unter den Studierenden verbreitet werden, und da aus den Studierenden zuletzt Schriftsteller werden, zugleich der Grund, weßhalb es in unserer Literatur einerseits von Pedanten, anderseits von Flachköpfen wimmelt. Das sogenannte klassische Studium ist nämlich das erste, mit welchem auf die reifere Jugend eingewirkt wird. Indem man dieselbe mit dem philologischen Regelzwang peinigt, und sich so viel möglich vom Geiste entfernend, bloß beym Worte stehen bleibt, wendet sich der Schüler entweder ganz von der Sache ab, oder gibt sich ihr nach der falschen Ansicht, welche ihm eröffnet wurde, wieder zu ausschließend hin, und ist in beyden Fällen für das eigentliche Leben der Wissenschaft und der Kunst verloren. Es ist sonderbar, daß der Verfasser, welcher sonst mit vieler Kraft dem Unnützen entgegenarbeitet, weil es den Geist tödtet, nicht eben so gegen die Mystik zu Felde zieht, sondern ihr noch hin und wieder das Wort redet. Diese zieht die Jugend auf eine noch gefährlichere Weise als Pedanterie vom wahren Wege ab, bestimmt sie, ein schönes Leben voll Kraft und Thatendrang elenden Hirngespinsten zu opfern, und erfüllt sie zuletzt mit dem demüthigenden Gefühle, welches mit dem Bewußtseyn jeder unnützen Kraftäußerung verbunden zu seyn pflegt. Sie wirkt deßhalb noch weit gefährlicher, als die Stubengelehrsamkeit, weil sie die rege Thätigkeit der Phantasie, welche jene kalt läßt, in Anspruch nimmt, weil weniger der Makel des Lächerlichen auf ihr haftet, und weil Beyspiele bedeutender Männer, welche sich ihren Täuschungen hingaben, und es noch thun, anlockend wirken.

Der letzte Abschnitt des ersten Bandes handelt von der Erziehung. Der Verfasser erkennt in ihr eine der wichtigsten Angelegenheiten aller gebildeten Völker, und bemerkt, daß auf ihr die Erhaltung und die Fortschritte der einmal gewonnenen Bildung beruhe: »Bey den Deutschen,« sagt er, »behauptet, außer der Einwirkung, welche Kirche und Staat auf die Leitung des Unterrichts nehmen, auch vorzugsweise die Familie ein herkömmliches und heiliges Ansehen in der Erziehung, und verhin-

dert, daß die politisch-religiöse Disciplin nicht in starre Einförmigkeit ausarte, und zugleich hat die Tendenz der Staaten und Konfessionen es möglich gemacht, daß mitten unter ihnen eine freye philosophische Pädagogik Raum gewonnen hat.« — Bey alledem aber finden wir gerade unter der Jugend eine der beleidigendsten und zugleich eine der verderblichsten Einwirkungen auf ernste und bedeutende Verhältnisse, und zwar dergestalt, wie wir bey keiner Nation und zu keiner Zeit es wieder finden. All dieser Unfug liegt, unserer Meinung nach, nicht im Mangel guter Erziehungsschriften, von welchen, wie der Verfasser bemerkt, jährlich viele hundert Werke erscheinen, nicht in der Beschaffenheit dieser Schriften, denn die wenigsten davon werden gelesen, sondern in der Beschaffenheit der Lehrer, welche den Durst nach Wissen, welcher in der Brust der Jugend so lebendig rege ist, nicht gehörig zu stillen wissen; welche die meisten Wissenschaften nur verwenden, das Gedächtniß zu mühen, und keine Rücksicht auf die Kultur des Gemüthes nehmen; welche, statt die Jugend auf den interessanten Theil der Lehre aufmerksam zu machen, und sie davon zu überzeugen, durch ermüdende Trockenheit sie ihr eher zu verleiden streben. Daraus entstand die natürliche Folge, daß der nicht gehörig befriedigte Trieb entweder erschlaffte, oder eine andere Richtung suchte, sich auszubreiten. Die letztere hat er in der neuen und neuesten Zeit in der Schriftstellerey gefunden, und hierin liegt, unserer Ueberzeugung nach, der zweyte Grund des intellektuellen und sittlichen Verderbens der Jugend, welche die dem Erwerben nützlicher Kenntnisse zu widmende Zeit zur Verbreitung unreifer Erzeugnisse verwendete. Dadurch wurden zugleich die bösartigsten Leidenschaften in der Seele der Jünglinge aufgeregt und in Thätigkeit versetzt, welche entweder gar nicht, oder nicht vor der Zeit hätten erwachen sollen. Die Kenntnißlosigkeit und Gewinnsucht der Buchhändler bieten den Layen hülfreiche Hand zum Absatz ihrer elenden Produkte, welche, indem sie den Schwächen der Zeit huldigten, oft bessere Werke, welche ihnen beharrlich entgegentraten, verdrängten. Besonders eröffneten die Kalender, Taschenbücher und Journal-Institute viele Behälter, jene unsaubern Ergüsse einer verbrannten Einbildungskraft und eines schadhaften Verstandes aufzunehmen, und der Verbreitung zuzuführen. Der Knabe reichte dem Knaben die Hand zum brüderlichen Bunde, sich gegenseitig lobend zu unterstützen, und reifere Werke zu verunglimpfen und zu besudeln, und so ward, wie unglaublich es auch scheinen mag, großentheils die Literatur neuerer Zeit von Knabenhänden gemißbraucht. Besonders empfindlich wurde der Unfug in der Kritik getrieben, und der Spott, welchen einst Nikolai einem

Knaben zufügte, der ihm sein Stammbuch präsentirte, »er halte es für Pflicht, seiner Bitte zu willfahren, da er unstreitig in Kurzem seinen Richter in ihm verehren dürfte,« könnte heut zu Tage die meisten dieser Jünglinge treffen. Wenn die Anlage dem Jüngling zuweilen über die ernstere Ausbildung bey Kunstleistungen forthelfen kann, so ist dieß im Felde der Kritik geradezu unmöglich. Ein Knabe kann Dichter, Maler, Baukünstler, aber er kann kein Kritiker seyn, denn ihm fehlt Wissen, Scharfblick und vor Allem — Erfahrung. Wenn Buchhändler und Zeitungsredaktoren nicht um der Ehre willen in sich gehen, durchweg von so nassen Gesellen keine Kunstkritik aufzunehmen, so sollte ein Gesetz anbefehlen, daß jeder Kritiker, nebst seinem Namen, seinen Rang und sein Alter unter sein Elaborat setzen müßte. Die Kritik eines Hrn. M. oder N., Student u. dgl., siebzehn Jahre alt, würde sich dabey artig ausnehmen, und das Publikum auf den gehörigen Standpunkt der Würdigung stellen. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß derley Dinge, wenn sie schlecht sind, ohnedieß in sich selbst zerfallen, sie schaden empfindlich der Kunst und dem Künstler, weil sie dazu dienen, die Würde der ersteren zu verkleinern, und die Bemühungen des letzteren zu verlästern. Das Heilige und Erhabene sollte doch wenigstens vor plumpen Mißhandlungen sicher gestellt werden. Zugleich ist der Schade, welcher durch profuse Verschwendung der köstlichsten Kräfte der Jugend entsteht, einer der empfindlichsten im Staate.

Der Verfasser nimmt, abgesehen von allen einzelnen Nüancen pädagogischer Ansichten, wesentlich nur zwey verschiedene Hauptprinzipe der Erziehung an, das eine, wornach die Kinder für die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse, das andere, wornach sie zu höheren Idealen der Menschheit herangebildet werden sollen, und entscheidet sich für das erste, allgemein in den öffentlichen Schulen herrschende Prinzip, welches philosophisch als das einzig heilsame und natürliche von Göthe, Steffens und vielen anderen angepriesen worden ist. Das letztere, meint er S. 264, bleibt immer im Reich der Träume. »Die Jugend ist immer nur nach dem Muster der Alten erzogen worden, in Rom und Sparta nicht minder als in China. Die neueren deutschen Philosophen und Pädagogen, welche durch die Jugendbildung eine Regeneration der Menschheit haben bewerkstelligen wollen, sind nicht glücklicher gewesen, als Plato oder Rousseau. Ihre Bedeutung ist nur in der Literatur von Bedeutung, im Leben so gut als gar nicht vorhanden.« Wichtiger hält er den Streit über die einzelnen Gegenstände und Methoden des Unterrichts, wobey eine unsägliche Menge veralteter Mißbräuche herrschen. Er bemerkt, daß früher der religiöse und philologische

Unterricht geraume Zeit die Alleinherrschaft hatte, und die gelehrte Bildung beynahe allein kultivirt war, während der eigentliche Volksunterricht völlig vernachläßigt wurde, daß aber nun Staaten und wohlthätige Vereine letzteren hinlänglich beförderten. Einer der größten Fortschritte des Jahrhunderts bestünde darin, daß man die Gegenstände des Unterrichts erweitert und geläutert hat, und neben Christenthum und Latein der alten Schule die neueren Sprachen, Geschichte, Geographie, Naturlehre und Mathematik treibe. Eindringlich schildert er S. 265—267 die Gefahren der Vielwisserey und der Ueberladung des jugendlichen Geistes mit Kenntnissen. Ueber die Mittel und Methoden des Unterrichts läßt er sich leider zu wenig vernehmen.

Das, was der Verfasser von den Schulbüchern und ihrer Einrichtung sagt, enthält viel Wahres; nur geht er darin zu weit, daß er annimmt, wir besäßen durchgehends nur schlechte und verwerfliche. Er theilt sie in drey Klassen, in Kinderschriften, in Unterhaltungs- und Schulbücher für das mittlere Jugendalter und in Unterrichtsbücher für die erwachsene Jugend. — In Rücksicht der ersteren klagt der Verfasser darüber, daß sie zu fabriksmäßig erzeugt werden, und ihre Menge zu groß ist. Er bedauert, daß die Mährchen, diese ächte Kinderpoesie, zu lange verachtet und verdammt gewesen seyen: an deren Stelle die lehrreichen Erzählungen und Beyspiele aus der wirklichen Kinderwelt traten, und mit dieser Alltagspoesie, meint der Verfasser, würde alle natürliche Poesie in den Kindern erstickt. »Während man ihnen alles Schöne nahm, wofür ihre jungen Herzen so empfänglich sind, und woran sie sich wahrhaft menschlich bilden können, ruft er S. 271 aus, mißbrauchte man ihr Herz wie ihre Phantasie, um damit ihren noch unentwickelten Verstand zu bearbeiten. Alle in der Jugend aufquellenden Kräfte leitete man in den intellektuellen Unterricht ab. Aus der Frömmigkeit und kindlichen Liebe leitete man die Pflicht her, hübsch brav und geduldig zu lernen, und die reiche Bilderwelt der Phantasie plünderte man, um durch sie den Kindern in Bilderfibeln das A B C, und in hundert andern Büchern moralische Lehren angenehm zu machen, und wie Pillen in einer Ueberzuckerung einzugeben.« Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die zweckgemäße Einwirkung auf die Phantasie der Kinder gedeihlich auf ihre Erziehung einwirken könne, doch muß dabey auch zugegeben werden, daß diese Einwirkung zur gefährlichsten werden kann, wenn sie nicht mit der möglichsten Vorsicht geschieht. Die Phantasie ist die lebendigste Thätigkeit eines Kindes, ihre Aufregung geschieht oft nur auf Kosten edlerer Thätigkeiten; gewohnt, sich

durch die Phantasie wohlgefällig erhitzen zu lassen, ist die Jugend leicht für den Ernst des Lebens verloren. Es dürfte eine heilsamere Erziehung seyn, die Phantasie der Kinder in den Ufern zu halten, welche ohnedieß ihr schnell zu bewegender Strom bey dem geringsten Anlasse übertritt. Es ist, wenn gleich nicht wohlthätig, doch heilsam, die edleren Kräfte in ihnen zur Thätigkeit anzuregen, und sie so bald als möglich mit dem Ernste und der Beschwerde vertraut zu machen, welchen sie im Leben nicht ausweichen können. Daß man hierin nicht zu weit gehen, und den heiligen Frieden der kindlichen Brust nicht mit roher Hand kränken dürfe, versteht sich von selbst. Darum ist auch das Geschäft des Erziehers eines der schwierigsten und bedeutendsten. Die ersten Eindrücke, welche auf die kindliche Natur gemacht werden, sind oft die bleibendsten, und somit ist es nicht zu bedauern, daß die lehrreichen Erzählungen und der Rückblick auf die wirkliche Welt die Mährchen verdrängt haben. Wir haben allerdings vortreffliche Mährchen, aber nur wenige dieser Art, und auch diese sind nur brauchbar, wenn sie das Kind nicht bloß unterhalten, sondern auch belehren. Von allen Menschen, welche im Staate leben, braucht das Kind am mindesten Unterhaltung von außen her. Das Kind trägt die Quellen der Unterhaltung in sich, und nur das reifere, von den Drangsalen des Lebens angefochtene Alter bedarf des Ergötzens und der Versöhnung der Kunst. Zugleich muß bemerkt werden, daß der Verfasser bey der von ihm angedeuteten Erziehungsweise zu wenig Rücksicht auf die Menge genommen hat, welche geradezu dem praktischen Leben zugeführt werden muß.

In den Unterhaltungs- und Schulbüchern für das mittlere Jugendalter bemerkt der Verfasser hauptsächlich vier große Fehler: die sokratische Methode, eine falsche Vielwisserey, eine falsche Aufklärung und eine falsche Moral. Die letzten drey sind entschiedene Fehler, und werden leider nur zu häufig in Schulbüchern gefunden. Die sokratische Methode hat den Anschein des Zweckmäßigen für sich, obschon sie, recht besehen, der Jugend nachtheilig ist, und zwar hauptsächlich deßhalb, weil sie, wie der Verfasser S. 275 bemerkt, auf die möglichen Querfragen der Jugend keine Rücksicht nimmt, und in der jugendlichen Brust zu früh die Zweifel anregt. — Was die Unterrichtsbücher für die erwachsene Jugend betrifft, so klagt der Verfasser über ein darin befindliches Mißverhältniß zu dem früheren Unterricht, über das Aufhäufen einer untergeordneten Masse von Thatsachen, die der Jüngling sich eigen machen soll, ohne daß ihm der Talisman einer ursprünglichen Lokalität mit-

gegeben würde, durch die er sich einfach so vieler Schätze bemeistern könnte, über die beständige Ueberladung des Gedächtnisses und die geringe Einwirkung auf das Selbstdenken.

* * *

Der Aufsatz des zweyten Bandes: Natur, gehört zu den gehaltreichsten Aufsätzen des Werks, besonders was den ersten Theil desselben betrifft. Der Verfasser entwickelt darin nicht nur eine bedeutende Belesenheit, sondern auch die ihm eigenthümlichen Eigenschaften des Scharfsinns und der richtigen Beurtheilungsgabe in einem hohen Grade. »Der rege Natursinn der Deutschen,« sagt er S. 1, »hat sich zur Naturwissenschaft gesteigert, wie alles Leben unter den Begriff gebracht worden ist. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die alte Liebe und die innige Befreundung mit der Natur noch jetzt die wissenschaftlichen Abstraktionen erwärmt und beseelt. Selbst die poetische Glut, die man an der Naturphilosophie zu tadeln pflegt, zeigt von der tiefen Innigkeit unserer Naturanschauung. Es gibt kein Volk, das an der Natur mit solcher Inbrunst hängt, und mit solcher Genialität ihre Mysterien enthüllt hat, als das deutsche. Die Naturphilosophie der neueren Deutschen steht, wie ihre Geistesphilosophie, einzig und erhaben über der ganzen Literatur aller Völker. Darin kommen alle gebildeten Nationen der neueren Zeit überein, daß die Naturwissenschaft die Grundlage aller Kultur ist, und es ist ein unermeßlicher Fortschritt des menschlichen Geschlechtes, daß es von der schwindelnden Höhe des Geistes immer mehr zur Natur zurückkehrt. Der alte Aberglaube ward gebändigt durch die genaue Kenntniß der Naturkräfte; die Rohheit und Armuth des geselligen Lebens ward in Schönheit, Fülle und friedlichen Genuß verwandelt durch die Anwendung jener Kenntnisse; die Poesie ist an der Hand der Natur aus ihren gelehrten Verirrungen zurückgekehrt, und selbst die Philosophie hat durch die Naturwissenschaft ihre Reinigung und Verjüngung erlebt. Alle großen Entwicklungen der neueren Zeit knüpfen sich an große Entdeckungen in der Natur, und alle wahrhaft humane Bildung und aller physische und geistige Wohlstand des jüngsten Geschlechtes ist darin begründet.«

Nach allgemeinen Bemerkungen über die Würde und Macht der Naturkunde, welche auf doppelte Weise die Befreyung des menschlichen Geschlechtes beförderte, durch die Aufklärung des Geistes über die Naturkräfte und durch den ökonomischen Gebrauch derselben, betrachtet er den Antheil, welchen die Deutschen an den Entdeckungen im Naturgebiete genommen. Er bemerkt, derselbe sey weit größer, als die Vortheile, welche sie dadurch

errungen haben. Von der Natur mit wenigen Mitteln versehen, und ohne auf große Vortheile rechnen zu können, auf Ackerbau und Viehzucht beschränkt, und vom Welthandel ausgeschlossen, blieb der Deutsche doch unübertroffen in der tiefen Kombination der empirischen Thatsachen, die einerseits zu unsterblichen neuen Entdeckungen, andererseits zu einer Philosopie der Natur überhaupt führt. Der Verfasser zeigt, wie es schon in früher Zeit unter den Deutschen eine Naturphilosophie gegeben, da der menschliche Geist von jeher im Zerstreuten und Mannigfaltigen die Einheit zu erfassen strebte, wie sich aber doch die Naturerfahrung mit der Spekulation nie recht vereinigen wollte; wie die empirische Wissenschaft der Natur von den Philosophemen sich wegriß, und beyde gesonderte Wege gingen. Unter allen Weisen der Natur erkennt er Schelling als den ersten, der dazu berufen war, das früher Getrennte zu vereinigen. Bey seinem ersten Auftreten war die ältere Naturphilosophie von Pythagoras bis auf Jakob Böhme gänzlich verachtet. Er fand nur eine empirische Naturwissenschaft, nur eine unzusammenhängende Menge von einzelnen Beobachtungen, große Sammlungen von naturhistorischen Thatsachen, die man kümmerlich nach oberflächlichen Kennzeichen zu ordnen suchte, scharfsinnige Entdeckungen von Phänomenen, deren Ursache man nicht kannte. Höchstens hatte man je für einzelne Zweige der Naturwissenschaft sogenannte Prinzipe gesucht, um in die Lehre derselben einigen Zusammenhang zu bringen, war aber dabey sehr willkürlich verfahren, und hatte bey Betrachtung der einen Seite die mancherley übrigen Seiten nicht zu Rathe gezogen. Man hatte hier die Mathematik oder Formenlehre der Natur, dort die Chemie oder Stofflehre unabhängig von einander behandelt, und nicht gewagt, eine auf die andere zu beziehen, wenn auch Stoff und Form in der Natur überall zugleich erscheinen. Man hatte hier die Astronomie, dort die Physiologie für sich durchzubilden unternommen; aber wem fiel es ein, im menschlichen Mikrokosmus den Makrokosmus aufzusuchen. Man hatte die Botanik studiert, ohne ihr Wechselverhältniß zur Zoologie zu ahnen, und beyde für sich verfolgt, ohne sie auf den Typus des menschlichen Organismus zurückzuführen. Auf der anderen Seite gab es allerdings Ahnungen über die eine, untheilbare, alles bewegende Seele der Natur, aber es waren nur unvollkommene Erinnerungen aus mythologisch gewordener Philosophie der alten Welt oder verrufener Theosophen und Pantheisten der späteren Zeit, denen es zuweilen an nichts fehlte, als an der empirischen Erprobung ihres Systems, was aber freylich im wissenschaftlichen Sinne so viel als alles war.

Der Verfasser zeigt, wie die Verdienste Schellings darin bestanden, daß er die alte Naturphilosophie durch die wissenschaftlichen Erfahrungen der neueren Zeit bewahrheitete, oder die Naturwissenschaft der Neueren zur Philosophie erhob. Er macht aber zugleich auch darauf aufmerksam, daß Schelling wohl einen Weg betreten, den vor ihm Niemand gegangen sey, und nach ihm jeder gehen müsse; doch daß er weder selbst das Ziel erreicht habe, noch daß es je erreicht werden könne, weil es jenseits der Gränzlinie aller Naturforschung liegt. Sein unsterbliches Verdienst bestünde eigentlich darin, den Schlüssel zu dieser Forschung innerhalb jener Gränzen gefunden zu haben. »Schelling,« sagt der Verfasser S. 14, »führt die dummen, gaffenden Zuschauer nicht in das Wunder der absoluten Wahrheit, und sagt, da ist es, nun seht euch satt daran! sondern er führt nur die lernbegierigen und geistesthätigen Schüler auf eine gewisse Anhöhe, und zeigt ihnen von da die unermeßliche Aussicht in die ganze Runde der Natur, und heißt sie nun selber weiter forschen und suchen. Schelling hat die höhere Wissenschaft der Natur nicht beschlossen, sondern vielmehr erst eröffnet, und man kann von ihm nicht lernen, bis wohin die Forschung, sondern wovon sie ausgeht.« Nach diesem musterhaften Urtheile über Schelling setzt der Verfasser die Ansichten jenes Naturphilosophen, S. 14—17, mit seltener Klarheit auseinander, und bemerkt zuletzt, daß in der Richtung, die in die Tiefe der Natureinheit führt, Görres und Steffens die Lehre Schellings weiter als dieser selbst geführt hätten; daß in der scharfen und konsequenten Durchführung des einfachen Gegensatzes als eines solchen Wagner das größte Verdienst errungen, Oken aber im weitesten Umfange die an dem Gegensatze ablaufenden Gradationen in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur nachgewiesen habe. In dem, was geleistet worden sey, meint er, offenbare sich erst die unerschöpfliche Fülle dessen, was noch zu leisten übrig ist.

Das Charakteristische, was die Naturforschung unserer Zeit besonders auszeichnet, findet er in folgenden drey Momenten. Zuerst in dem philosophischen Charakter, dem sich die Naturkunde je länger, je weniger entziehen kann, in den Beziehungen, in welche je eine Seite der Naturwissenschaft zu der andern tritt, und in der Zurückführung aller einzelnen Forschungen auf die Entdeckung eines einigen letzten Naturgesetzes. Außerdem, meint er, sey es nicht zu verkennen, daß die Anthropologie unter allen übrigen Naturwissenschaften diejenige sey, die jetzt, im Gegensatze gegen frühere Zeiten, als die vorherrschende betrachtet werden darf, und unser Zeitalter deßfalls charakterisirt. Schließlich

verdiene es Beachtung, daß wir auch allmälich angefangen haben, die Natur als ein Gewordenes in ihrer Entwicklung in der Zeit zu studieren, während sie bisher fast immer nur als ein Gegebenes im Raume in ihrer gegenwärtigen Erscheinung aufgefaßt worden war. In Frankreich hat Cuvier, unter den Deutschen haben vorzüglich Werner und Steffens dieses Feld den Untersuchungen eröffnet und geläutert, und ihre Forschungen über die Urzeit und über die früheren Revolutionen der Erde, begründet auf allgemeine Naturerfahrungen und Gesetze, haben das völlig leere oder nur mit mythischen Hypothesen beschriebene Blatt von dem Buche der Natur auszufüllen versucht.

Nach diesen Erläuterungen verbreitet sich der Verfasser über die Fortschritte der Deutschen in anderen Wissenschaften. Die Bemerkungen haben bey vielen Vorzügen den Fehler, daß sie zu allgemein sind, indem das, was der Verfasser von dem Zustande einer Wissenschaft unter den Deutschen sagt, auch von ihrem Zustande unter andern Völkern gelten kann, und daß sie andererseits, einzelne Wissenschaften betreffend, nicht mit gehöriger Genauigkeit den Entwicklungsgang und die Fortschritte oder das Zurückgehen der Wissenschaft bezeichnen.

Der Aufsatz Kunst, welcher den größten Theil des Bandes, S. 45—290, einnimmt, enthält geistreiche und scharfsinnige Bemerkungen über die Literatur der Kunst und über Kunstwerke der Deutschen. Doch finden sich zugleich hier mehr als an andern Orten schiefe und unrichtige Urtheile, vorgefaßte irrige Meinungen, wobey sich der Verfasser des Witzes bedient, um sie durchzusetzen, und jenes vornehmthuenden Absprechens über verdiente Schriftsteller und Künstler, dessen wir schon bey Beurtheilung des ersten Bandes gedacht haben. Was der Verfasser über die deutsche Kunst und ihre uranfängliche Entwicklung bemerkt, ist Folgendes: »So weit wir die Geschichte unseres Volkes verfolgen können, geht durch dasselbe ein tief poetischer Zug. In der älteren Zeit war das Leben selbst schöner, in der neueren hat die Poesie sich aus dem Leben in den betrachtenden und bildenden Geist geflüchtet, und ihre Wunder in einer Kunstwelt offenbart, die über dem Leben steht. Nie ist die Schönheit völlig von uns gewichen, sie war ein Erbtheil der Natur, das uns unveräußerlich zugeeignet worden. Die Deutschen sprachen sie ursprünglich in Thaten aus, später im Glauben, zuletzt in der Betrachtung. Allen Denkmalen ihrer Kunst liegt ein tief poetischer Sinn des Volks zum Grunde, der sich gerade da am innigsten ins Leben selber verliert, wo uns die Denkmale fehlen. Diese sind daher nur ein schwacher Abdruck der das Volk durchdringenden Poesie,

und sie erscheinen immer dürftiger, je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, weil in demselben Maße das Schöne mehr dem Leben angehörte, und mit ihm unterging. Was wir Herrliches von dem reinen, sinnigen Familienleben, von der Heldenkunst und Heldenpoesie der Germanen vernehmen, ist mit ihnen selbst von der Zeit verschlungen worden. Erst das Mittelalter hinterließ uns unsterbliche Denkmäler der Kunst, weil in ihm die Poesie aus dem Leben schon in die Beschaulichkeit überging; doch war es vorzüglich die bildende Kunst, der die Deutschen damals sich ergaben, weil sie die ersten gewaltigen Züge der inneren poetischen Welt in der riesenhaften und ewigen Steinschrift der Natur entwerfen mußten. Die neueste Zeit ist von diesen einfachen Zügen abgewichen, wie immer mehr die Betrachtung zu dem Mannigfaltigen und Widersprechenden sich fortgerissen sah, und der unermeßlich gährenden Geisterwelt konnten nur noch die redenden Künste dienen, die den kühnsten und verwickeltsten Labyrinthen des Gedankens und der Phantasie zu folgen im Stande sind. Darum, meint er, herrsche die Dichtkunst jetzt vor allen andern Künsten, und ihre Trägerin wird mit der Sprache die Literatur.

In Berücksichtigung jener Literatur, welche das Schöne und die Kunst im Allgemeinen behandelt, spricht er über die Aesthetik, welche er auch, in ziemlich enger Begränzung, die Wissenschaft des Schönen benennt, da er sie eben so gut die Wissenschaft des Erhabenen oder die des Komischen hätte nennen können. Es klingt etwas seltsam, wenn er S. 48 sagt, »er halte alles, was von Aristoteles bis Gripenkerl geleistet worden, verhältnißmäßig für sehr unerheblich, und noch seltsamer wenn er S. 49 sich so vernehmen läßt: »Wie der göttliche Plato, so haben Winkelmann, Herder, Lessing, Schiller, Schelling, die Brüder Schlegel, Novalis, Görres, Tieck und andere die tiefsten Ideen über die Kunst ausgesprochen, die Philosophen haben sie auch in ein philosophisches System gebracht; aber eine praktische Aesthetik ist daraus noch nicht erwachsen, und wer sie versucht hat, ist entweder, wie Jean Paul, vorsichtig genug gewesen, nur Fragmente geben zu wollen, oder hat ein trockenes Register geliefert, wie Sulzer, oder ein noch kümmerlicheres Fachwerk, wie Bouterwek, Eberhard, Schreiber und andere.« Aristoteles hat, unseres Wissens, nie über das Schöne geschrieben, dessen eigentliche Natur zur Zeit, in der er lebte, noch nicht genau bekannt war; was wir aber von ihm über die Kunst, besonders über Dichtkunst, besitzen, ist nicht nur nicht unerheblich, sondern von dem größten Belange. Lessing verleiht seinen Vorschriften über die Tra-

gödie die Gewißheit des Euklid. Von den später genannten hat Schiller weniger seine eigenen Ansichten ausgesprochen, als die Kants erläutert. Man muß sich überhaupt verwundern, daß der Verfasser dieses Philosophen, der für die Aesthetik das ist, was Schelling für die Naturwissenschaft, eben so wenig gedenkt, als Baumgartens, welcher der Wissenschaft, von welcher der Verfasser schreibt, den Namen verlieh, daß er nicht die Bemühungen der Schriftsteller vor Baumgarten von denen seiner Nachfolger trennt, und diese wieder von den Bemühungen der Schriftsteller nach Kant, welches der eigentliche Weg war, den er hätte gehen sollen.

Dagegen verdient das, was der Verfasser über die bildende Kunst und über Musik sagt, alle Beachtung. Er bemerkt von der ersten, daß Winkelmann, Lessing und Fernow wieder auf die plastischen Muster der Alten zurückwiesen, woran sich auch bessere Ansichten von der antiken Baukunst anschlossen; daß die bildende Kunst aber immer noch zu sehr bloß eine Angelegenheit der Gelehrten und Vornehmen sey, und das Volk in Masse zu wenig Theil daran nehme, dann daß die Kräfte zu sehr an die verschiedenen Akademien vertheilt, und nicht selten unter ein einseitiges Interesse derselben gebracht wären, so daß alle Thätigkeit für eine bildende Kunst fragmentarisch bleibe. In Rücksicht der Musik rügt er den falschen Geschmack unnatürlicher Künsteley, die überwiegende Herrschaft der Harmonie über die Melodie, der Instrumente über den Gesang, der weltlichen, sinnlichen Musik über die religiöse. Thibaut, sagt er, habe für die Musik zu leisten versucht, was für die andern Künste geschehen war, und sein Werk über Reinheit der Tonkunst kündigte uns dieselbe Revolution in der Musik an, die wir in andern Künsten erlebt haben. Thibaut aber hätte vielleicht besser gethan, wenn er sein Werk mehr theoretisch als antiquarisch gehalten hätte. Seine Muster des alten Kirchenstyls, meint der Verfasser, verhalten sich zu der neueren Opernmusik keineswegs wie die Antike zu Bernini. Die Ursache, warum die Musik gerade in der Periode des vorigen Jahrhunderts vor allen andern Künsten in ihrer weltlichen Richtung zu einer erhabenen Höhe gedieh, und unsterbliche Werke hervorbrachte, lag darin, weil sie, in Betreff ihrer Pflege in einem entgegengesetzten Verhältnisse zur bildenden Kunst stehend, nicht bloß von Höfen und Stubengelehrten, sondern vom Volke selbst gepflegt wurde. Derselbe Umstand, meint der Verfasser, wird auch einer Restauration der Kirchenmusik, und besonders des Chorals, günstig werden.

Nun beginnen die Untersuchungen über die Poesie, der

er, in Berücksichtigung ihres Einflusses, nach welchen sie unter allen Künsten für die gegenwärtige Zeit und vielleicht für alle Zeiten die höchste Bedeutung hat, die größte Theilnahme schenkt. Nach allgemeinen Bemerkungen über ihre Natur und ihre Macht geht er zu ihrer Entstehung und Entwicklung unter den Deutschen über. Er erkennt, daß diese eine angeborne Neigung zur Poesie haben, dergestalt, daß man ihren Nationalcharakter vorzugsweise den dichterischen nennen könnte. Den Grund findet er in den Eigenschaften, welche den Deutschen zukommen, einem außerordentlich zarten und tiefen Gefühl, einer flimmernden Phantasie, einem starken Hange zur Allegorie und Symbolik, einer großen Gewandtheit in verwickelten Dichtungen, einer alles fortreißenden Flamme der Begeisterung, einem feinen Sinn für die Natur und das Idyllische, Familienmäßige, Heimatliche, und der fast noch stärkeren Illusion für das Fremde und Wunderbare. Am augenscheinlichsten, meint er, zeige sich unser poetisches Genie in den Mißbräuchen, die wir damit machen, und die eine Ueberfülle der Kraft verrathen, in dem Ueberschwenglichen unserer eigentlichen Dichtungen und in den poetischen Ansichten des Lebens, der Natur, der Geschichte und aller Wissenschaften, die überall vorschlagen, und weßhalb wir von den sogenannten praktischen Nationen verhöhnt werden. Indem er die Geschichte der Poesie bis zu ihrer letzten Entwicklung verfolgt, bemerkt er, daß die Poesie schon viele große Perioden erlebt habe, in jeder aber eine Verwandlung mit ihr vorgegangen sey. Die älteste religiöse Poesie, die Kosmogonien und Mythen waren wesentlich architektonisch, die spätere griechische und römische und ausschließlich antik genannte Poesie war plastisch. Die lyrische Poesie der rohen Völker nach dem Untergange der antiken Welt und vor der höchsten Kultur des Mittelalters war musikalisch, und das romantische Mittelalter selbst pittoresk. Die moderne gelehrte Poesie, die in die Rolle aller Zeiten sich einstudirt, nennt er eine theatralische, in der so viel von allen früheren poetischen Gattungen enthalten sey, als in der Schauspielkunst von allen andern Künsten aufgenommen worden ist.

Wir sehen bey einiger Prüfung, daß jene Ansichten über die Entwicklung der Poesie unter den Deutschen mehr poetischen als reellen Werth haben, mehr auf Voraussetzungen, als auf wirklicher Betrachtung des Dagewesenen beruhen. Es hat eben so wenig Halt und Bestand, wenn der Verfasser bemerkt, daß in den frühesten Zeiten die Poesie noch nicht losgerissen von der Natur, und noch nicht ausschließendes Eigenthum eines Individuums war, als es eine eigentlich tiefe und folgenwichtige Bedeutung hat, wenn es S. 60 heißt: »Das nationelle Gemüth im Mittel-

alter würde Weltgemüth; die Stimme, nur dem nationellen Ohre vertraut, wurde bald dem Auge Aller offenbar. Die Poesie wurde wieder kosmisch, und daher auch wieder in dem Maße architektonisch, als die Malerey es ist.« Wo stehen hier die festen Gränzen, was läßt sich nicht alles bey diesen und den vielen Worten denken, welche der Verfasser uns hören läßt. Eben so unbestimmt und einer verschiedenartigen Auslegung fähig ist es, wenn der Verfasser die neuere Poesie ganz theatralisch nennt. Will er damit das Kind mit dem Bade verschütten, so hat er Unrecht, und will er, wie es scheint, damit behaupten, daß es gegenwärtig viel schlechte Dichter gebe, welche, ohne innere heilige Begeisterung, nur einige Kenntniß von dem, was die Leute belustigt, und einiges Talent haben, so hat er zwar nicht Unrecht; aber er sagt damit nichts Neues, nichts die gegenwärtige Zeit Bezeichnendes. Solche Dichter hat es zu allen Zeiten gegeben, und auf diesem Standpunkte ist die Dichtkunst zu allen Zeiten gestanden, als es eine gab. Jene goldene Zeit der Poesie, in welcher alle Dichter eines Landes nur der Quelle und dem Vogel gleich, ohne Rücksicht auf Effekt und Beyfall, die Geheimnisse ihrer Brust verkündeten, lebte nur in Träumen, und mit dem Entgegengesetzten steht es nun auch so arg nicht, wenn man nicht durchaus ein laudator temporis acti seyn will.

Den Eintheilungsgrund des großen Reiches der neueren Poesie findet der Verfasser theils in den Gegenständen, theils in den Formen, vor allem aber in dem Geiste, der Auffassungsweise der Weltansicht unserer Dichtungen, wornach sich gewisse Schulen bildeten. Wie im Römerreiche die Völker, so hätten sich in unserm poetischen Reiche die Dichtungsarten vermischt. Am auffallendsten sey diese Vermischung in Rücksicht auf den Unterschied des Alterthümlichen aller Art, dessen Erinnerung durch die gelehrten Forschungen der Philologie und Geschichte den Dichtern mitgetheilt werden, und des Modernen, das jedem Dichter der Augenschein, die eigene Erfahrung, Sitte, Natur einprägt. Er unterscheidet demnach im Allgemeinen gelehrte Dichter und Naturdichter, oder solche, die Stoff und Behandlungsweise der Poesie aus dem Studium der Vergangenheit entlehnen, und solche, die sie nur aus der Gegenwart entlehnen. Unter vielen Modifikationen, bemerkt er, haben sich im Wesentlichen drey Hauptschulen der deutschen Poesie in charakteristischer Eigenthümlichkeit herausgebildet, die antike, romantische und moderne. Unter die angegebenen Grundbedingungen gestellt, zeige sich zuerst der Einfluß der Gelehrsamkeit auf die antike und romantische Schule. Die antike Welt, der Gegenwart am meisten entrückt, habe nur noch eine gelehrte Existenz, das Mittelalter stehe uns

näher, und sein Geist habe sich nicht nur in Büchern, sondern auch im Leben fortgepflanzt; unter den fremden Nationen, denen wir nachahmten, erschienen die Franzosen dem antiken Geschmack, die Italiener und Spanier dem romantischen, die Engländer dem modernen am meisten verwandt.

Bey der Prüfung der antiken Poesie findet er, daß sie nach dem dreyßigjährigen Kriege zur Alleinherrschaft gelangte, und unterscheidet drey verschiedene Entwicklungen derselben. In der ersten nahm sie nur von oben weg die Namen und Begriffe des Alterthums, in der zweyten kopirte sie mit sklavischer Treue die antiken Formen, in der dritten drang sie in den Geist des Antiken, und suchte die innerste Grazie sich eigen zu machen. Es ist ganz richtig, daß die erste der angegebenen Perioden, welche übrigens, unserer Ansicht nach, nicht durch so scharfe Kennzeichen von einander getrennt sind, als der Verfasser angibt, und auch nicht in so unmittelbarer Folge erschienen, besonders durch einen Hang zur Allegorie ausgezeichnet war. Dieser Hang aber entstand nicht durch den Rückblick auf die Werke der Alten, sondern durch die Einwirkung der Meistersängerey, die den Deutschen noch unter den Stürmen des dreyßigjährigen Krieges, als die letzte Periode, in welcher ihnen die Dichtkunst in gewissen Eigenthümlichkeiten erschien, in der Erinnerung war, und noch den Schein der Heiligkeit für sie nicht verloren hatte. Daher die zahllosen Bilder und Gedichte, in welchen der Fürst von einem Göttergefolge begleitet erschienen, unter welches die Erzämter vertheilt waren. Der Verfasser nennt Hofmannswaldau den Koryphäen dieser Schule, und später Ramler. Von dem ersten kann es nur zum Theil gelten, da zu seiner Zeit die eigentliche Steifheit, an welcher die deutsche Dichtkunst früher litt, zwar nicht geheilt war, aber die Phantasie in ihm freyer und mächtiger sich regte, als in der Mehrzahl der deutschen Dichter vor ihm; Ramler aber ging einen ganz andern Weg. Er arbeitete den Alten, besonders dem Horaz, nach; in seinen Werken ist viel Verstand, aber wenig Phantasie zu finden, und nur zuweilen und höchst selten huldigt er der Allegorie, als Mode der Zeit. Die Zeit der Nachahmung der Alten beginnt für die Deutschen mit Kanitz, und es ist sonderbar, daß der Verfasser dieses in der genannten Beziehung für seine Nation so wichtigen Mannes nicht gedacht hat.

Der Anfang des Studiums des klassischen Alterthums fällt in die Periode vor Hofmannswaldau, welcher durch Schwulst und Zierath und durch seine poetischen Verbindungen die Kunst wieder dem Standpunkte, auf welchem sie sich zur Zeit der Meistersänger befand, näher brachte. Auch sind

für jene Periode die Bemühungen für die Kultur der Sprache bedeutend und von Einfluß, welchen die Gesellschaften an der Elbe, zu Weimar, in Hamburg sich unterzogen. Obgleich wenig Nützliches daraus hervorging, so zeigt sich doch in ihnen der Geist jener Periode in seiner Eigenthümlichkeit.

Was der Verfasser von Klopstock bemerkt, ist meisterhaft, und zu bedauern, daß er nicht jeden Schriftsteller von Range mit gleicher Schärfe und mit gleicher Billigkeit beurtheilte. Er erkennt Klopstocks Verdienste um die Sprache und die um die Kunst, und bemerkt in ersterer Hinsicht, daß Klopstock zuerst den allgemeinen Gebrauch der antiken Versmaße eingeführt, und die Sprache dadurch veredelt habe, daß er ihren Ausdruck mit dem griechischen wetteifern ließ; in der zweyten, daß Klopstock, abgesehen von dieser Form, seine große Bedeutung darin behauptete, daß er zuerst der antiken Welt zwey Ideen entlehnte, die der damaligen deutschen Poesie gänzlich abhanden gekommen waren, Vaterland und Religion. Herrlich ist das, was er über den Dichter S. 78 sagt: »Es ist wahr, Klopstock verliert alles, wenn man ihn in der Nähe und im Einzelnen betrachtet. Man muß ihn in einer gewissen Ferne und im Ganzen auffassen. Wenn man ihn liest, scheint er pedantisch und langweilig; wenn man ihn aber gelesen hat, wird er groß und majestätisch. Dann leuchten seine beyden Ideen, Vaterland und Religion, einfach hervor, und machen uns den Eindruck des Erhabenen. Wir glauben einen riesenhaften Geist Ossians zu sehen, eine ungeheure Harfe hoch in den Wolken rührend. Kommt man ihm näher, so löst er sich auf in ein dünnes, breites Nebelgewölk. Aber jener erste Eindruck hat auf unsere Seele mächtig gewirkt, und uns zum Großen gestimmt. Obwohl zu metaphysisch und kalt, hat er uns doch in den höchsten Ideen seiner Poesie zwey große Lehren gegeben, die eine, daß die altdeutsche Dichtkunst, dem heimischen Boden längst entfremdet, wieder in ihm ihre Wurzeln schlagen müsse, und nur in ihm zum herrlichen Baume gedeihen könne; die andere, daß alle Poesie wie ihre Quelle so ihr höchstes Ziel in der Religion finden müsse. Diese Lehre drängte sich ihm aus dem Alterthume auf.« In dieser Weise hält er Klopstock als den ersten Vorgänger in der Richtung, welche die Zeit des klassischen Alterthums verfolgte, der seinen Nachfolgern zwey Wege eröffnete, von denen die einen die griechischen Formen, die andern den griechischen Geist aufsuchten.

Es ist auffallend, wie derselbe Verfasser, welcher kurz vorher so richtig und so parteylos über Klopstock urtheilte, gleich darauf über einen Schriftsteller, der den Vergleich mit Klopstock nicht scheuen darf, über Voß, so hart und so unrichtig

urtheilt. Ihm ist der vertraute Priester der Grazien, einer der achtbarsten Schriftsteller unserer Nation, nichts als ein Gräcomane. Was soll man zu einem Urtheile wie das folgende sagen: »Voß, diesen seltsamsten aller literarischen Pedanten, trieb ein Spiel der Natur, durch welches zuweilen gerade das Fremdartigste ein Gegenstand des Appetites wird, zu einer tragikomischen Liebschaft der griechischen Grazien, und er ahmte dieselbe in den possierlichsten Kapriolen nach. Er übernahm länger als ein halbes Jahrhundert die Sisyphusarbeit, den rohen Runenstein der deutschen Sprache auf den griechischen Parnaß zu schleppen. Er hatte die fixe Idee, man müsse die deutsche Sprache auf eine mechanische Weise Sylbe für Sylbe der griechischen anpassen. — Geist und Seele sind unter seinen groben Fingern verschwunden.« — Glaubt man in diesen Aeußerungen einen vernünftigen, kenntnißreichen Kunstrichter oder einen von der bittersten Galle erfüllten, alles Verdienst verkennenden und absichtlich verkleinernden Recensenten par excellence zu hören? Auf fünf Seiten Anklage und Beleidigung aller Art, und nirgends ein Wort von Beweis. Urtheile von so kränkender Natur, wie der Verfasser sie über Voß ausspricht, wollen erwiesen seyn. Der Verfasser setzt aber das zu Erweisende immer als erwiesen voraus, oder braucht den gewöhnlichen Kunstgriff, eine unrichtige Folgerung mit einem richtigen Vordersatze in Verbindung zu bringen. »Man kann,« sagt er z. B. S. 82, »einen Dichter daran erproben, daß man ihn zwey ganz entgegengesetzte Dichter übersetzen läßt. Sehen sie sich dann ähnlicher als zuvor, so ist die Uebersetzung gewiß bey beyden untreu, im eigenthümlichen Charakter verfehlt.« Das ist — wenigstens zum Theil — richtig. »Voß hat diese Probe gemacht, und ist schlecht bestanden. Frisch und gesund sind die guten alten Dichter in seinem Hexenkessel untergetaucht, und als Wechselbälge wieder zum Vorschein gekommen. Alle sind nun kleine Vosse geworden, alle gehen in Steifleinen einer wie der andere uniformirt.« Das ist witzig, anschaulich aber auch unrichtig. Wem nicht nur die Verschiedenheit in der Uebersetzung zwischen Homer und Shakespeare, sondern auch in der zwischen Homer und Theokrit und die Verdienste dieser Vossischen Uebersetzungen nicht in die Augen springen, dem ist nicht zu helfen. Sollte man doch fast glauben, der Verfasser habe von allen Vossischen Uebersetzungen nur von der des Horaz genauere Notiz genommen. Eine Stelle wenigstens läßt es sehr vermuthen. Es ist die S. 82. »Wollen wir,« sagt er, »Vossens Uebersetzungen verstehen, so müssen wir das Original zu Rathe ziehen, wir müssen sein Küchendeutsch (?) ins Griechische übersetzen, um nur zu wissen was er sagen will.« Das paßt

nun von allen Uebersetzungen des besprochenen Dichters nur auf Horaz, aber auch auf diesen nur zum Theil; denn wir erbieten uns auch hier, Stellen nachzuweisen, in welchen der Uebersetzer das Original sogar überboten hat. Im Ganzen aber ist hier wirklich viel Aengstlichkeit in der Behandlung zu finden, und es mag diese Uebersetzung als die mindest gelungene Vossens angesehen werden. Ganz entgegengesetzt aber verhält sichs mit der Uebersetzung anderer Klassiker, besonders des Homer. Welche Nation hat eine bessere Uebersetzung von ihm aufzuweisen, welche wird sie haben? Voß hat ungleich mehr als Klopstock auf die Einbürgerung der Alten unter uns gewirkt, obgleich die Naturen beyder Dichter im Aufschwung zum Edlen und Erhabenen gleicher Art waren. Er glühte wie Klopstock für Vaterland und Religion, daher tönte alles dieses wieder in seinen Werken. In den Originalwerken Vossens spricht sich dieß klar aus, obgleich sie weit weniger bedeutend sind, als seine Uebersetzungen. Daß der Verfasser ihn eine Karrikatur Klopstocks nennt, ist daher kaum der Widerlegung werth.

Der Verfasser nimmt an, daß man erst in der dritten und letzten Epoche der Entwicklung des antiken Geschmacks in den Geist des klassischen Alterthums eingedrungen sey, und daran den eigenen Geist gebildet habe. Dann, sagt er, bemühte man sich, die plastische Klarheit, die natürliche Grazie und die Feinheit der Griechen auch auf die deutsche Poesie überzutragen, diese darnach zu veredeln und zu verfeinern, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzuopfern. Der plastische klare Verstand und die natürliche Grazie mußten uns bey den Griechen am meisten anziehen, darum wandten sich auch die ersten Männer, die den besseren Geschmack herstellten, sogleich an den Verstand, an die Grazie Griechenlands, und als diese Männer nennt er Lessing und Wieland, in welchen er zugleich den Unterschied der Nord- und Süddeutschen erkennt. Bey der Beurtheilung dieser Schriftsteller läßt uns der Verfasser wieder ganz jene schätzbaren Eigenschaften bemerken, welche wir bey Gelegenheit der Würdigung Klopstocks an ihm kennen und achten gelernt haben. »Alle seine Schriften,« sagt er von Lessing, »athmen den Geist griechischer Klarheit. Er arbeitete seine Gedanken mit der Reinheit aus, wie der Grieche den Marmor. Sein Styl ist ganz plastisch, ohne Fehler, streng und doch fließend, fest und doch leicht, gleich den besten Klassikern. Schon der Form nach sind seine Schriften, was sie auch enthalten, musterhafte Vorbilder.« Vortrefflich ist die Gegenüberstellung Lessings mit Klopstock S. 85: »Wenn man,« sagt der Verfasser, »Klopstock immer nur im Ganzen auffassen muß, weil eine Betrachtung seiner

Schriften im Einzelnen uns nur ermüdet; so muß man Lessing dagegen immer in der Nähe betrachten. — Lessings Wirksamkeit geht über den Kreis des antiken Geschmackes hinaus. Sein universelles Genie war für die verschiedensten Schulen zugleich thätig. Er hob die deutsche Poesie gleichsam in ihrem ganzen Umfange aus dem Schlamme ans Licht hervor. Sein Verstand durchdrang alles, scheidete, reinigte, bezeichnete die Fehler, die Regeln, den Abweg, den rechten Weg.« — Wie wohlthuend ist so ein Urtheil in einer Zeit, in welcher das Absprechen über die Leistungen der größten Geister zur Mode geworden ist, welches die Achtung, die dem Talente gebührt, vernichtet, ohne welche keine Kritik und zuletzt keine Kunst bestehen kann; wie wohlthuend ist es insbesondere über Lessing, dessen besonders den Deutschen heiliges Andenken hin und wieder Vermessenheit zu lästern bemüht war, so reden zu hören.

Nicht minder scharf und richtig urtheilt der Verfasser über Wieland. »Sein großes, unsterbliches Verdienst,« sagt er, »bestand darin, daß er den Deutschen zuerst einen Begriff von der griechischen Grazie beybrachte, und ihnen die alten steifen Glieder lenksam und beweglich machte. Er gab der deutschen Poesie zuerst wieder die Unbefangenheit, den freyen Blick des Weltkindes, die natürliche Grazie, das Bedürfniß und die Kraft des heiteren Scherzes. Am stärksten ward sein Genius nach Griechenland gezogen. Dort fand er alle Ideale seiner Grazie, dort trank er den reinen Trank des Lebens und der Natur. Was Winkelmann für die plastische Kunst, das that Wieland für die Dichtkunst. Er lehrte, an dem Muster der Griechen wieder natürliche Schönheit anerkennen und gestalten.« Auch an sein Hinneigen zu den Franzosen erinnert der Verfasser. »Sein Genius,« sagt er S. 91, »wandte sich zu jenen (den Franzosen) in eben demselben ursprünglichen Bedürfnisse, wie es Friedrich der Große und Andere seiner Zeit wohl fühlten, nur daß der eine es als Philosoph und König, der andere als Dichter befriedigte. An jenem Weltsinne, an dem Sinne für sichere, klare Behandlung der Umgebung und jedes Verhältnisses, woraus zugleich immer die Kunst derselben entspringt, hatten die Franzosen uns Deutsche längst übertroffen. Wieland machte sich dieß zu eigen. Im Ganzen aber hat er als echter Deutscher von dieser Manier sich abgestoßen gefühlt, und wirklich ist keine seiner Dichtungen als eine Nachahmung der Franzosen zu betrachten. Er fühlte sich vielmehr zu den Griechen und Italienern und zu der Ritterpoesie hingeneigt.« Von späteren Dichtern, welche sich in noch höherem Grade die Vorzüge der Griechen aneigneten, indem sie vom Klaren zum Starken, vom Leichten zum Schönen,

fortschritten, nennt er Herder, Göthe, Schiller und die Gebrüder Schlegel, von welchen er Herder mit Plato, Göthe mit Homer, Schiller mit Sophokles vergleicht.

Bey Betrachtung der romantischen Schule sucht er zuerst den Begriff des Romantischen festzustellen. Indem er die verschiedenen Meinungen über die Natur desselben angibt, erkennt er dessen allgemeinen Charakter in etwas Wunderbarem und Geheimnißvollem, das der klaren Verständlichkeit der antiken Poesie so wie der modernen entgegensteht, und welches von religiösem Ursprung seyn soll. Es beruhe nämlich auf dem Glauben an das Uebernatürliche, Uebersinnliche, und hänge darum innig mit dem Christenthume zusammen. »Die antike Poesie,« sagt er S. 94, »zog selbst das Wunderbare der Religion in den Kreis des Natürlichen, die romantische machte selbst aus dem Natürlichen etwas Wunderbares und Religiöses.« Im Allgemeinen unterscheidet er eine fünffache Entwicklung des romantischen Geschmacks in der neueren Zeit, in welcher jedem das Wunderbare auf eine eigene Weise erscheint. Die erste Gattung charakterisirt er dadurch, daß sie das Wunderbare in den Begebenheiten in der Wirkung romantischer dunkler Mächte auf die Schicksale der Menschen sucht. Ihre Entwicklung fällt in die erste Zeit nach der Reformation. Die zweyte Gattung des Romantischen, welche etwas später entstand, sucht das Wunderbare im Menschen, in großen Charakteren, und nähert sich deßhalb der tragischen Kunst der Griechen, und zwar darin, daß die Romantiker dieser Gattung den ursprünglichen Adel, die Unschuld, die Größe, die Genialität der menschlichen Natur darstellen. Die dritte, mit der Schule Schellings entstandene Gattung des Romantischen charakterisirt er dadurch, daß sie das Wunder im Weltgange sucht, und daher bis zur ältesten Poesie der Kosmogomien und Mythologien zurückgeht. Ihr Wesen setzt er in eine poetische Ansicht des ganzen Universums. Als eine vierte Gattung des Romantischen unterscheidet er insbesondere die katholische Poesie. Er betrachtet sie als eine Wiedererweckung der echten Poesie des Mittelalters, und stellt sie zur übrigen neueren Poesie in dasselbe Verhältniß, wie die antike Poesie. Von der fünften Gattung des Romantischen, als deren Begründer er Herder ansieht, bemerkt er, daß sie das romantische Wunder in dem Nationellen, in der eigenthümlichen Natur und Weise der Völker suche.

Indem er jede dieser romantischen Schulen näher ins Auge nimmt, entwickelt er seine Ansichten über die eigentliche Natur einer jeden mit präciser Umständlichkeit, und versucht, den Ge-

halt der deutschen Schriftsteller, welche einer oder der anderen derselben anhängen, zu prüfen. Bey Beleuchtung der ersten Schule sagt er viel Wahres über die Mährchen und die Wundergeschichten, welche aus ihr hervorgehen. Von den ersteren, als deren Quelle er den alten Volksglauben angibt, begehrt er Eindringlichkeit auf kindliche Naturen und natürlichen Zauber, und erkennt Tieck als Muster in der naiven Gattung. Wieland und Musäus nennt er als die Koryphäen der Wundergeschichten. Mit Recht eifert er gegen die sentimentale und abergläubige Behandlung des Wunderbaren, welche die herrschende zu werden anfängt, und unzählige literarische Mißgeburten hervorgebracht hat; nur macht er, unserer Ansicht nach, eine unrichtige Anwendung von seinen Bemerkungen. Schon Wernern thut er, in seinem Urtheile über ihn, empfindliches Unrecht, eben so Hoffmann, am empfindlichsten aber Müllnern, wobey er jedoch offenbar den Kürzeren zieht, da er in seinen Aeußerungen über die Schicksalstragödie das Wesen derselben geradezu verkennt. In seinen Bemerkungen über Werner bringt er ungefähr das, was die Menge über ihn denkt und sagt, seine frühere und seine spätere Lebenszeit, seine Persönlichkeit und seine Werke bald rücksichtlos, bald absichtlich verwechselnd, und das seltene poetische Talent dieses Mannes über Handlungen verkennend, welche sie mit jenem nicht in Einklang bringen konnte. All das nur zu laut gewordene Gerede vom verbrannten Gehirne, von der Rettung, die er im Meere der Gnade suchte und dergleichen, finden wir hier zur Genüge wieder, und dabey ein beständiges Hinweisen auf seine weniger bedeutenden Werke, indessen auf das Vorzüglichste, nach welchem allein man billiger Weise die Natur eines Künstlers beurtheilen kann und darf, keine Rücksicht genommen wird. Hoffmann, ein geringeres Talent als Werner, beurtheilt er theilweise billiger, ja vielleicht zu günstig, wenn er S. 106 sagt: »in der Kunst der Dissonanzen und des Schrecklichen kann er mit Mozart verglichen werden;« aber theilweise auch zu hart, wenn er sich äußert: »Er machte den Menschen zu einem Spielball der in ihm selber schlummernden dämonischen Gewalten, des Wahnsinns, der Phantasmorasie, der magnetischen und sympathetischen oder antipathetischen Naturkräfte. Er behandelt seine Helden unsinnig und unwürdig, indem er ihnen alle Freyheit und Vernunft raubt, so daß sie sich wie tolle Schafe im Zirkel zu drehen scheinen.« Das ist nun, was die vorzüglichsten Erzählungen Hoffmanns betrifft, nie der Fall. Wo findet sich beyspielsweise im Spielerglück, im Fräulein von Scudery, einer, der Darstellung nach zu den vorzüglichsten deutschen Erzählungen gehörenden Erzählung,

diese Rüge gerechtfertigt? Stellt Hoffmann die Einwirkung geheimnißvoller Kräfte auf die Handlungen und Gesinnungen des Menschen dar, so läßt er uns damit einen Blick in die Tiefe der Natur thun, wofür wir ihm danken müssen. Zu tadeln wäre er nur, wenn er diese Einwirkung als eine solche darstellte, welcher der Mensch nicht zu widerstehen im Stande ist. Wo aber hat Hoffmann dieß gethan? Der Verfasser hat diesem Schriftsteller schon damit Unrecht zugefügt, daß er ihn nicht unter den deutschen Mährchenschriftstellern von Belange nennt, in deren Reihe er offenbar gehört, und wenn er auch nichts als Nußknacker und Mäusekönig geschrieben hätte.

Was er über Müllner sagt, ist gleich vom Anfange verfehlt und unrichtig. »Müllner,« heißt es S. 107, »bildete nach dem Vorgange Werners die Schicksalstragödie zu jener furchtbaren Karrikatur aus, in welcher sie gegenwärtig auf allen Bühnen herumpoltert. Werners Februar gab den ersten Anstoß, Müllners Schuld erreichte den Gipfel, und andere haben dann diese Manier in der Breite um sich greifen lassen. Sie reiht sich unmittelbar an die geschilderte Manier Werners an, nur daß sie das Schicksal immer ein feindliches, rächendes, zerstörendes seyn läßt.« Dagegen muß nun bemerkt werden, daß es ganz unrichtig sey, anzunehmen, Müllner habe die Schicksals-idee auf die Weise, wie sie im vier und zwanzigsten Februar behandelt ist, in der Schuld fortgeführt, da diese Tragödie im eigentlichsten Verstande gar keine Schicksalstragödie ist; daß eben deßhalb Müllners Schuld in keinem Vergleich mit den sogenannten Schicksalstragödien der neueren Zeit gebracht werden kann, und daß jene Tragödien nicht aus der Betrachtung, sondern nur aus der falsch verstandenen Ansicht Müllners hervorgehen. Hugo mordet seinen Bruder, um zum Besitz von dessen Gattin zu gelangen, doch ohne zu wissen, daß es der Bruder war; er wird davon in Kenntniß gesetzt, die Reue, welche ihn seit der That verfolgte, erwacht in doppelter Stärke, und er vollzieht die Strafe an sich selbst, indem er den Dolch in seine Brust senkt. Was hat hier das Schicksal zu thun? Kann die ganze, auf dem Wirken der Leidenschaft beruhende, und die Folgen ihres Uebermaßes uns vor Augen haltende Tragödie nicht ohne das Schicksal bestehen? Die Schicksals-Idee ist also keineswegs die Grund-Idee jener Tragödie. Man wird uns aber an die Zigeunerin erinnern, und in ihr das personifizirte Fatum finden. Dagegen können wir nun einwenden, das Unglück geschehe nicht, weil die Zigeunerin es vorhersagte, sondern weil Hugo's Mutter den Worten der Wahrsagerin glaubte. Wir sehen nicht mit dem Unheile, welches

über die Brüder kommt, die Ehre der Wahrsagerey gerettet, sondern die Thorheit und den Aberglauben bestraft. Auch hat die Wahrsagerey der Zigeunerin auf Hugo's freye That keinen Einfluß, da er nicht von jener, sondern von der Leidenschaft zum Verbrechen angereizt wurde. — Der Verfasser scheint aber überhaupt von der Schicksals-Idee und ihrer Anwendung sonderbare Begriffe zu haben. »In der antiken Tragödie,« sagt er S. 107, »war das Schicksal das eiserne, unerbittliche, wahrhaft erhabene, furchtbar und schön, würdig der Idee, die wir vom unerforschlichen Verhängnisse haben sollen. Es stand als ewige Nothwendigkeit der himmelstürmenden Freyheit entgegen, und das Maß seiner Erhabenheit lag in der Kraft und Würde des Helden. Je freyer, größer, göttlicher der Held, desto mächtiger, tiefer, heiliger die Gewalt, die ihn still stehen hieß. Kampf des Helden gegen das Schicksal war die Grund-Idee des Trauerspiels, und das Schicksal, das freylich an sich unüberwindlich und ewig sich gleich bleibt, mußte durch die Stärke des Widerstandes und durch den Werth seines Opfers eine relative Größe erhalten, die einzige, die ihm in der Poesie zukommt. Im freyen Willen, in der Kraft und im inneren Werthe des Helden lag also das Kriterium der Tragödie. Der Held in seinem Widerstande war der Maßstab des ganzen Gedichts.« Das ist nun alles nur zum Theil richtig. Die Alten stellten oft, aber nicht jedesmal, den Menschen im Kampfe gegen das Schicksal dar. Die tragische Ironie, welche durch jenes fruchtlose Ankämpfen gegen die eiserne Nothwendigkeit entstand, ist nur in einigen Tragödien; in vorzüglicher Stärke vielleicht nur im gefesselten Prometeus und im rasenden Ajax zu finden. Oft wirkte das Schicksal, die ausgleichende, nicht immer die strafende Gerechtigkeit, ohne daß der Held im eigentlichen Widerstande gegen dasselbe gefunden wird. So erscheint es in der Mehrzahl der Tragödien des Euripides und in einigen des Sophokles. — Eben so unrichtig ist es, wenn der Verfasser, im geraden Gegensatze, von der neuen Schicksalstragödie sagt: »Die Helden der neuen Schicksalstragödie sind willenlos, ohne Werth und ohne Würde. Sie sind von der Geburt an in der Gewalt der dunkeln Macht. Sie begehen ihre schauderhaften Mordthaten nicht aus freyem Willen, sondern aus Vorherbestimmung. Ihre Sünde und ihre Strafe ist durch die Sterne selbst mit einer unabwendbaren Stunde ihres Lebens unzertrennlich verbunden. Der arme Sünder sündigt nicht aus eigenem Willen; ist eine Lust in ihm, so ist sie ihm eben nur angehext, angeflucht.« Wir bemerken dagegen, daß die Darstellung der sogenannten Schicksals-Idee in der Art, wie der Verfasser ihrer gedenkt, allerdings eine verfehlte, un-

richtige sey, daß aber das Fehlerhafte, welches die Unkenntniß übt, nicht den Charakter der an sich zweckmäßigen Gattung bezeichne. Wenn die Schicksals-Idee überhaupt so gebraucht wird — eine ältere und neuere gibt es eben so wenig, als es eine alte und neue Schule gibt — daß man dadurch den Menschen zur Maschine erniedrigt zeigt, so ist dieser Gebrauch fehlerhaft, gleichviel ob er in der ältesten oder neuesten Zeit gemacht worden. Daß in der neueren Zeit nicht immer diese Idee auf die vom Verfasser angegebene Art gebraucht worden sey, daß jene Art der Anwendung nicht diejenige sey, wodurch sie sich von der in der älteren Zeit unterscheidet, dafür sprechen viele günstig ausgefallene Versuche in der neueren Zeit, namentlich gerade Werners vier und zwanzigster Februar und Müllners Schuld, welchen der Verfasser zu Leibe will. Es ist ganz unrichtig, was der Verfasser S. 108 bemerkt, daß der arme Sünder dort freveln müsse, weil gerade der 24. Februar sey, und eben so unrichtig, daß Hugo der Fluch von der Zigeunerin angehext worden sey. Wo findet sich der Beweis der Behauptung des Verfassers? Wir sehen in den vielen Unglücksfällen, welche die Familie Kurts am 24. Februar treffen; nicht die Wirkung der Nothwendigkeit, sondern die des Zufalls; die Zigeunerin und ihr Fluch sind in der Schuld nur da, um die Lokalität, in welcher die Handlung spielt, und den abergläubischen Charakter von Hugo's Mutter zu charakterisiren. Die Freyheit der Helden geht in beyden nicht verloren. Kurt und Hugo fehlen mit Absicht, mit freyer Bestimmung, mit vollem Willen. Dadurch, daß sie von Verhältnissen zu Verbrechen verleitet werden, spiegelt sich in der Darstellung das Leben überhaupt ab, und das Sittengesetz wird befriedigt, da beyde für ihre Vergehungen die Strafe finden.

Auch die Folgerungen, welche der Verfasser aus seinen Prämissen zieht, und das, was er über die Einführung des Schicksals in der alten und in der neuen Tragödie sagt, kann nicht zugegeben werden. Er behauptet S. 100, das Schicksal in der neueren Tragödie erscheine so verändert als der Held. Beyde hätten ihre ursprüngliche Bedeutung verloren. Das Schicksal sey nicht mehr die heilige Nothwendigkeit, die blinde Naturgewalt, die ewige Schranke des allzukühnen Helden, sondern eine spielende Willkür geworden. Es sey nicht mehr erhaben, weil es keinen Widerstand mehr findet, sondern kleinlich, weil es nur mit Puppen spielt. Der Verfasser scheint der Meinung zu seyn, daß die Schicksals-Idee allein oder wenigstens hauptsächlich den Tragödien der Alten Würde und Bedeutung gegeben habe. Das ist nun nicht der Fall. Für uns wenigstens, nach

der Art unserer Weltanschauung, gewiß nicht. Die eiserne Nothwendigkeit, als welche das Schicksal, wie es die Alten dachten, erschien, hat nichts Heiliges für uns, und der fruchtlose Kampf des oft edlen Helden gegen jene blinde Naturgewalt kann uns nicht erheben. Die Tragödie soll uns an unsere geistige Kraft, nicht an unsere physische Ohnmacht erinnern. Jene Art der Behandlung der Schicksals-Idee in der neueren Zeit wäre demnach vollkommen unzweckmäßig. Die Helden in den vorzüglichen Tragödien neuerer Zeit sind ungleich reicher an Willen, als die der alten Zeit, und das, was der Verfasser von dem Schicksal, wie es jetzt behandelt wird, sagt, es habe nichts mehr zu thun, als wie die Katze mit der gefangenen Maus zu spielen, und ihr zuletzt den Fang zu geben, paßt weit mehr auf die Behandlung des Schicksals in alter Zeit. Die Schicksals-Idee läßt sich demnach, unserer Meinung nach, nie mit Erfolg so anwenden, wie die Alten sie gebraucht haben, und es kann daher nur dem Namen nach eine Schicksalstragödie geben, welche eine genügende Kunstwirkung hat; der tragische Dichter darf uns nicht mehr an eine blind richtende Naturgewalt, sondern nur an eine gerecht richtende Vorsehung erinnern, welche jedes Vergehen bestraft, so wie sie dem reinen Willen seinen Lohn in der Gegenwart, oder doch in der Ferne zeigt. Dabey aber bleibt ihm der Weg unbenommen, den er einschlagen will, um jene Idee zur Anschauung zu bringen. Dem Dichter ist es erlaubt, uns die viel verschlungenen Pfade des Zufalls, die Einwirkungen der Lust und der Leidenschaften, und so manche Dinge von außen her zu zeigen, wenn sie nur dazu dienen, das Interesse zu erregen, und dabey die Grund-Idee des Stückes in ein klares Licht zu stellen. Dieß aber haben **Werner** und **Müllner** gethan. Daß der Dichter allen Tadel verdiene, wenn er als letzten Zweck entweder das Borniren, Schrecken oder Entsetzen sich vorsetzt, unterliegt keinem Zweifel, aber eben so wenig, daß er Schrecken und Entsetzen erregen darf, wenn sie als Mittel zum höhern Zweck der Tragödie führen. Der Dichter begehrt übrigens nicht immer, daß wir Schrecken empfinden sollen, wenn er uns das Schreckhafte vorführt. Niemand wird glauben, daß es dem **Shakespeare** darum zu thun war, uns an Geister glauben zu machen, weil er **Banquo's** Erscheinung im **Makbeth** oder die des Königs im **Hamlet** unserem Auge vorüberführt. — Eben so gewiß ist es, daß eine versifizirte, mit schönen Sätzen, Phrasen und Sentiments ausgestattete Kriminalgeschichte keine gute Tragödie abgibt; daß es gemein ist, das Gemeine im erhabenen Pathos vorzutragen, daß das Unnatürliche, Gekünstelte, Frivole der Kunst entgegen sey, daß der Dichter keinen Beyfall

verdiene, dem es nur um Effekt, um ephémeren Ruhm, um Recensentenlob zu thun sey. Das hat aber Niemand in Abrede gestellt, Niemand wird es je läugnen. Es liegt unbezweifelt eine Sünde unserer Zeit in dem Hange zum Uebertriebenen und Gräßlichen, in der Entfernung vom einfachen Schönen, in der Verwechslung des Schönen mit dem Außerordentlichen, oder richtiger mit dem Sonderbaren; aber deßhalb hätte der Verfasser nicht Meister verlästern sollen, welche sich jene Fehler entweder nicht, oder wenigstens nicht in jenen Werken haben zu Schulden kommen lassen, die er angreift. Er hätte sich mit der Zuchtruthe gegen das Heer der Nachtreter und Kunstsudler wenden sollen, welche ohne Beruf und ohne Anlage arbeiten; dort wäre sie heilsamer gewesen.

Bey näherer Betrachtung der zweyten Art der genannten romantischen Dichtungsweise, welche das Wunderbare in den Charakteren sucht, welche es mit dem Menschen allein zu thun hat, und dem Göttlichen in ihm, erkennt er die den Menschen idealisirende Romantik für die natürlichste und zugleich für die höchste Poesie. Als den größten der poetischen Idealisten erkennt er Schiller, welcher das Ideal zur Natur zurückführte, wie Göthe, aber zugleich die Natur zum Ideal steigerte. Bey der allgemeinen Theilnahme, welche Schiller nicht allein unter den Deutschen, sondern fast unter allen gebildeten Nationen gefunden hat und findet, so wie bey der meisterhaften, Schillers Natur S. 117—131 beleuchtenden Ansicht des Verfassers wäre es mehr als überflüssig, etwas zuzusetzen. Nur glauben wir auf das, was der Verfasser über die Abwege sagt, auf welche das Idealisiren führen kann, aufmerksam zu machen, eben weil Schiller so viele Theilnehmer und Nachahmer gefunden, und es dabey leicht geschehen könnte, daß uns ein oder der andere, nicht mit Schillers Geist und Kraft ausgerüstete Dichter statt der Darstellung von Menschen, um welche es uns zu thun ist, Nebelbilder aus Tugendstoff vorführte, welche zwischen Himmel und Erde auf dem Kunstgalgen schweben. Nie möge der Dichter vergessen, daß der Sieg seiner Helden und Heldinnen uns um desto mehr gilt, je schwerer er erkauft wurde, und daß es überhaupt keinen Sieg ohne Kampf gibt. — Von den Nachahmern Schillers nennt der Verfasser Theodor Körner und Raupach, und glaubt, daß jener ihm am nächsten gekommen, obgleich der Abstand noch sehr groß sey. Raupach, dessen großes poetisches Talent er anerkennt, wirft er vor, daß er nicht, wie Schiller, ideale Naturen geschaffen, sondern nur gewisse philosophische, und namentlich politische Begriffe in dramatisirten Beyspielen auf den Bretern versinnlicht habe.

Was die dritte Gattung des Romantischen betrifft, welche das Wunderbare im Weltgange sucht, deren Gegenstand die ganze Schöpfung ist, während der Gegenstand der eben erwähnten Poesie immer nur das Höchste der Schöpfung, der Mensch, war, unterscheidet der Verfasser zweyerley Arten der Weltgedichte, wenigstens der Form nach, die systematischen und die freyen, oder die architektonischen und pittoresken. Der poetische Werth der ersten beruht, seiner Ansicht nach, theils im Inhalt, theils in der Form. Ihr Inhalt ist das ewige große Wunder der Welt. Ihre poetische Form ist weniger in den Bildern und in der feyerlichen Sprache zu suchen, als in dem architektonischen Bau, in der Harmonik des Systems. Diese Gattung der Poesie, sagt er S. 136, nimmt ihren Ursprung in der Vision, ihr Wesen ist Mystifikation des Weltganges, ihre Form Harmonik. Unter den Deutschen steht Jakob Böhme oben an. Den Uebergang von der streng architektonischen zur freyen pittoresken Form machte, seiner Ansicht nach, Novalis, der seine Philosophie in die Form eines historischen Romans brachte, dabey aber sein wunderliches Gedicht noch ganz architektonisch konstruirte, seine Personen weniger zu frey handelnden Wesen machte, als zu personifizirten Ideen, noch in das ganze Ideengebäude wie ein Stein verwachsen. In der freyen pittoresken Form, meint er, habe die eigentliche Weltpoesie den Zauber der Harmonik aufgeben müssen, doch mit Veränderung der Form sey nicht zugleich ihr Geist umgewandelt worden. Göthe's Faust nennt er als das vorzüglichste Gedicht neuerer Zeit, welches, zur Weltpoesie gehörend, das Walten des ewigen Weltgeistes schildert, das poetische Wunder nur im Ganzen der Welt sucht, und voll philosophischen Tiefsinnes ist.

Als das Unterscheidende der romantischen, mittelalterlichen und wieder insbesondere katholischen Romantik erkennt er das alterthümliche Gepräge der Charaktere des Mittelalters. Den größten Reiz der neueren Dichtungen dieser Art setzt er in das Helldunkel des mittelalterlichen Volksglaubens. Doch unterscheidet er noch in dieser Gattung jene neuere Romantik, welche die heidnische Sage und den ältesten Volksglauben in sich aufgenommen, von der, welche die katholischen Heiligen, Priester und Rittersagen in sich aufnahm, und erkennt Ludwig Tieck als Repräsentanten der ganzen Gattung in beyden Richtungen, Uhland als den Dichter, der ihm in der Richtung der Sagenpoesie, Werner als den, der ihm in der katholischen folgte. Er erklärt sich für die erstere, und setzt S. 146 bis 152 Tiecks Verdienste um dieselbe und um die Poesie überhaupt mit vieler Liebe auseinander. Fouqué nennt er als den Mann, durch

welchen das Bestreben Tieck's erst Popularität erhielt. Er sagt viel Richtiges über ihn, nur verkennt er, daß Fouqué, durch Natur und Verhältnisse dazu bestimmt, wie kein anderer Schriftsteller, sich in einer früheren Zeit dergestalt in das Ritterwesen eingesponnen, daß alle Schilderungen und Ansichten wie aus einem Sänger des Mittelalters unmittelbar aus ihm hervorgingen. Diese Periode ist aber nun bey ihm vorüber, er ist auf irgend eine Weise herausgekommen, und man merkt ihm nun die Qual an, sich wieder hineinzuarbeiten, welche oft ein widerliches und peinliches Gefühl in dem Leser erregt. Seine früheren Arbeiten sind von ganz anderer Art, als seine letzteren, und wir zweifeln, daß er je wieder einen Sintram oder eine Undine schreiben wird. Es kann ihm, wenn man seine früheren Werke betrachtet, der Beyname eines echt ritterlichen Sängers nicht verweigert werden; seit einiger Zeit aber treibt er zu viel Koketterie mit seinen Gesinnungen und seinen Gefühlen. Fouqué kann daher, unserer Ueberzeugung nach, nicht im Allgemeinen beurtheilt, sondern es muß sein früheres künstlerisches Wirken von seinem späteren unterschieden werden. Es ist dabey zu wünschen, daß der Dichter von der Darstellung des Mittelalterlichen und Minniglichen, in dessen Darstellung er sich erschöpft zu haben scheint, abgehe, und einen andern Weg einschlage, der seinem wahrhaft poetischen Gemüthe, der Tiefe und der Zartheit seiner Empfindungen besser zusagt.

Von der fünften und letzten Hauptgattung des Romantischen, welche das Wunderbare im Nationellen sucht, bemerkt er, daß sie mehr oder weniger mit allen übrigen Gattungen zusammenhänge, da, was immer für ein Held im Vordergrunde der Dichtung steht, zugleich irgend ein Land und Volk den Hintergrund und Rahmen derselben bilden müsse. Doch sey sie wieder von allen unterschieden, so ferne sie nur das Nationelle zu ihrem Gegenstande macht, und die volksthümlichen Eigenheiten, die in andern Dichtungen mehr verschwinden, als Hauptsache behandelt. Auch sie stelle den Menschen dar, aber nicht mehr in seiner idealen Humanität, sondern in der Gattung. Ihr gelte das Individuum nur noch als Repräsentant der Gattung eines bestimmten Volkes. Er setzt zuvörderst S. 155—163 die großen Verdienste Herder's erweisend auseinander, welcher zuerst auf die poetische Tiefe im Volksthume, im Naturell der Nationen aufmerksam machte; und der freymaurerischen Ansicht, die den Menschen von der Nation, dem Zeitalter und der Natur losreißen, und als Glied einer höheren allgemeinen Gesellschaft hinstellen will, mit der weit natürlicheren Ansicht entgegen arbeitete, daß die Humanität ihren Entwicklungsgang nur inner-

halb der Nationalität und des Volksnaturells, wie der Saft im Baume nehmen könne. Er habe in der Nationalität die Wiege einer noch höheren Ausbildung, als sie den Menschen an sich zu erreichen möglich wäre, erkannt. Er macht darauf aufmerksam, wie man durch ihn angespornt zu allen Nationen in alle Zeiten hinabstieg, die verborgenen Schätze zu heben, die Herder mit Flammen bezeichnete. Zuerst, meint er, fuhr die Schlegelsche Schule in Herders Sinne fort, die fremden Nationalitäten uns bekannt zu machen, aber mit zu viel Kritik und Gelehrsamkeit; tiefer wären einzelne Dichter in das Physiognomische der Völker eingedrungen, vor allen Göthe, dann Fouqué, obgleich mit geringerer Wirkung, im Zauberring. Als den eindrucksmächtigsten, welcher die für das Volksthümliche und Physiognomische herrschend gewordene Neigung auf die glänzendste Weise befriedigte, indem er sie zugleich aufklärte, befestigte und erweiterte, nennt er Walter Scott. Er läßt ihm das Verdienst, den historischen Roman als eine eigenthümliche poetische Gattung begründet zu haben, da die geschichtlichen Romane, welche es vor ihm gab, eine andere Tendenz verfolgten, und das Geschichtliche nur als Vehikel für gewisse philosophische und moralische Ideen gebrauchten. S. 172 bis 187 spricht er seine Ansichten über den historischen Roman überhaupt, und die Art seiner Behandlung durch Scott umständlich in Bemerkungen aus, welche viel Richtiges, aber wenig Neues enthalten.

Das charakteristische Unterscheidungszeichen der modernen Poesie, die er als dritte Hauptgattung und Schule unserer Poesie von der antiken und romantischen unterscheidet, erkennt er darin, daß sie sich lediglich an die Gegenwart hält, und nur die heutigen Menschen und ihre Verhältnisse schildert, indem sie die Gegenwart dem Alterthume und Mittelalter, die wirkliche Welt dem Wunderbaren, das Alltägliche dem Idealen entgegenstelle, und so nicht der Spiegel einer vergangenen oder idealen Welt, sondern der unseres eigenen Lebens und Treibens sey. Er unterscheidet in ihr drey Gattungen, die didaktische oder psychologische, die sentimentale und die humoristische, je nachdem man das moderne Leben schildere, um Belehrungen daran zu knüpfen, um sich sentimental daran zu ergötzen, oder um es zu ironisiren. Göthe erkennt er als den ersten und vorzüglichsten Schöpfer der modernen Poesie, und in vieler Hinsicht als ihr höchstes Muster, und versucht es, ihn S. 205 bis 232 zu charakterisiren. Er schlägt dabey den leider modern gewordenen Weg ein, Lob und Tadel so gegen einander auszugleichen, daß zuletzt nichts übrig bleibt. Er beginnt mit der oft ausgesprochenen Bemerkung,

daß die Bewunderung, die Göthe verdient, in blinde Vergötterung ausgeartet sey, wahrscheinlich deßhalb, um die Menge, welche im Gefühle ihrer Geringheit dem Großen so gerne die Achtung versagt, auf seine Seite zu bringen. Die Bemerkung ist unfruchtbar. Göthe hat Anerkenner gefunden, weil er sie verdient; der Verfasser nennt sie Vergötterer, wir nennen sie Bewunderer seines Genies. Wären sie aber selbst die ersteren, so stünden sie noch immer um Vieles höher, als die von Thorheit und Neid erfüllten Verlästerer seiner Größe, welche mit frecher, glücklicher Weise aber auch mit ohnmächtiger Hand dem Dichtergreise den Lorbeer vom Kopfe zerren wollen, welcher in ewiger Frische ihn umgrünt. Bey Künstlern wie Göthe ist nur ein Hinweisen auf das Vortreffliche, was sie geleistet haben, gedeihlich, ein Hinweisen auf ihre Fehler gehört immer zum undankbaren Geschäfte. Der große Künstler wird nicht nach den Mängeln oder Fehlern, sondern nach dem Vorhandenseyn der Vorzüge richtig beurtheilt. Ideale kann kein Künstler schaffen, weil das Ideal über dem Irdischen steht, und die Werke des Künstlers in der Zeit und im Raume erscheinen müssen. Nur nähern kann er sich dem Ideale, und auf diese Annäherung muß der Kritiker aufmerksam machen.

Für die vorherrschende Kraft, welche Göthe's dichterischen Charakter bezeichnet, hält der Verfasser das Talent, eine Meinung, die etwas spaßhafter Natur wäre, wenn der Verfasser, das Talent von Genie unterscheidend, jenes als einen geringeren Grad des letzteren bezeichnen wollte. So arg ist es indessen nicht. Er versteht darunter das Vermögen der ästhetischen Darstellung überhaupt, ohne Rücksicht auf eine subjektive Bestimmung, auf eine Poesie im Dichter selbst, unabhängig von einer objektiven Bestimmung, von einer Poesie im Gegenstande. Somit setzt er sein Wesen in die Darstellung, in die Einkleidung, in den Vortrag. Er erkennt es zugleich für universell, und erklärt, daß es sich als solches in der größten Vielseitigkeit der Anwendung erprobe, bemerkt aber zugleich, es sey unfähig, selbstständig zu seyn, und hänge sich an alles an; es gefalle sich besonders in der Kopie der Natur, ja liebe sogar die Darstellung des Gemeinen und Alltäglichen vorzugsweise. Somit scheint alles, was der Verfasser in dieser Beziehung von Vorerläuterung vorausschickt, ihm zum späteren Beweise zu dienen, daß Göthe'n das Eigentlichste mangle. Es scheint ihm dabey der Ausspruch Tiecks über Walter Scott vorgeschwebt zu seyn: »Diesem Meister fehle wenig, um ein Poet zu seyn, dieses Wenige aber sey doch mehr, als sein ganzes großes Talent.« Diesen Ausspruch möchte er gerne auch auf Göthe anwenden. Wir müssen ge-

stehen, daß wir die folgenden Bemerkungen über Göthe mit dem Gefühle eines Wanderers gelesen habe, der in einen Sumpf gerathen ist. Wir wollen keineswegs die unnütze Mühe übernehmen, den Meister unserer Zeit gegen Beschuldigungen in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen, die wie ein Kartenhaus aufgebaut, von einem Athemzuge umgeworfen werden können, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß der Verfasser sich oft von einer bösen Stimmung, welche sich seiner zeitweise bemächtigt, fortreißen läßt, ohne daß er, sie mit dem Verstande gehörig zügelnd, sie um der Wahrheit willen beherrschte. Der Witz und die eindringliche Darstellungsgabe, welche dem Verfasser eigen sind, verleiten ihn, manches zu vertheidigen, dessen Unhaltbarkeit er selbst einsehen muß. Dabey scheut der Verfasser den Vorwurf der Inkonsequenz nicht, der ihn zuweilen mit vollem Rechte trifft. Wie lassen sich beyspielsweise folgende Urtheile über Göthe's Natur verbinden. Das Urtheil S. 217—219: »Die meisten Dichtungen Göthe's enthalten nur sein Portrait — Er ist der Abgott, aber auch das Geschöpf seiner Zeit. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die Gemeinheit (?) ihm selbst erst geschmeichelt, sich ihm lieb und werth und sogar poetisch dargestellt hat, ehe er ihr selbst schmeichelte, ihr sich selber lieb und werth machte. Göthe's Dichtungen sind als die Blüthe des in der modernen Welt herrschenden Naturalismus zu betrachten, der sich auf der untersten Stufe im physiokratischen Systeme geltend macht. Sein Talent ist die höchste Erscheinung der Fabrikation;« — und das Urtheil S. 92: »Göthe erscheint unter allen Neueren den Griechen am verwandtesten. Oder fühlt ihr nicht die sanfte, jonische Luft, wenn ihr seinen Wilhelm Meister, seinen Tasso, seine Iphigenia leset?» — Oder das S. 140: »Göthe'n finden wir überall durch einen innigen Zug mit der Natur verbunden. Alles Menschliche der Natur fügsam in allen Falten anzuschmiegen war die große Idee seines Lebens und Wirkens. Wie er selber tief gewurzelt mit allen Nerven und Adern in das irdische Daseyn, die Natur in ihrer ganzen Tiefe durchschaut, in ihrer ganzen Fülle genossen, so hat er sich zum Kanon der Humanität gemacht.« Wie kann der Schriftsteller, welcher nach S. 219 unter der glatten Maske einen raffinirten Epikureismus verbirgt, welcher des Ernsten und Heiligen spottet, dem Homer gleich stehen, wie er S 92 ausdrücklich sagt.

Unerwiesen ist die S. 230 aufgestellte Behauptung, daß in der Schule der modernen Poesie, welche Göthe gebildet, besonders die bürgerlichen, familienmäßigen Lust- und Schauspiele kultivirt worden seyen. Bey Betrachtung derselben wirft der Verfasser Verschiedenartiges auf einen Haufen, um alles desto

bequemer mit einem Streiche tödten zu können. Kotzebue, Iffland, Clauren und Lafontaine, alle haben nach seiner Ansicht ungefähr dieselbe Tendenz, alle dieselben Mittel zu deren Erreichung. Bey Kotzebue nimmt er keine Rücksicht auf dessen ihm eigenthümlichen Witz und seine Darstellungsgabe, bey Iffland keine auf die genaue Zeichnung der Charaktere und auf die moralische Tendenz seiner Stücke. Wir können mit vielem Rechte an Kotzebue das Talent, an Iffland die treue Sorglichkeit in der Durchführung anerkennen und loben. Welche Ausstellungen auch Kotzebue'n in Rücksicht der Tendenz vieler seiner Stücke zu machen sind, wie nachtheilig er auch in gewisser Hinsicht dadurch eingewirkt hat, daß er das Verbrechen oft im Gewande einer liebenswürdigen Schwäche erscheinen ließ: er wird immer einer der vorzüglichsten Lustspieldichter unserer Zeit bleiben. Wie sehr Iffland zuweilen das Interesse vernachläßigte, wie sehr zuweilen die Handlung ins Breite läuft, und wie oft es sich bey ihm nur um Kleines handelt: er bleibt immer einer der achtbarsten Charakteristiker aller Zeiten, schätzbar für die Nachkommen, welche durch ihn ein treues Bild vergangenen Treibens und Wirkens erhalten; schätzbar für den Moralisten, dem er in die Hand arbeitete; schätzbar für Jeden, dem es um genaues Nachbilden des Dagewesenen zu thun ist. Es ist viel an Iffland zu loben, viel an ihm zu lernen.

Die humoristische Poesie, bildete sich, nach der Ansicht des Verfassers, gegenüber den sentimentalen Beschönigungen des modernen Lebens und seiner Schwächen, Mängel, Irrthümer und Laster gleichsam nothwendig aus. Er sieht in ihr, so wie er in der sentimentalen Poesie die Bejahung des modernen Lebens gewahrt, die Verneinung desselben, da diese dort gepriesen, hier beklagt und verspottet werde. Damit, daß er das Tragische des Humors aus dem schmerzlichen Gefühle hervorgehen läßt, daß wir selbst mitten in der Unvollkommenheit leben, das Komische desselben aus dem Gefühle entspringen läßt, daß wir zugleich über dieser Unvollkommenheit und diesem Schwanken stehen, zieht er dem Humor zu enge Gränzen, der ohne das Vorhandenseyn irgend einer Unvollkommenheit bestehen kann, wie wir ihn häufig bey der an Humoristikern reichsten Nation, bey den Engländern, finden. Eben so ist jenes Verspotten der Irrthümer und Schwächen der Zeit nicht die alleinige Aufgabe der humoristischen Poesie. Der Verfasser hat den Humoristiker mit dem Satyriker verwechselt, welcher die Gebrechen der Zeit entweder mit Spott, oder mit ernsteren Waffen geißelt. Der Satyriker braucht wohl oft den Humor, aber der Humoristiker kann des Satyrisirens entbehren.

Noch klarer wird diese Verwechslung, wenn der Verfasser S. 234 die komische Poesie, welche die Thorheiten und Laster des modernen Lebens verspottet, von der humoristischen unterscheidet, die dem Spott die tragische Wehmuth beygesellen soll, da Humor ganz von der Wehmuth (was der Verfasser mit der tragischen Wehmuth meint, ist nicht klar, wenigstens nicht, wie diese ein nothwendiger Bestandtheil jedes humoristischen Gedichtes seyn soll) getrennt gefunden werden kann. Unter allen Komikern, welche das moderne Leben verspottet haben, steht ihm Tieck oben an; als Heros des Humors erkennt er Jean Paul. Die Ansichten, welche der Verfasser über letzteren ausspricht, gehen aus einer tiefen und richtigen Erkenntniß seiner poetischen Natur hervor, und sind mit anschaulicher Klarheit ausgedrückt. Er macht auf das Unterscheidende seiner Doppelnatur aufmerksam, deren erster Moment die Sensibilität, die leidende Empfindung, deren zweyter der Spott ist, der mehr männlicher Natur über die Welt und den eigenen Schmerz sich erhebt, und dieselben Mängel und Laster, die dem Dichter so wehmüthige Empfindungen aufgedrungen, mit den Waffen des Witzes thätig angreift. Indem er den Vorwurf: Jean Pauls Darstellungen seyen oft zu wenig objektiv, namentlich in der Darstellung und Haltung der Charaktere, als einen gegründeten gelten läßt, versucht er den Dichter durch die Rücksicht auf seinen Hauptzweck und seine subjektive Ansicht zu entschuldigen. Als das Rühmlichste lobt er an ihm den Adel seiner Gesinnung, seine reine Tugend, das Feuer edler Leidenschaft und den ethischen Ingrimm gegen das Laster. Vortrefflich ist die Bemerkung S. 242: »Von ihm, der alles hatte, um in dieser Zeit der wahre advocatus diaboli zu seyn, müssen wir sagen, er war der sanfteste und unschuldigste unter allen Dichtern. Keiner hätte solch ein Teufel seyn können, und keiner war so ein frommer, kindlicher Engel, wie er.«

Am Schlusse des Aufsatzes wendet sich der Verfasser zur Betrachtung der einzelnen Gattungen der Poesie, der lyrischen, epischen und dramatischen. Es ist nicht wohl abzusehen, warum er auf einmal die didaktische Gattung als keine der Dichtkunst will gelten lassen, da er doch in den vorhergehenden Erläuterungen beständig darauf Rücksicht nahm. Der Verfasser nimmt in unserer neueren Poesie einen Uebergang vom Lyrischen durchs Dramatische zum Epischen an, doch ohne dabey die Gränzen allzuschärf ziehen zu wollen. Er bemerkt, Anfangs habe die lyrische Poesie das Uebergewicht gehabt, und erinnert an die schlesische Schule; dann habe die Deutschen die Theaterwuth ergriffen, und nach dem Vorgange Lessings

hätten Schiller, Göthe, Iffland und Kotzebue die dramatische Periode begründet; nun seyen wir vorzugsweise episch geworden, wovon besonders die Romane zeugten. Die Bemerkung ist im Ganzen unbestritten richtig, nur wird nicht klar, warum der Verfasser uns nicht bis zur Zeit der Minnesänger zurückführt, zu welcher die lyrische Poesie zuerst kräftig begründet wurde. Der schlesischen Schule war eine epische Zeit vorangegangen, welche auf die Zeit der Minnesängerey folgte. Die Theaterlust begründete sich mit Sachs, und später mit Elias Schlegel, Weiße und Gellert. Lessing begründete nicht die Theaterlust der Deutschen, sondern die deutsche dramatische Kunst. Die Lust sprach sich lange vorher aus, nur stillte man sie an Uebersetzungen, meist aus dem Französischen und Englischen, dann aus dem Italienischen und Holländischen. Daß nun die epische Poesie vorzudringen droht, liegt am Tage. Leider nur beachtet sie den Hauptzweig derselben, das Epos, zu wenig.

Die Art, wie der Verfasser die lyrische Poesie ab- und eintheilt, ist — sonderbar. Nach den vier vorherrschenden Stimmungen des Gefühls gibt es, seiner Ansicht nach, nur sanguinische, cholerische, melancholische und phlegmatische Lieder. Nach einmal ausgesprochener Meinung gibt er sich alle Mühe, sie durchzuführen, und versucht es, alle bekannten Liedergattungen den vier Klassen einzureihen Der Zwang ist überall sichtbar. Der Gegenstand der sanguinischen Lieder, sagt er, sey vorzüglich Liebe, Lust und Wein; der cholerischen Vaterland, Ehre, Freyheit, Krieg; der melancholischen klagende Liebe, Tugend, Religion; der phlegmatischen die Landschaft, das Stillleben, die Familie. Demnach entsprächen der Form nach der ersten Stimmung das gesellige Lied, der zweyten die Ode und Dithyrambe, der dritten die Elegie und der Hymnus, der vierten die poetische Erzählung, die malerische Schilderung. Es fällt in die Augen, daß diese Eintheilung eben so unfruchtbar als unrichtig ist. Viele der bezeichneten Lieder könnten nach derselben eben so gut als Theile der einen als der andern Gattung angesehen werden, da sie aus ganz entgegengesetzten Stimmungen hervorgehen können. So kann beyspielsweise das gesellige Lied jeder Stimmung seine Entstehung verdanken, der Hymnus eben so gut der cholerischen als der melancholischen, die Elegie, in so fern sie kein Trauergedicht ist, eben so gut der letzten, als der sanguinischen, und so weiter. Poetische Erzählungen aber und malerische Schilderungen, welche der Verfasser aus der phlegmatischen Stimmung als Theile des lyrischen Gedichtes hervorgehen lassen will, sind keine lyrischen Gedichte. Auch kann

die phlegmatische Stimmung schwerlich ein lyrisches Gedicht erzeugen. Was der Verfasser von den melancholischen Liedern sagt: »sie sind natürlich, wenn die Empfindung wahr ist,« paßt als oberste Regel für die ganze Lyrik. In keiner Dichtungsart kann das Gekünstelte und Unwahre weniger gedeihen, als in dieser. Das lyrische Gedicht ist nur der Ausdruck der Empfindung im Worte. Es wird so viele lyrische Gedichte geben, als es Empfindungen gibt Diese Empfindungen sind nur nicht immer, ja sie sind nur höchst selten rein vorhanden, meistens erscheinen sie gemischt. Diese Mischung kann sehr verschieden modifizirt seyn, und erhält die Modifizirung durch die Individualität des Dichters. Gibt es eine Eintheilungsweise lyrischer Gedichte, so kann ihr nur die Rücksicht auf die Art und die auf den Grad der Empfindung zum Grunde liegen, weil sich nur in jener doppelten Beziehung Empfindungen von einander unterscheiden.

Eben so sonderbar sind die Urtheile, welche der Verfasser hin und wieder über verschiedene deutsche lyrische Dichter ausspricht. S. 247 sagt er: »Sehen wir auf die allgemeine Bedeutung der Lyrik, so erhalten auch die *schlechteren* Lyriker der ersten Periode einen Vorrang vor den meisten weit besseren der gegenwärtigen Zeit, und das Publikum ist gerecht genug, dieß anzuerkennen. Es achtet noch immer einen *Opitz*, *Flemming*, *Haller*, sogar *Gleim*, *Kleist*, *Hölty*, obgleich die neueste Lyrik sie sehr weit an ästhetischem Gehalt übertrifft. Man denkt doch immer, jene Leute haben das angefangen, was diese nun leicht und glücklich fortsetzen.« Wir möchten dagegen fragen, wer in neuerer Zeit schrieb ein kräftigeres Vaterlandslied, als *Opitz*? wie heißt der neuere Dichter, der *Hallern* an erhabenem Odenschwung übertrifft? welches neuere Gedicht ähnlicher Art ist besser, als *Haller's* Ode an die Tugend? — wer in neuerer Zeit hat *Hölty* an Zartheit und Innigkeit der Empfindung übertroffen? *Hölderlins* göttlichen Wahnsinn erkennt er in seiner Art als das Herrlichste, was die Poesie kennt, und bemerkt dagegen von *Hebel* S. 257, in seinen Gedichten sey eine alberne Affektation sogenannter Naivetät, die sich in der Wirklichkeit ganz anders verhalte. Er habe die Begeisterung für seine Gedichte nie theilen können, sie widerten ihn vielmehr an. — Dabey ließe sich nun nichts thun, als der Geschmack des Verfassers bedauern, der von der treuen, herzlichen, heiligen Einfachheit echt poetischer Empfindung nicht zum Wohlgefallen angeregt wird, wenn der Verfasser nicht anderweitig bewiesen hätte, daß es mit seinem Geschmacke besser, als mit seiner Wahrheitsliebe bestellt sey, und wenn es nicht offenbar wäre, daß er der

Lust, durch Sonderbarkeit der Behauptung aufzufallen, selbst die richtige Erkenntniß zum Opfer zu bringen im Stande sey.

In Betrachtung des Drama's theilt er die Trauerspiele in langweilige, pompöse und gräßliche ab. Langweilig nennt er alle die philosophischen und politischen Moralitätsstücke, worin man Schiller und Alfieri nachahmt, und die feinen Trauerspiele, nach Göthe's Tasso verfertigt. Er nennt sie darum langweilig, weil sie untheatralisch sind, keine Handlung, nur lange Monologe und Dialoge enthalten, und zwanzigmal abgedroschene moralische Sentenzen immer wieder vorführen. Von den pompösen Trauerspielen und romantischen Schauspielen mit Pferden, militärischen Aufzügen, überladenen Dekorationen und dergleichen bemerkt er, daß in dieser sinnlichen Richtung das Theater am tiefsten sinke, und sich am weitesten von seinem eigentlichen Zwecke entferne. Es suche nämlich nur noch eine malerische Wirkung hervorzubringen oder nur die Wirkung von Gaukeley. Vollkommen die Meinung des Verfassers theilend, haben wir uns in diesen Blättern sowohl, als an andern Orten gegen diesen Unfug erklärt, welchen eigentlich mehr Theaterdirektionen als Theaterdichter veranlassen. Von den gräßlichen Schicksalsstücken, gegen welche er mit vielem Rechte zu Felde zieht, wenn sie jenes Prädikat verdienen, unterscheidet er die von Frankreich geborgten Delinquentenstücke, die bey dem Zuschauer theils haarsträubendes Entsetzen, theils die Wollust der Grausamkeit wecken wollen, und keinem andern Sinn schmeicheln, als dem, welcher sich an Martern, an Hinrichtungen weidet. Sehr zu beachten sind die Worte S. 263: »Es ist auffallend, wie nach einer so sanften, süßlich milden, sentimentalen Periode sowohl die Franzosen als uns plötzlich die Grausamkeit beschlichen. Am Franzosen ist sie natürlicher, wir dürfen uns vor dieser gefährlichen Wollust aber wohl in Acht nehmen.« — Die Lustspiele, meint er, seyen in Deutschland nicht recht gediehen, die witzigsten seyen nicht für die Bühne geschrieben, die populärsten, die auf die Breter kommen, und den lautesten Beyfall finden, seyen gewöhnlich etwas gemein. Er unterscheidet die hohen und feinen Lustspiele von den niedern und gemeinen, von denen er die ersteren für langweilig hält, und den zweyten den Vorzug gibt, welche zwar derb, aber doch wenigstens lustig und von rascherem Gange seyen. Die Bemerkung, daß fast bey allen Lustspielen das Lächerliche mit dem Altmodischen identificirt wird, ist unrichtig. Man sucht es in der Abnormität vom Verstande oder vom Geschmacke, worin es auch zu finden ist; leider nur zu gegründet dagegen ist die Klage, daß in der jüngsten Zeit das Lustspiel sehr herabgesunken sey, und kleine Stücke von einem Akte,

meist den Parisern abgeborgt, die größern einheimischen mehr als billig verdrängt hätten. Witzig und wahr zugleich ist das, was der Verfasser von den Rührspielen S. 266 und 267 sagt, die er als eine Mittelgattung zwischen Trauer- und Lustspielen annimmt. Er gibt Diderot als den ersten an, welcher diese rührende Manier einführte, und damit mehr auf die Deutschen, als auf seine eigenen Landsleute wirkte.

In Betrachtung des Epos bemerkt der Verfasser zuvörderst, unsere mittelalterlichen Vorältern seyen unübertrefflich groß im Heldengedichte gewesen. Es läßt sich nicht wohl begreifen, wie er diese Behauptung erweisen könnte, da wir außer dem Nibelungenliede nichts eigentlich Großes von der altdeutschen Poesie besitzen, da die epischen Gedichte von Montfort und Eschinbach unmöglich unübertrefflich groß genannt werden können, und noch weniger der allegorisirende breite Theuerdank diese Benennung verdient. Eben so schwer wird er darthun können, daß Herder die Deutschen aufgeregt habe, zu den epischen Formen zu greifen, und daß Fouqué und Ernst Schulze sich durch ihn hätten bestimmen lassen. — Die Behauptung, in neuerer Zeit habe kein Dichter mehr ein genügendes Ganze zu Stande gebracht, die neuere und neueste epische Literatur sey überreich an unzähligen Schönheiten, die ganze Ausbeute bestehe aber auch nur in Schönheiten, ist zu hart. Der Verfasser unterscheidet einmal das eigentliche Epos nicht gehörig von der epischen Poesie, von der es ein Theil ist; er mag aber das eine oder das andere ins Auge nehmen, so sagt er mit der vorgedachten Behauptung zu viel. Sind Klopstocks Messiade, Pyrkers Tunisias und Rudolph von Habsburg kein Ganzes? hat, wenn wir, vom Epos abgehend, von der epischen Poesie überhaupt sprechen, irgend eine andere Nation bessere epische Dichter in der Gattung des Romans, der Erzählung oder der Novelle aufzuweisen? Der Verfasser gibt aber nur die Kultur der erstgedachten Gattung zu, und meint, wenn wir ein echtes, vollkommenes, unserer Zeit ganz eigenthümliches Epos suchten, so könnten wir es nur im Romane finden. Wir müssen gestehen, daß uns diese Behauptung schon an und für sich nicht klar ist, da wir wohl epische Romane kennen, wie z. B. Ariosts rasender Roland, aber eben so wenig zu begreifen im Stande sind, wie man das Epos (einen Theil der epischen Dichtungsart) im Romane (einem anderen, vom ersten ganz verschiedenen, Theile) finden könne, als wir es vermöchten, die Tragödie im Schauspiele zu finden. Der Verfasser erkennt freylich nur einen geringen Unterschied zwischen Roman und Epos, und setzt ihn allein in den Unterschied der Zeiten und

ihres Charakters. Dabey nimmt er nun auf die eigentlichen und charakteristischen Unterschiede: der Beschaffenheit der Handlung und des Verhältnisses des Helden zu den Begebenheiten, keine Rücksicht. Er setzt das Charakteristische unserer Poesie, und ganz vorzüglich unseres Romans, in welchem diese Poesie ihre eigentliche Heimat gefunden, darein, daß alles, was wir dichten, durch das Medium des Verstandes, der Betrachtung, Beurtheilung und Ueberlegung geht. Das Wesen unseres Romans, glaubt er, bestehe nur in einer Uebersetzung der Wissenschaft in die Poesie. Die griechische Weltansicht wäre eine sinnliche gewesen, die mittelalterliche eine fromme, die unsrige sey eine verständige. Die verständige Ansicht der Dinge sey aber immer eine epische, denn sie stelle sich am freyesten der objektiven Welt gegenüber. Darum sage ihr die epische Form am meisten zu, und vorzüglich der Roman, weil dieser die freyeste epische Form ist.

Das läßt sich nun eben so wenig von unseren Romanen, wenn wir sie auch nur oberflächlich betrachten, als von der deutschen Poesie überhaupt, als charakteristisches Merkmal derselben behaupten. Jener Romane, in welchen die Thätigkeit des Verstandes vorherrscht, welche diesem ihre Entstehung verdanken, zählen wir nur wenige; die meisten enthalten nichts, als eine Darstellung von Begebenheiten, welche aus einer sinnlichen Beschauung des Mittelalters oder der Gegenwart hervorgehen. Viele neigen sich zum Lyrischen, besonders in der neuesten Zeit. Hätten die Deutschen im Gedichte eine so vorherrschende Neigung zur Belehrung ausgesprochen, sie würden unbestritten die didaktische Form mehr kultivirt haben, welche mehr jenen Zweck zu erreichen im Stande ist, als die epische, Aber sie hatten mehr Sinn für das, was sich ereignet, für Darstellung der Begebenheiten, und deßhalb wählten sie vorzugsweise die epische Form. Selbst die Behauptung, daß sich die Deutschen vorzugsweise zur Belehrung und Prüfung hinneigten, daß darin ein charakteristischer Zug ihrer Poesie erkannt werden müsse, können wir nicht zugeben. Von den Römern kann das in älterer, von den Franzosen in neuerer Zeit mit weit größerem Rechte gesagt werden. Bey beyden Nationen finden wir weit mehr, als bey den Deutschen, Hinwirken auf Belehrung in den Werken ihrer Dichter. Ausnahmen, welche wir hier und dort finden, können wir nicht als Regel gelten lassen.

Der Verfasser nimmt mehrere Gattungen der Romane an, und äußert sich über die Natur und Beschaffenheit eines jeden ziemlich umständlich. Zuerst unterscheidet er den eigentlichen Liebesroman, den lyrischen, als den ältesten, der noch sowohl mit den lyrischen Anfängen der neueren deutschen Poesie

überhaupt, als auch mit den französisch-italienischen Mustern zusammenhängen, denen damals noch die deutschen Dichter folgten. Er meint, selbst Wieland und Göthe seyen vom Einfluß des Boccaccio, Voltaire und Rousseau noch nicht frey zu nennen, und der ganze Geschmack an Liebesromanen ließe sich auf einen noch älteren Ursprung im Mittelalter zurückführen. Er macht auf verschiedene Arten der Liebesromane aufmerksam, je nachdem die Liebe sentimental oder ironisch behandelt worden, heroisch oder idyllisch, an ein getrenntes und gemeiniglich unglückliches Paar, oder an das Familienwesen gebunden sey. Indem er sich mit Recht im Allgemeinen gegen die sentimentalen Liebesromane erklärt, legt er doch in ihrer Würdigung einen für Kunstwerke nicht eigentlich passenden moralischen Maßstab an. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der sogenannte sentimentale Roman leicht ausarten, einen widerlichen, weinerlichen und weichlichen Ausdruck annehmen könne, ist aber eben so gewiß, daß er, von Meisterhand behandelt, bedeutenden Kunstwerth haben, und, indem er uns, das Walten einer mächtigen Leidenschaft vorüberführend, die Wirkungen derselben im menschlichen Herzen zeigt und begreiflich macht, selbst das psychologische Interesse mit dem künstlerischen verbinden könne. Der Fall findet sich beyspielsweise im Werther. Es kann hier nicht in Betrachtung kommen, was der Verfasser S. 278 bemerkt: daß ein Mensch, der, wie Werther, sich erschießt, höchstens werth war, zu ersaufen, da Göthe gar nicht intentionirte, Werther'n bey uns in Achtung zu setzen, oder ihn als ein Muster der Nachahmung aufzustellen. Er zeigt uns das Wirken der Leidenschaft in jugendlichen Gemüthern auf eine ergreifende Weise, und erreicht damit den Kunstzweck, aber selbst den moralischen zugleich, indem er uns darauf aufmerksam macht, wohin das Ueberströmen dieser gefährlichen Leidenschaft führe, und uns in Werther ein warnendes Beyspiel hinstellt, mit der Mahnung, jene nicht zu üppig in uns wuchern zu lassen. — Bey Betrachtung der Familiengeschichten, in welchen er eine ziemlich baroke Mischung von patriarchalischem Judenthume und christlicher Romantik bemerken will, stellt er Göthe's Hermann und Dorothea und Lafontaine's Romane in eine Reihe, weil hier wie dort die einzelnen Personen nur als Glieder einer Familie erschienen.

Diese Familiengeschichten, meint er, machten den Uebergang vom Liebesroman zum psychologischen, in welchem sich der Verstand bereits von den subjektiven lyrischen Aufwallungen frey gemacht, und sich der Welt der Erscheinungen ruhig betrachtend gegenüber gestellt hätte. Er setzt seinen Anfang in

den des sogenannten philosophischen Jahrhunderts, und bemerkt, daß die Liebe deßhalb darin noch eine große Rolle spielt, weil er unmittelbar auf den Liebesroman folgte. Für die besten unter den psychologischen Romanen hält er die rein objektiven, die uns ohne lyrischen Schwung, ohne Einmischung des Gefühls, ohne moralische Absichten und ohne Spott in ruhiger Haltung die menschliche Seele wie in einem klaren wasserhellen Spiegel gezeigt haben. Ulrich Hegner erkennt er als schätzbar, Göthe als Meister; bemerkt aber zugleich, daß dessen Wahlverwandtschaften dem psychologischen Romane eine schiefe Richtung gegeben hätten. — Auf den psychologischen Roman nimmt er den darauf folgenden philosophischen in Betrachtung, welcher dazu dienen solle, irgend ein System, einen Satz anschaulich und anmuthig vorzutragen. Der Zweck aber, meint er, war versteckt. Die Philosophie erschien nur sub rosa, da man die Gedanken, die man vortragen wollte, einer idealisirten Person in den Mund legte, und die entgegengesetzten Meinungen in anderen Personifikationen widerlegte. Als Grund, warum sie in neuerer Zeit überhand nahmen, erkennt er den Umstand, daß man sich am Thema der Liebe erschöpft habe, und an ernstere Dinge denke, wofür sich die Form des Romans als annehmlich biete. Die Vollendung erhielt, seiner Ansicht nach, der philosophische Roman durch Tieck. — Von den wichtigsten und zahlreichsten neuesten Romanen, den historischen, bemerkt er, mit einer Hinweisung auf die früher ausgesprochenen Ansichten, nur, daß gegenwärtig, in Rücksicht ihrer äußeren Form, der kürzeste Roman und der schnellste Wechsel am beliebtesten sey. Wir können diese Meinung nicht theilen, wenn wir darauf Rücksicht nehmen, daß Walter Scott noch immer an der Tagesordnung ist, und der Geschmack sich immer mehr und mehr für Cooper zu entscheiden anfängt, der eben so gerne die Ereignisse, welche er uns vorüberführt, räumlich auszubreiten pflegt, als Scott.

Ganz ein Wort zu seiner Zeit sagt der Verfasser S. 287 von den Taschenbüchern, welche Hand in Hand mit den belletristischen Tag- und Wochenblättern den Geschmack verderben, und das Publikum an ein ewiges Essen ohne Verdauung, an das Uebermaß von Lektüre gewöhnen, die keinen Eindruck zurückläßt, und den Sinn für alles Hohe und Geistreiche, das einige Anstrengung kostet, abstumpfen. Wir möchten die Bemerkung beyfügen, daß, da man in der Regel den Almanach wegen der Ausstattung mehr als wegen des Inhalts berücksichtigt, der vorherrschende Reiz des Sinnlichen das Interesse an höheren Genüssen beeinträchtigt und zuletzt aufhebt, und daß wir

durch den beständigen Umgang mit dem Kleinen und Unbedeutenden, welches Taschenbücher uns bieten, mehr und mehr vom Großen und Gehaltvollen entfernt werden.

Den Schluß des zweyten Bandes und des ganzen Werks macht der Aufsatz Kritik, S. 290—302. Sie überblickend, setzt den Verfasser zuerst ihre zunehmende Masse in Erstaunen, welche hinreichend darthut, daß sie einen wichtigen Einfluß auf das Ganze der Literatur behaupte. Dieser Einfluß hat sich gewiß auch zu allen Zeiten gezeigt, besonders hat die französische und die deutsche Literatur erst dann einen eigenthümlichen Gang genommen, als Kritiker von Belange unter beyden Nationen aufstanden. Dieser Unterschied wird besonders fühlbar, wenn wir die Zeiten vor Lessing, und die nach ihm betrachten. Lessing begründete die deutsche Kritik, und sie wäre die vorzüglichste aller Völker und Zeiten geworden, wenn er ihm gleichende oder auch nur ihm ähnliche Nachfolger gefunden hätte. So aber ist sein Richterstuhl leider immer noch erledigt. Lessing fühlte tief, was der Verfasser S. 290 bemerkt, daß die Kritik ein eben so nothwendiges als edles Geschäft zu verwalten habe, da die Literatur durch die Kritik fortgepflanzt wird, wie das Denken durch Ueberlegung, und jedes neue Buch das Recht seines Daseyns nur auf die Kritik seiner Vorgänger begründet. Die Kritik kann allerdings, in sofern sie einzelne Wissenschaften betrifft, als ein integrirender Theil der Literatur derselben angesehen werden. »Bey der Zunahme der Literatur,« sagt der Verfasser, »wird auch eine allgemeine Uebersicht derselben gleichsam zum Bedürfniß, ein periodisches Besprechen der neuesten Erscheinungen war die natürliche Folge, und so nahm die kritische Literatur den Charakter einer periodischen an.«

Der Verfasser glaubt, daß die periodische Form und die ausschließliche Rücksicht auf das Neue, dieser Literatur eine gewisse Einseitigkeit bedingt hätten. Sie verursacht aber, möchten wir beyfügen, noch einen weit empfindlicheren Schaden. Auf einen Theil derselben macht der Verfasser aufmerksam, wenn er bemerkt, daß die Kritik dadurch von dem wahren kritischen Interesse entfernt, und einem merkantilischen preisgegeben wurde, daß eine Menge neuer Bücher, die gar keiner Kritik werth sind, angezeigt werden müssen, weil sie einmal in den Buchläden stehen. Der andere, noch mehr fühlbare Theil des Schadens aber ist der, daß die Kritik ihren gefährlichsten Feinden, der Oberflächlichkeit und der Willkür, preisgegeben wurde. Keine Kritik, weder eine lobende noch eine tadelnde, hat den geringsten Werth, wenn sie nicht ihre Urtheile mit Beweisen unterstützt, wenn sie nicht den einzelnen Fall auf oberste Regeln und Prinzipien zurückführt,

und darthut, ob er damit übereinstimme oder sich davon entferne. Die Kritik soll unbedeutende Werke gar nicht anzeigen, bey bedeutenden aber bedarf sie einer gewissen Ausdehnung. Sie muß den Leser mit dem Inhalte des Werkes, welches sie beurtheilt, genau bekannt machen, den Organismus desselben aufdecken, auf die Fehler im Zusammenhange der einzelnen Theile oder auf das Ineinandergreifen derselben aufmerksam machen. Sie muß nicht nur bemerken, daß es vom Autor recht gemacht oder gefehlt worden sey, sie muß auch die Gründe dafür angeben, und in einzelnen Fällen abhelfen oder ergänzen. Diese Procedur ist aber der sogenannten periodischen Kritik schlechterdings unmöglich, welche in der Regel dem Schriftsteller nur Zeugnisse des Wohl- oder Uebelverhaltens ausstellt, wie der Lehrer dem Schüler es zu thun pflegt Jedes der unzähligen Tageblätter hat gegenwärtig seinen Theil für Kritik. In den meisten wird dem Kritiker nur ein oft nach Zeilenzahl bestimmter Raum gegönnt, und jene Kritik für die beste angesehen, welche die kürzeste ist. Damit wird nun der Willkür Thür und Thor geöffnet; wir hören nichts als M e i n u n g e n unbedeutender Leute, und entweder ein freches Absprechen oder ein unerträgliches Lobhudeln, nirgends ein gesundes Urtheil, nirgends Beweise. Eigentliche kritische Institute gibt es nur wenige, und manche derselben fangen an, den Ton der Tageblätter-Recensionen laut werden zu lassen. Der Menge, welche das Denken scheut, kommen derley Recensionen aber sehr gelegen. Sie möchte gerne ohne viele Mühe erfahren, was an dem Buche sey, nimmt eine Zeitschrift zur Hand, denn manchmal hat sie für das gedruckte Wort eine Art von Achtung, und es hängt von der Beschaffenheit des Tageblattes, somit vom Zufalle, ab, welchen Glauben sie vom Werke haben, ob sie sich der Mühe, es durchzulesen, unterziehen soll, oder nicht. So erhält das gute Werk keine Verbreitung, wenn es getadelt, das schlechte eine wuchernde Verbreitung, wenn es gelobt wird, und so verderbt die Kritik die Literatur, statt ihr aufzuhelfen.

Der Verfasser theilt im Allgemeinen die kritischen Zeitschriften in gelehrte und belletristische, und die gelehrten wieder nach besonderen wissenschaftlichen Fächern in theologische, medizinische, pädagogische, juridische ein. Der Unterschied der Gelehrten und Naturalisten, meint er, herrsche in der kritischen Literatur noch auffallend vor, und sey gerade hier am schädlichsten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich wenigstens in der Kritik der Geist der Nation selbstständig über die inneren Unterschiede und Spaltungen in der Bildung und den Meinungen erheben sollte, daß hier dem Laien die Resultate der Wissenschaft und den Stubengelehrten das Leben und die Poesie vermittelt werden,

daß die Kritik Alles für Alle würdigen sollte. Eine solche Kritik aber wird leider nicht nur in Deutschland, sondern an allen Orten zu dem erfolglos Erwarteten gerechnet werden müssen, da sie eine ideale ist. In Deutschland wird sie einer geraumen Zeit nöthig haben, um nur Ansehen und Glauben von Gebildeten zu erringen, welche, in Berücksichtigung des Standpunktes, auf welchem sie sich gegenwärtig befindet, wenig nach ihr fragen. Und nur von diesen aus soll in wissenschaftlicher Hinsicht auf die Menge gewirkt werden, die gegenwärtig nur dann auf die Stimme der Kritik hört, wenn sie ihre Meinung aussagt; wornach sich auch unsere Kritiker in den Tageblättern zu richten wissen, und in der Ueberzeugung, daß der Gebildete nichts nach ihnen fragt, nur darauf ausgehen, dem Pöbel wohlgefällig zu seyn, von welchem sie leben. Wir sehen daraus, daß die Kritik einer eigenen Regeneration bedarf, bis sie eine höhere, nationelle werden kann, die, von Oberflächlichkeit und Stubengelehrsamkeit gleich weit entfernt, eine populäre Würdigung aller aus der Nation hervorgegangenen und für sie bedeutsamen Geisteswerke gewährte, wodurch das Publikum, das noch fehlt, geschaffen werden, und der strenge Gegensatz von Gelehrten und Naturalisten sich einst in die Einheit eines allgemeinen nationellen Publikums auflösen könnte.

Ein anderer, der Kritik schädlicher Uebelstand, auf welchen der Verfasser S. 291 aufmerksam macht, ist der Hang zur Polemik, welcher sich, besonders in der neuesten Zeit, in Deutschland in der regsten Lebendigkeit kund gegeben hat. »Sie besteht,« sagt der Verfasser, »entweder zwischen Parteyen, oder zwischen Personen, und ist in Deutschland leider fast immer persönlich. Man kann sich nur zu wenig von der Persönlichkeit losreißen, und verwechselt sie beständig mit der Sache.« Der erste Nachtheil, welchen die Polemik brachte, bestand darin, daß sie den Kritiker verdächtig, oft sogar lächerlich machte; ein zweyter, fügen wir bey, war, daß man von Seite des Kritikers und des Lesers von der Hauptsache abzugehen anfing, und entweder Partey für oder gegen die Person des beurtheilten Schriftstellers nahm, oder die Ausstattung, die Art und Weise des Vortrags als das Eigentliche betrachtete, um den Inhalt sich wenig kümmernd. Ein Beyspiel liefert in neuerer Zeit uns Kotzebue. Seine Kritiken wurden häufig gelesen, Jeder aber nahm sie nur wegen der witzigen Behandlung, Niemand wegen des eigentlichen Urtheils zur Hand. Dadurch wurde der ganze Standpunkt der Kritik verrückt, und von ihr, die nur Belehrung bieten soll, Unterhaltung gefordert. Kotzebue, dem die Natur viel Witz verlieh, dessen Sache aber die höhere wissenschaftliche Ausbildung

und der dem Kritiker unumgänglich nöthige Scharfsinn eben nicht waren, hat durch seine Recensirweise der deutschen Kritik empfindlich geschadet. Er hat der Menge glauben gemacht, daß der Kritiker mit Witz auszulangen im Stande sey, und daß das eigentliche Wissen für ihn eine sehr entbehrliche Sache wäre. Man hat seine Recensionen und seine Lustspiele in gleicher Absicht zur Hand genommen. Wie einmal diese Ansicht von der Kritik hergestellt war, hielt die Menge sie bald für eine normale, wandte sich von jeder tiefer eingehenden, den Fall auf allgemeine Gesetze beziehenden Beurtheilung unwillig ab, und war mit einem oft schlechten Witze mehr als zufrieden, wenn er nur das Mittel bot, die beliebte Mittelmäßigkeit auf den Altar zu heben, oder die verhaßte und beneidete Genialität und Meisterschaft bequem verlästern und herunterziehen zu können. Die Gemeinheit suchte nur eine Autorität für ihre eigene Meinung, und fand sie in Kotzebue, den sie auch immer im Munde führte. Jene Extreme von Lob und Tadel, über welche der Verfasser S. 297 klagt, waren die natürliche Folgen davon. Es ist zu allen Zeiten, in welchen es eine Kritik gab, gelobt und getadelt worden, in keiner aber so unverschämt das eine und das andere, als in der gegenwärtigen. Wir finden fast nirgends ein gesundes, auf Gründen beruhendes Urtheil, und zwar deßhalb, weil das Publikum keines begehrt, sondern immer nur auf dem kürzesten Wege zur Erkenntniß zu kommen verlangt, unsere Journal-Institute aber nur Knechte des Publikums sind, welche, statt das Publikum zu bilden, sich von ihm verbilden lassen, seinen Launen, seiner Ungezogenheit und seiner Unwissenheit fröhnen. Von ihnen könnte das Meiste bewirkt werden. So aber handeln sie dem Guten geradezu entgegen. Die lobenden Recensionen sind in der Regel bezahlt, oder gehen aus einem Vereine zu gegenseitiger literarischer Unterstützung von meist jugendlichen Flachköpfen hervor, und betreffen immer nur sie und ihre Werke. Die tadelnden Recensionen sind meistens im Neide und in der Lust, durch das Pikante des Widerspruchs aufzufallen, begründet. Die ersteren nehmen in der Regel Werke unbedeutender, die letzteren meistens Werke geachteter Schriftsteller vor, besonders jener, welche den Fehler haben, daß sich die allgemeine Stimmung günstig für sie ausspricht. Dieß ist gegenwärtig der Standpunkt der Kritik in Deutschland. Lob und Tadel, alles absolut und alles ohne Beweis. Das Lob breit, ohne Ende, und im Allgemeinen, ja zuweilen sogar im Ausdrucke, sich beständig wiederholend. Der Tadel bitter und absprechend, aber für den beurtheilten Schriftsteller immer noch ehrender als das Lob.

Darin, und unbestritten mehr, als in der Kleinigkeitskrämerey, welche der Verfasser als den allgemeinsten Fehler der deutschen Kritik ansieht, liegt der Grund ihres Verfalls und ihres ungünstigen und schädlichen Einwirkens auf die Kunst. Man kann es noch für ein Glück halten, daß die Menge in Deutschland anfängt, fast nichts mehr nach der Kritik zu fragen, und mehr als zuvor dem eigenen Urtheile traut. Da das deutsche Publikum eine geraume Zeit lang die Personen der Kritiker genauer ins Auge zu nehmen beflissen war, trug sie mit Recht die Lächerlichkeit, welche sie dort bemerkte, gleichsam a priori auf ihre Werke über, und verdammte diese, ohne sie gelesen zu haben. Die Journalkritik verzehrte sich bey immer zunehmender Menge gegenseitig, den Heuschrecken gleich. Die deutsche Kritik kann, wie der Phönix, nur aus ihrer eigenen Asche schöner ins Leben kommen. Wir werden dann erst anfangen, eine gute Kritik zu besitzen, wenn wir eine Zeit lang gar keine gehabt haben.

Wir können mit vollem Rechte behaupten, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes Alles von der Natur erhalten und Vieles für sich gethan habe, um dereinst ein Kritiker zu werden, welcher in die erste Reihe gehört, und auf welchen die Nation mit gerechtem Stolze als den ihrigen zeigen kann. Nur muß er vorher noch eine Reinigung und Läuterung seiner selbst vornehmen. Die Wahrheit muß ihm mehr gelten, als seine Person, die er so oft und so gern vom Raketenfeuer des Witzes beleuchtet zeigt. Er muß aufhören, sich im Gesuchten und Sonderbaren zu gefallen, er muß nicht nur allein für manche, er muß für alle Heroen der Kunst Achtung empfinden, und vom Meister und Schüler nicht in demselben Tone sprechen. Er muß Vorliebe und Haß verbannen, und mit einem Worte die Bedingungen zu erfüllen streben, die er selbst an den Kritiker macht; dann werden die herrlichen Gaben, welche ihm geworden sind, Verstand, Scharfsinn und Darstellungsgabe, verbunden mit der Erfahrung, der er sich erfreut, und der Belesenheit, die er sich angeeignet hat, seinem Vaterlande von den gedeihlichsten Folgen seyn; dann werden uns die Klarheit seines Geistes und die Sicherheit seiner Erkenntnisse mit einer reineren Bewunderung erfüllen, als die ist, welche wir nur bey den oft vortrefflichen Theilen seines Werkes empfunden haben.

Deinhardstein.

Art. VII. Geschichte des osmanischen Reiches durch Joseph von Hammer. Erster, zweyter, dritter Band.

(Schluß der im XLI. Bande abgebrochenen Anzeige.)

Zweyter Band. Von Konstantinopels Eroberung bis zu Selims I. Tode (1453—1520).

Dreyzehntes Buch. Eroberungen. Das vorige Buch hatte mit der Eroberung und Verwüstung Konstantinopels geschlossen, das gegenwärtige beginnt mit seiner Wiedergeburt. Die Mauern wurden ausgebessert, fünftausend Familien aus Trapezunt, Sinope und Asprokastron unter Todesstrafe zur Einwanderung gezwungen. Mohammed ließ verkünden, »daß alle Bewohner der Stadt, die sich aus Furcht versteckt, frey und unbelästigt hervorkommen, daß alle Flüchtlinge in ihre Häuser zurückkehren, und nach voriger Gewohnheit leben sollen,« und um in ihnen Zutrauen zu erwecken, ließ er von den wenigen vorhandenen Erzpriestern und Laien den Georg Gennadios, sonst Scholarios genannt, zum Patriarchen wählen, gab ihm nach Sitte der griechischen Kaiser die Investitur, indem er ihm ein kostbares Zepter verehrte, begleitete ihn selbst bis in den Hof, ließ den Neugewählten auf ein auserlesenes Pferd setzen, und von allen Großen des Hofes zu Fuß bis in die Kirche der Apostel begleiten. Die zinspflichtigen christlichen Fürsten wurden höher besteuert, mit Ausnahme Venedigs, welches für seine Besitzungen in Albanien den Zins wie unter Murad II. entrichtete, einen Bailo zum Schutze seiner Unterthanen in Konstantinopel hielt, und den Herzog von Naxos mit in Frieden begriff. Der Despot Serviens mußte 12000 Dukaten, die genuesischen Herren von Chios und Lesbos für jenes 6000, für dieses 3000, und Ragusa's Bewohner, weil sie gegen griechische Flüchtlinge gastfrey gewesen, und griechische Gelehrte unterstützt, statt 1500 Dukaten, 3000 zahlen; die Despoten des Peloponnesus hatten 12,000 Dukaten zu entrichten. So leicht auch der Erwerb dieser schönen Halbinsel scheinen mußte, weil außer den albanischen Söldlingen selbst die griechischen Unterthanen gegen ihre Herren aufgestanden waren, so zeigte sich Mohammed auf der Letztern Bitten doch großmüthig, schickte ihnen Hülfe gegen die Meuterer und dringenden Rath: »die Unterthanen besser zu regieren, und Einigkeit mit unerbittlicher Strenge zu handhaben;« beliebte aber auch in einem sogenannten Freyheitsbriefe, der griechisch noch vorhanden ist, vorauszusetzen und anzunehmen, »daß die vornehmsten griechischen Familien des Landes die Seinigen seyn wollen« (καὶ ἀνέφερε τῆς αὐθεντίας μου τὸ πῶς θέλεται ν᾽ ἀρθῆται νὰ ἤστε ἐδικεί μου). Da diese Beute für die Zukunft gesichert war, richtete der glückliche Eroberer seine Augen auf

Servien, auf welches er Rechtsansprüche machte, weil seine Stiefmutter eine Tochter des servischen Fürsten Lazar gewesen. Der gegenwärtige Despot sprach ungrische Hülfe an, und der Feldzug, in dessen Darstellung ungrische und osmanische Geschichtschreiber vollkommen übereinstimmen, hatte den Gewinn der Veste Ostrovitz und die Erbeutung von 50000 Gefangenen zur Folge, von denen 4000 die um Konstantinopel liegenden Dörfer bevölkern mußten. Ungeachtet der Despot mit einem jährlichen Zins von 30000 Dukaten den Frieden erkaufte, machte Mohammed das kommende Jahr 1455, bloß weil die Gelegenheit lockte, einen neuen Streifzug, in welchem für die Osmanen zum zweyten Male Novoberdo, von Alters her seiner Silberminen wegen die Mutter der Städte genannt, erobert wurde, und 1456 beschloß der unaufhaltsame Sieger, mit anderthalbhunderttausend Mann Belgrad in einem halben Jahre zu erobern, und in zwey Monaten sein Nachtmal in Ofen zu halten. Da schrieb der fast achtzigjährige Papst Kalixtus III., der seit dem Jänner 1456 die christlichen Fürsten beschickte, einen Kreuzzug aus, fast 60000 Kriegslustige strömten auf seinen Ruf nach Ungern, aufgeregt von dem gottbegeisterten Franziskaner Johann Kapistran; der große Hunyad führte einen kampfkundigen Haufen, und als nach einem verlornen Schiffskampfe die Türken stürmend sich in den Besitz der äußern Stadt Belgrad setzten, und Hunyad alle Hoffnung des Entsatzes aufgab, ließ Kapistran nicht nach, seine Scharen zu ermuntern, in Schwefel getauchte brennende Reisbündel auf die Andrängenden zu werfen, und als sie davor flohen, sie in ihr Lager zu verfolgen, und große Beute zu machen. Die Befreyung Belgrads, durch den glänzenden Kampf am 21. und 22. Julius herbeygeführt, gab der römischen Kirche Anlaß, das Fest der Verklärung Christi einzuführen (6. August), und zugleich (1457) eine Flotte auszuschicken, den Inseln Rhodos, Chios, Lesbos, Lemnos, Imbros und Pharos christlichen Schutz gegen die Osmanen anzubieten. Türkische Quellen und in Uebereinstimmung mit ihnen Chalcondylas führen, während die ungrischen gänzlich schweigen, sieben servische Schlösser, und darunter Kolumbacz auf, welche (1458) in türkische Gewalt kamen, und zugleich mit ihnen eine reiche Beute an Knaben und Mädchen. Auf diese Weise verwirklichte sich Serviens völlige Unterjochung (1459), die vornehmlich beschleunigt wurde, seit Todesfälle, Verbrechen und osmanische Grausamkeit die Herrscherfamilie verderbt hatten. Schon früher (1456) hatte der Fürst der Moldau, die Nähe solcher Feinde fürchtend, 2000 Dukaten jährlichen Zinses für die Sicherheit

seines Landes angetragen. Diese Berechnungen und ihre erwünschten Erfolge hinderten indessen den glücklichen Mohammed nicht, den Peloponnes unverwandten Blickes zu beobachten. Hier hatte man nach Konstantinopels Falle, um einen neuen Mittelpunkt griechischer Freyheit zu haben, den Despoten Demetrius vermöge des Rechts der Erstgeburt zum Kaiser ausrufen wollen, allein sein herrschsüchtiger und treuloser Bruder Thomas hatte es gehindert, und Bürgerkrieg unterhalten. Diese Verwirrung, von unzuverläßigen Albanesern und gedrückten Unterthanen vergrößert, nützte Mohammed im Jahre 1458, drang in der Halbinsel erobernd vor, erhielt von beyden Despoten in einem Frieden, den beyde auch beschworen, den nördlichen Theil so leicht, als ob Provinzen Gartengemüse wären (ως λάχανα κήπου) abgetreten, und riß, als Thomas eidbrüchig wurde (1459), die vornehmsten Städte durch niederschmetternde Gewalt, welche Vaterlandsvertheidigung wie Hochverrath strafte, an sich, wies dem Despoten Demetrius einen Jahresgehalt in der Stadt Ainos an, und verpflanzte viele Griechen in Konstantinopels Vorstädte. Thomas flüchtete sich nach Rom, und der ganze Peloponnes verblieb (1460), mit Ausnahme der Städte Coron, Modon, Pylos, Monembasia (Malvagia) und Naupactos (Lepanto), welche den Venetianern gehörten, in den Händen der Osmanen. Auch Athen, »die Stadt der Weisen,« kam in bleibenden Besitz Mohammeds, der erst gestattete, daß Franco Acciajoli, welchen er vordem schändlich geliebt haben soll, auf den Herzogsstuhl seiner Ahnen zu Athen sich setzte, und die Witwe seines Oheims, die früher ihren Buhlen durch Liebe und Verbrechen zum Herrscher gemacht, im Kerker zu Megara tödtete. Um das Vergehen des Verwandtenmordes zu bestrafen, hieß ihn darauf Mohammed Athen abtreten, endlich ließ er ihn erwürgen, als man ihn verrätherischer Absichten beinzichtigte.

Vierzehntes Buch: Eroberungen. Die Kämpfe zwischen Skanderbeg und den Osmanen haben das Eigene, daß sie, um ein kleines Ländchen gefochten, viel Menschenblut kosteten, eine Iliade edler Erinnerungen an den geistkräftigen Skanderbeg gebaren, und den blutigen Fortschritten osmanischer Uebermacht keinen bemerkenswerthen Damm entgegensetzten. Mohammed trug seinem unbezähmbaren Gegner, um größeren Eroberungen ungestört obliegen zu können, Frieden und den ruhigen Besitz Albaniens und des Epirus an, was dieser auch annahm. Diese größeren Eroberungen waren nun: Amaßra (Amastris), Sinope und Trapezunt. Amaßra, der Hauptstapelplatz an der östlichen Küste des schwarzen Meeres, und die Hauptstadt der genuesischen Besitzungen in dieser Gegend, ergab

sich auf die erste Anforderung, Sinope wurde gezwungen abgetreten (1461). Mohammed schrieb nämlich dem Herrn von Sinope, Ismailbeg, »den er noch vor Kurzem durch einen »besondern Gesandten zum Beschneidungsfeste seiner Söhne ge»laden hatte, daß er die (osmanische) Flotte mit den nöthigen Le»bensmitteln, und im Falle der Noth mit Geld vom Erträgnisse »der Kupferminen versehen möge; durch ein zweytes Schreiben »verlangte er, daß Ismailbeg ihm seinen Sohn Hasan nach »Angora entgegensenden solle. Ismailbeg, dessen Bruder Kisil»Ahmed im Lager des Sultans war, gehorchte der Einladung »des Eroberers, er sandte seinen Sohn Hasanbeg nach Angora »zum Bewillkomm; Hasan ward gnädig empfangen, aber mit »folgender Botschaft entlassen: »»Sag deinem Vater, daß »mich gar sehr nach seiner Stadt Sinope verlangt, »ich will ihm dafür die Statthalterschaft von Philippopolis geben, »ist ers nicht zufrieden, werde ich gar bald selbst da seyn.«« — In Trapezunt hatte sich seit der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer (1204) ein Zweig der Komnenen, unabhängig vom christlichen Konstantinopel und abhängig von den moslimischen Dynasten Kleinasiens, und vielfach mit ihnen verschwägert erhalten, und bald den prunkvollen Kaisertitel angenommen. David hieß der gegenwärtige Kaiser, dem Mohammed bedeuten ließ: entweder mit seinen Schätzen und Dienern frey abzuziehen, oder alles dieß mit dem Leben zu verlieren. Erschrocken wählte jener das erste; sein Land wurde von den Osmanen besetzt (1461), »die trapezuntische Jugend wurde unter »die Sipahis, Silihdare und Janitscharen vertheilt, oder als »Pagen im Zeltdienste den schändlichen Lüsten des Sultans ge»weiht.« Doch »auf den Verdacht eines, von der Nichte Davids, »der Gemahlin Usunhasans, an David gerichteten Schreibens, »wodurch sie einen der Söhne oder den Oheim Alexios zu ihr zu »kommen einlud, befahl Mohammed zu Adrianopel die Einkerke»rung, und hierauf zu Konstantinopel die Hinrichtung der ganzen »trapezuntischen Herrscherfamilie. David und sein Bruder Ale»xios und sein Neffe, der unmündige Sohn seines Vorfahrs »Joannes, und sieben Söhne Davids fielen unter dem Beile des »Henkers, nur der achte Sohn, als Moslim, wurde verschont, »und die Prinzessin Anna, welche der Vater zur Sultanin »bestimmt hatte, kam als Sklavin in den Harem. Nur ein ein»ziges Glied der trapezuntischen Herrscherfamilie, eine Frau, »die Kaiserin Helene, die Cantacuzenin litt und starb, wie die »Mutter der Makkabäer, standhaft und rühmlich. Trotz des Be»fehls des Tyrannen, daß niemand es wage, sich den Leichnamen »zu nahen, damit dieselben von Hunden und Raben zerfleischt

»würden, ging sie mit härenem Kleide angethan, und eine Haue »in der Hand, zur Schedelstette ihrer Kinder und Liebsten hin, »grub eine Grube, wehrte den Tag hindurch die Hunde und das »Gevögel ab, und begrub Nachts ihre zehn Liebsten, bis sie bald »hernach, vom Schmerz überwältigt, ihnen ins Grab nachsank.« — Nach der Einnahme Trapezunts wurde Mohammed ins Feld gefordert von dem Woiwoden der Wallachey Wlad, welchen die wallachische Sprache Drakul, d. i. Teufel, und Tschepelpusch, d. i. Henker, die türkische Kasiklü Woda, d. i. Pfahlwoiwode, zubenennt, und leider hat jede der Sprachen diesen Fürsten von Seite seiner Unmenschlichkeit mit dem gerechten Namen gebrandmarkt. Er hatte osmanische Gesandte, welche sich seiner durch List bemächtigen sollten, fest genommen, ihnen die Turbane, welche sie vor ihm nicht abnahmen, an den Kopf nageln, ihnen Hände und Füße abschneiden, und sie angepfählt ihr Leben ausröcheln lassen, war wild verheerend in die Bulgarey gefallen, und hatte 25,000 Gefangene mit sich fortgeschleppt (1462). Mohammed sammelte die Heeresmacht des ganzen Reichs, solchen Frevel zu strafen; Wlad versuchte einen nächtlichen Ueberfall, der nicht ganz glückte, obschon seine Soldaten bey jeder Gelegenheit vortrefflich fochten, und sah sich gezwungen, immer zurückzuweichen. So kam Mohammed »in ein wohlbe»wässertes Thal der Wallachey, aus welchem ihn, o des Gräuels! »ein Wald von Pfählen anstarrte. Eine halbe Stunde lang, »eine Viertelstunde breit war die große Schedelstätte von 20,000 »gespießten oder gekreuzigten Türken und Bulgaren (!), in deren »Mitte Hamsa-Pascha (der Gesandte) in Seide und Purpur auf »höherem Pfahl. Neben den Müttern waren ihre Kinder gespießt, »in deren Eingeweiden Vögel nisteten. Mohammed, der Tyrann, »staunte dieses gräuliche Schauspiel des Pfahlwütherichs an, »und sagte: Einen Mann, der so Großes gethan, ists nicht mög»lich, seines Landes zu berauben, besonders da er so vortrefflich »seiner Unterthanen und seines Fürstenthums sich zu bedienen ver»steht, — doch, setzte er nach einigem Besinnen, vermuthlich »über die Freymüthigkeit dieses Bekenntnisses seiner Herrscherge»sinnung selbst erschrocken, hinzu: doch ist der Mann, der so »Vieles verwirkt hat, nicht so sehr zu achten.« — Die Geschichte wäre eine Wissenschaft der Hölle, wenn sie neben solchen empörenden Scenen nicht andere menschlicher Verklärung, und ungemein viele menschlicher Gerechtigkeit und verzeihlicher Schwäche aufzuführen hätte. Wlad mußte nach Ungern flüchten, die türkischen Renner kehrten die Wallachey aus, und Mohammeds unzüchtiger Günstling Radul, der Bruder Wlads, blieb durch

funfzehn Jahre Fürst des Landes um den jährlichen Zins von 20000 Dukaten.

Andere Eroberungen waren: Lesbos, Bosnien, Negroponte, die Herzegowina (Hersek), welches letzte Land kurze Zeit nach dem Tode Stephan Cossovichs (1366), obwohl drey Söhne vorhanden waren, als Sandschak eingezogen wurde. Die genuesische Familie Galetusio besaß Lesbos, welches die Türken von seiner Hauptstadt Mitylene Midillü nannten, und hatte sich die Inseln Ainos, Imbros, Thasos, Lemnos und Samothrake dazu erworben. Der gegenwärtige Herzog Niklas war vor sieben Jahren durch den Mord des Bruders Dominikus (Κυριακος) Herr geworden, selbst von Mahommed dafür anerkannt, bis es diesen, der selbst Brudermörder war, aus ganz andern Gründen mahnte, das vergossene Blut an jenem zu rächen. Nach sieben und zwanzigtägiger harter Belagerung ergab sich Niklas (Herbst 1462), nachdem ihm vollgültige Entschädigung in des Sultans Dienst war zugeschworen worden. Allein zu seinem Verderben erkannte man unter den achthundert Knaben und Mädchen, welche der Sultan sich vorbehalten, einen Pagen, der früher von Mohammed geliebt, ihm entflohen war, auf Lesbos die christliche Religion angenommen, und vom Herzog sich hatte mißbrauchen lassen. »Der Sultan konnte wohl die Nebenbuhlerschaft im Brudermorde »vertragen, aber nicht die der Pagengunst. Er ließ den Herzog »und seinen Neffen Lucius in den Kerker werfen, aus dem »und aus der augenscheinlichen Lebensgefahr sie sich nur durch »das Bekenntniß des Islams retteten; sie wurden beschnitten, »und feyerlich mit Kaftan und Turban bekleidet. Aber nicht lange »genossen sie der durch Verläugnung des Glaubens der Väter »erwirkten Galgenfrist; sie wurden bald hernach als Moslimen »wieder in den Kerker geworfen, und in demselben erwürgt.« — Der König von Bosnien hatte sich geweigert, Zins zu zahlen, seine Städte wetteiferten bey der Annäherung des osmanischen Heeres (1463), sich zu unterwerfen, und selbst der König ergab sich und die Festung Kliucs, nachdem der Großwesir Mahmud-Pascha ihm das Leben durch Eidschwüre zugesichert hatte. Der Sultan, nur in der Ausrottung der Fürsten ruhigen Besitz ihrer Reiche erblickend, ließ sich von einem gesetzgelehrten Fanatiker ein Fetwa geben, »welches die von Mahmud-Pascha beschworene »Kapitulation wegen des den Ungläubigen darin gesicherten Lebens »umstieß.« Der Sultan forderte nun den König vor sich. »Dieser, nichts Gutes ahnend, erschien mit dem beschworenen Ver»trage in der Hand. Aber derselbe war durch das Fetwa für »ungültig erklärt, und der Mufti, d. i. der Ertheiler des

»Fetwa, der drey und sechzigjährige große Gelehrte vollstreckte »den Ausspruch selbst, indem er dem König als Henker das Haupt »abschlug. Drey bosnische Fürsten wurden in ihren Zelten er»würgt. Alles Volk, das zu den Waffen tüchtig, mußte dieselben zum Dienste des Sultans ergreifen. Dreyßigtausend Bos»nier schwuren zu seinen Fahnen als Janitscharen.« Es war von keiner Wichtigkeit, daß König Mathias Corvinus von Ungern herbeyeilte (Dezember 1463), Jaicza eroberte, und gegen Mohammeds menschenopfernden Zorn behauptete, da bey der Belagerung Zworniks schon sein Glück scheiterte, und zwey Monate darauf sein Oheim Michael Uilak gefangen, zu Konstantinopel enthauptet wurde. Mehr männliche Kraft und Ausdauer entwickelte Venedig in dem sechzehnjährigen Kriege, den es im Frühling 1463, geringfügiger Ursache wegen, anzunehmen gezwungen wurde. »Viertausend nach Kreta entflohene »Missethäter wurden nach zugesicherter Straflosigkeit nach dem »Peloponnes übergeschifft, denselben aufzuwiegeln. Alsbald »standen die Bewohner von Sparta, Tenaros und Epidamnos, die Arkader und Pellener wider den Sultan »auf.« Um die ehemalige Befestigung der sechsmeiligen Landenge von Korinth (Hexamilon) herzustellen, »verwendeten Luigi Lore»dano und Berthold von Este ihre ganze Heeresmacht; dreyßig»tausend Arbeiter vollendeten binnen zwey Wochen das Werk mit »doppeltem Graben und einhundert sechs und dreyßig Thürmen, »die Mauer, aus trockenen Steinen zwölf Fuß hoch aufgeführt, »reichte sechs Miglien lang von einem Meere zum andern; in der »Mitte war ein Altar errichtet, wo die Standarte des heiligen »Markus aufgepflanzt, und feyerlich Messe gelesen ward.« Nur kurze Zeit behielten die Venetianer den Wall, und weniger glücklich zu Lande als zur See, richteten sie am liebsten die Fahrt der christlichen Flotte nach den schönen Inseln der Osmanen. Dagegen beschloß Mohammed die Eroberung Negroponte's. Mit einer Flotte von dreyhundert Segeln und hundertvierzigtausend Mann erschien er, schlug eine Galeerenbrücke, ließ Chalkis, das wackere Männer mit festem Muthe und großer Vorsicht vertheidigten, während siebzehn Tagen fünfmal bestürmen, wozu auch aus der umliegenden Gegend Soldaten und Matrosen gepreßt wurden, eroberte die Stadt, bekam das Schloß durch Uebergabe, und vernichtete wortbrüchig und grausam die tapfere Besatzung. Von Venedig und vom Papst Pius II. hatte sich der muthige Skanderbeg auch bestimmen lassen, den Frieden mit Mohammed zu brechen (1464). Sein Geist und sein Glück vernichtete die gegen ihn gesendeten türkischen Heere, der Sultan selbst mußte der kleinen Schaar weichen: allein alle Mühe und

Arbeit des christlichen Degens verkümmerte nicht das ungeheure Wachsthum des türkischen Reiches, doch stieg Skanderbeg, durch die Vertheidigung seiner Muttererde geadelter, denn Mohammed durch den Raub vieler Kronen, in sein Grab zu Alessio (1466), das selbst die Türken nach ihrer Art ehrten, als sie es (1478) öffneten, seine Gebeine herausnahmen, sie als Reliquien zerstückten, und in Silber und Gold gefaßt um den Hals trugen als Talismane des Muths und der Tapferkeit. Im Jahre 1463 war auch der Fürst von Karaman gestorben, und hatte sieben Söhne hinterlassen. Sechs derselben waren von Mohammeds Schwester geboren, der siebente, Ishak, von einer Sklavin, aber eben dieser sollte dem Vater auf dem Throne folgen, worüber die andern sich empörten. Das Verlangen, in dieser durch Bürgerkrieg beunruhigten Gegend die Grenzen herzustellen, wie sie unter Bajesid gewesen, gab Mohammeden schnelle Veranlassung zu einem Einfalle, und schon 1466 wurde ganz Karaman osmanischem Zepter unterworfen. Ishak und seine Brüder flüchteten zu Usunhasan, dem mächtigen Fürsten vom weißen Hammel, und mit ihnen der Zunder erweiterten Krieges.

Funfzehntes Buch: Krieg mit Persien. Usunhasan, der Herrscher des weißen Hammels (einer turkomanischen Horde in Kappadocien), welchen unser Haller unter dem Namen Usong gefeyert, hatte den Fürsten einer andern turkomanischen Horde, welche sich vom schwarzen Hammel nannte, und die beyden Irak (das arabische und persische) und Aserbeidschan (Atropatene) eben erobert hatte, besiegt, darauf den großen Herrscher der Länder jenseits des Oxus (Transoxana) angegriffen und überwunden, endlich einen Thronanmaßer, der ganz von ihm abhängig blieb, in Chorasan auf den Thron von Herat gesetzt. Er schmeichelte sich nun, Herr des Ostens zu seyn, wie Timur, gab den von Mohammed verdrängten Dynastien Karamans und Kastemuni's gastfreye Aufnahme, schickte diesem höchst beleidigende Schreiben, und entriß ihm Tokat, dessen Einwohner er auf die grausamste Weise zu Grunde richtete. Mohammed, von Zorn auflodernd, schrieb ihm: »Wenn jemand, stolz »auf sein Glück, die Grenzen überschreitet, und Unbilliges unter»nimmt, ists ein Zeichen des Verfalles seiner Herrschaft. Die »satanischen Einstreuungen, womit du dein Gehirn gefüllt, sollst »du aus demselben auswaschen, und nur der Vernunft, als »Vertreterin, folgen. Unser Reich ist das Haus des Islams, »vom Vater auf den Sohn ist die Lampe unsers Reichs mit dem »Herzöhl der Ungläubigen aufgezündet; wenn du wider Mosli»men Grausames vorhast, bist du selbst sammt deinen Hehlern »von den Feinden des Gesetzes; um diese auszurotten, haben

»wir unser Pferd gesattelt, und unser Schwert umgürtet.« Ein kleiner Sieg, den Usunhasan gewann, ließ sich leicht verschmerzen, als bey Terdschan seine gefährliche Macht gebrochen wurde (1473). Die Gefangenen wurden niedergemetzelt, »ein gleiches »Schicksal hatten dreytausend Turkmanen, aber nicht auf einmal, »und nicht in der ersten Hitze des Siegestaumels, sondern, da»mit das Schauspiel der Grausamkeit länger währe, wurden die»selben auf dem Marsche mitgeschleppt, und auf jeder Station »vierhundert als tägliche Blutportion zur Niedermetzlung be»stimmt.« Doch war die Freude über die gewonnene Schlacht so groß, daß der furchtbare Sieger, »sey es aus Religion eines »Gelübdes, sey es aus einem aufwallenden Gefühle von Mensch»lichkeit, zum Beweise seines Dankes gegen Gott für den glück»lich beendeten Feldzug allen seinen Sklaven und Sklavinnen »die Freyheit gab. Durch ein einziges Wort wurden vierzigtau»send Jünglinge und Mädchen in Freyheit gesetzt.« Der Papst Sixtus IV., Venedig und Neapel hatten vergeblich zu Usunhasans Gunsten mit einer Flotte von 85 Galeren die Küsten Karamans beunruhigt. Die Frucht des ganzen Kreuzzuges bestand in dem Gewinn weniger Küstenschlösser, und in reicher Beute, wobey die Venetianer sich eben so eifrig als die Türken auf Sklavenhandel verlegten. Mit Usunhasans Demüthigung hörten die kriegerischen Ansprüche der eingebornen Fürsten auf Karaman auf, da alle festen Oerter, die es noch treu mit ihnen gehalten hatten, sich den Osmanen ergaben, und Mohammeds Sohn Dschem, als Statthalter eingesetzt, durch seine leidenschaftliche Liebe für gymnastische Uebungen, der Karamanen Zuneigung sich dauernd erwarb.

Sechzehntes Buch: Eroberungen. Glücklich begann (1471), um Syrmien im Zaume zu halten, eine osmanische Heeresabtheilung den Bau der Festung Sabacz; glücklich thaten andere Abtheilungen beutereiche Streifzüge nach Innerösterreich (Krain, Kärnten, Steyermark), 1470, 1471, 1472, 1473, 1475, 1476, 1478; allein ohne Erfolg war die Bestürmung Skutari's am gleichnamigen See durch den Sommer des Jahres 1474; und der Einfall in der Moldau (1475) mit mehr als hunderttausend Mann endigte sich mit deren auch von türkischen Quellen eingestandenen Vernichtung durch die Tapferkeit von vierzigtausend Moldauern, fünftausend Ungern und zweytausend Polen. Diese unerwartete Demüthigung rächte Mohammed (1476) durch Verheerung und die Besitznahme Akkermans. Kaffa, die Niederlage des genuesischen Handels mit persischer Seide, Baumwolle und indischen Spezereyen, die über Astrachan kamen, sah (1475) unvermuthet in seinen Hafen die osmanische

Flotte kommen, und ergab sich schon den vierten Tag der Gnade des Siegers. »Vierzigtausend Einwohner wurden als Anpflanzer »Konstantinopels, funfzehnhundert genuesische Jünglinge als »Rekruten der Janitscharen abgeführt. Acht Tage nach der Ein»nahme gab Ahmed (der Großwesir) ein großes Gastmahl den »vornehmsten Armeniern, die ihm die Stadt verrathen; beym »Abschiede entließ er sie einen nach dem andern über eine enge »Stiege, an deren Ausgange ihrer der Henker harrte, und ihnen »die Köpfe abschlug.« Nach Kaffa's Falle ergab sich Tana (Asow), und Menkub wurde überrumpelt. So faßte auf Genua's Kosten die osmanische Macht in Taurien festen Fuß. Bey der Einnahme Kaffa's war Mengeli Girai, der im Bürgerkriege mit seinem Bruder, dem Tatarchan, Anspruch auf das Fürstenthum der Krim machte, gefangen worden. Ihn belehnte nun mittelst Fahne und Roßschweif der Sultan, und sandte ihn mit einigen Truppen zur Behauptung der neuen unterthänigen Herrschaft. Eine Streifpartie an der Donau machten die beyden Docy, tapfere Ungern, nieder (1476); zur Vergeltung durchschwärmten andere Renner Dalmatien und Kroatien, und verheerten die ganze Strecke, auf welcher die Braut des Königs Mathias, Beatrix von Neapel, nach Ungern kam. Fruchtlos bemühten sich die Osmanen, den Venetianern Lepanto zu entreißen (1477); dafür brannten türkische Schwärmer die Ebenen zwischen dem Isonzo und dem Tagliamento und zwischen dem Tagliamento und der Piave aus, daß man mit Schrecken von den Kirchthürmen Venedigs das furchtbare Schauspiel sehen konnte. Die Republik suchte Frieden, weil König Ferdinand von Neapel ein Freundschaftsbündniß mit Mohammed geschlossen — also lange vor Franz I. von Frankreich — und Papst Sixtus IV. nur lau den Krieg unterstützte; allein der Sultan an der Spitze seiner Heere war aufgebrochen, und gegen Croja, das sich ihm halb verhungert ergab, und gegen das heldenmüthige Skutari gezogen. So glorreich die beyden Belagerungen Wiens (1529, 1683), so glorreich steht diese, unter den Augen des Sultans bestanden, in den Blättern der Geschichte. Beym zweyten allgemeinen Sturme schwankte der Erfolg, »bis Mohammed, ergrimmt, alle eilf großen Kanonen auf »einmal gegen das große Thor losdonnern ließ, ohne Rücksicht, »ob dadurch die Belagerer oder die Belagerten zerschmettert wür»den; jene, welche schon durch das Thor eingedrungen waren, »ergriff durch diese unvermuthete Niederlage im Rücken Verwir»rung und Schrecken, der sie zurücktrieb. Mohammed sagte er»grimmt: Hätte ich doch nie den Namen von Skutari gehört, »alle meine Bemühungen sind vergeblich.« Was die Tapferkeit

edler Männer erhalten, zwang der zwischen der Republik und der hohen Pforte geschlossene Friede (1479) abzutreten. »Venedig verband sich durch denselben, binnen zwey Monaten Skutari, »und alle während des Krieges eroberten Plätze nach Räumung »der Besatzungen, des Geschützes und der Waffenvorräthe den »Türken zu übergeben, binnen zwey Jahren einmalhunderttausend »Dukaten statt der beym Ausbruche des Krieges als schuldig ge»forderten hundertfunfzigtausend zu zahlen. Dagegen stellte der »Sultan der Republik alles, was sie vor dem Ausbruche des »Krieges in Albanien, Morea und Dalmatien besaß, zurück, »mit Ausnahme von Croja. — In Vollzug dieses Friedensschlus»ses zog der Provveditore Antonio di Lezze mit vierhundert »funfzig Männern und hundert funfzig Weibern, dem kleinen »Reste der in der eilfmonatlichen Belagerung Skutari's durch »Schwert und Hunger so weit zusammengeschmolzenen Bevölke»rung, mit ihrer Habe und ihrem Geschütze, mit den Reliquien »und heiligen Gefäßen der Kirchen mitten durch das türkische La»ger unversehrt durch; diese Unverletzlichkeit wohl minder der »Ehrfurcht der Türken für ihre Tapferkeit, als der Sicherheit ge»nommener Geißel dankend.«

Siebzehntes Buch: Eroberungen und des Eroberers Tod. Der Herbst des Jahres 1479 schien vierzigtausend Türken günstig, einen Einfall in Siebenbürgen zu versuchen. Der Woiwode Stephan Bathor raffte eiligst Streitkräfte zusammen, kam mit dem Feinde, der beutebeladen durch den rothen Thurmpaß ziehen wollte, ins Gefecht, das für die Ungern, die an Zahl weit geringer waren, höchst unglücklich zu werden drohte. »Da eilte in dem Augenblicke der höchsten Noth die bis »dahin verzögerte Hülfe des Grafen von Temesch, des Helden »Kinis, herbey. Bathor, wo bist du? rief dieser durch das »Gewühl der wüthenden Schlacht. Bathor, aus sechs Wunden »blutend, schrie noch einmal mit der ganzen Kraft seiner entflie»henden Seele, und ermannte die Seinigen. Da wandte sich »die Schlacht, und die Niederlage der Türken wurde allgemein. »Schade, daß Kinis, welchen Bonfin den Ajax seiner Zeit nennt, »den Sieg mit barbarischer Grausamkeit befleckte; er ließ auf den »Leichnamen der Erschlagenen die Tafel decken. Der Wein rann »zwischen dem Blute der Erschlagenen, und die Sieger tanzten »wie Wilde auf den Leichnamen herum. Kinis selbst hob einen »derselben mit den Zähnen auf, und tanzte so, denselben zwischen »den Zähnen haltend, den Kriegstanz.« Innerösterreich litt (1480) große Uebel durch solche Raubzüge, und die Erläuterungen am Ende des Bandes nehmen Gelegenheit, eine, vordem unbekannte, kostbare Urkunde aus der Seckauer Pfarre darüber

mitzutheilen. Die turkmanische Dynastie Sulkadr, welche in einem Theile des alten Kappadociens von Meraasch aus ihre Herrschaft seit einem Jahrhundert gegründet (und von welcher Leunclau mangelhafte und irrige, Deguignes gar keine Nachricht gegeben), hatte sich bey ihrer Schwäche bald der Großmuth der Aegypter, bald jener der Osmanen empfohlen, und kam um eben diese Zeit (1480) vorerst in Abhängigkeit der Letztern. Leonardo, Herr zu S. Maura, Zante und Cephalonien, hatte im letzten venetianischen Kriege die Republik unterstützt; osmanische Truppen landeten auf S. Maura und Zante, und Leonardo hielt es für klug, mit seinen Schätzen nach Neapel zu flüchten (1479). Von drey Renegaten aufgefordert, befahl Mohammed die letzte kriegerische Unternehmung seines Lebens: Rhodus (seiner Schlangen wegen auch οφιουσα auf griechisch, und Rod auf phönicisch nach Bochart genannt), mit den dazu gehörigen Inseln Nysiros, Leros, Kalimnos, Episkopi, Simia, Kos, dem Johanniterorden zu entreißen, mit welchem er (1455 und 1467) unzuverläßige Waffenstillstände geschlossen hatte. Die glänzende Geschichte dieser berühmten Insel Rhodus seit den grauesten Tagen des Alterthums während der Jahrhunderte der Griechen, Römer, Byzantiner, bis sie türkische (nicht osmanische) Seeräuber besetzten, und die Johanniter sie ihnen wieder entrissen, gibt eine würdige Einleitung zu den Begebenheiten des Jahres 1480, wo die osmanische Flotte vor ihr erschien, und die gelandeten Truppen die Belagerung der Festung eifrig begannen. Der Herr Verfasser hat mit den Geschichtsquellen in der Hand die Wälle und Bollwerke von Rhodus abgeschritten, und seine Beschreibung muß anschaulicher seyn, als die Vertot's, der nie dort war, oder Choiseul's, welcher dieser Belagerung nicht gedenkt. Dem Wesir Mesih-Pascha fiel es bey seinem zahlreichen Heere nicht schwer, die arme Stadt hart zu ängstigen, und dem Falle nahe zu bringen, obgleich Ritter und Bauern, Bürger und Kaufleute, Witwen und Jungfrauen Steine, Holz und Kalk herbeyschleppten, um immer neue Verschanzungen zu bauen, wenn die alten der Gewalt des feindlichen Geschützes erlagen. Vor dem letzten Sturme war Plünderung der Stadt versprochen, und schon wehte die Fahne des Kapudan-Pascha auf der Höhe des erstiegenen Walles, »schon waren vier Leitern in die Stadt hinuntergelassen, auf de»nen die Stürmer von dem zwanzig Fuß hohen Walle in die »Judenstadt hinabstiegen, als Mesih-Pascha, welcher die Stadt »bereits für erobert hielt, auf dem Walle durch Ausrufer aus»schreyen ließ: Plünderung sey nicht gestattet, der Schatz von »Rhodos gehöre zu des Sultans Kammereinkünften. Da erkal-

»tete auf einmal aller Eifer der Stürmenden, die noch außer der »Bresche befindlichen Truppen weigerten sich, denen, die schon »den Wall erstiegen hatten, zu Hülfe zu kommen, und diese wur»den von den auf der Innenseite des Walls gescharten Rittern »zurückgetrieben. Die Belagerten stiegen nun kämpfend die Lei»tern der Belagerer, und auf einer derselben der Großmeister »selbst hinan, und erstürmten ihrerseits von neuem den früher »durch den Feind von außen erstürmten Wall. Zwey volle Stun»den dauerte der heftigste Kampf, bis die Türken zurückgeschla»gen, mit Verlust ihrer Fahne und vieler Todten abliessen.« Dieß Mohammeds letzter Versuch; denn seit längerer Zeit kränkelnd, starb er den 3. May 1481 im zwey und funfzigsten Jahre seines Alters, als er eben einen neuen Feldzug in Asien beginnen wollte. Ueber seinem Grabe ertönten die widersprechendsten Urtheile. Die einen verabscheuten seine Blutgierde, seine unmenschliche Grausamkeit und schändliche Wollust, nannten ihn den Verderber von Menschen und Städten, den Zerstörer von Kirchen und Klöstern, den Vertilger christlicher Religion und griechischer Kunst; andere priesen seinen Herrschergenius im Felde und im Rathe, sein Gesetzgebertalent, rühmten ihn als den Verbreiter moslimischer Religion, als den Gründer von Moscheen, Schulen und Spitälern, als den großmüthigen Beschützer osmanischer Gelehrsamkeit. Es war unausweichlich, bey seinen Ansichten der Menschen Segen und Fluch zugleich zu ernten. Kamen so viele Fremde nach Konstantinopel, und mußten so viele den Islam und osmanische Nationalität annehmen, so würde der aufgezwungenen Religion, welche in der pünktlichen Beobachtung der Formen so viel Heil findet, durch Lauheit der zahlreichen Neulinge Abbruch gedroht, und der Geist der Nation würde sich nicht frisch und lebenskräftig von Familie zu Familie, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben, wenn der Sultan nicht mit Strenge über beyder Aufrechthaltung gewacht, und durch Schrecken und Zwang gesorgt hätte, daß sie die zugewachsenen Massen durchdringen. Wer durch die Grausamkeit, die er gegen die Besiegten übte, sein Gemüth empört fühlt, darf, um billig zu seyn, nicht vergessen, daß ihm größten Theils der elendeste Verrath, die schimpflichste Feigheit, das verächtlichste Vergessen heiliger Vaterlandspflicht, die unwürdigste Kriecherey um den Sonnenblick seiner Gnade und weichlichen Genusses niederträchtig entgegenkamen, und im Wetteifer vollendeter Demoralisation ihm blind den Reichthum der Kräfte überlieferten, die er als gemeiner Eroberer trefflich zu handhaben verstand. Die Nemesis waltet, und wer kann Menschengeschlechter, die durch eigene Schuld lange schon wie gemähtes Gras ihre Lebenskraft verloren

hatten, lange bedauern, wenn sie, wie dürres Gras, in Ofen geworfen und vernichtet werden? Allein es scheint nicht erlaubt, bey der Beurtheilung menschlicher Handlungen je zu übersehen, was rein menschliche, heilige Zwecke sind, und wie sich gewählte Mittel dazu verhalten. — Das folgende Buch handelt von den Friedenswerken dieses erschütternden Eroberers.

Achtzehntes Buch: Innere Einrichtungen. Unter den Gebäuden zu Konstantinopel, welche Mohammed frommen Zwecken widmete, steht die Moschee, welche nach ihm die Moschee des Eroberers heißt, oben an, weil sie seine Grabstätte und der Mittelpunkt anderer Stiftungen geworden. »Eine hohe »und niedere Schule, ein Gebäude zur Heilung von Kranken und »Narren, zur Unterkunft von Reisenden, zur Speisung von »Armen; eine Brunnenanstalt (Sebilchane) und ein Bad (Ha-»mam) zur Reinigung des Leibes, eine Bibliothek und Ueberlie-»ferungsschule zur Läuterung des Geistes; ein Vorhof als Harem »mit dem Soffa, und ein Kirchhof als Garten mit seinem Mau-»soleum (Turbe), neben welchem auch das seiner Mutter A a-»l i m e, bilden das Dutzend von Stiftungsgebäuden, welche sich »(aber nur selten vollzählig) um das Heiligthum des Gebets und »den Versammlungsort der Gläubigen gruppiren.« »Auch baute »Mohammed das alte und neue Serai sammt den gedeckten »Markthallen des alten Besestan, stellte die, theils durch Erd-»beben, theils durch die letzte Belagerung sehr beschädigten »Mauern der Stadt wieder in Vertheidigungszustand her, und »bevölkerte dieselben mit den Kolonien von mehr als vierzehn ero-»berten Städten.« Aus Sinope, Kastemuni und Trapezunt am Pontus, aus den genuesischen Städten Kaffa und Menkub in der Krim und Mitylene auf Lesbos, aus den Karamanischen Konia, Larenda und Akserai, aus den griechischen Athen, Arkadia, Akova, aus der bosnischen Stadt Bobodiska und aus noch andern wurden Einwohner nach Konstantinopel verpflanzt, wobey man gewöhnlich so verfuhr, daß das ärmste Drittel als Samenstock der Bevölkerung in der Vaterstadt zurückblieb, die Mittelklasse als Beute vertheilt, das reichste Drittel nach der Hauptstadt geführt wurde. Wenn Mohammed als Gesetzgeber gerühmt wird, so bezieht sich dieses Lob auf den Kanun (κανών) oder das Grundgesetz, worin er, oder vielmehr sein letzter Großwesir M o h a m m e d der K a r a m a n i e r, in drey P f o r t e n oder Hauptstücken von der Rangordnung der Großen und der Stützen des Reichs, — von den Reichsgebräuchen, — von den Geldstrafen und Einkünften der Aemter handelt. »Die merkwür-»digsten Kanune der z w e y t e n P f o r t e sind die des B a i-»r a m s f e s t e s, der k a i s e r l i c h e n T a f e l, des k a i s e r l i-

»chen Siegels und der Sicherung der Thronfolge. Die »beyden Bairamsfeste, das große und kleine, wovon jenes ein »Opferfest des Lammes, ursprünglich den Ostern der Christen, »dieses dem Lauberhüttenfeste der Juden entspricht, sind die zwey »großen Feste des mohammedanischen Kalenders. Der Kanun »der kaiserlichen Tafel schließt alle Sklaven ohne Unterschied von »der Ehre aus, mit dem Herrn zu speisen. Der Kanun des »Siegels überträgt dem Großwesir die Obhut desselben, als des »Symbols der höchsten Vollmacht. Es enthält den verschlunge»nen Namenszug des Sultans eingegraben. Ueber die Siche»rung der Thronfolge spricht der Kanun sehr einfach: Die mei»sten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer im»mer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft »gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hin»richten lasse; sie sollen darnach handeln.« Die dritte Pforte spricht: »Das Blutgeld für Todschlag, das die Polizeyvögte ein»heben, ist 3000 Aspern; für ein ausgeschlagenes Auge 1500 »Aspern, für eine Kopfwunde 50 Aspern. Wenn von auswärti»gen Mächten an meinem kaiserlichen Steigbügel Tribut abge»führt wird, erhalten meine Wesire und Defterdare ihren Antheil »daran. Die Nachkommen meiner Töchter sollen keine Begler»begschaften, aber reiche Sandschaken erhalten.« — »Hierdurch »wurde der Gefahr vorgebaut, welche für den Thron entstehen »konnte, wenn Abkömmlinge der an Wesire vermählten Sulta»ninnen zu größerer Macht, als zu der eines Sandschakbeg von »einem Roßschweif gelangten. Doch ist dieses nur von den En»keln der Sultaninnen aus ihren Töchtern zu verstehen, denn »von ihren Söhnen kann die Rede nicht seyn, weil dieselben gleich »nach der Geburt mit ungebundener Nabelschnur aus der Welt »geschafft werden.« Mit edler Entrüstung eifert der menschlich fühlende Herr Verfasser über alle diese unmenschlichen Gesetze, und macht die Bemerkung, daß die Sultane, die sich Fürsten der Rechtgläubigen und Chalifen nennen, diese Gräuel auf einen Ausspruch des Korans — »Unruhe ist verderblicher als Todtschlag« — gründen, da es doch eines der größten Verdienste des Propheten Mohammed in den Augen der Menschheit ist, daß er die bey seinen Arabern gewöhnlichen Mädchenmorde im Namen des Himmels untersagte. — Nach den Bestimmungen der ersten Pforte reihen sich nach ihrer Würde »zuerst die vier »Reichssäulen, d. i. die Wesire, Kadiaskere, Defter»dare und Nischandschis, hierauf die äußern Agas, d. i. »Befehlshaber der Truppen nach ihren Waffengattungen, dann »die innern Aga's, d. i. die Beamten des äußern und innern »Hofstaates, und endlich die Ulemas und Gesetzgelehrten.« Der

Eroberer setzte die Zahl der Wesire auf vier, denen viele ansehnliche Vorzüge zuerkannt sind, darunter auch das πολυχρονίζειν der Byzantiner, d. i. der laute Segensruf (Alkisch), der also nicht, wie Pouqueville meint, ausschließlich dem Sultan zugerufen wird. Der Großwesir ist das sichtbare Ebenbild des Sultans. Die zweyte Reichssäule sind die Kadiaskere oder Heeresrichter von Europa und Asien, wozu der Sultans- und der Prinzenlehrer (Chodscha) und der entscheidende Gesetzgelehrte (Mufti) gehören. Die dritte Säule bilden die Defterdare (διφθέρα) oder Buchführer der Register der Rechnungskammer (die heutigen sieben und zwanzig Kammern der Finanzstelle sind später zugewachsen), und die vierte machen die Nischandschi oder Sekretäre für den Namenszug des Sultans; allein heut zu Tage ist diese Stelle gesunken, und der Nischandschi »setzt durch seine »Gehülfen bloß den Namenszug des Sultans an die Stirne, »nachdem der Durchseher der Geschäftsaufsätze (Mumejis), der »Staats-Referendär (Beglikdschi) und der Staatskanzler (Reis) »ihre Bestätigungszeichen (Ssahh) beygesetzt haben.« Zu ihrer ursprünglichen Besoldung haben die Agas, um ihre Pferde gut zu halten, als Zulage ein Gerstengeld erhalten (Arpalik, von Arpa, Gerste, nicht, wie Pouqueville glaubt, von ἁρπάζειν, rauben, woher er die Anweisung der Agas auf Raub leitet). »Die Macht des Heeres an Fußvolk und Reiterey belief sich (un»ter Mohammed) über hunderttausend Mann, die des Schatzes »über zwey Millionen Dukaten jährlicher Einkünfte durch den Er»trag der Abgaben, Steuern, Mauten, Gefälle, Tribute, Fund»gruben.« Ueberhaupt ist dieses Buch durch die vielen historischen Aufschlüsse über das Innere des Reichs, über die Kette und Stellung der Ulemas, die Unbedeutenheit der eigentlichen Priester, die Wichtigkeit der Professoren und Richter, die Wahl der Lehrgegenstände in den hohen und niedern Schulen so wichtig, und verdient um so mehr vielfache Erwägung und Würdigung, als Muradjea d'Ohsson, Toderini, la Croix manches zu ergänzen übrig gelassen hatten. Den Schluß macht mit den Angaben ihrer Werke ein langer Katalog gelehrter Wesire, Dichter, Gesetzgelehrter und Scheiche, welche unter Mohammed dem Eroberer, und zum Theil von ihm ausgezeichnet und hervorgesucht, die osmanische Literatur bereichert haben.

Neunzehntes Buch: Bürgerkriege. Der Großwesir bemühte sich, den Tod des Sultans bis zur Ankunft eines Prinzen zu verheimlichen. Das Geheimniß wurde indessen doch kund, und zum Lohne ermordeten ihn die Janitscharen, und plünderten die Häuser der Reichen und der Juden zu Konstantinopel. Der gesetzliche Thronerbe Bajesid II. empfing kaum

in Amasia, der Hauptstadt seiner Statthalterschaft, die Nachricht vom Tode des Vaters, als er, die Wichtigkeit der Zeit wohl bedenkend, mit viertausend Reitern nach Konstantinopel in neun Tagen eilte, das ist, eine Strecke von hundert sechzig Stunden reitend zurücklegte, ohne vorher, wie Cantemir erzählt, und la Croix und andere ihm nachschreiben, eine fromme Pilgerreise von neun Monaten zu machen. »Vor dem Thore des Serai empfingen den neuen Herrscher die Janitscharen in Reih und Gliedern aufgestellt, und überreichten durch ihre Befehlshaber eine Bittschrift, erstens: um Verzeihung des Mordes des Großwesirs und der Plünderung der Stadt; zweytens um Vermehrung ihres Soldes, wenn nicht durch regelmäßige Zulage, doch durch außerordentliches Geschenk. Beydes wurde bewilligt, — und durch diese Bewilligung die Urkunde der Schwäche und das Privilegium des Janitscharen-Einflusses auf Herrscherveränderung unter der Hoffnung wiederholten und erhöhten Thronleihkaufes unterschrieben.« Der jüngere Bruder Dschem (von den abendländischen Schriftstellern Zizimus genannt), geistreich und üppig, und von dem ermordeten Großwesir berufen, sammelte schnell Truppen, nahm Brusa, die alte Residenz, ein, nachdem er eine Heeresabtheilung seines Bruders geschlagen, und genoß durch achtzehn Tage den Traum glücklicher Herrschaft. Bajesid II. schlug mit den Worten: Es gibt keine Blutsverwandtschaft zwischen den Königen, jede Unterhandlung ab, und auf den Verrath in Dschems Lager bauend, rückte er vor, und sein Heer schlug am Flusse Jenischehr (21. Juny 1481) den Thronanmaßer so völlig, daß dieser, unmächtig, sich in Kleinasien mehr zu halten, sich nach Kairo begab, wo er vom Sultan mit Handschlag und Umarmung als Sohn aufgenommen wurde. Doch noch im Herbste desselben Jahres kehrte Dschem, von mehreren Lehnsträgern des osmanischen Reiches eingeladen, nach Kleinasien zurück, fand unvermutheten Widerstand, und erhielt auf die Forderung friedlicher Ausgleichung die Antwort: »Die Braut des Reiches könne nicht unter zwey Werber getheilt werden; Bajesid bäte den Bruder, nicht ferner die Hufe seines Pferdes und den Saum seines Kleides mit dem unschuldigen Blute der Musulmanen zu beflecken, sondern seine bisherigen Einkünfte ruhig in Jerusalem verzehren zu wollen« Dschem, auf ferneren Zufluchtsort bedacht, begab sich nach Rhodus, nachdem ihm der Großmeister gastfreye Aufnahme zugesagt hatte. Das Versprechen der gastfreyen Aufnahme wußte der Orden so gut gegen Bajesid zu benützen, daß zwischen beyden ein Vertrag zu Stande kam, in welchem Friede zu Land und See, freyer Handelszug zwischen den Türken und den Rittern festgesetzt wurde, und in einem geheimen Vertrage der Sultan jährlich fünf und

vierzigtausend Dukaten unter der Bedingung zu geben versprach, daß Dschem im Gewahrsam des Ordens gehalten würde (1482). Angeblich um das Leben des Prinzen zu sichern, der von nun an die Behandlung eines Gefangenen genoß, wurde er nach Frankreich geführt. Die Könige von Frankreich, Ungern, Neapel, der Papst wünschten den unglücklichen Fürsten an die Spitze der Unternehmung zu stellen, welche sie gegen die Türken vorbereiteten; er kam auch aus dem Gewahrsam der Johanniter in jenen des Papstes Innocenz VIII. (1488), der ihm die Freyheit nicht schenkte, ungeachtet ihn Dschem durch Erzählung seiner Leiden zu Thränen rührte. Als Karl VIII. von Frankreich, voll des stolzen Gedankens, Konstantinopel zu erobern, Italien siegreich durchzog, und den Papst Alexander VI. zum Frieden nöthigte (Jänner 1495), war die Auslieferung des Prinzen Dschem eine der Friedensbedingungen zwischen beyden, und da hiermit alle Hoffnung verschwand, ferner das bedeutende Kostgeld zu beziehen, so lockte es, den hohen Preis zu gewinnen, welchen Bajesid für den Tod des Bruders bewilligt hatte. So starb der unglückliche Prinz am langsamen Gifte (24. Februar 1495) zu Neapel. Diese Bestimmung des Ortes geben einhellig die osmanischen Geschichtschreiber, und heben die Widersprüche der Abendländer, welche ihn zu Capua, Butrinto, Terracina und Neapel seinen Geist aushauchen lassen.

Zwanzigstes Buch: Bajesids Kriege. Bajesid II. erhielt wegen seiner Liebe zum Frieden, und zur Dichtkunst den Beynamen Ssofi, das ist des beschaulichen Weisen, und ließ sich auch nur gezwungen in Kriege ein. Otranto ergab sich dem Herzog von Kalabrien (1481); Paul Kinis rächte die Einfälle und Niederlagen ungrischer Grenzhut, indem er verheerend bis an den Fluß Kruszovacz vordrang; Venedig erhielt den jährlichen Tribut von hunderttausend Dukaten nachgesehen, und durfte nur vier vom Hundert des Werthes seiner eingeführten Waaren zahlen; und Ragusa freute sich über die Herabsetzung seines Zinses auf das alte Maß von dreytausend Dukaten. Ungeachtet Bajesid die Schlösser an der Morawa (nicht nach Cantemir in Morea die zwey Dardanellen von Lepanto, welche Stadt noch nicht türkisch war) gegen Ungern befestigte (1483), trug er dem König Mathias den Waffenstillstand an auf fünf Jahre, und nach deren Verlauf auf neue drey Jahre bis 1491, was dieser auch froh annahm, um die Zeit andern, minder gefährlichen Eroberungen zu widmen. Dagegen machte der Sultan (1484) einen glücklichen Zug nach der Moldau, auf welchem ihn der Woiwode der Wallachey mit Geld und Mannschaft, der Chan der Krim mit seinen Tataren unterstützte, die, eigentlich

tärkischen Ursprungs, nur mit Unrecht von persischen, türkischen und europäischen Geschichtschreibern Tataren genannt werden. Mit Aegypten stand der Hof von Konstantinopel aus mehreren nicht unbilligen Ursachen in einem gespannten Verhältnisse. In der letzten Zeit war dort die indische Gesandtschaft auf ihrer Reise zum Sultan Bajesid ihrer kostbarsten Geschenke beraubt worden, und ägyptische Truppen hatten mehrere Schlösser weggenommen, welche der Dynastie Ramasanoghli gehörten. Diese, turkomanischen Ursprungs, mit dem Großvater des Ahnherrn der Osmanen nach Kleinasien gekommen, und von europäischen Geschichtsforschern fast ganz übersehen, hatte sich in jenem Theile der Halbinsel und Syriens, wo der Taurus sich dem Meere zusenkt, herrschend niedergelassen, und war, indem sie größtentheils dem ägyptischen Einflusse huldigte, herrschend geblieben. Ihretwegen entstand der erste Kampf (1485), in welchem die osmanischen Heere unvermuthet Niederlagen erlitten, und der mit der eben nicht rühmlichen Bedingniß beendigt wurde (1491), daß die von dem ägyptischen Heere in der Ebene von Tschukurowa eroberten drey Schlösser als fromme Stiftungen für Mekka und Medina überlassen werden mußten.

Die unglückliche Schlacht, in welcher der Banus von Kroatien, Derencseny, gefangen worden (1493), und den Streifzug nach Temeswar rächte Paul Kinis, der, dem Tode nahe, nach Semendria streifte, die Vorstädte verbrannte, und von allen Seiten so reiche Beute einbrachte, »daß fünf Ochsen um »einen Dukaten, daß ein Weib mit vier Mädchen um achtzehn »Silberlinge verkauft ward. Die Ungern handelten damals mit »türkischen Gefangenen, wie die Türken mit ungrischen, und der »Sklavenmarkt war nicht minder, als das Kopfabschneiden, bey»derseitige Sitte.« Ein Einfall, welchen die Polen in die Moldau machten (1497), zog ihnen als Ersatz zwey verheerende in einem Jahre (1498) zu, und füllte die osmanischen Länder mit polnischen Sklaven. Die Dienste, welche dabey der Fürst der Moldau, Bogdan, leistete, erwarben ihm »nebst Zobelpelz »und Fahne, zwey Roßschweife und den befiederten Helm (Kuka), »d. i. er wurde durch die Roßschweife den Paschen, durch die »Haube den Obersten der Janitscharen am Range gleichgesetzt.« Sorgfältiger als Polen trachtete Venedig den Frieden zu bewahren, allein die Gesandten von Mailand, Florenz, Neapel verleiteten, mit Zustimmung des Kaisers und Papstes, den Sultan zum Bruche (1499). Die Republik verlor gleich Anfangs die Seeschlacht bey Sapienza, und durch Uebergabe das wichtige Lepanto. Im Besitze dieses festen Punktes befahl Bajesid, zwey feste Schlösser, wo die Meerenge am engsten ist, zu bauen,

welche nun die kleinen Dardanellen heißen. Iskenderpascha, der Statthalter von Bosnien, machte während derselben Zeit seinen letzten Raubzug, verheerte in Friaul und Krain, drang bis Vicenza, führte Tausende von Sklaven fort, und legte hundert zwey und dreyßig Städte, Märkte und Dörfer in Asche. Dafür eroberte Pisani die Insel Cephalonien, deren Männer ehedem Mohammed II. bey der Eroberung zu Negerinnen; deren Weiber er zu Negern hatte geben lassen, um eine Mischlingsrasse von Sklaven zu erhalten. Wenn auch die Republik — was allein die treuherzigen Quellen der Osmanen erzählen — verwegene Männer aussandte, welche zwanzig neugebaute Schiffe der Feinde anzündeten, so konnte sie doch nicht hindern, daß Modon durch Sturm (1500), Navarin (das alte Pylos) und Coron durch schnelle Ergebung ihr verloren gingen; die Einkünfte der ersten und letzten Stadt wurden dem Schatze der heiligen Städte Mekka und Medina zugewiesen. Türken eroberten Durazzo, streiften in Ungern (1502); wofür aber die ungrische Grenzhut über die Donau ging, Widdin und die Vorstadt von Nikopolis verbrannte, eine große Anzahl von Gefangenen und Köpfen mit sich schleppte, die Türken auf öffentlichem Markte verkaufte, die Griechen zwischen Belgrad und Temeswar ansiedeln ließ. Päpstliche, französische und spanische Schiffe eilten den venetianischen zu Hülfe, eroberten Maura (1502), und fielen dem Feinde so lästig, daß Bajesid zu außerordentlichen Auflagen und Frohnarbeiten Zuflucht nehmen mußte, welche für die Folge unter dem Namen Awarif, d. i. Zufälligkeiten, ein wesentlicher und stehender Artikel des türkischen Finanzsystems blieben. Der Friede, welcher diesen ermattenden Krieg endigte (Dez. 1502), sicherte der Republik die Insel Cephalonien gegen Herausgabe der Insel S. Maura. Der König von Ungern und Böhmen schloß in seinen Frieden (1503) ein: die Moldau und Wallachey, Ragusa, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal, Polen, Neapel, den Dogen von Venedig, den Großmeister von Rhodus und die Genueser auf Chios. Die Urkunde dieses Friedens, besonders merkwürdig für die damalige politische Geographie, wird hier zum ersten Male vollständig mitgetheilt. Außer diesen freundschaftlichen Verhältnissen bestanden auch seit 1492 gleiche mit Rußland. Der Czar hatte durch seinen Verbündeten, den Tatarchan der Krim, den Sultan befragt, und dieser geantwortet: »Wenn der Fürst von Moskau dein Bruder ist, ist er auch der meinige.« Der letzte Herrscher der Mauren in Spanien hatte in seiner Bedrängniß (1488) eine Gesandtschaft an den mächtigen Sultan in Konstantinopel geschickt. »Das Beglaubigungsschreiben, eine arabische Elegie (Kasside), beweinte die Leiden der

»Moslimen, den Sturz des Islams in Spanien, und die nahe »Vertreibung der Araber aus Andalusien nach siebenhundertjähri»gem Besitze, und rief die Theilnahme und Hülfe aller Moslimin »und ihrer Herrscher in den rührendsten Weisen auf. Bajesid, »ein eifriger Moslim und selbst Dichter, antwortete durch die »Ausrüstung und Sendung einer Flotte, welche die Küste Spa»niens verheeren sollte, und damit die Antwort nicht minder ro»mantisch als das Schreiben sey, übertrug er den Befehl dieser »Flotte dem schönsten seiner ehemaligen Pagen, welcher seiner »Schönheit wegen Kemal, d. i. Vollkommenheit, hieß, und »dessen Name später der Schrecken europäischer Flotten war.«

Ein und zwanzigstes Buch: Thronzwiste. Bajesids Tod. Die Flucht des Prinzen Korkud nach Aegypten (1508), woher er aber gar bald zurückkehrte, das große Erdbeben (14 Sept. 1509), welches so viele Verheerungen in Konstantinopel anrichtete, und in seiner Erneuung auf andere Städte traf, erscheinen nur als unbedeutende Uebel gegen die Zwiste, welche noch bey Bajesids Leben um die Thronfolge sich erhoben Da Korkud, der ältere Sohn, wegen seiner Liebe zur Musik und Dichtkunst von den Janitscharen verachtet wurde, wollte der kränkelnde Vater den jüngern Ahmed, zu dessen Gunsten die Wesire und Janitscharen sich aussprachen, zu seinem Nachfolger haben, was aber den jüngern Selim aufstachelte, durch List oder Gewalt den Thron an sich zu reißen. Obgleich wegen Eigenmächtigkeiten mit der Ungnade seines Vaters belastet, verlangte er nichts destoweniger gegen die bisher beobachtete Sitte statt seiner Statthalterschaft Trabesun in Asien, eine in Europa, und als sie ihm abgeschlagen wurde, rückte er mit einem Heere (1511) gegen Adrianopel. Der Krieg wurde noch vermittelt, und der gebeugte Vater versprach ihm, »bey Lebzeiten dem Prinzen »Ahmed den Thron nicht abzutreten, und ihm selbst (dem Selim) »die Bitte eines Sandschaks in Rumili durch die Verleihung der »Statthalterschaft in Semendra mit Zugabe von Widdin und »Aladschahissar zu gewähren.« Allein auf dem Wege nach Semendria kehrte Selim rasch um, als er hörte, daß der Bruder Korkud in Asien auch sich rege, zog nach Adrianopel, öffnete die Gefängnisse, leerte die Kassen, und setzte Obrigkeiten ein. In der Schlacht, zu der es nun mit dem Vater kam, unterlag er, und floh zu seinem Schwäher, dem Tatarchan der Krim. Der Geschichtschreiber Ssolakfade erzählt gegen die Wahrheit, Selim habe tatarische Hülfe ausgeschlagen, und folgert aus diesem Zuge zehn Tugenden: 1) Geduld, 2) Vertrauen, 3) Unternehmungsgeist, 4) Vorsicht, 5) Ehrgefühl, 6) Sorge für die Unterthanen, 7) lautere Absicht, 8) Tapferkeit, 9) Ge-

rechtigkeit, 10) Scharfsinn; welche Edris in besonderer Lobrede ausführt. Auch die Janitscharen bewunderten in des Prinzen Betragen unerschütterliche Standhaftigkeit und Tapferkeit, gaben ihm nun den Vorzug vor Ahmed, und empörten sich, als sie hörten, dieser wolle nach Konstantinopel kommen, plünderten die Palläste seiner Anhänger und die Buden europäischer Kaufleute, und erlangten in einem andern Tumulte, daß Selim, der in seine Statthalterschaft Semendra war zurückberufen worden, ihnen als Anführer gegen Ahmed gegeben wurde, dessen Wesir in der Gegend von Amasia eine Niederlage von Empörern erlitten hatte. Selim erschien, und hatte die Freude, unter denen, die ihn bewillkommten, seinen Bruder Korkud zu sehen, der, um sich die Thronfolge zu sichern, verkleidet nach Konstantinopel geeilt, und vertrauensvoll als Gastfreund in die Moschee der Janitscharen gekommen war, die ihm aber offen seine Untüchtigkeit für den Thron vorhielten, und ihn sorgfältig bis zur Ankunft Selims bewachten. »Sonnabends den vier und zwanzigsten April (1512) erhoben sich die Janitscharen und Sipahi's »und die ganze Bevölkerung Konstantinopels mit den Wesiren an »der Spitze, und wogten in dichten Massen zum Serai, wo »Sultan Bajesid auf dem Throne die Wesire empfing, und durch »sie die Menge befragen ließ, was ihr Wunsch sey. Einstimmig »riefen alle Kehlen: Unser Padischah ist alt und krank, wir wollen Sultan Selim; zwölftausend Janitscharen erhoben ihr Kriegsgeschrey, daß die Erde dröhnte, bis Bajesid die Worte aussprach: Ich übergebe das Reich meinem Sohne Selim, Gott »segne es ihm! Da erscholls aus allen Kehlen: Gott ist groß! »und Gott ist groß! hallten die Mauern des Pallastes und die »sieben Berge der Stadt zurück.« Zuletzt bat der entsetzte Sultan den Sohn um die Gnade, sein Leben in Demitoka, wo er geboren, beschließen zu dürfen. Er erreichte aber den Ort nicht, denn er starb früher, entweder an den Folgen körperlicher und geistiger Leiden, oder an Gift (25. May 1512). Ins Grab wurde ihm unter die Wange der Staub gegeben, der sich während seiner Feldzüge gegen die Ungläubigen an seine Kleider und Stiefel gelegt, und der sorgfältig war gesammelt worden, nach den Worten der Ueberlieferung: Wessen Füße auf Gottes Wegen staubig werden, von dem hält Gott das (ewige) Feuer ab. Nach der lobwerthen Sitte dieses Werkes macht den Schluß des ein und zwanzigsten Buches eine Schilderung des Charakters Bajesids (dem das Verdienst gebührt, unter den Sultanen der Erste die osmanische Geschichtschreibung aufgemuntert zu haben), und die Aufzählung der Gesetzgelehrten und Dichter unter seiner Regierung.

Zwey und zwanzigstes Buch: Krieg mit Persien. »Selim, den die Osmanen Jauf, d. i. den Scharfen, »nennen, von der Schärfe seines mordenden Schwertes, oder »den Strengen, von dem Strange seiner Henker, hat zwar so »unter osmanischen als europäischen Geschichtschreibern feile Fe»dern gefunden, welche die schneidende Kraft seines Willens und »Schwertes und die bindende seines Wortes und Stranges als »Despotentugenden gelobet, und den Wütherich bloß als großen, »kräftigen Herrscher, wie er in asiatischen Reichen seyn soll, ge»priesen haben; aber die Stimme gleichzeitiger Blutzeugen ist »nicht verstummt, und die Nachwelt weiß die milden Worte zu »deuten und das Urtheil zu würdigen, welches ihn als Gottbe»günstigten gepriesen hat.« Jeder Janitschar erhielt als Thronbesteigungsgeschenk funfzig Dukaten, und eine neue Auflage füllte den geleerten Schatz. Mit Selim lebten zwölf Prinzen osmanischen Geblüts (nicht sechs oder sieben, wie europäische Geschichtschreiber vorgeben). Fünf Prinzen Neffen verweilten friedlich in Brusa, und wurden dem Tode bestimmt. »Der jüngste der Prin»zen, ein siebenjähriger Knabe, fiel auf die Knie vor den beyden »Henkern, und bat um das Leben, indem er dem Sultan, der »aus dem nächsten Zimmer ungerührt dem Todeskampfe zusah, »um einen Asper des Tages treu dienen wolle.« Korkud, durch diesen Vorgang aufgeschreckt, floh aus Magnesia, und verbarg sich in einer Höhle; funfzehn Turkmanen erspähten und verriethen die Zufluchtsstätte; den Unglücklichen, und nach ihm die Verräther, traf der Tod. Prinz Ahmed stand bewaffnet auf, erfocht einen unfruchtbaren Sieg, verlor die zweyte Schlacht (1513), mit ihr Freyheit und Leben. Die sieben Leichen fanden in der Ahnengruft zu Brusa fürstliche Beysetzung. Ahmeds Sohn Murad floh nach Persien, wo er Schutz und Unterstützung fand. Deßwegen bestätigte Selim den Abendländern Friede und Freundschaft, und wendete seinen Blick nach Osten. Sieben Söhne und sieben Enkel Usunhasans waren alle als Opfer der Herrschsucht frühen, gewaltsamen Todes gestorben; ihr Tyrannenhaus, voll tragischen Geschickes, wie das Haus des Atreus, war in Unbedeutenheit versunken; Persien beherrschte Ismael, der Gründer der Dynastie Ssaffi (seit 1500). Seine Ahnen hatten als Scheiche auf den Teppichen des beschaulichen Lebens zu Erdebil ruhig ihre Zeit zugebracht, weßwegen man der neugegründeten Dynastie den Namen Ssofi gibt; sie selbst aber verschmäht ihn, und nennt sich von Ssaffieddin, einem ihrer Vorfahren, Ssaffi. Ismael hatte als vierzehnjähriger Jüngling seine Heldenlaufbahn begonnen; mit beyläufig siebentausend persischen und türkischen Anhängern seines Hauses und der von

demselben verbreiteten Lehren hatte er, um, des Vaters und Großvaters Tod zu rächen, den Schah von Schirwan getödtet; darauf den Schah von Masenderan, die Herrscher des weißen und schwarzen Hammels, den Herrn von Sulkadr, den Chan der Usbegen glücklich bekriegt; Diarbekr, Bagdad und Chorasan gehorchten ihm, vom kaspischen See bis zum persischen Meerbusen galten seine Befehle, und zu Tebris, der Hauptstadt Aserbeidschans, erhob sich sein Thron. Zur Ländereifersucht und persönlichen Feindschaft zwischen Selim und Ismael, zur beleidigenden Unterstützung des osmanischen Flüchtlings Murád, gesellte sich noch ein anderer Grund feindseliger Abneigung: religiöser Sektenhaß. Die Anhänger des Hauses Ommia, welche die Familie Ali's von der Nachfolge auf dem Chalifenstuhle des Propheten Mohammed verdrängt hatten, nannten und nennen sich Sunni, d. i. Befolger der Ueberlieferung in Wort und That, und verunglimpfen ihre Gegner mit dem Namen Schii, d. i. Abtrünnige oder Rewafis, d. i. Ketzer. Ali's jüngster Sohn Husein fand in der Wüste bey Kerbela nach martervollem Durst gewaltsamen Tod (679), und seine Anhänger setzten unkluger Weise die Feyer seines Martyrtodes auf den Tag Aschura, d. i. auf den zehnten des ersten Monats des Mondenjahres. »Dieser Tag, welcher bisher im Kalender des Islams »als ein Fest der Befreyung gefeyert wurde, an welchem Noe »aus der Arche, der ägyptische Joseph aus dem Kerker ging, »sollte von nun an ein Tag der Trauer und des Wehklagens seyn;« worüber neuer und heftiger Streit entbrannte (963). Der unheilvolle Zwist, durch Jahrhunderte im Verlöschen, loderte durch die Scheichenfamilie Ismaels heftig auf, und durch sie ist die Sekte der Schii in Persien herrschend geworden. Um die ketzerische Lehre wenigstens im osmanischen Reiche auszurotten, ließ Selim alle Verdächtigen vom siebenten bis ins siebzigste Jahr aufzeichnen, und sie alle — d. i. vierzigtausend Menschen — durch das Schwert hinrichten, oder zu ewigem Kerker verdammen, weßwegen auch die fanatische Schmeicheley sich beeilte, dem Sultan den Beynamen des Gerechten beyzulegen. Weil nun Ismael »den wahren Gottesdienst zerstört, den Thron geraubt, die Moslimen unterdrückt, die Standarte der Gottlosigkeit und Ketzerey aufgepflanzt,« erklärte ihm Selim den Krieg. Die Janitscharen, erst froh und freudig über das lockende Zauberwort des Krieges, murrten und wurden widerspenstig auf dem langen Wege voll Entbehrungen ins persische Gebiet. »Ist dieß der »Dienst? fragte sie der Sultan; besteht die Unterwürfigkeit in »Worten? Die sich nach Weib und Kind sehnen, sollen nach »Hause ziehen, wir sind nicht bis hieher gekommen, um umzu-

»kehren. Ohne Beschwerden gibts keine Ruhe, und ohne Mühe »wird das Ziel nicht erreicht. Es sollen sich trennen die Weich- »lichen von denen, die mit Schwert und Köcher, mit Seele und »Kopf sich unseren Wegen weihen. Ich lasse von meinem Vor- »satze nicht ab.— Sie folgten ihm alle.« In das Thal von Tschaldiran ließ Schah Ismael die Feinde rücken, und seufzte tief auf über ihre Menge. Hier fochten nun die persischen und osmanischen Männer herzhaft, und den Sieg errangen die letzten nur durch die Ueberlegenheit des Geschützes (23. Aug. 1514). Die Beute im persischen Lager, darunter Ismaels geliebteste Frau, und in der persischen Hauptstadt Tebris, wohin der Marsch ging, war unermeßlich, allein der Sultan verweilte hier, weil er sich nicht sicher glaubte, nur acht Tage, und brach auf, um in den schönen Gegenden der Landschaft Karabagh zu über- wintern. »Als das Heer am Arares stand, empörten sich die »Janitscharen wider den weitern Marsch, laut die Rückkehr in »die Heimat verlangend; auf Lanzen hielten sie dem Sultan »Fetzen vor, und ihre Zügellosigkeit ging so weit, daß sie sein »Zelt mit Speeren und Kugeln ober seinem Haupte durchlöcherten.« Dießmal sah er sich gezwungen, nachzugeben. Die Landschaft Ersendschan betrachtete er als die seinige, und das feste Schloß Baiburd fiel, nachdem er den Begen des Belagerungskorps ge- schrieben hatte: Fällt das Schloß nicht, ehe ich selbst komme, so fallen eure Köpfe. Die Gesandten Ismaels, welche durch Unterhandlungen der geliebten Gemahlin die Freyheit erwirken sollten, kerkerte er ein, und überließ die Theure einem seiner Diener zum Weibe: beyde Handlungen, geradezu gegen alle Satzungen des Islams, der die Rechte der Gesandten zu achten befiehlt, und die Vermählung einer schon Vermählten und nicht Geschiedenen verbietet, wissen selbst osmanische Geschichtschreiber nicht zu entschuldigen.

Drey und zwanzigstes Buch: Syrien erobert. Die Festung Kumach, wegen ihrer vortrefflichen Lage weit be- rühmt, lockte zur Einnahme, und lohnte die Erstürmung (May 1515), weil es eines Theils Ehrensache war, die unter Baje- sid I. erworbene, und durch die Ueberflutung Timurs verlorene, wieder zu gewinnen, andern Theils, weil sie zur Sicherung Er- sendschans und Baiburds unumgänglich nothwendig war. Alaed- dewlet, der Herr Sulkadr's, hatte sich der Hülfe zum persi- schen Feldzuge entschlagen; dafür eilten nun die Janitscharen gegen ihn, und in der Schlacht am Fuße des Kranichberges (Junius 1515) fiel der fürstliche Greis, dessen Haupt als Bey- lage des Siegesberichtes an den Sultan von Aegypten kam, und dessen vier Söhne mit der Freyheit das Leben zugleich verloren.

Das Land wurde dem osmanischen Reiche zugeschlagen. Die Aufstände der Janitscharen hatten den Sultan auf ein Mittel denken lassen, ihres Gehorsams sicherer zu seyn. Er setzte ihnen einen besondern Aga, und diesem gab er einen besonderen Generallieutenant zu, unter dem Titel: Kul Kiaja, d. i. Sklavensachwalter, auf deren Treue er immer zählen konnte; den beyden folgten dann die alten unveränderten Stellen, von denen bis jetzt die höchsten die des Segbanbaschi, d. i. obersten Hundshüters; des Sagardschibaschi, d. i. des obersten Spürhundhüters, des Ssamsundschibaschi, d. i. des obersten Doggenhüters, des Tunadschibaschi, d. i. des obersten Kranichhüters, und des Baschtschausch, d. i. Obersten der Staatsboten, gewesen. Nach diesen kamen die Offiziere der einzelnen Regimenter nach der uralten Einrichtung unter Urchan. Merkwürdig ist, wie (nach dem Geschichtschreiber Aali) Selim mit dem Wesir Piripascha die Vermehrung der Seemacht verabredete. »Wenn solches Skorpionen»gezücht, redete der Despot den Diener an, wie der Papst, die »Franzosen, die Spanier und der Doge von Venedig, mit ihren »Flotten die Meere des Frankenlandes beherrschen, so ist daran »doch bloß meine Nachsicht und deine Trägheit Schuld; deßhalb »will ich nun durchaus, daß eine neue und große Flotte herbey»geschafft werde — In der That, erwiederte Piri, Eure Majestät »gibt mir in voraus zu verstehen, was ich diese Woche bey der »Audienz selbst unterthänigst vorzutragen gesonnen war. Wenn »wir Wesire morgen den gewöhnlichen Vortrag erstatten, geru»hen Allerhöchstdieselben uns insgesammt, insbesondere aber mich, »hart auszuschelten, und uns bis künftiges Frühjahr nicht nur »den Bau eines Arsenals, sondern auch auf unsere Kosten den »Bau von fünfhundert Schiffen allergnädigst anzubefehlen, und »uns auf der Stelle die Wahl eines schicklichen Ortes und den »Beginn der Ausführung ernstlich aufzutragen. Sobald die »Franken dieß hören und vermuthen werden, daß diese Unter»nehmung wider sie gerichtet sey, werden sie sich, noch ehe die »Werften beendigt, und ehe vierzig Galeeren vom Stapel gelau»fen sind, beeilen, Kapitulationen zu erneuern, und Tribute zu »zahlen, und auf diese Weise die Kosten der Unternehmung größ»tentheils decken. Dem Sultan gefiel der Vorschlag Piri's aus»nehmend wohl, und er befolgte denselben im nächsten Diwan.« So entstand das heutige Arsenal, und so wurden die Galeeren vermehrt; allein keine der seefahrenden Nationen beeilte sich, Verträge abzuschließen; bloß Ungern wünschte den Frieden verlängert, und der Fürst der Walachey sicherte sich die Ruhe, indem er eine jährliche Steuer von sechshundert Jünglingen und dreytausend Baneraschen (neunhundert Reichsthalern) zu entrich-

ten verhieß. Außerdem nimmt die verständige Einrichtung Kurdistans durch Biiklü Mohammedpascha und den Kurden und großen Geschichtschreiber Edris die Aufmerksamkeit in Anspruch, weil sie der geographischen Belehrungen viele gibt. Amid (Diarbekr), Bidlis, Hoßnkeif, Saard, Kerkud, im Ganzen fünf und zwanzig kurdische Bege, die als ächte Sunni schon vierzehn Jahre gegen ihre Bezwinger, die Perser, kriegten, huldigten den Osmanen, und Edris nahm Besitz von dem nördlichen Kurdistan, d. i. von dem Lande zwischen Urmia und Malatia. So konnte Biiklü Mohammedpascha einziehen in die herrliche Stadt Amid, die auch Kara Amid heißt, weil alle ihre Mauern aus schwarzer Lawa erbaut sind, und deren Umgebung vom arabischen Stamme Bekr das Land der Bekr, d. i. Diarbekr, genannt wurde, welchen Namen man auf die Stadt selbst, wie Lacedämon auf Sparta, übertrug. Auch die Stadt Mardin ergab sich, doch viel später erst das gleichnamige Schloß, eine der stärksten Festungen des ganzen Orients, welche von dem halsstarrigen Volke der Marder, die der persische Arsaces V. hieher verpflanzt hatte, ihren Namen gewann. »Nirgends im »ganzen osmanischen Reiche wohnen so viele und so weit getrennte »Religionspartenen so enge und so friedlich beysammen, als in »Mardin; Sunni, Schii, katholische und schismatische Armenier, »griechische, jakobitische und Joanneschristen, Chaldäer und Ju»den, Schemsi, Gebern und Jesidis, d. i. Sonne-, Feuer»und Teufelsverehrer.« Dem Beyspiele Mardins folgten die »Städte Sindschar, Nissibin, Dara, Miafarakain und Dschesirei Omar mit den um dieselben in Horden ziehenden Stämmen der Ruscheni, Hariri, Sindschari, Ssatschlii, Dschesirewi, und mit den arabischen der Mewali. Noch gewann Biiklü Mohammedpascha die Städte Mossul, von welcher die Musseline ihren Namen, wie die Baldachine von Bagdad haben, Roha oder Orfa (das alte berühmte Edessa oder Kallirhoe), Rakka (Nicephorium); Harran (Carra zwischen Orfa und Nissibin, wo Abraham sich niederließ, als er von Ur kam, und wo Crassus die schimpfliche Niederlage erlitt). »Noch hat kein Bibelforscher die Hügel von »Harran und die Ebene von Senaar und die Denkmale des alten »Sabäismus in den Ruinen des Tempels des Mondes und der »Säule hinter Singara besucht.« Klugerweise wurden nur mit Veränderungen, welche die Sitten und der Charakter nothwendig machten, die osmanischen Staatseinrichtungen auf die Gebiete von Diarbekr, Mossul und Roha übertragen; denn das Volk der Kurden (Korduenen, Karduchen, Kadusier, Kyrten), dessen Sprache auf indische oder ostmedische Abstammung zeigt,

dessen Zahl auf zwey und siebzig Stämme angegeben wird, und sich durch das ganze nördliche Mesopotamien bis an die Grenze Armeniens, an die Seen von Wan und Achlath bis an den Murad, den östlichen Arm des Euphrats, und bis an Musch, das alte Moxoene erstreckt, hat in seinen schwer zu erobernden Gebirgen immer den alten Muth, die alte Gesinnung beybehalten, und immer, wenn die Zügel oberherrlicher Regierung seiner Meinung nach zu straff angezogen wurden, seine wilde, räuberische Freyheit behauptet.

Vier und zwanzigstes Buch: Aegypten erobert. Der Krieg zwischen Persien und den Osmanen konnte nicht geführt werden, ohne dem Beherrscher Syriens bedenklich zu werden, welches Land, seit die Kreuzfahrer die letzte Scholle verloren hatten, dem Mamluken-Sultan von Aegypten gehorchte. Schon in frühern Tagen waren zwischen Osmanen und Aegyptern, wegen Karaman und Sulkadr, Zwiste gewesen, die nun in harten Krieg ausbrachen, weil Sultan Ghawri den Persern hold war, und Sultan Selim die Obhut der heiligen Städte Mekka und Medina heftig wünschte. Jener stellte bey Haleb auf der Wiese Dabik die drey Klassen seines Heeres auf. »Die ersten »und edelsten waren die Mamluken, oder eigentliche Leib»eigene vom schönsten tscherkassischen Blute; die zweyten Dschel»ban, d. i. die Geschleppten, waren größtentheils abyssinische »Sklaven, deren Räuber und Verkäufer auf den Märkten Ae»gyptens noch heute Dschellab heißen: die dritte und unterste »Klasse, die Karanisse oder Korsan, das niedrigste Gemisch »aus Söldlingen.« Unglücklicher Weise herrschte sowohl unter diesen Klassen als unter den Begen Mißtrauen und böser Wille, und die Schlacht (Aug. 1516) entschied sich bald durch das Uebergewicht des Geschützes für die Osmanen. Sultan Ghawri kam um, und die Belohnung des Sieges war der Schatz seines Zeltes von zweyhundert Centnern Silbers und hundert Centnern Goldes, der Erwerb Halebs, wo sich eine Million Dukaten und dreytausend Kleider von reichem Stoffe vorfanden, und die Unterwerfung von ganz Syrien. Ungehindert zog Selim, Huldigungen empfangend und Statthalterschaften austheilend, nach Hama, Emessa, Damaskus (der Paradiesduftenden), wo er die Monumente früherer ruhmreicher Fürsten, welche den großen und kleinen heiligen Krieg, d. i. die Wissenschaften und Waffen, geliebt, anstaunte, und die kostbare Moschee der Söhne Ommias voll Andacht besuchte. »Es war in dieser Moschee, daß Ebu »Dürda, einer der Jünger des Propheten und erster Leser des »Korans, auf die, heute nach Lancaster genannte, uralte Me»thode, nach welcher ein Schüler den andern oder mehrere lehrt,

»immer sechzehnhundert Gläubige zugleich im Lesen des Korans un-»terrichtete.« Der neugewählte Mamluken-Sultan Tumanbai, ein tapferer und redlicher Herr, verschmähte den Frieden, den er durch Anerkennung osmanischer Oberherrschaft erkaufen sollte. Auch in der Schlacht unweit Ghasa (Okt. 1516) siegten die Osmanen, und die Städte Ssafed, Tiberias, Nablus, Jerusalem und Hebron huldigten. Wieder durch die Ueberlegenheit des Geschützes und durch Verräther wurde die dritte Schlacht bey Ridania (Jänner 1517) gewonnen, und darauf die Stadt Kairo eingenommen, »in welcher die Mam-»luken von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus den tapfersten »Widerstand leisteten. Auf Chairbegs, des Verräthers, Vor-»schlag, ließ Selim allgemeine Begnadigung der Mamluken aus-»rufen; achthundert der vornehmsten lieferten sich selbst, oder »wurden von den Einwohnern auf das Wort des Sultans einge-»liefert, der sie alle auf dem Platze vom Romeila enthaupten »ließ. Hierauf begann das allgemeine Blutbad, ein Gräuel, »wie die Eroberungsscenen Timurs. Die Leichen von funfzig-»tausend Erschlagenen waren in den engen Gassen der Stadt »aufgehäuft.« Die ritterliche Tapferkeit der Mamluken verlängerte wohl den Krieg, sie vermochte aber nicht, weil durch innern Zwist und Verrath der Nerv ihrer Wirksamkeit gebunden war, die Unterjochung des Landes abzuwehren. Der Sultan Tumanbai, von seinem Gastfreunde verrathen, kam, wie viele andere tapfere Degen, in Selims Hände, der durch ihre ritterlichen Sitten und freymüthigen Gespräche zur Bewunderung gezwungen, sie Anfangs großmüthig behandelte. Eingedenk des arabischen Sprichworts: der Mann liege unter seiner Zunge verborgen, fragte er den tapfern Schadibeg.: »Wie hast du die »Welt gefunden? — Wie etwas, das nichts werth ist. — Warum »hast du denn für etwas nichts werthes so viele Kriege gewagt? — »Nicht für die Welt, sondern nach dem Koran und der Sunna, »denn in der Schrift stehet: Rüstet euch wider den, der »sich wider euch rüstet, und der Prophet sagt: Wer für »seine Habe und sein Haus streitet, stirbt als Mar-»tyr; aber vermög welchen Rechtes greift ihr unsere Ehre und »Familie an? — Vermög des Fetwas der Gesetzgelehrten bin ich »wider euch Dränger ausgezogen, die ihr nach Muthwillen Sul-»tane ein- und absetzt, einkerkert oder tödtet. — Das ist Ver-»läumdung, dreyßig Jahre lang haben wir dem Sultan Esch-»ref Kaitbai gehorcht, und seinen Sohn nur deßhalb getödtet, »weil er mit Hintansetzung des Gesetzes ein öffentliches Unglück »war, das gehoben werden mußte. — Es geschah Gottes Wille; »alles Lebens Ende ist der Tod; die Welt bleibt euch so wenig

»als uns. Gott sprach zu seinem Propheten: Du bist Aas, »und sie sind Aas, und am jüngsten Tage werdet »ihr euch vor eurem Herrn anfeinden. Selim befahl, »auch den Schadibeg in ehrenvoller Hut zu halten« Die Großmuth war indessen von kurzer Dauer; denn als Selim bald hernach auf der Straße den von Verräthern bestellten Ruf hörte Gott verleihe Sieg dem Sultan Tumanbai, mußte dieser menschenfreundliche und gerechte Fürst des schmählichsten Todes sterben; er wurde am Thore Suweila aufgehängt. Als neuer Sultan von Aegypten hatte Selim die Schutz- und Hoheitsrechte der beyden heiligen Städte übernommen, und von dem Scherif von Mekka die Schlüssel der Kaaba in einem silbernen Becken überreicht erhalten. Obwohl schon Bajesid II. nach Mekka jährlich die ansehnliche Summe von vierzehntausend Dukaten gesendet hatte, verdoppelte Selim dieses Geschenk, und bestätigte außerdem die gewöhnlichen Geschenke der ägyptischen Sultane. Dahin gehört die jährliche Sendung, durch welche für den Unterhalt der Scheiche und Armen von Mekka und Medina gesorgt wird. »Jedem der Scherife gab er fünfhundert, jedem der Scheiche »sechs, jedem der vorzüglichsten Bürger drey, jedem der Armen »einen Dukaten. Die Gesammtsumme belief sich auf zweymal»hunderttausend Dukaten nebst fünftausend Erdeb Getreide und »Reiß für Mekka, und zweytausend für Medina.« Der Sieger konnte so freygebig seyn; denn tausend Kamehle, mit Gold und Silber belastet, trugen die Beute des ägyptischen Raubzuges nach Europa; Venedig beeilte sich, den jährlichen Zins von achttausend Dukaten für Cypern, den es den jedesmaligen Herrschern Aegyptens bezahlte, dem Eroberer zu entrichten, und aus Spanien erschien ein Gesandter, um gegen Entrichtung der an die Sultane der Mamluken bezahlten jährlichen Summe die Bestätigung der Freyheiten der Kirche des heiligen Grabes und der Pilger zu erhalten. Die Ausrüstung einer furchtbaren Flotte, wahrscheinlich gegen Rhodus, zu vollenden, war dem Bezwinger Aegyptens und des größten Theils von Kurdistan und Mesopotamien nicht mehr vergönnt; der Tod, den er ahnete, ereilte ihn (15. Sept. 1520) auf der Reise von Konstantinopel nach Adrianopel, an dem Orte, wo er dem Vater die Schlacht geliefert, welche diesem in ihren Folgen den Thron gekostet hatte.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Selim, der gern den Tag in Waffenübungen und auf der Jagd, die Nacht in Lesung von Geschichten und mystischen Gedichten zubrachte, nur dadurch das Reich so sehr vergrößerte, daß er seine Diener zu den verwegensten Unternehmungen durch die Heftigkeit und Unbeugsamkeit seines Willens aufstachelte: sieben Wesire allein ließ er (von 1512

bis 1520) hinrichten, und es wurde eine ganz gewöhnliche Verwünschung: »Mögest du Sultan Selims Wesir seyn.« »Der Großwesir Piripascha, ein eben so rechtlicher als frey»müthiger Mann, hatte den Muth, dem Sultan eines Tages »halb im Scherze und halb im Ernste zu sagen: Mein Padischah, »ich weiß, daß du doch zuletzt unter einem Vorwande mich, dei»nen Sklaven, umbringen wirst; könntest du mir nicht wenig»stens einen freyen Tag zuvor schenken, um meine Rechnung mit »dieser und der andern Welt in Ordnung zu bringen. — Der »Sultan mußte über diese wohlgegründete Furcht sehr lachen, »und antwortete: Seit langem führe ich das wirklich im Sinne, »aber ich habe niemanden an deine Stelle zu setzen, welcher das »Großwesirthum gehörig verwalte, sonst wäre es ein Leichtes, »deinem Wunsche zu willfahren.« — Bloß die Janitscharen und die Gelehrten waren sicher vor den Ausbrüchen seiner Leidenschaften; an jenen konnte, an diesen wollte er nicht seinen Unmuth auslassen. Der Mufti Dschemali hielt ihn manchmal durch freymüthige und gewagte Reden von den Ausbrüchen des rohesten Fanatismus zurück, nach welchem er glaubte, es sey erlaubt, zwey Drittel der Bewohner der Welt todt zu schlagen zum Besten des überlebenden Drittels, und wenn Dschemali es nicht immer vermochte, milderte er wenigstens die traurigen Folgen. Als Selim befohlen hatte, alle christlichen Kirchen in Moscheen zu verwandeln, allen Gottesdienst zu verbieten, und wider alle Christen, die sich nicht zum Islam bekehren würden, die Todesstrafe zu verhängen, bat der Patriarch zu Konstantinopel, auf des Mufti heimlichen Rath, um eine gesetzliche Tagsatzung vor dem Sultan, und berief sich bey derselben auf den feyerlichen Vertrag Mohammeds, in welchem zugesagt war: die Kirchen nicht in Moscheen zu verwandeln, der Ausübung des Kultus kein Hinderniß in den Weg zu legen, die öffentliche Feyer des Osterfestes zu gestatten. Die Urkunde des Vertrages war verbrannt, aber — so viel galt Manneszeugniß — drey alte Janitscharen, welche vor fünf und sechzig Jahren der Eroberung Konstantinopels beygewohnt, bezeugten diese drey Punkte. Selim, zugleich an den Ausspruch des Korans erinnert, welcher gewaltsame Bekehrung verbietet, milderte in so weit die Verordnung, daß er befahl, die zu Konstantinopel befindlichen Kirchen in Moscheen zu verwandeln, unbeschadet der Freyheit, andere aus Holz zu bauen, und die verfallenen auszubessern.

Dritter Band. Von Suleimans I. Thronbesteigung bis auf Selims II. Tod (1520 — 1574).

Fünf und zwanzigstes Buch: Suleiman erobert Belgrad und Rhodus. Kaum hatte Suleiman I.

den Thron bestiegen, und erhöhte Geschenke an die Janitscharen vertheilt, so sprach er auch durch Handlungen strenger Gerechtigkeitsliebe und wohlthätiger Großmuth die Grundsätze aus, nach denen er seine ganze Herrschaft regeln wollte. Die Empörung des Statthalters von Syrien, Ghasali, wurde schnell gedämpft, und der junge Sultan zog mit dem Heere nach Ungern, wo sein Gesandter, der Tribut gefordert hatte, war erschlagen worden. Das Glück lächelte dem neuen Herrscher; Sabacz und das Bollwerk der Christenheit, Belgrad, fielen nach wackerer Vertheidigung, und Siegesboten eilten auch nach Venedig, das mit Suleiman einen Vertrag schloß (1521), dessen Daseyn noch allen Geschichtschreibern der Republik entgangen ist, und worin es für Cypern 10,000 und für Zante 500 Dukaten jährlichen Tributs versprach, und fürsichtig die andern Verhältnisse ordnete. Die Nothwendigkeit, unbelästigte Seefahrt nach Aegypten und den heiligen Oertern zu haben, reizte zur Eroberung von Rhodus, das rühmlich vertheidigt, sich auf Bedingungen ergab, welche nicht genau gehalten wurden, und der verdrängte Orden wanderte mit seinem greisen und tapfern Großmeister Villiers de l'Isle Adam nach Europa. Die Empörung Aegyptens durch den zurückgesetzten Wesir Ahmedpascha hätte bedenkliche Folgen haben können, wäre sie nicht mit vielem Glücke im Keime erstickt worden, und bey der neuen Organisirung des Landes tritt der Günstling des Sultans, Ibrahim, der Sohn eines griechischen Schiffers von Parga, den viel natürliche Anmuth und große Talente auszeichneten, mit einem Glanze und einer Unbeschränktheit auf, welche auf die innigste Liebe seines Gebieters schließen lassen, der ihm kurz zuvor seine Schwester mit bisher ungesehener Pracht zur Gemahlin gegeben hatte.

Sechs und zwanzigstes Buch: Ungrischer Krieg. Während Suleiman zu Adrianopel mit 40- bis 50,000 Reitern nach Timurs Vorbilde den Vergnügungen der Jagd sich hingab, zürnten die Janitscharen ob des Verzugs der Geschäfte, und als der Sultan erschien, und drey von den Rädelsführern mit eigener Hand tödtete, richteten die anderen ihre Bogen auf ihn, so daß er sich zurückziehen mußte. Zweymalhunderttausend Dukaten beschwichtigten den Aufruhr, allein es schien zugleich räthlich, die Meuterer durch Kriege zu beschäftigen. Mit den Persern und Ungern allein war unter Suleiman noch kein Friede geschlossen worden, man begnügte sich, an den Schah bloß ein unanständiges Schreiben zu erlassen, aber gegen diese rüstete man sich ernstlich. Der erste französische Gesandte an der Pforte 1525 — von dem zwar Flassan nichts weiß, dessen Bemühungen aber osmanische und venetianische Quellen genau ange-

ben — feuerte an zu diesem Kriege, und die Ungern waren lässig gewesen, Frieden zu schließen, ehe sie nicht 80,000 Dukaten Subsidien von Venedig erhalten hätten, auch rechneten sie allzusehr auf ihre Kraft, seit der kriegerische Bischof Paul Toromeus in Syrmien gesiegt (1524), und der Graf Christoph Frangipan die Türken bey Jaicza so geschlagen, daß ihm K. Ludwig den Titel eines Beschützers von Dalmatien und Kroatien beylegte. Mit mehr als 100,000 Mann und 300 Kanonen brach Suleiman auf; Peterwardein und die syrmischen Schlösser fielen, Essek verbrannte. Die Schlacht bey Mohacs (28. August 1526) und ihre unseligen Folgen sind weltbekannt. Die Schlüssel von Ofen wurden entgegengetragen, zu Pesth den aufwartenden ungrischen Großen Johann Zapolya als König versprochen; die Einwohner von Fünfkirchen, ungeachtet sie sich ergeben, getödtet, und überall so durch Brand und Schwert gewüstet, daß die Summe von 200,000 Seelen, die Ungern in diesem Feldzuge verloren, nicht zu hoch angeschlagen scheint. Die vorgerückte Jahreszeit rieth zum Rückzug, und Empörnngen, welche in Asien ausgebrochen, nahmen des Sultans Aufmerksamkeit zuvörderst in Anspruch. In Itschil (Cilicien) hatte die angeordnete Landesbeschreibung, weil sie schonungslos war vorgenommen worden, die Stämme so aufgeregt, daß nur bedeutende Streitkräfte ihre Unruhe unterdrücken konnten, ja die Empörung in Karaman zu dämpfen, mußte der Großwesir selbst herbeyeilen. Während dieser Zeit kamen zum Gewinne Jaicza's, Banjaluka und viele bosnische, kroatische und slavonische Schlösser, und Hieronymus Laszky, der Abgesandte Zapolya's, wußte es durchzusetzen, daß sein Herr als König von Ungern erkannt, und die Forderung jährlichen Tributes in jährliche Gesandtschaft mit freywilligen Geschenken verwandelt wurde; denn Ungern sahen die Osmanen als ihr Eigenthum an, und betrachteten es nur als dem Emporkömmling Zapolya geliehen. »Wir haben, sagte der Großwesir zu Laszky, »den König erschlagen, seine Königsburg eingenommen, in der»selben gegessen und geschlafen, das Reich ist unser. Thöricht »sagt man, die Könige seyen Könige durch die Krone. Nicht »das Gold, nicht die Edelsteine herrschen, sondern das Eisen, »und der Säbel verbürgt den Gehorsam. Wisse, daß wir schär»fere Klauen haben, als die Falken; wo wir unsere Hände ein»mal hingelegt, davon ziehen wir sie nicht ab, es sey denn, daß »man sie uns abhaue; aber so muß es seyn.« Zugleich erlaubte der Sprecher, daß der gekrönte ungrische König ihn als jüngern Bruder betrachten und behandeln dürfe. Dagegen hatten die Gesandten K. Ferdinands, welche Frieden oder Waffenruhe und die Zurückgabe der Eroberungen suchten, einen desto unfreundli-

cheren Empfang; sie mußten den Vorwurf des Mordes hören, der an einem türkischen Gesandten an K. Ludwigs Hofe war verübt worden, und erhielten mit wenig verhüllter Kriegsankündigung ihren Abschied. Schnell brach auch der Sultan auf, Zapolya eilte herbey, ihm zu Mohacs huldigend die Hand zu küssen, und nach der Einnahme Ofens seine feyerliche Einsetzung auf den Thron der Arpaden als türkischer Diener von einem untergeordneten türkischen Offiziere zu erlangen. Wien, schwach befestigt, und von 16,000 wackern Männern verschiedener Nation gegen 120,000 Mann unerschrocken vertheidigt, schlug vom 27. Sept. bis 14. Oktober 1529 muthig alle Stürme ab, bis auf die Vorstellung der Wege wegen Kälte und wegen Mangels an Lebensmitteln, und nicht durch den Verrath des Großwesirs, wie gleichzeitige und spätere Historiker (Robertson) vorgeben, der Rückzug beschlossen wurde, dessen Beschwerlichkeit eine Menge Leute dahinraffte.

Sieben und zwanzigstes Buch: Ungrischer Krieg und Frieden. Den wenig ehrenvollen Rückzug in den Augen der Nation als recht glänzend beendigt darzustellen, gab Suleiman das Beschneidungsfest seiner drey Söhne mit einer Pracht, die bis dahin ungesehen war, und volle ein und zwanzig Tage dauerte. Die Botschafter König Ferdinands, der muthige Ritter Niklas Jurischitz und der Graf Joseph von Lamberg, die bald darauf um den Frieden zu werben anlangten (1531), konnten so wenig ihr Ziel erreichen, daß die Osmanen vielmehr die Gottschee des Krainerlandes und das Land zwischen der Wag und Neutra durchplünderten, selbst die Güter der Freunde Zapolya's ausraubten, und vor dessen weinenden Augen zehntausend Ungern als Sklaven fortschleppten. Da Suleimans Stolz Ferdinanden nicht als König, sondern bloß als Statthalter des Königs von Spanien anerkannte, und auch diesem den deutschen Kaisertitel verweigerte, so galt der neue Feldzug (1532) Kaiser Karl V. Viele Schlösser und Städte fielen, unter diesen Stein am Anger und Oedenburg; in Güns schlug der kluge und unerschrockene N. Jurischitz alle Stürme Suleimans ab, und rettete, nachdem alle Vertheidigungsmittel erschöpft, durch eine scheinbare Huldigung diese kleine Stadt. Wegen Mangels an Lebensmitteln, und weil Karl V. mit einem großen Heere erschien, dachte man auf den Rückzug. Eine Abtheilung, die unter Kasim bis über die Enns schweifend geplündert hatte, fand rückkehrend in den Badner Thalschluchten und Wäldern durch die Reichstruppen und das Landvolk ihre Vernichtung; der Hauptstamm wendete sich nach der Steyermark, und kam auf Wegen, die, wie Suleimans Tagebuch sagt, mühselig waren wie das jüngste Gericht,

längs der Mur bis Grätz, setzte über die Drau, und eilte durch Slavonien nach Hause, reich an Beute; denn man zählte allein dreyßigtausend Sklaven; aber nicht ohne bedeutenden Verlust, welchen die schlechte Witterung und die Beunruhigungen auf dem Marsche veranlaßt hatten. Das Glück dieses Jahres war so wenig den Erwartungen entgegengekommen (denn Karls Admiral, Andreas Doria, hatte auch auf kurze Zeit die Stadt Koron genommen), daß Suleiman Karln als ebenbürtig erkannte, erst einen Waffenstillstand einging, endlich zum Frieden sich geneigt erklärte, nachdem K. Ferdinand auf Verlangen die (freylich nur falschen) Schlüssel von Gran als Zeichen der Huldigung übersandt hatte, die aber aus Großmuth nicht angenommen wurden. Merkwürdig bleibt es, daß dieser erste Friede (23. Juny 1533) nicht auf eine bestimmte Zeit von Jahren, sondern auf so lange, als K. Ferdinand ihn halten würde, geschlossen ward: eine Zusicherung, welche dem Völkerrechte des Islam stark zuwider lief, und in der Folge vielfach bestritten wurde. Der Padischah erkannte den K. Ferdinand zwar nicht als seines Gleichen, wohl aber als seinen Sohn, mit dem er unter diesem Titel in eine Art von Gütergemeinschaft rücksichtlich des Königreichs Ungern trete, und versprach gut zu heißen, was dieser mit dem Gegenkönig Zapolya festsetzen würde.

Acht und zwanzigstes Buch: Persischer Feldzug. Chaireddin. Der Chan von Bidlis war zum Schah, dagegen der Statthalter von Aserbeidschan zu Suleiman übergegangen, was einen Krieg zwischen der Türkey und Persien herbeyführte (1533 — 1555), dem Suleiman um so begieriger oblag, seit ihm der persische Statthalter von Bagdad die Schlüssel dieser Stadt zugeschickt hatte. Durch Verrath fielen die Festungen am See Ardschisch (schon bey Ptolemäus Arsissa, bey den Abendländern See von Wan genannt); selbst die starke Festung Wan ergab sich, und nach beschwerlichen Märschen hielt der Großwesir seinen Einzug in der feindlichen Residenz Tebris, die er trotz dem Fetwa vor allgemeiner Plünderung und Niedermetzlung der Ketzer schützte. Hier stieß mit einem frischen Heere der Sultan selbst zu ihm, und durch unwegsame Gebirge und in der vorgerückten Jahreszeit ging der Marsch nach Bagdad, das vertheidigungslos fiel (Dezember 1534), und sogleich in den osmanischen Herrschertitel aufgenommen wurde. Der Krieg fand indessen eine Unterbrechung, und mit Frankreich kam der erste Handelsvertrag zu Stande (1536, nicht 1535, wie Flassan angibt), in welchem den französischen Konsuln in bürgerlichen Streitigkeiten unbeschränkte Gerichtsbarkeit über ihre Landsleute zugestanden, in Kriminalfällen ihre Mitwirkung gesichert, auch jedem Franzosen

das Recht, Testamente zu machen, eingeräumt, und festgesetzt wurde, daß alle Sklaven freygegeben, und künftighin die Kriegsgefangenen nicht mehr als Sklaven zurückbehalten werden sollten. Bald darauf (15. März 1536) fand der allmächtige Günstling, der Großwesir Ibrahim, den Suleiman wie einen Bruder liebte, mit dem er unter traulichen Gesprächen oft das Bett getheilt hatte, und der auch sein größter Staatsmann war, in den Gemächern des Serai seinen gewaltsamen Tod, wahrscheinlich weil er in ehrgeizigen Entwürfen zu kühn, nach persischer Sitte den Titel Sultan angenommen, vielleicht auch aus andern Ursachen, die sich mehr vermuthen als erweisen lassen. Eines rumelischen Sipahi zwey Söhne Urudsch (nicht Horuk) und Chisr (nachmals Chaireddin, d. i. Glaubensgut, Barbarossa genannt, nicht Schereddin, d. i. Glaubensübel, wie Eichhorn will), standen als kühne und glückliche Seeräuber zuerst im Dienste des Sultans von Tunis, und begaben sich später in osmanische Abhängigkeit. Dem Chaireddin glückte es, Herr von Algier zu werden nach dem Morde des letzten Beherrschers Selim, jedoch behielt er die Majestätsrechte der Münze und des Kanzelgebetes seinem Oberherrn, dem Sultan der Osmanen, vor. Er fiel Spaniern, Franzosen (vor ihrem Handelsvertrage mit Suleiman) und Italienern gleich lästig, und seine erstaunenswerthe Schnelligkeit und Thatkraft hielt einen guten Theil der Nordküste Afrika's in beständigem Athem. Er entführte 70,000 Mauren aus Spanien, und auf dem ganzen Mittelmeere flößte ihm nur ein Name Achtung ein, der des Andreas Doria. Den Herrn von Tunis entthronte er, und hier geschah es, daß Kaiser Karl V. sich des Verjagten annahm, den kühnen Häuptling züchtigte, Halkolwad oder Goletta (d. i. in beyden Sprachen Kehlenschlund) erstürmte, in Tunis und in der Umgegend 30,000 Christensklaven befreyte, wogegen aber freylich seine wüthenden Soldaten Tunis durch mehrere Tage plünderten, und dreyßigtausend Bewohner ermordeten. Der verdrängte Herrscher wurde wieder eingesetzt; allein es ist bekannt, wie wenig die Folgezeit den großen Anstrengungen Karls entsprach.

Neun und zwanzigstes Buch: Krieg mit Venedig, der Moldau und Arabien. Mit des Großwesirs Ibrahim Tode erlosch der vier und dreyßigjährige Friede mit Venedig, weil Chaireddin, vom Seekriege große Beute erwartend, auf jede Veranlassung dazu begierig lauerte. Die letzte war die Mißhandlung eines türkischen Botschafters auf dem Wege nach Venedig. Die Osmanen verheerten, aber eroberten nicht die den Venetianern gehörige Insel Korfu, auch gelang es ihnen nicht, Napoli di Romania einzunehmen; dagegen kamen durch die

Thätigkeit Chaireddins, der das hohe Vergnügen genoß, die vereinte christliche Flotte und den würdigen Gegner Doria in der Seeschlacht bey Prevesa zu besiegen (1538), und das verlorene Castelnuovo in Dalmatien wieder zu erobern, in ihre Gewalt die Inseln Skyros, Patmos, Aegina, Paros, Antiparos, Nios, Stampalia. Der Friede mit Venedig (1539) sicherte ihnen nicht bloß den Besitz der genannten Inseln, sondern er gab ihnen noch Malvasia und Napoli in Morea und dreyßigtausend Dukaten Kriegsentschädigung. — Ungeachtet des Friedens mit K. Ferdinand gab es beständig kleinen Krieg um die Grenzschlösser, und der österreichische Feldherr Katzianer (den Cantemir Cophan nennt, mit dem naiven Zusatze: on ne peut découvrir qui ce pouvoit être!) mußte sich, weil er höchst ungeschickt seinem Amte vorstand, in Slavonien zurückziehen, und das kleine Heer von Tyrolern, Kärntnern, Oesterreichern, Böhmen, das er eidbrüchig im Stiche ließ, erlitt tapfer fechtend unter dem Grafen Lodron eine gänzliche Niederlage auf dem Wege nach Valpo. Katzianer, dessen später angesponnene Verrätherey türkische Quellen über jeden Zweifel erheben, fand in der Folge ein seiner würdiges Ende. — Die Moldau, seit 1516 unter osmanischem Schutze, war seit Suleimans Zuge nach Wien (1529) in größere Unterwürfigkeit gekommen. In einem Diplome wurde festgesetzt, daß der Fürst jedesmal durch die Bojaren gewählt, und vom Sultan bestätigt werden, daß die Bojaren alljährlich viertausend Dukaten, vierzig Stuten und vier und zwanzig Füllen als Geschenke darbringen sollen. Indessen hatte der Fürst Peter Raresch Suleimans Ungnade auf sich geladen, und in dem Feldzuge, den dieser gewaltige Herrscher nach der Moldau machte (1538), verlor jener nicht nur seinen Fürstenstuhl und seine großen Schätze zu Zucsawa, sondern der neue Fürst Stephan, des Vorigen Bruder, mußte noch versprechen, alle zwey Jahre selbst den Tribut zu bringen, die Festung Kili aufzubauen, Akkermann zu befestigen, und so viel Land abzutreten, daß ein neues Sandschak (das von Akkermann und Kili) konnte errichtet werden. — Der Statthalter von Aegypten, der kühne Verschnittene, Suleimanpascha, hatte im Jahre 1529 angefangen, im Hafen von Sues Schiffe zu bauen. Die Zeit, davon Gebrauch zu machen, schien gekommen, als der Fürstensohn von Dehli, Burhanbeg, flüchtig vor der Uebermacht des mongolischen Kaisers Humajun, und als der Gesandte des Fürsten von Gudschurat um Hülfe bittend gegen die Portugiesen, welche Diu eingenommen, an der hohen Pforte erschienen. Diu ward zwar vergeblich belagert, allein der achtzigjährige Suleimanpascha erwarb sich, indem er die Fürsten von Aden und Sebid aufknüpfen ließ, und

Jemen als Statthalterschaft zur Verfügung seines Herrn stellte, den stolzen Titel eines Eroberers von Arabien (1538—1539).

Dreyßigstes Buch: Ungrischer Krieg. Dieses Buch ist eines der wichtigsten in dieser ganzen Geschichte, durch die Aufdeckung der Unterhandlungen, welche bisher unbekannt waren. K. Ferdinand hatte durch seine Gesandten darauf gedrungen, daß der geschlossene Friede genau vollzogen, daß ihm das Heiratsgut der Königin Maria gegeben, an den Grenzen den Streifereyen Einhalt gethan, und nach Zapolya's Tode (1540) ihm dessen ungrische Besitzungen gegen ein jährliches Geschenk überlassen werden. Allein der Sultan, erbittert über den Vertrag, welchen Ferdinand und Zapolya (1536) geschlossen hatten, vermöge dessen ganz Ungern nach des Nebenbuhlers Tod an Ferdinand fallen sollte, und noch mehr aufgeregt, nachdem, seit dieser wirklich erfolgte, die Oesterreicher Waitzen, Wissegrad, Stuhlweissenburg erobert hatten, schrie den Laszky, der nun Ferdinands Gesandter war, und diese Schritte entschuldigte, weil sie ja nicht Kroatien oder andere Länder des Sultans beträfen, zürnend an: »Hast du deinem Herrn gesagt, daß Ungern mein Reich sey, was kommt er in dasselbe?« und rüstete sich zum Kriege (1541—1547), nachdem er dem eben gebornen Sohne Zapolya's als tributpflichtigem Schutzgenossen das Diplom königlicher Würde ausgefertigt. Er nahm jedoch Ofen am Jahrestage der Mohacser Schlacht (28. August 1541) für sich, weihte die Kirche U. L. Frauen durch das Kanzelgebet zur Moschee, und führte türkische Verwaltung ein: alles, wie er vorgab, nur bis zur Großjährigkeit des jungen Zapolya, dem er indessen unter der Vormundschaft von Martinuzzi und Petrovich das Sandschak Siebenbürgen gab; zugleich zwang er die verwitwete Königin, auf ihrem Schlosse Lippa den Verlust des Thrones zu beweinen. Ferdinands Gesandte machten geltend: ihr Herr habe die Waffen ergriffen, sein durch Erbvertrag mit Zapolya auf Ungern gesichertes Recht geltend zu machen, keineswegs wider Suleiman, dem er für Ungerns ruhigen Besitz jährlich zahlen wolle, was recht und billig. Sie erhielten bloß zur Antwort: »Ungern habe Suleiman durch Waffengewalt in Besitz genommen: Gran, Tata, Wissegrad und Stuhlweissenburg müssen zurückgegeben werden, in welchem Falle schriftlicher Vertrag gewährt werden solle.« Ein neuer Gesandter K. Ferdinands, Tranquillus Andronicus, der, auf sicheres Geleite vertrauend, gekommen war, und von der Freygebigkeit Suleimans Ungern gegen ein jährliches Geschenk erbat, erhielt nebst abschlägiger Antwort noch die Erklärung: »daß die hohe Pforte offen stehe allen, die da kommen, etwas an derselben zu suchen, seyen es Freunde, seyen

es Feinde; aber nicht, daß sie auch wieder gehen mögen.« Pesth wurde durch 80,000 Mann für K. Ferdinand vergeblich belagert (1542), weil zwiespältiger Rath alle Einigung verhinderte. Dagegen fielen, als Suleiman auszog, viele ungrische Oerter, weil der hingebendste Gehorsam alle Kräfte einte und verstärkte; Fünfkirchen, Siklos, Gran, dessen Dom Suleiman durch das Freytagsgebet zur Moschee einweihte, und Tata (Dotis) ergaben sich; Stuhlweißenburg wurde erobert, und die Einwohner größtentheils getödtet. In des Sultans Abwesenheit kamen in seine Gewalt (1544) Wissegrad und Neograd und der Defterdar (Kammerpräsident). Chalil richtete das Steuerregister der zwölf ungrischen Sandschake ein (1545). »Diese waren »für jetzt: Ofen, Gran, Stuhlweißenburg, Mohacs, Fünfkir»chen, Siklos, Neograd, Hatwan, Szexard, Weszprim, Sze»gedin, Schimontornya; dazu wurden aber nach Dschelalsade's »statistischer Uebersicht auch das slavonische Poschega, Semendra »und Syrmien und das servische Weldschterin geschlagen; erst »unter den folgenden Regierungen Murads III. und Moham»meds III. kamen auch Szigeth, Kanischa, Erlau und Raab »dazu; das Banat und ein Theil Siebenbürgens machten eine »besondere Statthalterschaft (Temeswar) aus, wie Bosnien, »welches aus den Sandschaken Swornik, Bosnia, Kirka, Klis »und Hersek bestand.« Chalil durchwühlte zu Stuhlweißenburg die Gruft der Könige, und »beraubte die fürstlichen Leichen der »Kronen, der Zepter, des Reichsapfels und alles andern golde»nen, silbernen und Juwelengeschmeides, das er mit großer Ge»nauigkeit dem Fiskus verrechnete. Den Leichnam des Türken»königs übergab er dem Stadtrichter mit den Worten: dieser ist »einer von euern Göttern, und der Stadtrichter bestattete den»selben in der Kirche St. Michael der Vorstadt in neuem Sarge.« Den unabläßigen mühevollen Versuchen K. Ferdinands und K. Karl gelang es endlich, zuerst einen Waffenstillstand, und ungeachtet dieser oft durch Streifzüge der Türken verletzt wurde, und die Wesire diese Handlungen als nicht verletzend erkannten, endlich einen Frieden auf fünf Jahre abzuschließen (19. Juny 1547), gegen die Erlegung eines jährlichen Ehrengeschenkes von 30,000 Dukaten, welches die Osmanen sofort Tribut nannten.

Ein und dreyßigstes Buch: Ungrischer, persischer Krieg, Prinzenmord. Der Abschluß des ungrischen Friedens war beschleunigt worden, weil Elkaß Mirsa, der Bruder des Schahs von Persien, Hülfe suchend an der hohen Pforte erschienen war, und weil die einflußreiche Sultanin Churrem, d. i. die Fröhliche, ihrem Eidam, dem Großwesir Rustem, Gelegenheit zur Auszeichnung verschaffen wollte. Tebris, dessen

Besitz Elkas gewünscht, wurde genommen, auch Wan, und in dem Siegesschreiben an K. Ferdinand werden als die Frucht zweyer Kriegsjahre (1548 — 1549) der Gewinn von ein und dreyßig Städten aufgezählt. Lässig geführt, zog sich darauf dieser Krieg in die Länge, bis bedeutende Fortschritte der Perser den schlummernden Muth weckten. Die Janitscharen besprachen das sechzigjährige Alter des Sultans, seine Liebe zur Ruhe und die glänzenden Eigenschaften seines Sohnes Mustafa. Da beschloß Suleiman sich persönlich an die Spitze des Heeres zu stellen, und Mustafa, der prächtig gerüstet den Vater zu begrüßen nach Eregli (Archelais) in Karaman eilte, fand statt des Vaters im Zelte sieben Stumme, die ihn erwürgten. So geschah es, daß die Sultanin Churrem, die unter dem Namen Roxolane, d. i. die Russin (di nacion Rossa) in den europäischen Geschichten und Romanen bekannter ist, einem ihrer Söhne die Anwartschaft aufs Reich versichern konnte. Der Unwille der Janitscharen brauste auf über diese That; ihn zu beschwichtigen, mußte der Großwesir Rustem seinen Platz dem Ahmedpascha räumen, der sich sträubte, ihn anzunehmen, bis ihm der Sultan feyerlich zuschwor, ihn nie abzusetzen. »In der That, sagt Hadschi Chalfa in der Folge, hat er denselben nicht abgesetzt, sondern getödtet (1555),« um Rustem wieder zu heben. Der Marsch führte über Erserum nach der Grenzfestung Kars, und die Verheerungen von Eriwan und der paradiesischen Landschaft Karabagh gaben der schimpfenden Kriegserklärung an Schah Tahmasp den entsprechenden Nachdruck. Doch erkaltete dieser Krieg, der durch Waffengewalt nicht fortzuführen war, nachdem in den zahlreichen Manifesten alle Pfeile theologischer Gelehrsamkeit und alle Verdammungsurtheile der Rechtgläubigen gegen Ketzer wechselseitig verschossen waren, und führte zu dem ersten Frieden zwischen Osmanen und Persern (1555 geschlossen zu Amasia), in welchem jene versprachen, ihn aufrecht zu halten, so lange von der andern Seite nichts denselben trübe, und für die Sicherheit der Wallfahrt moslimischer Pilger nach Mekka und Medina auf alle Weise zu sorgen. — Ungeachtet des geschlossenen Friedens hatten die Streifereyen der Ungern kein Ende genommen, und Suleiman rüstete sich, als König Ferdinand durch eine unvorsichtige Aeußerung den Verdacht, als strebe er mit Martinuzzi's Hülfe nach dem Besitze Siebenbürgens, verstärkte. Der österreichische Gesandte Malvezzi wurde in den schwarzen Kerker geworfen, und Suleiman »stellte den abenteuerlichen, »selbst dem Gesandtschaftsrechte des Islams zuwider laufenden »Satz auf, daß die Gesandten Bürgen seyen für das gegebene »Wort ihrer Herren, und daß sie als Geißeln die Verletzung

»desselben büßen müßten.« Gleich in dem ersten Feldzuge (1551) gewann Mohammed Sokolli, der Sohn eines bosnischen Priesters, Becse, Becskerek, Czanad, Illadia und Lippa, den Witwensitz der Königin Isabella; allein das muthig vertheidigte Temeswar konnte er nicht zu Falle bringen. Martinuzzi, mit beyden Parteyen, mit Oesterreichern und Türken ein verwegenes Spiel treibend, strebte selbst nach dem Besitz Siebenbürgens, und fiel als Opfer seines Verraths an König Ferdinand, zu dessen Erweis einige unbekannte Urkunden mitgetheilt werden. Die Türken nahmen Veszprim, und mit dem Falle von Temeswar (1552) war das Banat ihrer Botmäßigkeit unterworfen. Sonst gewährt dieser Krieg und die Belagerung von Schlössern und Städten ein buntes Gemälde, in welchem bald gemeine, bald homerische Züge neben einander sich hervordrängen, die letztern nirgends herrlicher, als in der vergeblichen Belagerung Erlau's. Auch in diesem wie in den andern Büchern nimmt die Darstellung der diplomatischen Verhandlungen die Aufmerksamkeit der Leser in besondern Anspruch, und so verwickelt und dornenreich sie auch schon an sich waren, so wurden sie es noch mehr durch die türkische Bearbeitung Siebenbürgens und durch den fortdauernden kleinen Krieg in Oberungern, Kroatien und Slawonien, und der gelehrte Niederländer Auger Busbek konnte, wenn er auch seinen eigenen Namen durch die Entdeckung des Augustischen Denkmals zu Ancyra verunsterblichte, für seinen Herrn, den K. Ferdinand, nur einen schwankenden Waffenstillstand erhalten (1555), ungeachtet er zehntausend Dukaten und silberne, reich vergoldete Becher brachte, und auf die Frage: ob dies Geschenke oder Tribut wären, geantwortet hatte: die Becher seyen Geschenke, die Dukaten Tribut für Siebenbürgen.

Zwey und dreyßigstes Buch: Familienunglück. Für den Kenner asiatischer Geschichten ist es keine neue Erfahrung, daß Geist und Form jener Monarchien, ungeachtet die Dynastien, eine nach der andern, wie Gras abgeblüht sind, durch Jahrtausende bis auf unsere Zeiten sich in vielen Punkten unverändert erhalten haben, und es ist deßwegen erlaubt, von der Aehnlichkeit der Staatsschreiben, welche Suleiman und Tahmasp wechselten, mit denen aus uralter Zeit mit hoher Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß in den Briefen ihrer Gemahlinnen an einander ein Theil des Geistes aus Cyrus und seiner Nachfolger Zeit wehen dürfte, obwohl das graue Alterthum uns nichts dieser Art hinterlassen hat. Die Huldigung, welche der Sultanin Roxolane erwiesen wurde, widerfuhr ihr in den späten Herbsttagen ihrer Schönheit, wo allein ihr hoher Geist und Uebung die Zügel der Herrschaft über Suleiman und sein Reich noch halten konnte;

denn bald darauf starb sie, und in Konstantinopel erhebt sich der reichbegabte Dom, der das Andenken an ihre vielfache und blutige Wirksamkeit bey jeder aufblühenden Nation erneut. — Das Bündniß der Usbegen und Osmanen, welche Stammverwandtschaft und Religion zu natürlichen Freunden unter einander und zu Gegnern der Perser machte, gibt Veranlassung, die frühere Geschichte der ersten nach all dem, was Deguignes, Herbelot und neuerdings Senkowsky geschrieben, aus bisher unbenützten Geschichten und Staatsschriften aufzuklären. — Das Beyspiel von Söhnen, welche durch die Politik ihrer Väter sind geopfert worden, ist leider nicht allzu selten in der Geschichte, und es erregt hohes Bedauern, daß Suleiman, von einem Blutbefehle unerschrocken zum andern schreitend, als harter Vater mehrmal dasteht. Durch empörende Intriguen verleitet, war sein Sohn Bajesid in Bürgerkrieg mit dem andern Bruder Selim gerathen, und im Felde geschlagen, mit seinen vier Söhnen zum Schah von Persien geflohen, der ihm zuschwor, ihn nicht dem erzürnten Vater auszuliefern. Zahlreiche Gesandte eilten von einem Hofe zum andern, Eidbruch, Mord und dessen Belohnung zu verhandeln, bis der unglückliche Prinz und seine vier Söhne, zwar nicht dem Vater, aber dem Bruder Selim ausgeliefert, schmählich ihr Leben verloren, wofür die Perser von Seite Suleimans 300,000, von Seite Selims 100,000 Goldstücke empfingen, eine tragische Geschichte, die aus dem bisher unbenützten Geschichtschreiber Ali ein mehrseitiges Licht erhält, und durch das rührende Gedicht Bajesids, mit welchem er vom Leben Abschied nimmt, an Interesse gewinnt. — Der ungrische Waffenstillstand wurde von beyden Seiten vielfältig verletzt. Die Sitten der Kämpfenden verwilderten in den regellosen Kriegen, und bey den deutschen Truppen wurde es Gewohnheit, die Leiber der Todten auszuweiden, um verschlucktes Gold zu finden. Die Türken gewannen manche Grenzörter, unter denen Tata (1558) am wichtigsten war, und die österreichischen Unterhandlungen um Frieden zogen sich dabey erfolglos ins Weite.

Drey und dreyßigstes Buch: Tripolis, Malta, Suleimans Tod. Der ritterliche Geist und Durst nach Abenteuern und kecken Raubzügen war in der osmanischen Marine mit dem Barbarossa nicht erloschen. Der geistreichste und tapferste unter den Seemännern war Torghud, den die Europäer fälschlich Dragut nennen. In der Absicht, sich bleibenden Besitz auf der Küste Afrikas zu gründen, bemächtigte er sich der auf einer Erdzunge zwischen Tunis und Tripolis liegenden Festung Mehdije (1550). Zwar entrissen sie ihm die Spanier, dafür kam aber durch ihn Tripolis, »nachdem es seit seiner Erbauung fünf

»moslimischen Dynastien (den Beni Aghleb, Seir, Fatemin, »Ammar, Hafß) und vier fränkischen Herren (den Normannen, »Genuesern, Spaniern und Johannitern) gehorcht, das erste »Mal unter osmanische Herrschaft (1552).« Um dieselbe Zeit beschifften Piri Reis und Sidi Ali das arabische, persische und indische Meer, und belehrten ihre Landsleute durch die Schriften, die sie über ihre Reisen verfaßten. Der erste verlor durch die ungünstige Jahreszeit einige Schiffe, und hob, durch Geschenke gewonnen, die Belagerung von Hormus, einer für die Schiffahrt des persischen Meerbusens wichtigen Stadt, auf, wofür ihm zu Kairo der Kopf abgeschlagen ward. Sidi Ali, unter dem Dichternamen Katibi berühmt, schlug sich zwey Mal mit portugiesischen Schiffen, und erlitt noch größeren Verlust durch die Stürme, die ihn bis Diu und Gudschurat und Surat trieben. »Ohne Geschütz und mit lecken Schiffen, und nicht mehr im »Stande, die See zu halten, übergab er die Reste in die Hände »des Landesherrn, und trat mit funfzig Gefährten zu Lande die »Reise über Sind und Hind, Cabulistan, Bedachschan und »Transoxana durch Chuaresm, Chorasan und Persien nach der »Türkey an, wo er nach drey Jahren dem Sultan zu Adrianopel »die Hand küßte, ihm die Schreiben indischer Radschas und usbe»gischer Sultane und später seine halb prosaische, halb poetische »Reisebeschreibung unter dem Titel Länderspiegel übergab. Su»leiman, durch die Schicksale und das Verdienst des Verfassers »bewogen, verlieh ihm eine Mutiferrika-Stelle, seinen Gefähr»ten den ausständigen Sold der vier Jahre mit Zulage.« Auf Frankreichs Begehren dauerte der Krieg mit Spanien fort, Budschia, Oran, Benefert wurden erobert und Majorka verheert. Zwar gewann (1560) eine verbündete Flotte von spanischen, neapolitanischen, päpstlichen, genuesischen, florentinischen und Malteser-Schiffen die Insel Dscherbe, »ehemals Meninge genannt, in der kleinen Syrte, westlich von Tripolis und östlich von Tunis, als Insel der seligen Lotophagen poetisch geadelt;« allein ein glänzender Seesieg stellte das Uebergewicht der Osmanen wieder her. Weil die spanische Fahne auf Goletta und Pignon de Vellez wehte, und weil des Sultans fromme Tochter Mihrmah die Eroberung Malta's als eine Hauptunternehmung des heiligen Krieges empfahl, wurde sie beschlossen, und wie Europa es weiß, durch die heldenmüthige Vertheidigung der Ritter und La Valette's vereitelt (1565). — Nach achtjährigen schwierigen Verhandlungen war es dem unermüdeten und gelehrten Busbek gelungen, für Oesterreich einen Frieden auf acht Jahre zu begründen (1562), »in welchem der Kaiser die jährliche Abgabe von dreyßigtausend Dukaten bestätigte, und sich aller in

»Siebenbürgen gelegenen Oerter zu enthalten, und über die au»ßerhalb Siebenbürgen gelegenen sich mit dem Sohne der Köni»gin Isabella abzufinden versprach.« Diese Friedenskapitulation schien auch nach Ferdinands I. Tode aufrecht erhalten werden zu wollen, allein Isabella's Sohn eroberte Szathmar, und Kaiser Maximilian II ließ dafür Tokay und Serencs wegnehmen, und zögerte, das seit zwey Jahren ausständige Friedensgeschenk zu entrichten, worauf Suleiman den Krieg erklärte, selbst an die Spitze der Heere sich stellte, um die auf Malta gekränkte Waffenehre wieder herzustellen. Auf dem Marsche erniedrigte sich der ungrische Kronprätendent Sigmund Zapolya, drey Mal vor dem Sultan niederzuknien, der, wie er von dem glücklichen Streifzuge des Niklas Zriny und dem Verluste von mehr als funfzehntausend Dukaten hörte, seinen Plan, gegen Erlau zu ziehen, änderte, und sich nach Szigeth wandte, den kühnen Unger zu strafen. In jedem österreichischen Herzen lebt der Heldentod des ungrischen Leonidas, Zriny, und jedermann weiß, daß Suleiman vor der Einnahme Szigeths — es ist ungewiß, ob aus Alterschwäche, oder an der Ruhr, oder am Schlage — gestorben ist (1566), ohne seine Sehnsucht gestillt zu sehen, die ihn antrieb, kurz zuvor an den Großwesir zu schreiben: »Ist dieser Rauchfang (der Thurm von Szigeth) noch nicht ausgebrannt, und tönt denn noch nicht die Pauke der Eroberung?«

Vier und dreyßigstes Buch: Inneres Staatsleben unter Suleiman. Suleiman trägt unter seinem Volke den Beynamen Kanuni, d. i. des Gesetzgebers, und das gegenwärtige Buch drängt in vielleicht zu großer Kürze die Begebenheiten des inneren Staatslebens unter seiner Herrschaft zusammen, welche die Aufmerksamkeit des Denkers mehr in Anspruch nehmen, als das einförmige Lärmen der Kriegspauken. Nationale Geschichtschreiber machen die Bemerkung, daß Suleiman, der zehnte Sultan der Osmanen, alle Vollkommenheiten der Zehnzahl in sich vereinigt, und zählen dabey die zehnmal zehn eroberten Städte und Schlösser sorgsam auf, welche der Herr Verfasser in seinen Noten mittheilt. Der Bau der Suleimanije und sechs anderer Moscheen, der Bau einer Wasserleitung von vierzig Bogen, die Verwandlung so vieler christlichen Kirchen in Moscheen, die Bauten, um die Segnungen der drey einflußreichsten Derwischorden, der Kadri, Mewlewi und Begtaschi zu gewinnen, die Erneuerung des heiligen Hauses der Kaaba, die Wasserleitung in dem durstleidenden Mekka erhalten diesen Sultan noch heute im ruhmreichen Andenken. Er hatte überdieß das Glück, einen ungemeinen Reichthum großer Männer zu Zeitgenossen zu haben, welche seinen Namen mit einem Strahlenkranze umgaben. Prinzen, Mufti, Kadiaskere, Paschen,

Wesire hielten es nicht unter ihrer Würde, Ghaselen zu singen, und Suleiman selbst gefiel sich, Gedichte reiner Sittlichkeit zu bilden. Baki, der größte türkische Lyriker (wie Motenebbi der größte arabische und Hafis der größte persische) blühte, und beweinte den Tod des großen Herrschers in einer herrlichen Elegie, welche vielen unserer Leser aus der Uebersetzung des Herrn Verfassers aus früherer Zeit wird bekannt seyn. Neben Baki sangen Chiali, d. i. der Phantasiereiche, Ghasali, der Aretino der Osmanen, Fusuli, die Romantiker Dschelili und Fikri, und wer möchte die mehr als anderthalbhundert Dichter hier nennen, welche in den Anmerkungen mit Nummer und Namen angeführt werden. Der gesetzerhaltende Körper der Ulema's erhielt eine größere Vervollkommnung in der Stufenfolge seiner Würde, und besitzt das große Privilegium der Steuerfreyheit und der Sicherheit des Eigenthums, das seinen Familien der Fiskus nie entziehen darf. Ungern, Siebenbürgen, Ragusa, die Moldau und Wallachey, Venedig für Cypern und Cephalonien, Oesterreich für Oberungern, und Aegypten füllten den Staatsschatz; die Statthalterschaften wurden verkauft; die ordentliche Steuer betrug beyläufig einen Dukaten für das Haus, und eben so viel die außerordentliche, die Krongüter verzinsten sich (was fast unglaublich) gegen fünf Millionen Dukaten. Suleiman erhöhte die Zahl der Janitscharen von 12000 auf 20000, und schmeichelte ihnen dadurch, daß er aus ihrer Kasse den Sold eines Veteranen annahm. Es war ohne Beyspiel, daß die Stelle eines Offiziers wäre verkauft worden. »Der Stand des regelmäßigen Heeres betrug, als die Macht Suleimans auf ihrem »höchsten Gipfel stand, nämlich im Feldzuge von Szigeth, acht »und vierzigtausend dreyhundert sechzehn Mann, deren Sold zwey »und funfzigtausend achthundert achtzehn Dukaten ausmachte, und »war hiemit das Doppelte des Heeres, daß Suleiman bey seinem »Regierungsantritte gefunden. Mit den unregelmäßigen Fuß»gängern und Reitern betrug dasselbe zuweilen gegen dritthalb»hunderttausend Mann. Der höchste Stand des Artillerieparks »war mit dreyhundert Kanonen, der der Flotte mit dreyhundert »Segeln vollzählig.« Das Lehenwesen erhielt manche Verbesserung, und von großer Belehrung sind die Nachrichten über die Unterthans- und Steuergesetze, über die Strafen für Verbrechen und Polizeyübertretungen, bey welchen beyden letzten man einen überraschenden Geist der Milde und Nachsicht unmöglich verkennen kann, der vielleicht eher aufmuntert als abhält von den Genüssen verbotener Sinnlichkeit. Zu den erlaubten und unerlaubten Genüssen gesellte sich ein neuer, der des Kaffehs, und im J. 1554 erstand durch einen Halebiner in Konstantinopel das erste Kaffehhaus, welches Schöngeister, Redner, Soldaten, Politiker, Der-

wische und beschauliche Müßiggänger so häufig besuchten, daß man es die Schule der Erkenntniß nannte. Ungeachtet Suleiman den Kanun der Ländereintheilung durch seine Eroberungen erweiterte, und ein und zwanzig Statthalterschaften festsetzte (Rumili, der Archipel, Algier, Tripolis, Ofen, Temeswar, Anatoli, Karaman, Rum, d. i. Siwas, Sulkadr, Trabesun, Diarbekr, Wan, Haleb, Damaskus, Aegypten, Mekka und Medina, d. i. das steinige Arabien, Jemen und Aden, d. i. das glückliche Arabien, Bagdad, Mossul, Bassra), so hat doch der tief blickende Kotschibeg, der sich den Beynamen des türkischen Montesquieu verdiente, die Ursachen des Verfalls osmanischer Herrschaft von der Zeit dieses Herrschers hergeleitet. Suleiman erschien der erste selten im Diwan, und ließ die Geschäfte, wie die altassyrischen Könige, auf dem bedenklichen Wege von Zwischenboten vor sich gelangen; er verwechselte der erste Hofämter und Staatsämter, und bahnte den Ränken des Harem eine breite Straße; er duldete der erste die Verkäuflichkeit der Statthalterschaften, das Anhäufen ungeheurer Reichthümer und den ausschweifenden Luxus bey seinen Wesiren.

Fünf und dreyßigstes Buch: Selims II. Herrschaft. Derselbe Geist, der unter Suleiman das ganze Reich durchwehte, dauerte auch noch fort unter der Regierung seines Sohnes; allein er ging aus von den Männern, die unter jenem waren gebildet worden, und erstand nicht aus der Kraft eigener Entschlüsse Selims, der, durch Aufstände gezwungen, das Thronbesteigungsgeschenk den Janitscharen bezahlen mußte, welches er gutwillig zu geben nicht gewillt war. Zwey Werke deuten vornehmlich auf den Charakter der Größe: der vollendete Bau der großen Moschee von Adrianopel, welche den Namen seines Baumeisters Sinan den gefeyertsten seiner Kunstgenossen gleichsetzt, und der Versuch, den Don mit der Wolga durch einen Kanal zu verbinden, welchen jedoch Russen und Tataren nicht zu Stande kommen ließen. Ungeachtet Kaiser Maximilians II. Feldherr, der gepriesene Lazarus Schwendi, Munkats und Szathmar, und Hasanpascha Putnok und Köwar in Siebenbürgen weggenommen hatten, kam doch ein neuer Friede auf acht Jahre zu Stande (weil Selim an Cyperns Eroberung dachte), in welchem unter andern festgesetzt wurde, daß im Falle eines Friedensbruches die kaiserlichen Botschafter nicht eingekerkert, sondern zurückgesandt werden sollten. Auch der Friede mit Persien wurde erneut, nachdem eine persische Gesandtschaft mit einer damals unerreichten Pracht erschienen war. Empörungen in Bassra und Jemen richteten die Aufmerksamkeit auf den Orient, und hatten die Vollendung der Eroberung Jemens zur Folge. Dieß wird Veranlassung.

sich belehrend auszulassen über Arabiens Eintheilung, Einwohner, Propheten und Geschichte vor dem Islam, über die vier Dynastien in Hedschas und die acht Dynastien in Jemen, über den Beginn und die Schicksale osmanischer Herrschaft in diesem Lande, und der Beamten Ränke gegen einander.

Sechs und dreyßigstes Buch: Cypern, Tunis erobert, Selims Tod. In Selims Gunst hatte sich ein portugiesischer Jude, Joseph Nassy, ehemals Don Miquez genannt, gesetzt, war Herzog von Naxos, Paros, Andros und der Cykladen geworden, ja Selim hatte ihm im Rausche von Cyperwein das Versprechen gethan, ihn zum König von Cypern zu machen. Der Bau der Moschee in Adrianopel forderte Geld, das man am verdienstlichsten durch Siege über die Ungläubigen erhalten konnte, und ein Fetwa erklärte bey dieser Gelegenheit unbewunden, daß man den Ungläubigen nur so lange, als es den Moslimen vortheilhaft sey, Wort zu halten brauche. Dieß und der Eifer der Offiziere, die Auszeichnung hofften, bestimmten zur Eroberung Cyperns, einer Insel, deren Geschichte »von den ältesten Zeiten »her ein trauriges Einerley von Tyranney und Sklaverey, von »Wollust und Verweichlichung, von Raub und Eroberung darbietet.« Nicosia, seit Kurzem durch die Venetianer eine regelmäßige Festung geworden, fiel nach sieben Wochen durch Sturm, und zwanzigtausend Einwohner verloren ihr Leben. Famagosta, von siebentausend wackeren Männern vertheidigt, schlug sechs Stürme ab, und ergab sich auf ehrenvolle Bedingungen vor dem siebenten Sturme, weil ihn abzutreiben das Pulver fehlte. Ihr Befehlshaber Bragadino, im feindlichen Lager mit Auszeichnung empfangen, versah es durch einige herbe Worte, und wurde auf empörende Weise nach den ausgesuchtesten Martern endlich geschunden, und die Bedingungen der Uebergabe wurden in allen Punkten frech übertreten. Diese Begebenheiten führten zwischen dem Papste, Spanien und Venedig das Bündniß herbey, welches den in der ganzen Christenheit gefeyerten Seesieg von Lepanto zur Folge hatte. Ganz wahr bemerkte der Großwesir zu dem venetianischen Bailo: »Wir haben euch, indem wir euch ein Reich entrissen, »einen Arm abgehauen, ihr, indem ihr unsere Flotte schlugt, »uns den Bart geschoren; der abgehauene Arm wächst nicht nach, »der abgeschorene Bart nur um so dichter;« denn die osmanische Flotte wurde schnell hergestellt, und Venedig eilte Frieden zu schließen (1573), in welchem es Cypern aufgab, dreymalhunderttausend Dukaten Kriegskosten zahlte, für Zante statt fünfhundert Dukaten funfzehnhundert jährlichen Tribut zu geben versprach, und dafür die Besitzungen in Albanien und Dalmatien zurück erhielt. — Bevor Selim von der Lebensbühne abtrat (1574), hatte

er noch das Vergnügen, Tunis durch den kalabrischen Renegaten Kilidsch Ali den Spaniern nach tapferer Gegenwehr entrissen, und unter osmanische Abhängigkeit gestellt zu sehen, wie Algier durch den griechischen Renegaten Barbarossa und Tripolis durch den ungrischen Piale war gestellt worden. Und in der That, in der osmanischen Geschichte spielen die Renegaten eine bedeutende Rolle, und es liegt ein ernster und tiefer Sinn in den Worten: »So ist das osmanische Reich zu Land und zur See nicht durch »turkmanische Rohheit und Unanschicklichkeit, sondern durch grie»chische und slavische Feinheit und List, durch albanische und dal»matische Unerschrockenheit und Treulosigkeit, durch bosnische und »kroatische Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit, durch allen diesen »Renegaten gemeinsame Tapferkeit und Gewissenlosigkeit, durch »die Talente und Herrschergaben der Eingebornen der eroberten »Länder als Koloß aufgestiegen, der den Nacken der Völker nie»dertrat, welche durch Renegaten und Sklavensinn ihre eigenen »Eingeweide zerfleischten.«

Es war der Zweck des Aufsatzes, den der Leser eben beendigt hat, mit dem Inhalte dieser Geschichten und dem Geiste, in welchem sie aufgefaßt und dargestellt sind, auf eine treue und unverfälschte Weise bekannt zu machen, um jeden Unbefangenen, welcher den gegenwärtigen Höhepunkt unserer Kenntnisse in diesem Fache kennt, in den Stand zu setzen, in leichtem Ueberblicke das Neue zu erfassen, zu würdigen, und von da aus, wenn er es vermag, Forschung und Verarbeitung weiter fortzusetzen: eine Verfahrungsart, welche dann sich besonders empfiehlt, wenn die Neigung eingerissen ist, einen Gegenstand mit Verachtung quellenmäßiger Forschung und objektiver Wahrheit nach bloßen Gefühlen und unstäten Gedanken für augenblickliche Zwecke zu behandeln. Es sind der Anzeige des ersten Bandes einige allgemeine Bemerkungen beygefügt worden, und die wiederholte Lesung des zweyten und dritten hat reiche Veranlassung gegeben, dieselben zu bestätigen, und wenn es nöthig wäre, durch eine große Anzahl neuer Belege zu bekräftigen. Einseitigkeit, Unkunde und seichte Behandlung waren sehr lange einem ernsten Studium osmanischer Geschichte entgegen, und es wäre allein schon ein großes und bleibendes Verdienst, durch eine gründlichere und allseitigere Auffassung und Konzentrirung des historischen Stoffes die Dringlichkeit einer wahrhaftigeren Bearbeitung vor Augen zu legen, oder einen Riesenschritt weiter gehend, den Augiasstall von Mährchen, groben Irrthümern und verächtlichen Kleinigkeiten zu reinigen, womit Unwissenheit, Flüchtigkeit, Feindseligkeit, falscher Witz und lächerliche Vorliebe die Geschichte unserer östlichen Nachbarn bis ans Unglaubliche befleckt haben. Diese beyden großen

und bleibenden Verdienste wird wohl niemand unserm verehrten Herrn Verfasser bestreiten; ja es muß mit ehrender Auszeichnung anerkannt werden, daß er Geographie und Chronologie — die beyden Augen der Geschichte nach Gatterer — an ungemein vielen Orten aufgeklärt und berichtigt, Mythen und Lieder nach dem Charakter des Volks und der Zeit nutzbringend gewürdiget, Denkmäler und Bauten erläutert und benützt hat. Die historische Quellenkunde ist durch ihn vergrößert worden. Sprachkunde, Ethnographie, Geschlechterkunde und Biographie dürfen sich vieler Bereicherungen erfreuen, und was die Literatur- und Kulturgeschichte des behandelten Volkes im weitesten Sinne betrifft, so sind sie mit allen neuen Entdeckungen, die nur bey den Verhältnissen des Herrn Verfassers möglich waren, in die politische Geschichte so viel als möglich mit aufgenommen worden. Dabey kann es nicht befremden, daß der Einfluß der Religion und der nationalen Denkweise Schritt für Schritt ist beachtet worden, und es muß erfreuen, auf diese Weise zu erkennen, in welcher tiefen Bedeutung die Worte der Einleitung: »mit Liebe und Wahrheit zu schreiben,« sind genommen worden, und wie sehr diese Geschichten verdienen, Leser und Beurtheiler zu finden, welche, fremd und unergriffen von den Strömungen der Tagespolitik, die Wahrheit der Wissenschaft und die Wissenschaft der Wahrheit zu erforschen und zu erkennen wünschen.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. XLIV.

Perlen zur Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern und während des großen Zwischenreiches, aus den urkundlichen und Handschriftenschätzen Münchens.

(Schluß.)

Diese Jahrbücher förderten in ihrem XXXVII. bis XL. Bande, sowohl unter der auch hier oben stehenden Ueberschrift des Anzeigeblattes, als auch in der Recension von Raumer's Hohenstauffen, aus den Schätzen des Münchner Reichsarchives und der dortigen Hofbibliothek eine, an Zahl und Gewicht so bedeutende Menge von Urkunden und von urkundlichen Aufschlüssen zu Tage (insonderheit aus den lange verborgenen, vielfach verstümmelten, ja verfälschten Schätzen Lorch's oder Paßau's, dieser beynahe anderthalbtausendjährigen Mutterkirche Oesterreichs, daß unzählige neue Thatsachen und Ansichten, ja großentheils eine ganz neue Geschichte des Ostlandes von der Merowingischen Epoche bis zum Ende des großen Zwischenreiches daraus hervorgegangen ist. — Dieß hat wiederholt den Wunsch nach einer baldigen Fortsetzung dieser Rubrik von mehreren ausgezeichneten Archivaren und Geschichtsforschern des südlichen Deutschlandes hervorgebracht, der zu willfahren diese Blätter nicht säumen wollen. — Es dürfte aber eben diesen verehrten Forschern und Kritikern kein geringer Gefallen seyn, hier in wenigen Zeilen die gehaltvollsten und folgereichsten dieser, in den früheren Bänden der Jahrbücher, zum Theil auch im Hormayr'schen Archiv enthaltenen Münchner Entdeckungen, nach dem Gegenstande und nach der Zeitfolge zusammengestellt zu finden, und dadurch viele Zeit und viele Mühe zu ersparen.

Ueber die Slavenkolonien in Oesterreich ob und unter der Enns, in Altbaiern, in Ostfranken, in Kärnten und im tyrolischen Drauthal, über ihren bürgerlichen Zustand und über ihre eigenthümlichen Sitze, über das älteste Denkmal des karentanischen und polnischen Dialekts (Jahrb. XXXIX. Anzeigebl. 36, 42; XL. 139 Anzeigebl. 13; zu vergleichen XXX. Anzeigebl. 1, 19; XXXI. 44, 66; XXXVII. Anzeigebl. 26. — In Hormayrs Archiv Nr. 40, 92, 128 von 1827, und Nr. 19 von 1828.

Ueber das Haus Andechs, Grafen zu Diessen, Ambraß, Wolfertshausen, Herzoge von Dalmatien, Kroatien und Meran. XXXVII. Anzeigebl. 24 — 28.

Die unächten Nebenzweige der Welfen, Grafen von Eppan, Ulten und Greiffenstein, — die Rapperschwyl, Wandelburg, Hezelszell und Müllinen, XXXVII. Anzeigebl. 20, 23.

Ueber den Mongolen-Einfall 1241 — 1242, Jahrb. XXXIX. 160 — 164; XL. 140, 145. Archiv 1827, Nr. 125.

Ueber die Johanniter und über die Templer und ihre ältesten Besitzungen in Deutschland, Jahrb. XL. 121, 124, und über die Hospitäler XL. 141—144, zu vergleichen V. S. 5, und Hormayrs historisches Taschenbuch auf 1828, S. 189—192, sein Archiv 1827, Nr. 127.

Die Fridricianische goldene Bulle vom September 1156 für das neue Erzherzogthum Oesterreich, zum ersten Mal ausführlich erläutert, und gegen alle archivalischen Einwürfe geschützt, Jahrb. XXXVII. 244—253; XXXIX. 62, 64; mit der Bestimmung des Alters der verfälschten Auszüge aus Paßauer Saalbüchern, und den höchst merkwürdigen Modalitäten bey Ottokars Besitzergreifung, Archiv 1827, August 94.

Ueber die so vielfach und heftig bestrittene geographische und staatsrechtliche Stellung unserer Ostmark zum alten, großen Herzogthume Baiern; Jahrb. XXXVII. 242, 253; und XL. Anzeigebl. 1—19 und 35—41.

Ueber das fortwährende Besitzthum der österreichischen Babenberger in Ostfranken, ihrer ursprünglichen Heimat. Jahrb. XL. Anzeigebl. 26; Archiv 127, Okt. 1827, und 1828, May, Nr. 64.

Die älteste Geschichte Wiens, XL. Anzeigebl. 19—35, erhält dadurch ein ganz neues Ansehen. Wien galt bisher allgemein, und selbst in Hormayrs Geschichte, bevor er diese neuen Quellen entdeckte, für eine Schöpfung Heinrichs Jasomirgott, als Hauptstadt und Residenz seines neuen Herzogthums Oesterreich 1156. Es ist aber schon seines Vaters, Leopolds des Heiligen, Gründung, und großentheils eine noch ältere. Es ist schon ein karolingischer, und nachmals salischer Ueberbau auf die altberühmten römischen Trümmer.

Die auf der Münchner Hofbibliothek befindliche, offenbar von einem babenbergischen Wiener verfaßte sogenannte »goldene Chronik,« ist im Archiv 1827, Nr. 77—80, edirt, so wie andere Perlen dieser mit so edler Gastfreundlichkeit mitgetheilten baierischen Quellen im Archiv 1827, Nr. 121—130; und 1828, Nr. 7, 12, 14, 19, 27, 42, 45, 48, 55, 63, 84 und 90.

Durch viele und wichtige Aufschlüsse erläutert sind: das österreichische Städtewesen und die, besonders unter den Babenbergern und unter der gleichzeitigen Krummstabsherrschaft, selbst in kleinen Flecken und Märkten, erblühenden geschriebenen Rechte; Jahrb. XL. 103—111, und Archiv 1828, Nr. 60, 62.— Ordalien oder Gottesurtheile, XL. 107, 108.— Die frühe Freyheit der Bauern vorzüglich im deutschen Gebirge, die Manumission, der Adel, dessen Abstufungen, und die herrlichen hier abgedruckten Adelsproben der Familien Dietrichstein, Frauenberg, Stahremberg, Stubenberg, Welsberg, XL. 87—97; 152 und 197 eine eigentliche Standeserhöhung der Arcos, die man der bloßen Namensähnlichkeit wegen auf die Grafen von Bogen impfen wollte. S. 99—100 die ungeheuren Ausnahmen von der Regel des allgemeinen Reichslehenverbandes.— S. 116 die Wechsler von Cahors, von Rom, Siena, Florenz und Judenburg.— Nr. 63 von 1828 des Archivs zur Geschichte der Juden denkwürdig. — Nr. 7 von 1818 des Archivs St. Florian wahrscheinlich eine noch vor St. Severin, dem Apostel dieser Lande, herrührende Zelle, erweislich aber schon ein volles Jahrhundert vor dem Ende Karls des Großen, eine merowingisch=agilolfingische, oft durch Barbarenwuth zerstörte, immer aber wieder aus der Wurzel frisch austreibende Missionsanstalt inmitten der

Hunnivaren und Slaven; — uralte Erwähnung von Linz als eines öffentlichen und königlichen Ortes und der heiligen Ueberreste von St. Laurenz in der Apostelkirche von Lorch, außer den zerfallenen Mauern der alten Römerstadt. — Im Archiv Nr. 19, 27, 37 und 45 merkwürdige diplomatische Aufschlüsse über das Geschlecht der alten Grafen von Pütten und Neuburg, Lambach und Wels, so wie im Archiv 1826 Nr. 152, so 1827 Nr. 95, 130, 19 und 63 von 1828, merkwürdige Begränzungen der österreichischen und böhmischen Lande und der nun tyrolischen, bis auf Max I. altbaierischen, und von diesem ritterlichen Kaiser, aber nicht auf die ritterlichste Art (als Reichsoberhaupt und als Beschützer seines Freundes und Schwagers, Herzog Albrechts von München, und der Söhne der vielgeliebten Schwester Kunegunde), entfremdeten Bezirke von Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel, — dann des Leukenthales und Brixenthales etc.

Die ersten acht karolingischen Urkunden, worunter eine von Karl dem Großen, Ludwig dem Baier, Karlmann, vier von Arnulph und eine von Ludwig dem Kinde, existiren nicht mehr in der Urschrift, sondern finden sich in dem herrlichen Saalbuche des Bischofs Otto von Lonsdorf, Zeitgenossen und Bundesfreund König Ottokars. — In die trübsten Tage der kaiserlosen, schrecklichen Zeit des großen Zwischenreichs nach dem Untergange der Hohenstauffen hingestellt, war er unaufhörlich im Falle, das Paßauische Kirchengut nach allen Seiten hin gegen die Eingriffe der Mächtigen zu vertheidigen. Deßhalb mögen wohl auch aus seiner Zeit so manche Versuche stammen, verlorene oder mangelhafte Besitzestitel seiner Kirche zu ersetzen oder zu erneuern.

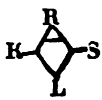
XX.

Zwischen 788 — 805.

Karl der Große bestätigt dem Bischof Balderich v. Paßau die Schenkung, welche die Edle Irminswint mit ihrem Eigen im Rotgau zu Kirchbach, nämlich mit der dortigen, zu Ehren der seligsten Jungfrau und des Erzengels Michael geweihten Kirche summt den dazu gehörigen Orten dem Bisthum Paßau gemacht hat (aus dem Saalbuche des Bischofs Otto von Lonsdorf).

Karolus gratia dei Rex Francorum et Longobardorum et Patritius Romanorum. Si peticionibus sacerdotum vel servorum Dei, in quo nostris auribus fuerint perlatae libenter obaudimus, et eas in Dei nomine ad effectum perducimus regiam consuetudinem exercemus, et hoc nobis ad mercedem vel stabilitatem regni nostri pertinere confidimus. Igitur notum sit omnibus fidelibus nostris praesentibus et futuris, qualiter venerabilis vir *Waltricus Episcopus urbis Pataviae* in praesentia procerum nostrorum attulit obtutibus nostris quandam traditionis cartam, confirmatione plurimorum nobilium testium confirmatam, in qua continebatur, qualiter quaedam *venerabilis matrona*, nomine *Irminswint*, totam proprietatem suam, quam possidere visa fuit, *in pago qui dicitur Rotahgow* in loco qui dicitur *Chirchbach cum Basilica ibi constructa* S. *Mariae* Dei genitricis et S. *Michaelis* coeterisque locis, ibique circumquaque juste ac legaliter subjectis, et cum omnibus pertinentiis et adjacentiis ejusdem loci ad Ecclesiam Dei tradidit, quae est in *urbe Patavia*, in honore S. *Stephani* protomartyris constructa, postulansque isdem venerabilis vir Waltricus

Episcopus nec non supramemorata matrona Irminswint, ut ipsam legaliter traditionem peractam per praeceptum auctoritatis nostrae, ob amorem Dei et reverentiam S. Stephani more imperiali confirmaremus. Nos autem justis petitionibus eorum libenti animo obaudientes, jussimus inde conscribi hoc nostrae auctoritatis praeceptum per quod decernimus atque omnino jubemus, ut haec praefata traditio Irminswindae plenius in dei nomine confirmata, per cuncta futura secula stabilis et inconvulsa permaneat, liberamque abhinc potestatem habeant, omnes rectores ejusdem praefatae urbis in omnibus de his rebus ordinare, disponere et regere, vel quidquid eis libuerit perficere, canonica servata auctoritate. Et ut haec auctoritas firmior habeatur, vel per tempora futura Christo propitio melius conservetur manu propria subter firmavimus et de annulo nostro sigillari jussimus.

Signum Karoli  gloriosissimi regis.

Erkanbald ad uicem Radoni.

XXI.

Regensburg, 16. März (wahrscheinlich) 833 *).

K. Ludwig von Baiern ertheilt dem Priester Hunrocus in Gegenwart seiner Großen die feyerliche Manumission, und verleiht ihm sein bisheriges Peculium im Kinzinggau am Berge Adunzvoches zu Eigenthum.

In nomine Domini nostri Jesu Christi Dei omnipotentis. *Ludowicus divina favente gratia rex Bajoariorum.* Si ergo eos qui jugo servitutis detinentur obnoxii, liberos dimittimus, praeceptum domini per Isaiam prophetam obedimus dicentis, Dimitte eos qui confracti sunt liberos, et omne onus dirumpe. Quapropter comperiat omnium fidelium nostrorum praesentium scilicet et futurorum solertia quia nos divina inspiratione compuncti *fidelem quendam nostrum* nomine *Hunrocum Presbyterum in procerum nostrorum praesentia manu nostra propria excutientes a manu ejus denarium liberum dimisimus*, et ab omni jugo servitutis absolvimus. Et insuper concessimus ei ad proprium quasdam res et mancipia, quas ille hactenus tam ex comparatione, quam etiam ex donatione quorundam hominum, sive de quolibet attractu habere visus fuit, et ad nos secundum legem pervenerunt quae sunt in pago *quinzinchen* in loco qui dicitur ad illum montem *Adunzvoches.* Has itaque res sicut diximus cum Ecclesia ibi constructa et cum domibus, aedificiis mancipiis utriusque sexus, terris, pratis, silvis, pascuis, aquis aquarumve decursibus, adjacentiis, perviis, exitibus et regressibus, quantumcunque de praedictis rebus praesenti tempore esse videtur totum et ad integrum, vel in exquisitum eidem Huonroco Presbytero ad proprium concessimus, et de jure nostro in jus et dominationem ejus liberalitatis nostrae munere contulimus. Ita videlicet ut quidquid exinde ab hodierna

*) Die Regierungsjahre und die Indiktion stimmen nicht zusammen, und die Urkunde scheint überhaupt nicht gleichzeitig und verdächtig.

die et tempore jure proprietatis facere vel judicare voluerit, libero in omnibns perfruatur arbitrio faciendi quidquid elegerit. Et ut haec auctoritas largitionis nostrae per curricula annorum inviolabilem atque inconvulsam obtineat firmitatem manu propria subter firmavimus et annuli nostri impressione signari jussimus.

Signum Hlodowici gloriosissimi regis, Adeleodus diaconus ad vicem Gunzbaldi recognovi.

Dat. XVI kal. Aprilis, anno XX Hludowici serenissimi Augusti, anno VII regni nostri. Indict. XI.

Actum *Reginesburch civitate*. Dei nomine feliciter Amen.

Die Jahrbücher enthielten aber auch aus Paßauer Urkunden die dort sehr häufigen Beyspiele der Freylassung der Hörigen, durch Testament, vor Gericht, vor dem Altare, oder durch die Ceremonie des Ausschlagens des Pfennings aus der Hand. So z. B. macht Heinrich der IV. während seines Aufenthalts in Oesterreich gegen die Ungern, wo er auch das älteste Hausprivilegium gab (Jahrb. XL. Anz. Bl. 37, 38), seine Dienerin Imma frey: »denario de manu illius excusso,« und Heinrich V. 1107, 5. Jänner: »hominem quemdam *Gumpoldum*, servilis conditionis, a quodam homine libero Udalrico nobis per manum oblatum ab omni jugo servitutis liberum facimus.«

XXII.

Regensburg, 3. Nov. 876.

K. Carlmann gibt dem Priester Werinolf vier königliche Huben im Traungau, im Komitat des Grafen Aribo zu Walchfelden, zu Eigen.

In nomine sanctae et individuae Trinitatis *Karlomannus* divina fauente gratia rex. Si pro Dei nutu vel pro mercede aeternae retributionis fidelibus quibuscunque quasdam res juris et proprietatis nostrae concedimus, non solum magnificentiam ac largitionem regum imitari, verum etiam aeternae retributionis praemia nos promereri confidimus. Idcirco noverit industria omnium fidelium nostrorum praesentium scilicet et futurorum, quomodo divino amore compuncti, cuidam *fideli presbytero nostro nomine Werinolfo* quasdam res *nostras* in proprietatem tradidimus. Item hobas IIII *in pago* qui dicitur *Trungowe in comitatu Arbonis Comitis, in loco qui dicitur Walahovelt*, cum terris, agris cultis et incultis, pratis, pascuis, sylvis, viis es inviis, aquis aquarumve decursibus mobilibus et immobilibus cunctisque adjacentiis quaesitis et inquisitis quatenus ea perpetuis temporibus nullo inquietante teneat atque possideat. Hanc etiam nostrae traditionis largitionem per praesentem auctoritatem nostram confirmavimus atque nostris et futuris temporibus firmiter ac inviolabiliter mansuram esse volumus. Et ut haec auctoritas donationis nostrae firmior habeatur et per futura tempora verius credatur et diligentius conservetur manu propria nostra subter eam confirmavimus et annuli nostri impressione jussimus sigillari.

Signum domni Karlomanni Sermi regis *Madalwinus* Notarius ad vicem Baldonis Cancellarii recognovi.

Dat. III Non. Novembris. Anno Christo propitio I. regni Domni Karlomanni Sermi *regis Bawariorum*.

Actum *Regensburch civitate regia*. Indict. VIIII. In dei nomine feliciter. Amen.

Auszugsweise bekannt aus Aventins Paßauischen Exzerpten in Oefeles scriptor. rer. boic. I. 704. — In diesen Auszügen hat der geistvolle, wenn auch oft sehr unkritische Herodot Baierns den codex traditionum des kräftigen, vielthätigen Bischofs Otto von Lonsdorf sehr benützt. — Dieser Aribo, der Ahnherr der steyerischen Ottokare, Markgraf in der Ostmark, ist der Bruder des in Ostfranken, in der Ostmark und in Karentanien gestandenen Markgrafen Liutpolt, des Ahnherrn des jetzigen baierischen Königshauses.

An diese Carlomannische Urkunde von 876 reiht sich in den österreichischen Geschichten jene von

878 für Kremsmünster, dem der König einen Bezirk an den beyden Spratzen und bey Schmidbach schenkt (Rettenbacher annal. cremifan.). — Dann

879 das Diplom Carlmanns, worin er der kärntnerischen Benediktiner-Abtey Ossiach verschiedene seiner königlichen Güter in Karentanien und Slavinien namentlich Treffen, schenkt. Diese Urkunde verdient in der That eine gründliche, paläographische und geschichtliche Kritik. Nicht nur lautet es auf das unter Carlmann und Arnulph als Königspfalz so beliebte und bedeutende Oettingen, und ist doch schon längst im Besitz Ossiachs, sondern auch die darin ausgedrückten Gränzmarken scheinen sich mehr auf den letzteren karentanischen, als auf den ersteren altbaierischen Ort zu beziehen? Es ist die älteste Urkunde des Johanneums-Archives in Grätz, und der gründlich unterrichtete Archivar Wartinger wäre ganz der Mann, diese Aufgabe zu lösen, und eines der nächsten Hefte der verdienstvollen steyermärkischen Zeitschrift mit dieser Erläuterung und lithographirtem Abbilde dieser merkwürdigen Urkunde zu zieren.

Gedruckt ist diese merkwürdige Urkunde bereits bey Hormayr und schon früher in dem längst zur Seltenheit gewordenen Büchlein Joseph Wallners über das tausendjährige Alter von Ossiach. — Vielleicht ist dieses Diplom gar ein Reskriptum, wovon das Hormayr'sche Archiv Nr. 48, April 1828, uns aus dem Paßauer Archiv ein so merkwürdiges Beyspiel beygebracht hat an einer Kaiserurkunde Heinrichs III. von 1054 zur Verwahrung der Rechte der Kirche zu Krems.

880 bestätigte Karl der Dritte den Tausch zwischen dem Kloster Monsee und zwischen dem Hochstifte Regensburg mit dreyßig Huben im Ostlande, im Oriente am Raabfluß — und eben dieser geist- und kraftlose Erbe aller Macht Karls des Großen in Frankreich, Italien und Deutschland: »per *Bajovariam* in *Orientem* proficiscitur, veniensque prope *Tullinam*, *monte Comiano* colloquium habuit, ubi inter alia veniens *Zwentiboldus*, . . . sicut mos est, per manus Imperatoris efficitur Dux.

XXXIII.

Regensburg den 8. Febr. 889 *).

K. Arnulf schenkt auf die Fürbitte des Grafen Adalhart einem gewissen Engelfried an Gut und Leuten zu Wolfersdorf im Donaugau in der Grafschaft Cuniberts eine königliche Hube mit ihren Zugehörden, die er zu Lehen besaß, zu Eigen: nach seinem Tode aber soll dieselbe an die Abtey Niederburg zu Paßau kommen.

*) Die Indiktion trifft auf das Jahr 888.

In nomine sanctae et indiuiduae Trinitatis. *Arnolfus* diuina ordinante clementia Rex. Comperiat omnium fidelium, praesentium scilicet et futurorum industria, qualiter quidam *Comes noster nomine Adalhart* precatus est clementiam nostram ut cuidam homini suo nomine Engilfrit vocato quasdam res quas ipse prius in beneficio habebat in *comitatu Chuniberti* in pago *Tunahgowe* in villa *Wolfheresdorf* nuncupata, item hobam unam in proprium donaremus. Cujus petitioni libenter ob mercedis nostrae augmentum assensum praebentes decreuimus ita fieri. Dedimus eidem viro praescriptam hobam cum universis appendiciis suis diebus vitae suae in proprietatem, hoc est curtem cum casa et mancipiis agris pratis pascuis silvis aquis aquarumve decursibus mobilibus et immobilibus viis et inviis accessibus et regressibus omnibusque adjacentiis illuc juste respicientibus et jussimus inde hoc nostrae auctoritatis fieri praeceptum per quod decernimus atque jubemus ut jam dictus Engilfrit de his omnibus securam habeat potestatem cunctis diebus vitae suae sine ulla census strictura et post obitum illius posteri sui cum tali servitio sicuti antea ex eadem hoba priores fecerant in jus et potestatem monasterii S. Mariae Bataviae constructi tota integritate possessionis suae redigantur. Et ut haec auctoritas nostra firmior habeatur et a fidelibus nostris melius credatur ac diligentius observetur manu nostra subtus eam firmavimus et annuli nostri impressione assignari jussimus.

(Signum Domni Arnolfi piissimi Regis.)

Aspertus Cancellarius ad vicem Theotmari Archicapellani recognovi.

Data VI Idus Febr. ao. incarn. dom. DCCCLXXXVIIII.

Indict. VI. Anno primo regni domni Arnolfi piissimi Regis.

Actum *civitate regina* in dei nomine feliciter Amen.

Cunibert hat wohl den schon weit gediehenen Besitz und Ambacht Aribos und Luitpolds, der Nachkommen des nordgauischen Ernest und weiblicher Seits der Karolinger, durch seine rein amtliche und königliche Dazwischenkunft unterbrochen. Merkwürdig sind auch die Varianten, unter welchen der Name der alten Königsstadt Regensburg erscheint.

XXIV.

Regensburg, 14. April 890.

K. Arnulf gibt dem Bischof Engelmar in dem Bisthum Paßau alle seine Leute, die sich wider Willen des Bischofs in der Mark zu Grasamarsau angesiedelt, und den hochstiftischen Wald ausgehaut haben, zu eigen.

In nomine sanctae et indiuiduae Trinitatis, *Arnolfus* divina favente gratia Rex. Notum esse volumus omnibus sanctae Dei Ecclesiae fidelibus nostrisque praesentibus scilicet et futuris qualiter *Engilmarus* dilectus *Episcopus et Ministerialis noster* investigando res *S Stephani* quam sedem ipse praesidere dinoscitur invenit *in marca* praedicti Dei martyris *de aliis villis venientes et injuste sylvam praedicti S. Stephani extirpantes* qui continuo finibus circumductis, et populis confirmantibus noverunt se injuste ibidem sedere et terram cum dispositione reliquerunt. Quando nos vero cognovimus talem injustitiam praedictae casae Dei factam placuit celsitudini nostrae quicunque *servi nostri* illam marcam in

Grusamaresaha invaderent undecunque essent et modo ibi sederent ad opus nostrum pertinerent ut advocatus praedicti Episcopi illos ad manum nostram inquireret et quos cum justitia legali et cum populis veracibus ad opus nostrum acquirere posset ob reverentiam S. Stephani Protomartyris Christi ad suum servitium in perpetuum daremus pro remedio parentum et venia peccatorum nostrorum, et jussimus inde hanc nostram scribi auctoritatem, per quam volumus et decernimus ut haec praenotata donatio nostra, nostris et futuris temporibns in perpetuum firma et inconvulsa permaneat. Et ut haec Donationis nostrae auctoritas firmior habeatur et per futura secula a cunctis fidelibus nostris verius credatur ac diligentius observetur ad Dei servitium sanctique protomartyris Stephani manu propria subtus eam firmavimus et sigilli nostri impressione assigillari jussimus. Et haec sunt nomina supradictae traditionis. Engilger cum filiis suis. Reinprech cum posteris suis. Engizo cum filiis suis. Wolager et Iminolf hostiarii cum posteris suis.

(Signum Domni Arnolfi invictissimi Regis.)

Aspertus Cancellarius ad vicem Theotmari Archicappellani recognovi.

Dat. XVIII. Kal. Maji. Anno dominicae Incarn. DCCCXC. Indict. VIII. Anno vero Domni Arnolfi regni invictissimi regis III.

Actum ad *Radesbonam urbem* in Dei nomine feliciter Amen.

XXV.

Regensburg, ohne Jahrestag, 896.

Kaiser Arnulf gibt auf Fürbitte des Bischofs Engelmar von Paßau dem Kleriker Nithard einige zum Kloster Niederburg gehörige Güter zu Hartkirchen ob der Enns, im Komitate des Babenbergers Grafen Luitpold (Bruders des östlichen Markgrafen Aribo, und Ahnherrn des Königshauses Scheyern-Wittelsbach), mit Einwilligung der Kaiserin Oda, von der er sie bisher zu Lehen besaß, auf Lebenszeit zum Eigenthum.

In nomine sanctae et individuae Trinitatis. *Arnolfus* divina favente gratia Imperator Augustus. Si de rebus terrenis a Deo omnipotente jure nobis collatis in Dei et nostro servitio laborantibus oportuna loca concesserimus procul dubio et aeternae retributionis praemia inde a Deo nobis venire liquido credimus et eos omnino devotiores esse manifestissimi credimus. Quapropter omnium sanctae Dei ecclesiae fidelium nostrorumque tam praesentium scilicet quam et futurorum cognoscat industria quia nos per interventum venerabilis ac dilecti *Episcopi* nostri *Engelmari* cuidam clerico nomine *Nithard* ob bonae fidelitatis et servitutis suae mercedem, quasdam res ad abbatiam inferioris monasterii pertinentes cum consensu et voluntate dilectae *conjugis nostrae Odae* in proprium concessimus. Hoc est in *Comitatu Liupoldi Comitis nostri* in loco *Hartchiricha* nuncupato ut ipse de jam dicta conjuge nostra ibi eatenus in beneficium habere dinoscitur. Ecclesiis cum decima curtilibus aedificiis mansis ac mancipiis utriusque sexus terris agris cultis vel incultis campis pratis pascuis silvis viis et inviis aquis aquarumque decursibus molendinis exitibus ac reditibus quaesitis vel inquisitis totum quidquid ad ipsum beneficium pertinere videtur cum omni usu fructuario jam dicto Nithardo in

proprium concessimus omnibus diebus vitae suae habendum et ut post ejus discessum cum omni integritate iterum redeat ad jam dictam casam. Et ut haec largitionis nostrae auctoritas firmior habeatur et per futura tempora a cunctis fidelibus nostris verius credatur ac deligentius observetur manu propria subtus eam firmavimus et annulo nostro sigillari jussimus.

(Signum Domni Arnolfi Ser^mi Imperatoris Augusti.)

Actum Ratisponae in Dei nomine feliciter Amen.

XXVI.

11. Sept. 898.

Kaiser Arnulf ertheilt, auf Fürbitte des Abtes Burkard und des Grafen und Truchseß Isangrin, seinem Leibeigenen Gumpold, nach salischem Gesetze, die Freyheit.

In nomine sanctae et individuae Trinitatis *Arnolfus* divina favente Clementia Imperator Augustus. Omnium sanctae Dei ecclesiae fidelium nostrorumque praesentium scilicet et futurorum comperiat industria, qualiter nos ob amorem dei nostraeque mercedis augmentum et obtentu fidelium nostrorum Purchardi scilicet venerabilis Abbatis nostri, atque *Isangrini Comitis ac Dapiferi nostri*, quendam proprii juris nostri servum. *Gumpold* nuncupatum liberum dimisimus. Nam in praesentia *procerum* nostrorum *manu propria nostra a manu illius discutientes denarium* secundum *legem salicam* liberum eum facimus et ab omni iugo coactae servitutis absolvimus ejusque absolutionem per praesentem auctoritatem nostram confirmavimus quam et futuris temporibus firmam stabilemque mansuram esse volumus. Praecipientes ergo jubemus ut sicut reliqui manumissi qui per hujusmodi titulum absolutionis *a regibus* vel *ac Imperatoribus Francorum* noscuntur esse relaxati ingenui ita deinceps memoratus Gumpold per hoc praesens praeceptum nostrum plenius in Dei nomine roboratum nullo inquietante, sed Deo auxiliante perpetuis temporibus valeat permanere bene ingenuus atque securus. Et ut haec auctoritas nostra firmior habeatur et per futura tempora a fidelibus nostris melius credatur ac diligentius observetur, annulo nostro subter eam jussimus sigillari.

(Engelpero Notarius ad vicem Theotmari Archicapellani recognovi.)

Dat. III. Id. Septbr. Anno Domini DCCCXCVIII. Indict. I. Anno XI. regni piissimi regis Arnolfi. Imperii ejus III.

Hier kehren die oben, bey der Freylassung Hunrochs durch K. Ludwig gemachten Bemerkungen wieder.

An diese und an die im XL. Bande der Jahrbücher herausgegebenen Arnolfinischen Urkunden von 889, 8. Febr. Regensburg, für die Abtey Niedernburg — 890, 14. April Regensburg, für den Bischof Engelmar von Paßau, — 892 Oettingen fur St. Florian über Rohrbach, 896 Regensburg für den Kleriker Nithard, — reihen sich

888 drey Kremsmünster Urkunden (Rettenpacher annal. cremifan. 37, 38, 39, 41) über Neuenhofen, Wels und über Nesselbach an der Enns im Traungau in der Grafschaft Aribos.

890 eine weitläufige Beſtätigung der Salzburger Besitzungen, na-

mentlich auch jener im Ostlande, Wachau, Grunzwiti, Wagram, Yps, Traismauer ꝛc.

892 schenkt Arnulf dem salzburgischen Vasallen Theodorich sieben königliche Huben zu Mölk, in der Grafschaft Aribos.

893 vergab Arnulf nach Kremsmünster das Eigen der ehemaligen tapferen Gränzgrafen, Gebrüder Wilhelm und Engelschalk zu Ebersberg, am Kamp, an der Perschling und in andern Orten Baierns und Slaviniens.

895—898 übersiedelt Arnulf mehrere Angehörige der Moymarischen Herrscherfamilie Großmährens nach Karentanien in der Grafschaft seines Anverwandten, des Markgrafen Luitpold, der mit seinem Bruder, dem östlichen Markgrafen Aribo, wider die Marhaner gekriegt hatte, aus denen eine Partey sich zum Christenthume und zu den Fremden, den Franken, hielt, die anderen aber vom Geiste des großen Swatopluk (Swetbog, Zwetboch, im windischen Dialekte) beseelt, an die alten Götter und die alte Größe. — 895, 29. Sept. Oettingen, dotirte Arnulf den edlen Slaven Walthuer an der Gurk, Drau und Save,

898 aber 31. Aug. und 4. Sept. zu Rantesdorf, den edlen Zwetbach (wahrscheinlich den vertriebenen, und von den Markgrafen Luitpold und Aribo mitgeführten Sohn des großen Swatopluk) an der Muhr und Gurk, so wie späterhin Ludwig das Kind, 903, 26. Sept. zu Alpase, im heutigen Obersteyer, in der Grafschaft Aribos, und nach ihr der Ottokare. — Im nämlichen Jahre

898 zog Arnulf gegen den mit den Marchslaven verrätherisch einverstandenen Isanrich, Sohn Aribo's, und griff seinen stark befestigten Schlupfwinkel, das alte römische Mautern, zu Schiffe an, auch vergönnte er

898 seinem getreuen Heimo, einen geschlossenen Ort und feste Niederlassung zu erbauen, eben zur Abwendung der bösen Folgen, der beständigen Reibungen mit den Marhanen, als Stapelplatz und Niederlage zum Tauschhandel mit ihnen (Mercatum Moravorum), sie mußten Recht nehmen an der Malstätte des Markgrafen Aribo, an welche auch Heimo und sein Vikar gewiesen waren. Dieser Ort dürfte allen Umständen nach weit eher Krems gewesen seyn, als Hainburg? Letzteres hat nur den in unsern Tagen immer mehr überschätzten, und beynahe zur förmlichen Manier ausgearteten Titel der Assonanz für sich.

XXVII.

Oettingen, 12. Aug. 903.

K. Ludwig das Kind schenkt auf Fürbitte der Grafen Arbo und Engelmar und mit Einwilligung des Bischofs Burkard von Paßau dem Domkapitel daselbst die zum Theil ob der Enns gelegenen Ortschaften: Prama, Gurcana, Luphichinespach, Pollinga, Hohinhart, Altheim. Osternnaha im Mattichgau, Karpheim, Hohunstat und Scardinga, zum Eigenthum, die selbes bisher von dem Hochstifte zu Lehen besessen.

In nomine sanctae et individue Trinitatis. *Hlodwicus* divina favente gratia Rex. Liquido enim confidimus si erga divina Monasteria Deo servientibus aliquod solamen largituri sumus nobis perpetuum et ad stabilitatem regni nostri prodesse. Quapropter noverit omnium fidelium praesentium atque futurorum solertia qualiter quidam comites nomine *Arbo* et *Engelmar*. *Purchardi Episcopi Vasalli* licentia ejusdem Episeopi. Celsitudinem nostrae

dominationis humili admonitione flagitantes adierunt ut quibusdam *Canonicis Pataviensium.* Deo et sancto Stephano Protomartyri Christi die noctuque famulantibus quaedam loca quae antea una cum decimatione ab illius sedis rectoribus scilicet Episcopis in beneficium habere noscuntur in proprietatem concederemus. Nos vero ob amorem Domini nostri Jesu Christi et S. Stephani licentia *Purchardi* ejusdem sedis *episcopi* concessimus supradictis Canonicis Pataviae loca una cum decimationibus cunctis ad illa loca juste pertinentibus quae antea in beneficio habuerunt. Hoc est primo Prama deinde Gurcana Luphichinespach Pollinga Hohinhart Altheim Osterunaha in *Matahgowe.* Preterea etiam Chorpheim. Honunstat et *Scardinga* cum omnibus ad jam nominata loca juste et rationabiliter aspicientibus terris cultis et incultis campis silvis aquis aquarumve decursibus mobilibus et immobilibus quaesitis et inquisitis molendinis piscationibus viis et inviis exitibus et regressibus decimationibus totis et intus et extus prope aut longe omnia ex integro supermemoratis Canonicis. Deo et S. Stephano ibidem militantibus in propriam potestatem perpetualiter donamus ita ut nullus successorum nostrorum nec de successoribus videlicct Episeopi supradictae sedis aliquid de his rebus imminuere aut distrahere audeat, quod pro remedio animae nostrae genitoris avique nostri antenominatis Canonicis coucessimns et jussimus exinde hoc nostrae auctoritatis praeceptum conscribi, per quod decernimus atque jubemus ut haec dominationis nostrae donatio ab hominibus fidelibus sanctae Dci Ecclesiae praesentium atque futurorum verius credatur et diligentius conservetur manu propria nostra subtus eam coufirmavimus et annuli nostri impressione sigillari jussimus.

(Signum Hludowici Serenissimi Regis.)

Enpero Notarius ad vicem Theotmari Archicapellani recognovi et sub Scripsi.

Dat. II. Idus Aug. Anno Incarn. Dom. DCCCCIII. Indict. VI. anno regni Hlodowici Seren^mi^ Regis III.

Actum ad *Otinga Curte regia.* In dei nomine feliciter Amen.

Diese Urkunde, von welcher keine Urschrift vorhanden ist, erweckt allerdings, gleich so vielen anderen Paßauischen, den Verdacht späterer Abfassung, bey einer abgedrungenen Vertheidigung domkapitlischer Gerechtsame namentlich auf Scharding, worüber sonst kein anderer königlicher Verleihungstitel aufzuweisen war.

Die verwüstenden Einfälle der Ungern hatten bereits ihren leidigen Anfang genommen, und die Erbauung der auch im Nibelungenliede gefeyerten Ennsburg veranlaßt, wie aufs Jahr 900 die Fuldaer Jahrbücher sagen: »In eodem loco post victoriam, illis coelitus datam congressi, clamore magno in coelum, inde Deo grates ferebant. Tandem laeti post tantam victoriam ad socios, unde venerant regressi sunt, et citissime, in *id ipsum tempus pro tuitione illorum regni*, *validissimam urbem in littore Anesi fluminis*, muro obposuerunt; quo peracto unusquisque redierunt in sua.« Der junge König Ludwig schenkte die Ennsburg —

900 im Jänner auf die Bitte des Paßauer Bischofs Richart die neue, theils auf Grund und Boden des Klosters St. Florian, theils auf jenem des Gränzgrafen Aribo erbaute Ennsburg, eben diesem Kloster, da Richar »serviente paganorum impugnatione, quedam pars *dyocesis* suae, ubi sancti *Floriani martiris monasterium* esse

cognoscitur, *ex inprouiso deuastata* est, deprecans ut *eiutatem illam*, quam fideles nostri regni *pro tuicione patrie* unanimiter contra eorundem christiani nominis persecutorum insidias, *nouiter in ripa anesi fluminis*, partim in proprio jam dicti *martiris*, partimque in terra perfecture terminalis statuentes, construxerunt ad suprascriptum sacrosanctum locum, in quo ejusdem beatissimi martiris corpus uenerabiliter humatum est, traderemus.«

903 erscheint Graf Aribo in zweyen Urkunden Ludwigs des Kindes, und erhält von demselben

904 im März zu Ingolstadt 20 Huben bey Leoben, in der Grafschaft seines Vaters, des Grafen Ottokar.

906 erging von dem Markgrafen der Ostmark Aribo, mit Zuziehung des Gaugrafen des Traungaues Ottokar, des Diöcesanbischofs Burkart und des Metropoliten Ditmars von Salzburg, die Abstellung der Unordnungen in der Behebung der Zölle auf der Donau, Enns und Traun. Darin werden die Salinen erwähnt, die große Messe der Mähre, die Heerstraße durch Enns, Ebersberg, Linz, die handeltreibenden Baiern und Slaven, und die jüdischen Kaufleute.

909 erhält der jüngere Graf Aribo, Sohn Ottokars und Enkel des Markgrafen, des älteren Aribo, von König Ludwig die Abtey Traunkirchen, und schon im nächsten Jahrzehend zeigen sich die Nachkommen Aribos und Luitpolds, vorzüglich aber seines Sohnes Ottokar und seines Enkels Aribo, nicht nur im Traun- und Attergau, im Chiemgau, im Isergau und Salzburggau, sondern auch an der Enns und Gurk, Muhr und Drau ausgebreitet.

XXVIII.

Sco 17. April 1007.

K. Heinrich der Heilige vertauscht die in der Ostmark gelegenen Prädien Ernustesdorf und Albarn an den Bischof Christian von Paßau, um das Prädium Trevina.

In nomine sanctae et indiuiduae trinitatis. *Heinricus* diuina fauente clementia Rex. Si sanctae dei Ecclesiae venerabilia augendo meliorare studuerimus loca, superae recompensationis emolumenta nequaquam diffidimus inde nobis fore pro futura. Quapropter omnium sanctae Dei ecclesiae fidelium praesentium ac futurorum noverit industria qualiter S. *Patav.* ecclesiae Episcopus *Christianus* nuncupatus nostram humillime postulando adiit clementiam quod quaedam *nostrae proprietatis praedia Ernustesdorf et Albarn* dicta in pago . . . . . sita et in comitatu . . . . . comitis, erga praedium *Trevina* dictum sibi Ecclesiaeque suae committentes nostra auctorali traditione confirmaremus. Cuius precibus advocatique sui legitimi Gumponis N. coeterorumque tam clericorum quam laicorum sibi subditorum obedientes Superdicta praedia prout juste et legaliter potuimus Ecclesiae Pataviensi in concambium praedii *Trevina* vocati aeterna confirmatione proprietantes confirmavimus cum omnibus eorum adjacentiis et utensilibus videlicet rebus mobilibus et immobilibus quaesitis vel inquirendis areis aedificiis familiis utriusque sexus terris cultis et incultis coeterisque omnibus quae dici vel rite scribi possunt utilitatibus exceptis duobus itinerariis Christano et Engilberto corumque agris Praecipientes igitur ut praefatus

Episcopus suique successores liberam dehinc habeant potestatem eadem praedia tenendi possidendi vel quiquid sibi libeat ad usum monasterii modis omnibus inde faciendi. Et ut haec nostrae auctoritatis pagina stabilis et inconvulsa permaneat hanc cartam inde conscriptam manu propria roborantes sigilli nostri impressione insigniri iussimus.

(Signum Domni Henrici regis invictissimi.)

Eberhardus Cancellarius vice Willigisi archicapellani recognovi.

Dat. XV kal. Maii. Indict. V. Anno dom. incarn. MVII.

Anno vero Domni Heinrici secundi regnantis V.

Actum Se. in Christi Nom. fel. Amen.

XXIX.

Hermann von Sponheim-Ortenburg, Herzog von Kärnten, hatte, während er selbst in kaiserlichen Geschäften zu Nürnberg und Regensburg abwesend war, über das Prädium des Bischofs Engilbert von Bamberg, welches dieser von dem Burggrafen von Nürnberg an sich gebracht hatte, ein Placitum angeordnet. Der Bischof beklagte sich darüber, und die Fürsten thaten auf einem Hoftage den Ausspruch, daß dieses ganz unzulässig sey.— Kaiser Friedrich I. ertheilt daher dem Herzog den gemessenen Auftrag, die Sache zu remediren, und den Bischof klaglos zu stellen.

Zwischen 1152 — 1169 zu Folge der baierischen Reichsarchivs-Regesten des Ritters C. H. von Lang.

F. Dei gracia Romanorum Imperator et semper Augustus dilecto suo *Hermanno duci karinthie* graciam suam et omne bonum. Conquestus est nobis dilectus noster *E . . . . babenbergensis episcopus* quod super predium illud suum *quod a Burcgrauio de Nurenberg iuste et rationabiliter acquisiuit* et comparauit *placitum tuum constitueris* et per mandatum tuum iusticiam tuam pro utile tuo sibi exercueris interim dum in nostro seruicio *aduocationem nostram apud Nurenberg* nouissime detineretur et interim dum apud *Ratisponam* similiter in seruicio Imperij adhuc hodie decupatus detinetur. Ipse uero episcopus per sententiam et per iudicium principum hoc in curia obtinuit quod nullum placitum nullam iusticiam super illud predium nec super aliqua bona eius interim potes habere uel ponere uel exercere quam diu ad nostram uocationem in seruicio Imperij occupatus detinetur vnde mandamus tibi et per iudicium principum ac pergraciam nostram firmiter precipimus ut quod modo contra episcopum in illo predio suo contra racionem et iusticiam fecisti totum corrigas et emendes ita quod episcopus cesset a querela. Scire enim debes quod illud predium episcopo babenbergensi ita rationaliter et iuste in presentia nostra et principium datum est et Imperiali auctoritate firmatum quod remota omnium hominum contradictione et absque omni impedimento ratum et inconuulsum debet permanere et nodum querit in cyrpo qui pro predio isto contra episcopum aut ecclesiam babenbergensem aliqua occasione nititur malignari, Ergo tibi mandamus monendo rogando et sub obtentu gracie nostre precipiendo ut hec omnia absque dilatione studeas effectui mancipare *).

*) Dieser uralte, mit Bamberg zusammengränzende Besitz der Burggra-

XXX.

Wien, 16. Okt. 1259.

Ottokar, Herr von Böhmen, Herzog von Oesterreich und Markgraf von Steyer ersucht den Bischof von Paßau, in allen Kloster-, Pfarr- und anderen Kirchen seiner Herrschaft des Paßauischen Sprengels die Verwaltung in geistlichen und weltlichen Sachen zu untersuchen und zu verbessern; zu dessen Ende er dem Bischof den Meister Gerhard, Pfarrer zu Wien, und Konrad von Zelking beygibt.

O! dej gracia dominus Regni Boemie. Dux Austrie. Marchio Morauie! vniuersis Christi fidelibus hanc litteram inspecturis. Salutem et omne bonum! Multorum relatione didicimus et est certum, quod *pro maiorj parte omnes ecclesie Conuentuales et parrochiales Patauiensis Dyocesis in nostro dominio* constitute, et per suos Rectores *in diuinis obsequiis, minus sollicite procurantur in animarum periculum et in temporalibus dilapidationem grauem sustinent* in plurimorum dispendium et iacturam. Vnde cum venerabilis in Christo pater. . . Pataviensis Episcopus ex officio commissi sibi regiminis teneatur ista corrigere, et *ea forsan dissimulauerit pacienter*, cupiens ipsos emendare pocius per gratiam quam percutere per rigorem, nec iidem tamquam ingrati beniuolencia paterna, se correxerint quoquo modo rogauimus ipsum intimo cum affectu, quatenus propter deum et salutem propriam, ac nostri obsequij respectu perpetuj, premissa omnia tam in Ecclesiis *Conuentualibus* et *parrochiulibus que ad nos pertinent* et quarum esse *aduocati* uidemur, quam etiam in omnibus aliis Ecclesiis sue Diocesis *per inquisitionem amministrationis spiritualium et temporalium*, curet corrigere taliter et purgare, ut ad laudem dej in diuinis obsequiis proficiant, et in temporalibus, que ipsis pro salute animarum pie collata uidentur, effectum debitum studeant obseruare, etiam ne nos dicimur sibi esse causa inpedimentj tante salutis nunc etiam ipse de inprouidencia argui possit et pro desidia quem decet pro diligencia commendarj! ad ostendendum enim *magnum fauorem quem habemus ad hoc negocium*, Dilectos nobis magistrum *Gerhardum plebanum wienne et Chunradum de Cackkinge* eidem adjunximus in hijs omnibus uice nostra ut tamquam nos ipsi presentes essemus, sibi cooperentur in hiis, in quibus nostra iurisdictio necessaria uideatur! Siqui vero quod non credimus se correctionj huiusmodj volentes subtrahere, ad sedem apostolicam appellarent, vna secum de illis significabimus domino pape per nostras litteras noticiam veritatis coram deo dicentes quod ad hec nos inducit simpliciter zelus amoris diuinj non ad usurpandem nobis iurisdictionem ipsius et Ecclesie ista scribimus, uel rogamus. Datum *Wienne* Anno dominj Millesimo cc. Lvmj. xvii. kal. Nouembris.

(Cum Sigillo laeso.)

---

sen von Nürnberg ist in der That merkwürdig. Man wird nun doch nicht ferner, wir ehedem, allen Besitz der Burggrafen von Nürnberg auf österreichischem, steyerischem und kärntnerischem Boden bloß allein von der Gefangennehmung des österreichischen, steyerischen und kärntnerischen Adels mit seinem König und Herzog Friedrich dem Schönen in der Mühldorfer und Ampfinger Schlacht (28. Sept. 1322) herleiten wollen, über welche das Archiv (Nr. 43, April 1828) anziehende Aufschlüsse gab.

Ein so vollendetes Beyspiel des landesherrlichen juris circa sacra und des Vogteyrechtes dürfte man in jener Zeit allerdings vergebens suchen.

XXXI.

1257, 25. Jänner, Bacherach.

Richard Graf von Glocester und Johann von Avennes, Erstgeborner der Gräfin Margaretha von Flandern, bezeugen als Abgeordnete des r. K. Richard, daß sie in dessen Seele auf das h. Evangelium geschworen haben, daß Richard, sogleich nach seiner Krönung, den Konradin von Hohenstauffen mit dem Herzogthume Schwaben belehnen wolle. Auch sollen alle übrigen angeerbten oder Lehenbesitzungen, welche von dessen Großvater Friedrich und Vater Konrad auf ihn gefallen sind, nach Recht und freundschaftlicher Einigung von den Reichsgütern ausgeschieden, und Konradin im ruhigen Besitze derselben geschützt werden.

Nos Rieschardus comes de Glocester et Johannes de Auennis miles filius primogenitus Margarethe Comitisse Flandrie existentes legitimi sollempnes et authentici nuncii, *Illustris viri domini Ritshardi romanorum in regem Electi, fratris regis Anglie pro negotijs suis in partibus Alemanie* disponendis presenti scripto profitemur et constare uolumus vniuersis tam presentibus quam futuris quod uos tactis Sacrosanctis Ewangeliis iurauimus in animam predicti domini R. romanorum in regem Electi, quod quam cito idem dominus *electus in regem romanorum coronatus* fuerit, domino *Chvnrado puero, inclito jerosolime et Sicilie regi ac dvci Sweuie*, ipsum *Ducatum Sweuie* cessante omni protestatione ac contradictione, cum omnibus honoribus iuribus et pertinentijs suis titulo conferat feodali. Includentes nichilominus iuramento nostro prestito etiam in animam supradicti R. romanorum in regem Electi, quod ipse Electus, memoratum *Chuntz puerum*, in omnibus alijs bonis suis, tam patrimonialibus quam foedalibus, siue per successionem hereditariam, siue per emtionem, aut alio quocunque modo habitis, que ab *auo suo domino Friderico romanorum, quondam Imperatore*, et a *patre suo domino Chuntz quondam romanorum in regem electo*, ac etiam ab alijs progenitoribus suis ad ipsum deuoluta sunt, siue consistant in hominibus nobilibus vassallis et seruis, aut etiam in dominijs terrarum, ciuitatum, castrorum, opidorum, uillarum et aliorum quorumcunque bonorum ubicunque sint sita grauet nullatenus ac perturbet. Immo supradicta omnia bona, iure mediante et amicabili compositione interueniente, sepedictus R. romanorum in regem electus nominatim *a bonis imperii* distinguere tenetur, et sepefatum *Chvntz puerum* eorundem facere quietum et legitimum possessorem — Ad robvr etiam predictarum in posterum valiturum, prelibatus R. romanorum in regem Electus, suprascripta omnia priuilegiis suis, cum opositione regalis sigilli sui confirmabit, sine dolo et fraude inuiolabiliter obseruanda. In cuius rei testimonium et stabilem firmitatem presentem litteram, cum annotatione testium scribi fecimus sigillorum nostrorum munimine roboratam. Testes sunt hij dominus *Berhardus* sancte *mogvntine* sedis archiepiscopus sacri Imperii per germaniam archicancellarius . . . . prepositus Coloniensis — *Chvnvz filius Wildegauii* prepositus Ismensis, Thesaurarius Ecclesie mogvntine *Vlri-*

cus comes de Wirtenberch — Chvnvz Wildegrauius, Emcho filius eius, Ditricus de Valkenbvrch, Albertus de Lihtenberch — Albertus de prvkkeberch, Hademarus de Laber, Philippus de Valkenstaein, Philippus de Hohenvels, Wernherus de Bonlandia, Pertoldus marscalcus de Schilperch, Hermannus de Haegenberch, Haeintz de Vemnisz, Wernherus Dapifer de Alzacia — Chvntz de Schonnebbe, Haintz de Gisoldsride, et alij quam plures. Acta sunt hec aput *Bachoracum*, anno domini M.CC. quinquagesimo septimo, in die conversionis St. Pavli quintedecime Indictionis.

(Cum Sigillo.)

XXXII,

1261, 7. Jänner, Walinfort.

Der römische König Richard überträgt, bis zu seiner Rückkunft nach Deutschland, dem Pfalzgrafen Ludwig bey Rhein die Verwesung jener Reichslehen, welche durch den Tod Alberts, Grafen von Dylon, dem Reichsoberhaupte heimgefallen sind.

Ricardus dei gratia romanorum Rex Semper Augustus Illustri *Ludowico comiti Palatino Reni Duci Bauarie* karissimo principi et *consanguineo* suo gratiam suam et omne bonum. Gerentes de tue fidei puritate fiduciam pleniorum tibi omnia foeda que quondam nobilis vir *Albertus Comes* de *Dylon* ab *Imperio* iusto titulo tenuit et possedit et que per *mortem* eiusdem ad manum nostram sunt ratione Imperij legitime deuoluta usque ad *felicem reditum nostrum ad partes regni Theutonie* duximus committenda volentes ut medio tempore nomine nostro eisdem *feodis* libere gaudeas et fruaris unde universis et singulis ad feoda dicta spectantibus auctoritate presentium damus distinctius in mandatis quatenus tibi loco nostri tamquam domino feodi usque ad tempus predictum in hijs in quibus tenentur, obediant et intendant ad plenum tibi de eorundem feodorum redditibus et prouentibus respondentes. In quorum omnium testimonium et euidentiam pleniorem hanc litteram nostram tibi confirmavimus sigillo nostro regio communitam. Datum apud *Walinford* septimo die Januarij Indictione quarta regni nostri anno quarto.

Je seltener die Urkunden des englischen Richard als deutschen Königs sind, um desto mehr dürfte man diese wichtigen Diplome des Münchner Reichsarchives mit Dank und mit Vergnügen aufnehmen.

XXXIII.

Lichtenwald, 29. März 1256.

Ulrich, Herzog von Kärnten und Herr zu Krain, gibt auf Ansuchen seines Bruders Philipp, des Erzbischofs von Salzburg, dem Dietrich von Altenheim und seinen gesetzlichen Erben zwey Höfe und eine Hofstatt in Tapheim, den ganzen Strich Heiternowe, einen Hof in Ghichelingen und einen in Österhofen bey Witislingen zu Lehen.

Nos *Vlricus dei gracia. Dux karinthie, dominus Carniole*, tenore presencium notum esse volumus vniuersis quod nos ad instanciam domini et *fratris nostri Phylippi* venerabilis *Electi ecclesie Salzburgensis* et propter multa et fidelia seruicia que nobis

et ipsi fratri nostro exhibuit dominus *Dittricus de Altheim* et habendo certum respectum ad multa obsequia que nobis in posterum exhibebit ipsi domino Dittrico et suis heredibus ab eo legitime descendentibus contulimus titulo feodali in Tapheim curtem in qua residet wenchlinus et ipsum wenchlinum cum vxore sua et suis pueris vniuersis curtem eciam in qua residebat Molitor quidam et aream in qua Chreusler residebat et totum illum situm qui Heiternowe vocatur In Chichelingen eciam vnam curtem et in Osterhouen aput witishlingen curtem vnam cum omnibus suis redditibus et vsibus quesitis et inquirendis feodaliter sibi contulimus et suis heredibus ab eo legitime descensuris vt autem nostra collacio Robur obtineat et perpetuam firmitatem, presentem sibi litteram dedimus nostri sigilli munimine roboratam. Actum in *Liehtenwalde*. Anno domini Millesimo ducentesimo quinquagesimo sexto IV. kal. Aprilis. Indict. XIIIj. Presentibus. Comiti Vlrico de *Sterenberch*. Comiti vlrico de *hewenburch*, domino Heinrico, domino wilhalmo, domino Levpoldo de *Scharphenberch* fratribus, domino Berhtoldo de *Gurkuelde* qui et sua apposuerunt sigilla litteram ad presentem. Interfuerunt eciam dominus Fridricus de *Petouia*, vlricus de Scherphenberch, Hertvicus dapifer de *Chreich*, dominus wilhalmus de Chreich, dominus Jacobus de *Scheboy*, dominus Heinricus cislinus, dominus Fridricus de *Chlagenuurt*, dominus Giselbertus de *Gurnocia*, dominus wilhalmus de *Minchendorf*, dominus Rudlinus et dominus Ckvnradus de *pirpom*, Otto de *Lichtenstein*, Berhtoldus notarius, alij et quam plures.

Schon die Nr. 90, Julyheft 1828, des Archivs, hatte durch eine zwar spätere, am 4. Juny 1269 zu Völkermarkt ausgefertigte Urkunde Ulrichs, des letzten Kärntnerherzogs vom Geschlechte Sponheim-Ortenburg, dargethan, daß dieser herzogliche Zweig beständig auch im Nordosten Schwabens, im Bisthum Augsburg, eigenthümliches Stammgut, Dienstmannen, Lehensleute besessen habe. Die vorliegende Urkunde ist ein neuer Beweis hiervon, merkwürdig auch durch die Zeugen, welche sie aufführt.

XXXIV.

Innsbruck, 12. März, ohne Jahr.

Gebhard Graf von Hirschberg und Herr des Innthales nimmt die Brüder des von bösen Menschen verwüsteten Klosters Speinshart, die, um Lebensmittel und Almosen zu sammeln, in seine Gegenden kommen, unter seinen besonderen Schutz und Geleit (1260 circa).

G. dei gratia Nobilis comes de Hyrzperch et dominus vallis eni vniuersis fidelibus suis tam rectoribus ecclesiarum quam militibus nec non et iudicibus ac ceteris omnibus in suis districtibus constitutis quibus iste littere fuerint presentate salutem cum sincere dilectionis affectu. De vestre fidei constantia plurimum presumentes presentis scripti certa vobis apertione mandamus quod nos *fratres de Speinshart* qui propter suarum rerum inópiam nostros adire fines ad uictualia conquirenda summa cogit necessitas et perurget sub nostram protectionem et conductum recepimus specialem, verum quia hec eadem ecclesia scilicet Speinshart a malis hominibus deuastata tanto subiacet oneri paupertatis quod fratres inibi deo famulantes cottidianis non queant usibus et sumptibus sustentari nisi per subuentionem subsidiorum a diuersis

fidelibus releuentur. Sed quia gloriosum et salubre fore in domino iudicatur elemosinarum largitatibus pauperum indigentie subuenire per quas multitudo diluitur peccatorum precipue tamen hiis in quibus mendicandi veritas euidentius apparere dinoscitur et notatur nostra possunt peccamina certius aboleri. Quapropter rogamus et monemus vestram attentius honestatem verum etiam firmiter precipientes quatinus predictos fratres de prefata ecclesia cum ad uos peruenerint ad petendam elemosinam misericorditer et benigne suscipere procuretis, non permittentes eos ab aliquibus temerarie molestari sed si necesse fuerit vestre fidelitatis oportunum succursum consilii et auxilii iuxta vestrum posse in vestris procurationibus ob nostram reuerentiam prebeatis scientes omni dubitatione postposita quicquid eisdem fratribus boni feceritis et honoris inde gaudia sempiterna poteritis adipisci, et in hoc negotio vestram diligentiam circa nos exhibitam possumus actenus experiri.

Datum in *Insprůk*. IIII Idos Martii.

Der Stamm der fränkischen Grafen von Hirschberg, Tollenstein und Kreglingen nennt den nordgauischen Herzog Ernest als seinen Ahnherrn, gleich den steyerischen Aribonen und Ottokaren, den kärntnerisch-afflenzisch-mürzthalischen Marquarder, den Buigern, Böklabrukkern und Rebgauern, Stiftern der Benediktiner zu Altenburg in Oesterreich (Archiv, Nr. 37, März 1828). — Graf Gebhard von Hirschberg ehelichte Elisabeth, Tochter Grafen Albrechts von Tyrol, Witwe des letzten Andechsers, Herzogs Otto von Meran, und gewann durch diese in der Theilung mit seinem Schwager Meinhard von Görz das Innthal und einen Theil des Wippthales. — Man sehe hierüber Archiv Nr. 14, Jänner 1827, im Direktorium der wichtigeren, vom Hofrathe Freyherrn von Hormayr herausgegebenen Urkunden die Jahre 1254, 1256, 1258, 1263, 1268, 1283 und 1284, nebst der chronologischen Uebersicht des Grafen Coronini über die Geschichte des Grafen von Görz und seines Freundes und Lehrers am Theresianum zu Wien, des Jesuiten Erasmus Fröhlich, Archontologie von Kärnten.

Notiz über die wissenschaftliche Reise des Herrn F. E. Schulz im Orient *).

Herr Schulz, Professor an der Universität zu Gießen, ist im Sommer 1826 in Auftrag des damaligen k. französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Baron von Damas, nach dem Oriente abgegangen, um auf Kosten der französischen Regierung eine linguistisch-archäologische Reise in der asiatischen Türkey und in Persien zu unternehmen. Sie soll wenigstens vier Jahre dauern, und ihr Hauptzweck besteht darin, die in den alten Sprachen Persiens abgefaßten Werke, vorzüglich die Schriften des Zoroaster, die sich bey den Parsen oder Gebern, den Bekennern der von ihm gestifteten Religion, vorfinden dürften, aufzusuchen und anzuschaffen. Herr Schulz soll zu diesem Behufe lange in den mittäglichen Landschaften Persiens, in Jesd und in Kerman, verweilen, wo die Bekenner Zoroasters noch in großer

---

*) Verfaßt von Herrn J. M. Saint Martin zu Paris, und nach dem im Augustheft des Journal des Savans abgedruckten Original übersetzt und mit Anmerkungen ꝛc. begleitet von Ferdinand Maria Wertheim.

Anzahl vorhanden sind. Ferner soll er auf eben dieser Reise zugleich die alten Denkmale, welche an den berühmtesten Orten des alten Asiens vorkommen, aufsuchen, beschreiben, und deren Inschriften abzeichnen. Er hat zu diesem Ende sehr ausführliche Instruktionen erhalten, deren Abfassung auf Befehl des Baron von Damas mir übertragen worden war. Leider erlitt die Ausführung dieses Unternehmens Hindernisse durch die politischen Ereignisse im Orient, so wie durch den Krieg zwischen Persien und Rußland; Herr Schulz hat noch nicht auf persisches Gebiet gelangen können, und sich nach mehreren vergeblichen Versuchen zur Rückkehr nach Konstantinopel genöthigt gesehen, wo er im November 1827 angelangt ist. Er hat dort den Winter zugebracht, und gedenkt nun nach Asien zurückzukehren. Dieses leidigen Querstrichs ungeachtet, ist die Reise des Herrn Schulz nicht erfolglos gewesen; ja ich darf sogar sagen, daß sie in gewisser Hinsicht die davon gehegten Erwartungen übertroffen hat. Unser Reisender hat sich zu Konstantinopel und während seines Aufenthalts in Kleinasien und Türkisch-Armenien der (Umgangs-) Sprachen des Orients vollkommen bemeistert, was seinen Forschungen ganz besonders zu Statten gekommen ist. Er hat fast zu allen Bibliotheken Konstantinopels Zutritt erlangt, und die Nachrichten, die er mir darüber mitgetheilt, so wie die Sendungen, deren Abgang er mir angezeigt hat, sind für das Studium der asiatischen Literaturen von der höchsten Wichtigkeit Man hat durch ihn erfahren, daß zu Konstantinopel zwey Exemplare von der allgemeinen Weltgeschichte des Ibn-Chaldun vorhanden sind, wovon man in Europa nur die philosophisch-historischen Prolegomena [1]) kennt. Dieser Geschichtschreiber, dieser Philosoph, dieser Publicist, dessen Werke sich durch einen bey den Asiaten seltenen kritischen und diskussionellen Geist auszeichnen, steht im Orient in größter und verdientester Achtung. Wenn die Unruhen, die den Orient bewegen, vorbey seyn werden, dürfte ich, wie ich hoffe, durch die Nachweisungen unseres Reisenden in den Stand gesetzt werden, eine vollständige Abschrift von diesem Werke zu erhalten.

Obgleich Herr Schulz durch den bald darauf beendigten persisch-russischen Krieg gehindert worden war, sich des wichtigsten Theiles des ihm übertragenen ehrenvollen Geschäfts zu entledigen, so wird man doch aus seinem Schreiben, das ich gegenwärtiger Notiz beyfüge, ersehen, daß er in dem türkischen Armenien, wo er zu verweilen genöthigt war, nicht müßig gewesen ist, und daß er seine Zeit sehr wohl zu benützen gewußt hat. Damit man sich von den, im nachstehenden Schreiben und in den demselben von mir beygefügten Erläuterungen, angekündigten Entdeckungen eine richtige Vorstellung machen könne, will ich vorerst einige einleitende Notizen vorausschicken, um deren Wichtigkeit in helles Licht zu setzen.

Unter den verschiedenen Oertlichkeiten, welche Herr Schulz angewiesen war zu besuchen, um dort die Ueberreste alter Denkmäler aufzusuchen, befand sich die Stadt Wan [2]), welche in dem mittleren und am wenigsten besuchten Theile des türkischen Armeniens liegt. Der Theil der Instruktionen, welcher sich auf die in dieser Stadt und deren Umgebungen anzustellenden Untersuchungen bezog, lautete folgendermaßen:

---

1) Mokaddamah fil tarich.

2) N. Br. 38°, 5'; östl. L. 61°, 11', im Ejalet gleiches Namens, das unter 36°, 45'—39°, 10' n. Br. und 58°, 30'—62°, 33' ö. L. liegt.

»Herr Schulz wird, nachdem er die Untersuchung aller Ufer »des Urumiah-Sees vollendet haben wird, sich über die Mittel zu »unterrichten suchen, einen Ausflug ins türkische Armenien bis zu »der Stadt Wan hin, zu unternehmen, welche am äußersten Ende »eines gleichnamigen Sees liegt. Die Stadt Wan ist sehr alt; man »leitet ihren Ursprung in die graueste Vorzeit zurück. Die Armenier »nennen sie Schamirama-kert, d.h. Stadt der Semiramis, und »sie beschreiben große und herrliche Denkmale, die noch dort vorhanden »seyen; das, was sie davon erzählen, bietet große Aehnlichkeit mit den »Angaben dar, die man bey den alten griechischen Schriftstellern über »die auf Befehl der Semiramis in Medien und Assyrien auf»geführten Gebäude findet. Die Schriften der Perser berichten uns, »daß Tamerlan zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die alten »Denkmale von Wan zu zerstören versuchte, daß aber die eherne »Härte und Festigkeit und der große Umfang dieser Gebäude die Anstren»gungen seiner Truppen ermüdeten. Die in armenischer Sprache abge»faßten neuern Berichte erwähnen alter Statuen und Denkmale, die »oft in der Stadt Wan gefunden würden; dieselben Berichte bezeichnen »vorzüglich eine weitläufige Anhöhe, welche die ganze Stadt von der »Nordseite beherrscht, als denjenigen Platz, welcher die meisten Reste »des Alterthums enthalte. Sie sprechen von Säulen, Statuen, und »in den Felsen gehauenen geräumigen Höhlen, an deren Eingange sich »lange Inschriften in Schriftzügen befinden, die allen Einwohnern des »Landes unbekannt sind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Inschriften »aus Keilschrift bestehen, und zwar dieselben sind, welche, den Alten zu »Folge, auf Befehl der Semiramis zur Verzierung der von ihr »aufgeführten Denkmale bestimmt worden waren. Der Name und die »Erinnerungen an diese assyrische Königin sind unter den Armeniern und »Kurden in diesem Lande gewöhnlich; mehrere Oertlichkeiten und ein »Bach, der sich in den See Wan (jetzt Ardschisch) ergießt, führen »noch ihren Namen.«

Dieses Bruchstück der, Herrn Schulz ertheilten Instruktionen ist aus den Angaben erwachsen, welche die armenischen Schriftsteller über die alten Denkmale der Stadt Wan und ihrer Umgegend mittheilen. Ich will einige von diesen Angaben umständlicher mittheilen. Der Geschichtschreiber Armeniens, Moses von Choren, der im fünften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung schrieb, und der die auf Befehl der Semiramis zu Wan errichteten Denkmale aus eigener Anschauung kannte, erzählt die Gründung dieser Stadt sehr umständlich *) nach den Schriften des Mar-Ibas Catina, eines viel älteren Schriftstellers, dessen eigene Ausdrücke er öfter anführt. Mar-Ibas Catina, der von Geburt ein Syrier war, hatte seine Werke hundert und vierzig Jahre vor unserer Zeitrechnung verfaßt. Ich werde hier die Erzählung des Moses von Choren abkürzen, und nur diejenigen Umstände daraus anführen, die mit dem vorliegenden Gegenstande in unmittelbarer Beziehung stehen. Moses von Choren erzählt die Gründung der Stadt Wan folgendermaßen: »Semiramis habe sich, nachdem sie die Eroberung von Armenien vollbracht, mit ihrem Kriegsheere an den Ufern des Sees von Wan befunden; bezaubert von dem reizenden Anblick, von der milden Temperatur, dem reichen, üppigen Grün, der Fülle und dem Wohlgeschmacke der Gewässer der Landschaft,

*) Historia armena, lib. I. cap. XV. p. 43 — 47 ed. Whiston.

die sich am östlichen Gestade dieses Sees ausbreitet, beschloß sie, dort eine königliche Burg zu gründen, und selbe zu ihrem Sommeraufenthalte zu machen; sie wählte dazu eine schöne, einladende Gegend auf der südöstlichen Seite, welche sanft gegen Mitternacht hin geneigt, und wohl bewässert war. Sie ließ zwey und vierzigtausend Werkleute aus Assyrien kommen, deren Arbeiten von sechshundert Baumeistern und Künstlern geleitet wurden, die mit der kunstgemäßen Bearbeitung des Holzes, Gesteins und Erzes geschickt umzugehen wußten. Man begann das Werk mit der Errichtung eines ungeheuern Kunst=Plateaus, das aus großen Quadern bestand, welche mit einem aus Kalk und Sand verfertigten Mörtel an einander gefügt wurden. Diese Bauart war so fest, daß das Mauerwerk noch zur Zeit des armenischen Geschichtschreibers unbeschädigt war. Man hätte, erzählt er, nicht einen einzigen Stein davon loszumachen vermocht, so felsenhart war der Mörtel; die Steine waren so trefflich geebnet und geglättet, daß sie nichts von ihrem Glanze verloren hatten. Dieses Plateau, unterhalb welchem man weitläufige Grotten angebracht hatte, die zur Zeit des Moses von Choren den Räubern der Gegend zum Zufluchtsorte dienten, erstreckte sich mehrere Stadien weit bis zu dem Platze, auf dem die Stadt angelegt werden sollte. Diese wurde innerhalb einiger Jahre vollendet, mit starken Mauern umgeben, und mit ehernen Thoren verziert; es wurden mehrere Palläste aus farbigem Gestein darin angelegt, vor denen herrliche Terrassen sich erhoben; öffentliche Plätze und Bäder kamen in hinreichender Anzahl dazu, Wasserleitungen versorgten die verschiedenen Stadttheile und Gärten mit Wasser. Zur Rechten und Linken erhoben sich viele Ortschaften in der Landschaft; es wurden herrliche Fruchtbaum= und Rebenpflanzungen angelegt, und eine große Anzahl Einwohner dahin gezogen. Der armenische Geschichtschreiber sagt, daß es ihm unmöglich falle, alle Wunder dieser Stadt zu beschreiben. Er kommt sodann wieder auf das von ihm bereits erwähnte Kunstplateau zurück, und erzählt, daß Semiramis, nachdem sie selbes mit den stärksten Bollwerken hatte umgeben lassen, die Königsburg darauf anlegen ließ, zu welcher man schwer Einlaß erhielt, und nur mitten durch schauerliche Höhlen hineingelangte. Moses von Choren sagt, daß er nicht begreife, wie alle diese Bauten hätten angelegt werden können; es ist aber, setzt er hinzu, das schönste und großartigste Denkmal der Könige. Das Material, berichtet er, woraus die mittägliche Seite des Monuments erbaut worden, ist so hart, daß ihm das Eisen nichts anzuhaben vermag. Hier befinden sich Tempel, weitläufige Gemächer, zu Schatzkammern geeignete Behältnisse, unermeßliche unterirdische Gewölbe, man sieht da eine Menge von Inschriften, die für sich allein ein Gegenstand der Bewunderung sind. Es scheint, daß man, um sie einzugraben, mit dem Geheimnisse, das Gestein so weich wie Wachs zu machen, vertraut gewesen sey. Semiramis ließ auch, sich zu Ehren, an vielen anderen Orten Armeniens Säulen errichten.«

Diese Beschreibung, welche auf den ersten Anblick sehr romanhaft klingt, stimmt mit den Angaben, welche die neuern armenischen Schriftsteller über die zu Wan vorhandenen alten Denkmale mittheilen, so wie mit den von unserem Reisenden mitgetheilten, uberein.

Ich füge hier die Uebersetzung der Stelle aus der von dem Mechitaristen P. Luc. Indschischian (italienisch Ingigian) in armenischer Sprache verfaßten Neuern Erdbeschreibung von Armenien

bey, welche von den zu **Wan** oder der Stadt der **Semiramis** vorhandenen Alterthümern handelt. Gedachtes Werk ist 1806 zu **Venedig** in Druck erschienen [1].

»Im Norden der Stadt, in gerader Linie, liegt ein sehr hoher »Berg; man könnte den Gipfel nicht mit einer abgeschossenen Flinten»kugel erreichen; hier wurde das unüberwindliche Schloß von **Wan**, ein »Werk der **Semiramis**, erbaut. Dieser Berg besteht aus einer »sehr harten Felsart von besonderer Beschaffenheit; er erstreckt sich eine »Stunde Wegs weit von Westen nach Osten; der Fuß desselben stößt »von der Mittagsseite an die Wälle der Stadt; hier befindet sich die »Vorstadt. Diese Wälle und das Schloß liegen eine halbe Stunde Wegs »vom See. Die Außenseite des Bergs, d. h. diejenige, welche sich »nördlich von der Ebene hinzieht, ist eine sehr steile, von ungeheuern »Felsenzacken starrende Anhöhe; die Mauern sind oft zerstört, und wie»der erbaut worden. Man findet im Innern dieses Felsens an fünf »bis sechs Orten unermeßliche Grotten, welche im grauen Alterthume »ausgehauen worden sind, und deren Eingänge nach der Stadt- oder »Mittagsseite zugekehrt sind. Auf der anderen Seite des Berges, d. h. »gegen Mitternacht, ziehen sich ebenfalls Höhlen hin; sie sind jetzt »sämmtlich verlassen. Diese unterirdischen Gewölbe sind dieselben, deren »**Moses von Choren** erwähnt. Auf der Südseite sieht man eine »Oeffnung, die aufs mühsamste in den härtesten Marmor eingehauen »ist; sie führt nach einem sehr schönen Gemache, dessen Decke gewölb»förmig ist; der ganzen Oeffnung entlang befinden sich Inschriften, de»ren Schriftzüge den Einwohnern des Landes unbekannt sind; dieses »Gemach führt bis zum Mittelpunkte des Berges. Es ist den Einwoh»nern sehr schwer, mit Leitern dahin zu gelangen, sie mögen nun von »dem Schlosse herunter oder von der Stadt hinauf kommen. Auf der »Nordseite, gegen den Fuß des Berges hin, trifft man ebenfalls drey »Oeffnungen, die gleicherweise zu Gemächern mit gewölbter Decke füh»ren, und an deren Eingänge man gleichfalls Inschriften in unbekannten »Schriftzügen wahrnimmt. Es sind dieß wahrscheinlich die auf Befehl »der **Semiramis** eingehauenen Inschriften in alten Schriftzügen, »deren **Moses von Choren** gedenkt. Auf der Süd- und Nordseite »des Felsens sind an verschiedenen Stellen kleine Kreuze und Menschen»gestalten eingehauen. Es ist noch nicht lange her, daß man bey einer »im Innern der Stadt angestellten Ausgrabung eine steinerne Bildsäule »gefunden hat, die einen Reiter vorstellte. Der Berg und das Schloß »haben kein Wasser; in Friedenszeiten aber ist ein gangbarer Weg vor»handen, welcher westlich vom Fuß des Berges bey dem Thore Iskele »Kapusi hinaufführt; auf diesem Wege wird den Einwohnern des »Schlosses der erforderliche Wasserbedarf zugeführt.«

Die Denkmale und Herrlichkeiten der Stadt **Wan**, die, zu Folge der Erzählung des **Moses von Choren**, von der **Semiramis** in **Armenien** gegründet wurde, erinnern an die ähnlich lautenden Angaben, welche **Diodor von Sicilien** über die von dieser Königin in **Medien** erbauten Prachtgebäude, so wie über die von ihr angelegten, mit ausgehauenen Bergen geschmückten Lusthaine mittheilt [2]. Der Theil von **Armenien**, worin die Stadt **Wan** liegt, ist oft mit

---

1) Allgemeine Erdbeschreibung. **Asien**. Theil I.: Großarmenien. Türkisches Armenien. Paschalik Wan. S. 138, 139 (in armenischer Sprache).

2) Diodor Sic. lib. II. p. 126, et seq. ed. Wess.

Medien verwechselt worden, woran derselbe übrigens gränzt, und wovon er in einigen Epochen sogar den Namen geführt hat; und es wäre möglich, daß einige von den im Diodor von Sicilien erwähnten Denkmälern eines und dieselben mit dem im Moses von Choren beschriebenen wären.

Strabo erwähnt ebenfalls großer und künstlicher Werke, welche von der Semiramis in verschiedenen Gegenden Asiens angelegt worden wären [1]); und namentlich von Städten, die sie in Armenien und Kleinasien gegründet habe [2]). Der Name und die Geschichte dieser Herrscherin der Vorzeit sind auch den arabischen Schriftstellern nicht unbekannt geblieben. Masudi erwähnt ihrer in seinem Moradsch-eddhekeb [3]). Er spricht von Ninus, dem Gemahl der Semiramis, und von den Eroberungen, die sie in dem Theile von Armenien, worin die Stadt Wan liegt, gemacht habe; er nennt dabey mehrere von den gebirgigen Landschaften, die diese Stadt umgeben. Die Angaben, die er mittheilt, scheint er aus unbekannten griechischen oder syrischen Schriftstellern gezogen zu haben, denn die Eroberung Armeniens durch Semiramis ist eine historische Thatsache, die sich bey den alten Autoren, die auf uns gekommen sind, nicht findet, und wir verdanken selbe bloß den armenischen Schriftstellern. Der Ruhm der Semiramis hat sich in jenen Regionen nicht nur unter der armenischen Bevölkerung, sondern auch unter der kurdischen erhalten; bey der einen wie bey der andern führt ein sehr beträchtlicher Fluß, der sich südwestlich in geringer Entfernung von der Stadt Wan in den gleichnamigen See ergießt, den Namen Schamiramai-dschur oder Samiramai-arsu, d. h. Wasser oder Fluß der Semiramis [4]). Ich ersehe aus den Papieren des Herrn Schulz, der an den Ufern dieses Flusses

---

1) Sie hießen die Werke der Semiramis; καλεῖται Σεμιράμιδος ἔργα, sagt Diod. lib. II. p. 128.

2) Der P. Luc. Indschischian hat in seiner alten Erdbeschreibung von Armenien S. 178 — 186 alle auf die Stadt Wan Bezug habenden Originaltexte zusammengestellt. Diese in armenischer Sprache abgefaßte Geographie von Alt-Armenien ist zu Venedig 1822 in einem Quartbande erschienen. Wir lassen, des zusammenhängenden Gegenstandes halber, die von Herrn Saint-Martin im Septemberhefte des Journal des Savans gelieferte gründliche Anzeige und Beurtheilung dieses Werks des gelehrten und würdigen Mechitaristen, im nachstehenden Artikel folgen. Anm. d. Uebers.

3) Ms. d'Outroy in der königl. Bibliothek, T. I. S. 96. Der arabische Autor beschreibt bey dieser Gelegenheit die Ruinen der Stadt Ninive, von denen zu seiner Zeit, im Jahre der Hidschret 332 (= 943 — 944 chr. Z.) nur noch bloß die Ringmauern und einige mit Inschriften verzierte Bildsäulen vorhanden waren, in gedrängter Kürze: (و بقى وجه هيها امنام من كارة صكتولى). Der Gründer dieser Stadt war Ninus, Sohn des Belus (نينوس بن بالوس), der zwey und funfzig Jahre regierte. Der Thron wurde nach ihm von seiner Gemahlin Samiram (سميوم) eingenommen, welche vierzig Jahre regierte. Diese Angabe stimmt mit der in der Chronik des Eusebius und andern alten Geschichtschreibern vorkommenden überein. (Man vergleiche übrigens den höchst interessanten, von Herrn Saint-Martin verfaßten Artikel Masoudi im XXVII. Bande der Biographie universelle.)

4) Indschischian neuere Erdbeschreibung von Armenien, T. II. p. 200.

eine in Keilschriftzügen eingehauene Inschrift abgezeichnet hat, daß derselbe auch bey den Osmanen dieser Gegend, Schamiran-su, Wasser der Semiramis, heißt.

Die Hoffnungen, welche mir die Berichte der morgenländischen Schriftsteller eingeflößt hatten, sind nicht getäuscht worden, und die Abschriften von zwey und vierzig zu Wan und seiner Umgebung abgezeichneten Keilschriften, die Herr Schulz dem Herrn Minister der auswärtigen Angelegenheiten übersendet hat, sind der triftigste Beleg für die Zuverläßigkeit der oben von mir angeführten Berichte. Ich theile nachstehendes Schreiben, worin Herr Schulz Bericht über seine gemachten Entdeckungen erstattet, vollständig mit:

Konstantinopel, den 11. März 1828.

Ich fürchte sehr, daß mehrere meiner Briefe an Sie verloren gegangen sind, vorzüglich die von Anfang und Ende März 1827, worin ich Ihnen Notizen über die arabischen Geschichtschreiber Ibn-Asaker und Ibn-Chaldun mittheilte. Bey meiner im November v. J. allhier erfolgten Zurückkunft von Erserum traf ich alles in solcher Bestürzung, und dermaßen mit den Vorkehrungen zur Abreise beschäftigt, daß ich nie erfahren konnte, ob man meine Briefe nach Paris befördert, und welche für mich erhalten habe. In meinem Schreiben aus Erserum, von wo ich am 29. Juny 1827 abreiste, meldete ich Ihnen meine Abreise nach Kurdistan; bey dem Zustande, worin sich Persien damals befand, würde ich meine Pflicht zu verletzen geglaubt haben, wenn ich mich nach Tiflis begeben hätte, um dort zu einer gänzlichen Unthätigkeit verdammt, oder wenigstens einen müßigen Zuschauer der Märsche und Operationen der Heere abzugeben. Meinen Instruktionen gemäß, betrachtete ich die Untersuchung der Ufer des Wan-Sees und die Auffindung der alten Denkmale, die zufolge der in den alten Schriftstellern enthaltenen Angaben dort vorhanden seyn mußten, als den Hauptzweck meiner Reise nach Kurdistan. Aus meinem Schreiben von Betlis werden Sie erfahren haben, daß ich mich mitten im Juny bereits von allen Seiten von kurdischen Kriegsscenen und von Gefahren umringt befand, die mir keine andere Wahl ließen, als den Weg nach Wan mitten durch die Horden der Haideraulus, Mahmudis und Sepeghis hindurch zu nehmen, und selbst im vollen Sinne des Wortes Fehde mit zu machen. Ich habe wohl daran gethan, daß ich den Versuch, als Derwisch verkleidet in Kurdistan zu reisen, wie mir einige schlecht unterrichtete Freunde gerathen hatten, nicht gemacht habe, ich hätte sonst wohl Ursache gehabt, diesen Rath schädlich zu finden. Nachdem ich Chumuz, Ghumghum, die bewunderungswürdigen Alpen von Bingöl, Musch und Betlis besucht hatte, wendete ich mich nach der Ebene von Sawar am See, längs dessen Gestade ich über Takh, Tadwân, Akhlat und Aldschewas hinzog. Ich machte in einem der abscheulichen Mahues von Aldschewas die Fahrt über den See, und langte am 24. July zu Wan an, wo ich von dem Pascha, an den ich von dem Seriasker Pascha von Erserum dringende Empfehlungsschreiben hatte, aufs Freundschaftlichste aufgenommen wurde. Sie werden ohne Zweifel mit Vergnügen erfahren, daß die von uns gehegte Hoffnung, an den Gestaden des Wan-Sees Denkmale der Semiramis zu finden, nicht getäuscht worden ist. Die große Anzahl von Inschriften in Keilschriftzügen, die ich zu Wan und seiner Umgebung entdeckt habe, und wovon ich heute dem Minister der auswärtigen

Angelegenheiten Abzeichnungen übersende, wird Ihnen beweisen, welche Rolle die Burg zu Wan und deren Umgebungen in der Geschichte der alten assyrischen Monarchie gespielt haben muß. Das System der auf diesen Denkmalen vorkommenden Keilschriften weicht bey allen von demjenigen, welches uns die parsischen triglottischen Inschriften darbieten, so wie von demjenigen, das auf den babylonischen Backsteinen vorkommt, gänzlich ab. Unter den zwey und vierzig Keilschriften, die ich nach Paris gesendet habe, werden Sie bloß eine einzige finden, welche den in Europa bekannten Keilschriftsystemen angehört. Sie ist aus neuerer Zeit, wenn man eine in zendischer, assyrischer und medischer Sprache abgefaßte Triglotten-In- und Keilschrift, die in den Felsen der Burg zu Wan auf Befehl des Kschéarscha, Sohnes des Dareinsch (Xerxes, Sohnes des Darius) eingehauen wurde, also nennen darf. Ich habe mir viele Mühe gegeben, um jeden Schriftzug mit der größten Genauigkeit abzuzeichnen. Wenn Sie daher bey der Analyse, die Sie damit vornehmen werden, bey gewissen Schriftzügen, namentlich bey den Parallel-Phrasen, auf Abweichungen stoßen dürften, so glauben Sie nicht, daß selbe durch Versehen beym Abzeichen entstanden seyen. Diese Abweichungen sind mir ebenfalls aufgefallen; sie sind oft sehr interessant für uns, um uns zur Feststellung der Geltung eines Zuges zu helfen, wie Sie dieß z. B. in den drey Tafeln der Nordseite der Burg, die ich unter den NN. 13, 14 und 15 gesetzt habe, und die sämmtlich dieselbe Inschrift, bloß mit diesen orthographischen Unterschieden, geben, bemerken werden.

Ich habe hier mit der lebhaftesten Ungeduld von Tag zu Tag die Ankunft eines sardinischen Fahrzeugs von Trabesun erwartet, das einen Theil meiner Papiere an Bord hat, deren ich bedarf, um eine Abhandlung zu vollenden, die ich für Sie ausarbeite, und worin ich alle, die Lokalitäten, wo ich die Inschriften abgezeichnet habe, betreffenden Einzelangaben mittheile. Um Sie auf diese Notizen nicht warten zu lassen, die Ihnen bey Ihren Forschungen einigen Nutzen leisten dürften, werde ich diese Abhandlung, so wie ich selbe mit Hülfe der darneben in meinen Händen befindlichen Noten entworfen habe, mit dem nächsten Kourier an Sie abgehen lassen. Sie werden bereits jetzt die Inschriften erhalten, weil mich schon der bloße Gedanke, daß sie bey irgend einer außerordentlichen Krisis verloren gehen könnten, mit Besorgniß erfüllt, um so mehr, als ihr Verlust, wie ich dreist behaupten darf, unersetzlich wäre. Es bedurfte eines Zusammentreffens vieler glücklicher Umstände, um die Inschriften alle abzeichnen zu können, und wahrscheinlich dürfte eine geraume Zeit vergehen, ehe man in Kurdistan wieder einen Isaak-Pascha findet, dessen ausnehmende Güte und unbedingtes freundschaftliches Vertrauen mich in Stand setzten, an Orte zu gelangen, wohin ich unter andern Umständen unmöglich hätte gelangen können, und die, wie die Burg zu Wan, früher für jeden Fremden ohne Ausnahme unzugänglich waren. Auf der Rückkehr nach Erserum reiste ich längs den Ufern des Wan-Sees über Amanz, Berghiri und Ardsisch, wo mir der berühmte Schlangenfelsen (Ilantach) zwey Inschriften von der Gattung derer zu Wan darbot; von da begab ich mich über Norsin und Taschkent nach Meleghberd und nach Daher, um bey letzterem kurdischen Dorfe eine prachtvolle Inschrift von 37 Zeilen abzuzeichnen,

die noch so gut erhalten war, als ob sie erst gestern eingehauen worden wäre. Gleich nach meiner Ankunft zu Erserum, welche im Monat Oktober erfolgte, begehrte ich von Ghaleb=Pascha meine Papiere zurück, um meine Reise nach Tauris unverzüglich fortzusetzen. Er glaubte mir dieselben vorenthalten zu müssen, indem er mir die Unthunlichkeit vorstellte, in einem Augenblick, wo die Russen eben Erivan eingenommen, und wo die Kurden alle Verbindungen der Türkey mit Persien abgeschnitten hatten, über die Gränze zu gehen Da ich jedoch auch meinen Aufenthalt in Erserum, wo die Pest tagtäglich die schrecklichsten Verheerungen anrichtete, ohne Noth nicht verlängern wollte, so beschloß ich, unverzüglich über Konstantinopel, Aleppo und Bagdad (der einzigen in dieser Epoche offenen Straße, da die über Diarbekr und Moßul bereits seit langer Zeit selbst für die Regierungstataren unzugänglich waren) nach Südpersien zu gehen. Ich reiste zu Lande mit einem Tataren ab, und brachte auf der Reise von Erserum nach Konstantinopel nicht länger als funfzehn Tage zu, obgleich ich der Pest halber, welche die ganze Landschaft von Erserum bis gegen Tokat hin verheerte, den Umweg über Trabesun einschlagen, und von dort die abscheulichen Straßen längs der herrlichen Küste des schwarzen Meeres über Kerasonte, Umieh, Tscharschabe und Samsun nehmen mußte, wo ich endlich die große Heerstraße über Marsywan, Osmandschik, Boli und Ismid einschlug. Ich langte zu Konstantinopel in dem allerungünstigsten Zeitpunkte an, nämlich eben in dem Augenblicke der allgemeinen Bestürzung, die durch die Nachricht von der Schlacht bey Navarin erregt worden war. Anfangs gedachte ich mit der französischen Gesandtschaft abzugehen; ich blieb von Tag zu Tag, um das sardinische Fahrzeug zu erwarten, dem ich zu Trabesun meine Sachen übergeben hatte, um dieses Gepäckes ledig, desto leichter und schneller fortkommen zu können; und dieses Schiff ist erst vor fünf Tagen zu Sinope angekommen. Da ich sonach mitten unter den durch die Abreise der drey Gesandten herbeygeführten unglücklichen Scenen den traurigsten Winter in Pera zubrachte, so glaube ich endlich am Ende der Widerwärtigkeiten zu seyn, die ich im ersten Jahre meiner Reise in Asien erfahren habe. Das Ende des persisch=russischen Krieges wird mich in Stand setzen, mich von hier geradeswegs nach Tauris zu begeben; ich warte nur, bis die Witterung etwas besser wird, denn in dieser Jahreszeit sind die Straßen in Asien im Durchschnitt abscheulich. Von Seiten der Türken werde ich wahrscheinlich keine Schwierigkeiten zur Erlangung der erforderlichen Papiere erfahren. — Ich bin gesonnen, im Laufe des kommenden Sommers die Ufer des Urumiah=Sees zu besuchen, und mich durch das persische Kurdistan, namentlich durch Hamadan und Kermanschah, nach Südpersien und nach Jesd, meinem vorzüglichsten Bestimmungsorte, zu begeben.«

In dem vorstehenden Schreiben wird, wie man ersehen, eine ausführliche Abhandlung über die alten Inschriften und Denkmale zu Wan verheißen. Diese Abhandlung ist mir noch nicht zugekommen; sobald dieß geschehen seyn wird, werde ich eilen, sie der Akademie mitzutheilen, und dieselbe von allen nähern Umständen über diese herrlichen und großen Entdeckungen in Kenntniß zu setzen. Die von Hrn. Schulz zu Wan und seiner Umgebung abgezeichneten Keilschriften sind fast sämmtlich in die Seiten der Felsen eingehauen, welche die weitläufige Hochpläne bilden, auf welcher die Prachtgebäude und Königsburgen der

Semiramis standen, an deren Stelle nun die starke Citadelle von Wan gekommen ist. Mehrere dieser Inschriften stammen aus den von Moses von Choren erwähnten unterirdischen Grotten. Es sind dieselben, welche vor vierzehn Jahrhunderten der Gegenstand seiner Bewunderung waren. Mehrere davon sind von sehr beträchtlichen Dimensionen, und in sehr großer Höhe angebracht. Herr Schulz hat eine Inschrift abgezeichnet, welche acht und neunzig Zeilen und über funfzehntausend Schriftzüge enthält; einige andere enthalten sieben-, acht-, zehn- und zwölftausend Schriftzüge.

Man kann aus dieser flüchtigen Uebersicht den Eifer und die Geduld ermessen, welche nöthig waren, um so viele Schwierigkeiten zu überwinden, und eine solche Arbeit zu vollenden; es bedurfte der ganzen, diesen Reisenden charakterisirenden Hingebung für die edlen Zwecke der Wissenschaft. Man wird leicht begreifen, von welcher hohen Wichtigkeit, insbesondere für mich, die Entdeckung einer so großen Masse von Keilschriften seyn muß; man weiß, daß ich mich seit mehreren Jahren viel mit der Entzifferung und Auslegung der Denkmale dieser Art beschäftige. Ich habe bereits die Ehre gehabt, der Akademie der Inschriften und der asiatischen Gesellschaft in den Jahren 1822 und 1823 einige von den Resultaten, die ich erlangt zu haben glaube, vorzulegen. Ich habe zu jener Zeit einen Auszug aus meinen Untersuchungen bekannt gemacht [1]), worin ich die von mir über denselben Gegenstand unternommenen Arbeiten, insbesondere die des Herrn Grotefend, umständlich darstellte, ein Umstand, den ich geflissentlich derjenigen halber anführe, welche die von diesem deutschen Gelehrten aufgestellten Meinungen sehr streng beurtheilten, und denen unbekannt geblieben seyn dürfte, was ich darüber gesagt habe. Ich zeigte, wie ich, von den ersten Versuchen des Herrn Grotefend ausgehend, die ich jedoch mit beträchtlichen Zusätzen vermehrt, und bedeutende Veränderungen darin vorgenommen hatte, welche durch die Sprachlehren und die alten Sprachen des Orients gerechtfertigt wurden, dahin gelangt sey, die vollständige Leseweise und Auslegung einiger von den persepolitanischen Inschriften zu liefern. Diese sind, wie man weiß, in drey, sämmtlich keilförmigen Schriftarten, und in drey Sprachen abgefaßt; man hat sich bis jetzt bloß mit dem am wenigsten verwickelten dieser Schriftsysteme beschäftigt; mit demjenigen nämlich, welches auf den persepolitanischen Denkmalen stets die erste Reihe einnimmt. Dieses Schriftsystem war bestimmt, die Laute eines Idioms darzustellen, das mit der Sendsprache, die wir aus den Schriften des Zoroasters kennen gelernt haben [2]), in vielem Bezuge stand. Dieses Idiom dürfte die Vulgarsprache der Perser zur Zeit des Cyrus, Darius und Xerxes gewesen seyn. Ich habe mich seit jener Zeit unablässig mit diesem Gegenstande beschäftigt; ich habe jene erste Bemerkungen erweitert, berichtigt und begründet, und deren Resultate zur Entzifferung der beyden andern Keilschriftsysteme angewandt, welche zur

1) Im Journal Asiatique, Febr. 1823. S. 65—90.

2) Und recht gründlich wohl erst durch den großen skandinavischen Sprachforscher C. Ch. Rask und von Kopenhagen aus bekannt werden dürfte, wo sich, wenn wir nicht irren, gegenwärtig in Europa die größte Anzahl von Sendhandschriften befindet. Siehe unter andern C. Ch. Rask: Ueber das Alter und die Aechtheit der Zendsprache u. s. „, übersetzt von F. H. von der Hagen. Berlin, 1826. Die von ihm verheißene Grammatik des Send wird eine neue Aera für diesen wichtigen Theil der Sprach-Archäologie eröffnen. Anm. d. Uebers.

Darstellung zweyer sehr verschiedener Idiome bestimmt waren, wovon, wie es scheint, das eine medisch, das andere assyrisch war. Es ist mir angenehm, daß mir die Anzeige der Entdeckungen des Herrn Schulz einen natürlichen Anlaß darbietet, Arbeiten zu erwähnen, die ich noch nicht bekannt zu machen gesonnen bin. Unter den von Herrn Schulz zu Wan gesammelten Inschriften befindet sich in der That eine in drey Sprachen und in Schriftzügen, die durchaus denen, auf den Mauerwerken von Persepolis vorkommenden, gleichen; sie ist in ihren drey Theilen sehr gut erhalten; die darin befindlichen Frakturen sind unbedentend, und ohne Zweifel von keinem Belange; die Schriftzüge der medischen und assyrischen Kolumnen sind da viel netter und deutlicher, als diejenigen gleicher Art, welche auf den persepolitanischen Ruinen vorkommen. Ich hoffe daraus für meine weiteren Arbeiten in diesem Felde viel Vorschub zu erhalten. Diese Inschrift enthält wirklich mehrere Male die Namen Xerxes, Sohn des Darius (Kschearscha, Sohn des Dareiusch), mit den Titeln und Prädikaten, die auch zu Persepolis vorkommen, namentlich: khschaéhié iéré (biederer König), khschaéhié khschaéhiéamaâ (König der Könige), khschaéhié déveamaâ (König der Götter), auraïda (von Ormuzd gegeben), ukhaâmischié (Achämenide, d. i. Aadschem), khschaéhié ahumasch (König der Welt) u. s. f. Die andern Inschriften zu Wan sind, wie Herr Schulz bemerkt hat, in einem von den drey Schriftsystemen, welche uns die Ruinen von Persepolis darbieten, wie von demjenigen, das auf den Backsteinen von Babylon vorkommt, verschiedenen Systeme, welches komplicirter als die ersteren, aber einfacher als das letztere ist; dessen ungeachtet lassen sich die starken Beziehungen, in denen es zu den von mir sogenannten assyrischen Schriftzügen steht, unmöglich verkennen; der Unterschied scheint nicht wesentlich zu seyn, er kann von der Verschiedenheit der Zeiten herrühren, der diese verschiedenen Denkmale angehören müssen. Wenn die Inschriften zu Wan aus einer so grauen Vorzeit, wie die der Semiramis, herstammen, so hätte diese Vermuthung nichts Ungewöhnliches; es wäre in der That sehr befremdend, wenn sich ein und dasselbe Schriftsystem funfzehn Jahrhunderte hindurch mitten unter den Umwälzungen und Völkerstürmen Asiens unverändert erhalten haben sollte.

Die schnelle Durchsicht der von Herrn Schulz übersandten Inschriften hat mir nicht verstattet, selbe lange genug und mit hinlänglicher Aufmerksamkeit zu untersuchen, um zu erkennen, ob der Name der Semiramis wirklich darin vorkommt oder nicht; ich getraue mich nicht zu behaupten, daß diese Alterthümer in eine so entlegene Vorzeit hinaufreichen, noch weniger aber, daß sie den Namen der Semiramis oder den irgend eines andern alten Herrschers von Asien enthalten. Diese Entscheidung bietet beträchtliche Schwierigkeiten dar, und ich hoffe nicht so bald im Stande zu seyn, meine Meinung über diese wichtige Frage abgeben zu können. Ich glaube, daß die triglottische Inschrift, von der ich oben gesprochen, und die unbestreitbar von Xerxes, Sohn des Darius, welcher die Griechen bekriegte, handelte, wirklich die neueste dieser Keilschriften ist; die andern gehören zu einem Schriftsysteme, das auf den Alterthümern dieser und noch neuerer Epochen nicht vorkommt; sie scheinen mir daher in alt-assyrischer Sprache *) zu seyn, und gehören, wie ich nicht zweifle, den aller-

*) Also in Pehlewi, welches = dem Alt-Assyrischen oder Westmedischen. S. v. Hammer im IX. Bande dieser Jahrbücher, S. 37 u. 38.
Anm. d. Uebers.

ältesten Epochen der Geschichte an. Diese Inschriften bilden eine drey Mal beträchtlichere Masse von Alterthümern dieser Art, als alle bis jetzt bekannt gewordenen Keilschriften zusammengenommen.

Diese mitten unter Schwierigkeiten und Gefahren aller Art gemachte Entdeckung gereicht schon für sich allein Herrn Schulz zur größten Ehre; und ist eine sichere Bürgschaft von dem, was wir von diesem jungen, muthvollen und gelehrten Reisenden erwarten dürfen.

Ստորագրութիւն Հին Հայաստանեայց.

Beschreibung des alten Armeniens, von P. Luc Indschischian, Wertabad (oder Doktor) der Kongregation der Mechitaristen zu Venedig. Groß-Armenien. Erster Band in 4. Venedig 1822 (= 1271 der armenischen Zeitrechnung). 553 Seiten *).

Der Verfasser dieses höchst wichtigen Werks, der P. Luc Indschisian, oder, nach der italienischen Schreibung, Ingigian, ist eines der gelehrtesten und fleißigsten Mitglieder der auf der Laguneninsel St. Lazzaro zu Venedig bereits über ein Jahrhundert vorhandenen, durch den P. Mechitar von Sebaste gestifteten armenischen Kongregation. P. Indschisian beschäftigte sich seit sehr geraumer Zeit aufs Emsigste mit dem geographischen Studium. Er hatte vor der Erscheinung vorliegenden Werkes eine vollständige Beschreibung des neuen Armeniens in armenischer Sprache verfaßt, die in der von gedachter Kongregation herausgegebenen allgemeinen Erdbeschreibung im Jahre 1806 erschien, und den ersten Theil derselben bildet. Dieses Werk ist nicht, gleich dem größten Theile der übrigen Bände erwähnter Erdbeschreibung, eine bloße armenische Uebersetzung einiger europäischen geographischen Schriften, oder eine aus den besten deutschen, französischen, englischen und italienischen Erdbeschreibungen angefertigte Kompilation; sondern im Gegentheile ein wahrhaftes Originalwerk; sie ist das Resultat langer und emsiger Forschungen, und wurde zu Konstantinopel nach den Angaben und Mittheilungen verfaßt, die der würdige Verfasser von der armenischen Geistlichkeit und der zahlreichen Bevölkerung seiner Nation erhielt, die in der Hauptstadt des osmanischen Reichs zusammenströmt. Sie enthält eine Fülle schätzbarer Angaben über die physische und politische Geographie nicht nur von dem türkischen und persischen Groß-Armenien, sondern auch von dem ganzen zwischen dem schwarzen und dem mittelländischen Meere gelegenen Theile Kleinasiens, der sich von der Mündung des Halys und von Trabesun im Norden, bis nach Alexandrette und Karamanien im Süden erstreckt; eine Menge lehrreicher und anziehender Nachrichten und merkwürdige Umstände, die man bey den neuern Erd- und Reisebeschreibern vergeblich suchen würde und unter uns leider noch nicht benützt worden, und wahrscheinlich noch geraume Zeit unbenützt bleiben dürften.

Das vorliegende neuere Werk, das den Gegenstand gegenwärtiger Anzeige ausmacht, würde unstreitig viel zum Rufe seines würdigen Verfassers beytragen, und ihm, wie ich nicht zweifle, den Beyfall und Dank

---

*) Uebersetzung der im Septemberhefte des Journal des Savans befindlichen, von Herrn J. M. St. Martin verfaßten Anzeige vorstehenden Werkes.

der gelehrten Welt erwarben, wenn es in einer bekannteren und gangbareren Sprache, als das Armenische ist, abgefaßt wäre. Es betrifft durchgängig die alte und mittelalterliche Geographie von Armenien; der Verfasser hat sich jedoch einige Abschweifungen verstattet, um die bey den alten Schriftstellern vorkommenden Nachrichten über diese Regionen mit dem gegenwärtigen Zustande derselben gegen einander zu stellen. Da es jedoch weder sein Zweck war, eine vergleichende Erdkunde, noch eine methodische Beschreibung Armeniens zu liefern, so hat er sich selten ähnlichen ausführlichen Entwicklungen überlassen, und sich beschieden, die Aussagen der einheimischen Schriftsteller über das alte Armenien zusammenzustellen; er hat sich begnügt, den Stoff zu sammeln, welcher dazu dienen kann, dereinst ein vollständigeres Werk zu verfassen. Er hat die Mittel an die Hand geben wollen, um die aus den Originalquellen geschöpften Angaben zu erörtern und zu vergleichen. Der Verfasser ist zwar zuweilen von diesem seinem Plane abgegangen, aber dann nur in der Absicht, um Stellen aus griechischen oder römischen Schriftstellern anzuführen, oder ihrem vollständigen Inhalte nach mitzutheilen, welche geeignet sind, die Berichte der armenischen Autoren aufzuhellen, zu ergänzen, oder sogar verständlich zu machen. Andererseits sucht der Verfasser hinwiederum durch die bey den einheimischen Schriftstellern vorkommenden Aufschlüsse dunkle und schwierige Stellen bey den Alten zu erklären. Diese Excurse gehören auch, streng genommen, wirklich mit zum Plan oder wenigstens zum Gegenstande seines Werkes, und es war sehr schwer, die Zusammenstellung und Gegeneinanderhaltung der oft viel älteren und stets gewichtigen klassischen Autoritäten, welche dazu beytragen konnten, die zuweilen unvollkommenen Angaben, welche uns die armenischen Schriftsteller über den alten Zustand ihres Vaterlands geliefert haben, mit eben diesen National-Autoritäten zu vermeiden.

Die Art, wie der P. Indschisian seinen Stoff geordnet hat, ist sehr einfach. Groß-Armenien war, als es noch unabhängig und von einheimischen Königen, von Fürsten aus dem Hause der Arsaciden beherrscht wurde, in 193 Kantone oder Kreise eingetheilt; diese kleinen Landeskreise scheinen mir den zahlreichen Strategien oder Präfekturen zu entsprechen, in welche, dem Plinius zu Folge, das Gebiet von Großarmenien zerfiel, und die sich zu seiner Zeit auf 125 beliefen, worunter mehrere besondere Staaten bildeten, eine Angabe, die, wie man aus den Berichten der armenischen Schriftsteller weiß, vollkommen richtig ist. Dividitur, sagt er, quod certum est, in praefecturas quas ii strategias vocant, quasdam ex iis vel singula regna quondam barbares nominibus CXXV *). Diese hundert und fünf und neunzig Kantone machten funfzehn große Provinzen aus. In der armenischen Erdbeschreibung, welche dem Moses von Chorên als Verfasser zugeschrieben wird, kommen die Namen ein und anderer dieser Provinzen vor. Diese Landesbeschreibung, welche, wie man weiß, nach einem gegen das Ende des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von Pappus von Alexandrien verfaßten Abriß entworfen wurde, ist, was Armenien und einige andere asiatische Länder betrifft, mit einheimischen Zeugnissen vermehrt worden, die man als vollständig und genau ansehen darf. In diese Kathegorie gehört auch die Nomenklatur aller Bezirke und Unterbezirke Groß-Armeniens. Diese barbarischen Namen, wie Plinius sie nennt, sind von den Abschreibern die-

*) Plinius Hist. nat. lib. VI. c. 9.

ses Werkes oft geändert worden. Der P. Indschitschian sah sich im Stande, die von gedachtem Werke zu Amsterdam, Marseille, London und Venedig erschienenen Ausgaben, mit mehreren noch nicht untersuchten Handschriften zu kollationiren, und die rechten oder richtigen Lesarten herzustellen. Die Resultate dieser Kollation sind überdieß durch die Gegeneinanderstellung aller aus den bekannten armenischen Schriften ausgezogenen geographischen Angaben noch kontrollirt und berichtigt worden. Nach dieser gewissenhaft angestellten Arbeit kann, wie ich glaube, kein Zweifel über die echte Form aller dieser Namen mehr obwalten. Der Verfasser hat bey der Anordnung und Vertheilung seiner Materialien und Auszüge dieselbe Ordnung befolgt, die in der angeführten Geogrrphie von Armenien beobachtet ist. Er folgt ihr in der Aufzählung der großen Provinzen und ihrer Unterabtheilungen; er beginnt eben so mit Ober-Armenien, was dem Gebiete (oder Ejalet) von Erserum entspricht, hierauf eine Spirale beschreibend, steigt er den Euphrat im Süden hinunter, und geht rings um Armenien von Abend gegen Morgen bis zum Zusammenfluß des Araxes mit dem Cyrus oder Cur hindurch, hierauf die Nordgränze wieder einschlagend, wendet er sich von Osten nach Westen, und gelangt bis zur Provinz Ararat, welche im Mittelpunkte, oder wie sich die armenischen Schriftsteller ausdrücken, im Herzen Armeniens liegt.

Der Verfasser hat nach der Zusammenstellung der auf die verschiedenen Provinzen und Kantone Armeniens sich beziehenden Angaben unter den Namen eines jeden derselben die Schriftstellen beygebracht, welche die Städte, Flecken, Klöster und andere Oertlichkeiten betreffen, die als zu selben gehörend angeführt werden, oder die man, auf klare Angaben sich stützend, dahin verlegen kann. Er hat ferner nach der Beschreibnng einer jeden Provinz die oft sehr zahlreichen Notizen angeführt, welche andere Oertlichkeiten betreffen, die von den armenischen Schriftstellern erwähnt werden, ohne daß sie jedoch dabey die Unterbezirke angeben, wozu sie gehören; wobey er sich die armenisch-alphabetische Ordnung zur Richtschnur genommen hat. Die Namen derjenigen Städte und anderer Ortschaften, deren Kantone und Provinzen, wohin sie gehörten, er nicht auszumitteln vermochte, hat er ans Ende des Werkes verwiesen, und gleichfalls in alphabetischer Ordnung aufgeführt. Ich zweifle nicht, daß es möglich gewesen wäre, die Lage mehrerer Städte, die zur letzteren Kathegorie gehören, mit einiger zureichender Wahrscheinlichkeit auszumitteln; es hätte aber einiger Diskussionen bedurft, um diese Unterbringung zu rechtfertigen; wodurch aber das Buch über die Gebühr angeschwellt, und der Verfasser von dem Plane, den er sich vorgesetzt hatte, abgekommen wäre; der besonnene und würdige Gelehrte hat es daher vorgezogen, sie unbestimmt zu lassen. Er hat sich nicht darauf beschränkt, die armenischen Autoren anzuführen, deren er sich als Quellen zur Abfassung seiner Arbeit bediente; sondern er hat sich bestrebt, ihre eigenen Ausdrücke anzuführen, und diejenigen Stellen, wo sie von Provinzen und Städten Großarmeniens sprechen, ganz mitzutheilen. Er hebt oft Bruchstücke von großem Umfange aus ihnen aus, welche um so schätzbarer für uns sind, als sie größtentheils aus ungedruckten Quellen entlehnt sind, von denen in unsern Bibliotheken keine Handschrift vorhanden ist. Der Verfasser begnügt sich oft, sie an einander zu reihen, und durch kurze Sätze in Verbindung mit einander zu bringen. Die Diskussionen, die er zuweilen hinzufügt, sind selten von Umfang; er verweist die Lesarten, die Verbalkritik und die Details,

die sich nicht ganz unmittelbar auf seinen Gegenstand beziehen, in die Anmerkungen unter den Text. P. Indschisian hat alle sowohl handschriftliche als gedruckte Werke benützt, die man sich zu Konstantinopel oder zu Venedig verschaffen kann; es will viel sagen, daß er aus Quellen geschöpft hat, die wir hier zu Paris nicht besitzen. Unter den gedruckten erwähnen wir Moses Choronensis, Agathangelus, Faustus von Byzanz, Lazarus von Pharb und Elisé; Schriftsteller, die im vierten und fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebten. Er hat oft Handschriften vor sich gehabt, welche korrekter als diejenigen waren, nach denen die gedruckten Texte edirt wurden. Unter den handschriftlichen Quellen, die hier zu Paris in der reichen armenischen Handschriftensammlung nicht vorhanden sind, erwähnen wir vor allen der Geschichtsbücher des Arisdaces Lasdivertsi, des Waran Pardserpertsi, des Asotik, des Gheraghos oder Cyriak Kandsaketsi, und einer Geschichte von Siunia, einer Provinz in Ostarmenien, welche von dem Erzbischof Stephan, aus der Dynastie der Orpelians, verfaßt ist. Dieser Autor ist bereits durch eine Geschichte seines Hauses bekannt, die ich mit einer französischen Uebersetzung herausgegeben habe. Die zahlreichen Bruchstücke, die der P. Indschisian aus der von dem Orpelianiden verfaßten Geschichte von Siunia mittheilt, deuten ein sehr wichtiges Geschichtswerk an. Insbesondere darf man eine Geschichte des Geschlechtes der Ardsrunis nicht unbemerkt lassen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts aufgefunden wurde. Dieses Geschlecht ist eines der vornehmsten und berühmtesten des alten Armeniens; sein Ursprung verliert sich ins graueste Alterthum; man glaubt, daß es von den Kindern des Sannacherib, Königs von Assyrien, entsprossen sey, dessen im vierten Buche der Könige erwähnt wird [1]). Den Armeniern zu Folge, stammt es von jenen Söhnen des Sannacherib ab, welche zufolge der Angabe des heiligen Geschichtschreibers nach der Ermordung ihres Vaters nach Armenien flüchteten. Ihre Nachkommenschaft vermehrte sich in Südarmenien [2]), sie besaßen die an Persien und Kurdistan gränzenden armenischen Provinzen nebst dem Königstitel bis zum Jahre 1020 unserer Zeitrechnung. Um diese Zeit begaben sie sich nach Kleinasien, wo ihnen der Kaiser Basilius II. die Stadt Sebasto (Sewas, Geburtsort des Mechitars, Stifters der seinen Namen führenden unirten armenischen Kongregation?) nebst einem großen Landesgebiet zum Tausch für ihre Erblande gab, welche mit dem byzantinischen Kaiserstaate vereinigt wurden, mit dem sie nur einige Jahre vereinigt blieben [3]). Die oben erwähnte Geschichte dieses Geschlechtes der Ardsuni wurde um das Jahr 910 von dem Bischofe Thomas, welcher ein Freund des Hauptes dieses Hauses war, verfaßt, und verfolgt die Geschichte desselben bis zu seinem Ursprunge. Sie zerfällt in fünf Bücher. Das in meinem Besitz befindliche Verzeichniß der Kapitel, und die zahlreichen langen Auszüge, welche der P. Indschisian daraus mittheilt, sind geeignet, einen vortheilhaften Begriff von der Wichtigkeit und dem Interesse dieses geographischen Werks zu erwecken, wovon die Handschriften äußerst selten sind.

---

1) IV Reg. XIX. 37.

2) Moses Chorenensis Hist. arm. lib. I. c. 21, u. lib. II. c. 7.

3) St. Martin Mémoires hist. et lit. sur l'Arménie, 1818. I. 26, 368, u. 428.

Diese gelehrte und methodische Zusammenstellung fast aller, die alte Geographie Armeniens betreffenden Stellen aus einheimischen Schriftstellern hätte mir bey der Abfassung der Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie, welche ich 1818 und 1819 in zwey Oktavbänden herausgab, den größten Nutzen geleistet, insbesondere in Betreff der im ersten Bande befindlichen Beschreibung von Armenien. Ich könnte jetzt viele Daten und Notizen für eine neue Auflage dieses Werkes daraus schöpfen; diese Sammlung würde mir die Mittel an die Hand geben, wichtige Zusätze zu meiner Arbeit zu liefern, aber auch nur Zusätze; diese Daten würden aber, wie ich auch behaupten darf, die Meinungen, die ich dort ausgesprochen, oder die Details, die ich angegeben habe, nicht im Geringsten verändern oder modifiziren; vielmehr dürfte man leicht erkennen, und man wird im Verfolg gegenwärtigen Artikels Gelegenheit zu bemerken haben, daß der Verfasser der neuen Beschreibung des alten Armeniens von den in meinen Memoires befindlichen Diskussionen großen Vortheil gezogen haben würde, wenn er sie gekannt hätte. Sie würden ihm, wie ich glaube, einige Irrthümer erspart, oder die Ungewißheiten und Schwierigkeiten, welche viele armenische Schriftstellen darbieten, aufgehellt und beseitigt haben. Der Verfasser hat die armenischen Autoritäten nicht so oft, als er vermochte, und als er vielleicht im Interesse seiner Untersuchungen hätte thun sollen, auf gleiche Weise, wie die griechischen, gegen einander gehalten. Ich habe diese reichhaltige Quelle der Belehrung nicht vernachläßigt, und überdieß die zahlreichen und wichtigen Angaben, welche die arabischen und persischen Schriftsteller mittheilen, fleißig zu Rathe gezogen. Nichts deutet darauf hin, daß mein im Jahre 1818 erschienenes Werk dem Verfasser bekannt gewesen sey, dessen 1822 zu Venedig gedruckte Geographie, welche den Gegenstand gegenwärtiger Beurtheilung ausmacht, bereits seit mehreren Jahren zuvor zu Konstantinopel, wo sich der Verfasser seit sehr geraumer Zeit schon aufhält, verfaßt worden war.

Es läßt sich übrigens leicht ermessen, daß ein Werk dieser Art und von dieser Fülle der Details keiner ausführlichen Analyse fähig ist; ich werde mich daher auf einige Andeutungen und auf abgerissene Bemerkungen über diejenigen geographischen Punkte beschränken, die mir durch die sach- und lehrreiche Arbeit des wackern Verfassers nicht sattsam aufgehellt, und noch weiterer Nachforschung zu bedürfen scheinen. In der Beschreibung von Aghdsnik oder Arsen, welches das Arsanen der Griechen ist, kommt eine Stadt oder eine Landschaft vor, welche im Armenischen Klesur: կղէսուր, heißt. Der Verfasser erwähnt derselben auf das einzige Zeugniß des Moses Chorenensis *) hin, zeigt, daß sich der Name dieser Oertlichkeit auf keine der bey den armenischen Schriftstellern erhaltenen alten Benennungen beziehen lasse, und stellt zuletzt die mir sehr wahrscheinlich bedünkende Vermuthung auf, daß dieser Name nicht armenischen, sondern fremden Ursprungs sey. Zugleich gibt er aber auch eine Erklärung dieses Fremdnamens, die mir keineswegs befriedigend vorkommt. Diese Erklärung lautet nämlich dahin, daß Moses von Choren durch diesen Namen die Landschaft Cölesyrien habe bezeichnen wollen, welchen Namen er durch die Ummodlung nach seiner Sprache so verändert habe. Der Verfasser entwickelt die Gründe, die, seiner Meinung zu Folge, diese Hypothese unterstützen, ziemlich umständlich; nicht zufrieden mit den langen Details, die er diesem Gegenstande in seiner Beschreibung von Arsanen gewid-

*) Hist. arm. lib. II. c. 7 ed. Whist.

met hat, kommt er am Ende des Werkes noch einmal darauf zurück, und zwar bey Gelegenheit, wo er eines, von den armenischen Schriftstellern unter dem Namen Nor-Schirakan, Նոր Շիրական, angeführten Landes gedenkt. Diese außerhalb den Gränzen von Armenien gelegene Landschaft befand sich, wie es scheint, in Assyrien, und machte eine Zeit lang einen Theil der Besitzungen der Arsacidischen Herrscherdynastie im alten Armenien aus. Dem Verfasser zu Folge nun entspricht diese Landschaft dem Klesur des Moses Chorонensis, oder, was seiner Meinung nach eines und dasselbe ist, der Landschaft Cölesyrien.

Wenn man auch berechtigt wäre, das, Assyrien benachbarte, Nor-Schirakan für Klesur zu nehmen, so wäre deßhalb noch kein Grund vorhanden, dieses letztere mit Cölesyrien zu verwechseln. Ließe man eine solche Hypothese gelten, so müßte man glauben, daß sich die armenische Provinz Arsen, welche fast ganz auf dem linken Ufer des Tigris liegt, in einer gewissen Epoche bis zu der vom Orontes durchzogenen Mitte von Syrien erstreckt habe, wo das Land lag, das die Alten Cölesyrien nannten. Diese Meinung aber ist unzuläßig; denn diese beyden Regionen waren durch Mesopotamien geschieden. Um die Unwahrscheinlichkeit dieser Hypothese in noch helleres Licht zu setzen, will ich die Stellen anführen, wo von Klesur die Rede ist. Es heißt allda, daß Valarsaces, erster König von Armenien aus dem Hause der Arsaciden, den aus dem Geschlechte Sarasar entsprossenen Scharaschan zum Statthalter des südwestlichen Theiles des Königreichs und der an Assyrien gränzenden, am Tigris liegenden Länder ernannt hatte, und es wird hinzugefügt, daß er ihm die Provinz Ardsen nebst den umliegenden Landschaften, den Berg Taurus oder Sini, und das ganze Klesur gegeben habe. Der Verfasser ist hier durch die lateinische Uebersetzung der Gebrüder Whiston hinters Licht geführt worden, welche die armenischen Worte des Textes: կղեսուր ամենայն, mit omnem Coele-syriam übersetzt haben. Es ist nicht schwer einzusehen, daß diese Worte nicht den umfassenden Sinn haben können, der aus der eben angeführten whistonischen Uebersetzung erhellen würde; im Gegentheil läßt sich aus dem Gegensatze, den der Verfasser zwischen den beyden geographischen Namen, nämlich dem Berg Tauris und dem Klesur, aufstellen zu wollen scheint, abnehmen, daß man sie in einem engeren Sinne verstehen müsse. Die Provinz Ardsen, das Arsanen der Griechen, die, wie man weiß, im Norden vom Taurus begränzt wurde, hatte ohne Zweifel auf einer andern Seite dieses oft erwähnte Klesur zur Gränze. Der am Ende dieses Namens befindliche Artikel kann über meine Auslegungsweise keinen Zweifel obwalten lassen. Es ist unmöglich, hier nicht das Wort κλεισοῦρα zu erkennen, womit die Griechen die in gebirgigen Landschaften befindlichen Engpässe oder schwierigen Thalschluchten bezeichneten. Im weitern Sinne bezeichnet es die Bezirke, worin sich dergleichen Engpässe befinden, und in der Folge auch (figürlich) die zur Vertheidigung solcher Pässe angelegten festen Schlösser oder Citadellen. Suidas ist über diesen Punkt positiv: »Die κλεισοῦραι, sagt er, sind τὰ ἐχυρώματα τῶν διαβάσεων«. Dieser Ausdruck erinnert an die Caspia claustra, und die andern Namen ähnlicher Art, deren sich die alten Schriftsteller oft bedienen, um die großen Engpässe des Kaukasus und Taurus damit zu bezeichnen. Der Gebrauch dieses Namens war im Zeitalter des Justinian allgemein geworden, und Prokopius berichtet uns, daß man

zu seiner Zeit die dem berühmten Engpaß der Thermopylen benachbarte Landschaft Clissurae genannt habe. Er führt noch andere Gegenden Thraciens und Kolchiens auf, die aus demselben Grunde diesen Namen führen [1]). Es war um so leichter, die mehrerwähnte Stelle des Moses Chorenensis auf dieselbe Weise zu erklären, als beym Prokopius eine andere, den Gebrüdern Whiston und unserem Verfasser sicherlich bekannte Stelle vorkommt [2]), woraus man erfährt, daß noch ein Bezirk desselben Namens vorhanden war, welcher genau in derselben Region lag, von welcher bey dem armenischen Autor, welcher der Gegenstand gegenwärtiger Diskussion ist, gehandelt wird. Diese Landschaft lag, dem Prokopius zu Folge, acht Tagereisen von Sophanen gegen die Gränzen Persiens hin (was uns sonach zu den Gränzen der Provinz Ardsen an die Südgränze Armeniens bringt [3]), und führte ihren Namen ihrer physischen Beschaffenheit halber: ὥσπερ νενομικασι κλεισοῦρας καλεῖν. Faustus von Byzanz, ein armenischer Geschichtschreiber des vierten Jahrhunderts, spricht von gebirgigen, unwegsamen Gegenden in Arzenen; seine Beschreibungen stimmen mit den von Prokopius über dieselben Oertlichkeiten mitgetheilten Angaben überein. Die Einwohner hatten es dort im Gebrauch, die Zugänge zu ihren Thalschluchten durch Mauern zu sperren [3]), und solchergestalt das, was die bysantinischen Griechen Clisurae, d. h. Klausen, nannten, aus ihnen zu machen. Dieser Ausdruck kommt in einer noch neuern Epoche des Mittelalters vor. Aus der von Konstantin Porphyrogeneta verfaßten Schrift über die Reichsverwaltung ersieht man, daß zu seiner Zeit der Ausdruck κλεισοῦρα die ämtliche Benennung der meisten kleinen Distrikte des an Armenien gränzenden östlichen Theiles des byzantinischen Reiches war, die fast alle aus schwer zugänglichen Thälern bestanden. Eben so sagt dieser bysantinische Schriftsteller bey Gelegenheit, wo er von Turma oder dem Bezirk von Avara spricht, welcher von Thema oder dem Militärkommando von Sebasto (Siwas) abhing, daß der römische Kaiser, sein Vater, eine Clisura daraus gemacht habe: ἐπὶ δὲ Ῥωμανοῦ δεσπότου γέγονε κλεισοῦρα [4]). Die Häupter dieser kleinen Regierungen hießen Clisurarchen; und es werden unter andern die Clisurarchen von Larissa und von Symposium in Kleinasien erwähnt.

Bey den arabischen Schriftstellern dieser Epoche kommt ein Ausdruck vor, den sie auf dieselbe Weise anwenden. Das Wort درب darb, das gleich dem Derbend der Perser eine Gebirgspforte oder Engpaß bezeichnet, aber oft uneigentlich die gebirgige Landschaft bedeutet, die sich auf dem rechten Ufer des Euphrat ausbreitet, und Syrien von Kleinasien scheidet. Diese Schriftsteller geben den armenischen oder bysantinischen Gebietern, welche im neunten und zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung diese Landschaft besaßen oder vertheidigten, den Titel: Scheb-aldarb, was die treue Uebersetzung des bysantinisch-griechischen κλεισουράρχης ist. Ich will bey dieser Gelegenheit bemerken, daß sich meines Erachtens Herr Freytag in seiner Uebersetzung der Geschichte Halebs von Kemal-eddin [5]) von diesem (im morgenländischen Mittelalter wie man sieht eine bedeutende Rolle

---

1) Procopius de Aedif. lib. III. c. 7 u. lib. IV. c. 2 u. 11.

2) Ibid. lib. III. c. 3.

3) Faust. Byz. lib. IV. c. 50. Konstantinopolitanische Ausgabe 1730.

4) De Administ. imp. cap. 50. ap. Banduri Imp. orient. T. I. p. 137.

5) Selecta ex Hist. Halibi, pars latina, p. 47 u. 152.

spielend) Worte, und von dem davon abgeleiteten Ausdruck, das er den Wörterbüchern zu Folge durch incursio in Graecorum territorium übersetzt, keine richtige Vorstellung gemacht hat. Dieser Sinn ist unbezweifelt richtig [1]), allein es läßt sich leicht erkennen, daß er dem arabischen Idiom Syriens eigenthümlich war, und seinen Ursprung einem geographischen Umstande verdanke, so wie daß man, um die wahrhafte Bedeutung davon zu verstehen, sich erinnern müsse, daß die Araber auf den Einfällen, die sie von Syrien aus ins byzantinische Gebiet machten, durch die unwegsame und gebirgige Landschaft hindurch mußten, welche im Arabischen Aldarb, Aldurub oder Aladrab (die Pforte, die Pforten oder die Engpässe) heißt.

Ich will diese Erörterung mit einer Bemerkung schließen, die mich wieder zu der Stelle des Moses Chorenensis und zu dem armenischen Landesbezirke, welche gedachte Erörterung veranlaßten, zurückführen wird. Aus dem arabischen Geschichtschreiber Elmacin [2]) ersehe ich, daß der Kaiser Heraklius, nachdem er die Heerführer des Chosroes II. geschlagen, und aus Armenien vertrieben hatte, nach Ninive aufbrach, und bey einem Engpasse sein Lager aufschlug, welcher bey Elmacin darb-alakbar, d. h. der große Paß, heißt; er überwand dort Rusbidhar, und wendete sich hierauf gegen Madaïn, der Hauptstadt von Persien. Ich bin nun der Meinung, daß dieser an Ninive und den Tigris gränzende, und somit dem südlichen Armenien benachbarte Engpaß derselben ist, welchen Moses von Choren Klesur nennt, und in dieselbe Gegend setzt. P. Indschisian führt an einer andern Stelle seines Werkes eine (durch Abschreiber) verdorbene Stelle des Geschichtschreibers Thomas Ardsruni auf, wo er nicht wahrnahm, daß dort von derselben Landschaft die Rede ist, und worin der Sinn des Wortes Klesur, das den Gegenstand gegenwärtiger Erörterung ausmacht, vollkommen bestimmt wird. Diese Stelle kommt im ersten Buche 15. Kapitel vor, und lautet in der Uebersetzung wie folgt: »Vartan der Mamigonier wandte sich, als er die Flucht ergriff, nach der Landschaft Mok (oder Moxoen) in den Thälern des Taurus=Gebirges, und zwar nach der Klesur (oder Klause) von Dscharmadsor, und er hielt sich in einem Kastell auf, das heutzutage gemeiniglich Sergäl genannt wird.« Die Provinz Dscharmadsor, welches Wort im Armenischen das heiße Thal bedeutet, und worin die Stadt Sergal lag, welche jetzt Seril heißt, lag östlich vom Tigris und von Arsanen, eben in demselben Bezirk, wohin die arabischen Schriftsteller das Gebiet verlegen, das wegen seiner gebirgigen Beschaffenheit vorzugsweise die Klesur oder Klause genannt wurde; ein Name, den auch der Bezirk Dscharmadsor theilt; dieß beweist vollends, daß dieser Ausdruck mit dem Namen Cölesyrien nicht das Mindeste gemein haben könne.

Derselbe Ausdruck kommt auch, und zwar in demselben Sinne, bey syrischen Schriftstellern vor. Ich will hier bey diesem Anlasse eine Stelle aus der syrischen Chronik des Abulfaradsch oder Gregorius Bar Hebräus anführen [3]), welche von ihren Herausgebern Bruns und Kirsch gleichfalls, im Text wie in der Uebersetzung, verdorben ist. Es ist dort die Rede von Festungswerken, die im Jahre

1) Der Kamus, dessen Autorität Herr Freytag für sich anführt, besagt, daß alle Wege, welche nach und aus dem oströmischen (byzantinischen) Reiche führten, so hießen.

2) Hist. Sarac. p. 14 ed. in Fol.

3) Gregorii Abulfaragii sive Bar Hebraei Chronicon syriacum. Lips. 1789.

rung der Seleuciden (814 n. Chr. G.) von dem arabischen Emir Thabet zur Vertheidigung der Pforten oder Engpässe Ciliciens angelegt worden waren. Diese Stelle wird von den Herausgebern durch Tabet *constituit* portas Isaurorum Ciliciae; das Wort: مايسورا, das von ihrer Erfindung ist, und das sie durch Isaurorum übersetzen, kann diese Bedeutung nicht haben. Es läßt sich leicht wahrnehmen, daß die Herausgeber die Originalschrift schlecht gelesen, und die Elemente der beyden Buchstaben ك, kaf, und لـ, Medial-lamd, in Einen Buchstaben verschmolzen haben, woraus der Buchstabe م, mim, und somit das unverständliche Wort maïsura entstand, welches klaïsura heißen sollte, was offenbar das armenische կլեսուր, klesur, und das griechische κλεισοῦρα ist. Die Stelle im Abalfaradsch muß sonach folgendermaßen übersetzt werden: Tabet constituit portas claustrorum Ciliciae.

Ich habe in meinen Mémoires hist. et géogr. sur l'Arménie, Theil 1, S. 165 folg. alle, sowohl bey den Alten als bey den armenischen Schriftstellern vorkommenden Beweisstellen gesammelt, verglichen und erörtert, welche darzuthun geeignet sind, daß die Stadt, welche von den byzantinischen Griechen den Arabern und Syrern Amid genannt wurde, eine und dieselbe mit der Hauptstadt Armeniens ist, welche im Alterthume unter dem Namen Tigranocerte, berühmt war. Ich habe dort bewiesen, daß Tigranocerte oder noch genauer Dikranokert, in allen Epochen der Geschichte stets der armenische Name der syrischen Stadt Amid war, und daß wir die Lage dieser Stadt, welche von den Geographen noch jetzt mit d'Anville weit jenseits des Tigris in die Mitte der Gebirge von Kurdistan gesetzt wird, jetzt endlich genauer kennen. Meine dort aufgestellte Meinung, die von mehreren Gelehrten als vollkommen ausgemacht angenommen worden ist *), findet sich, wie ich erwarten durfte, in dem vorliegenden Werke ebenfalls, und die Details, die der Verfasser darüber mittheilt, sind neue Belege für die Richtigkeit meiner Hypothese. Ferner darf ich nicht unbemerkt lassen, daß der P. Indschisian, wenn er meine Arbeit verwandten Inhalts gekannt hätte, Daten und Notizen daraus geschöpft haben dürfte, die seinem Werke sehr zu Statten gekommen wären. Die Vergleichung beyder Werke könnte oft zur Wiederholung dieser Bemerkung Gelegenheit geben. So würde, um nur Eins anzuführen, die Ausmittlung der Lage der Stadt und Provinz Phaïtakaran, die der Verfasser vergeblich in ganz Ost-Armenien aufsucht, demselben nicht so viel zu schaffen gemacht haben; und er hätte aus den Memoires zur vollen Ueberzeugung ersehen, daß diese Stadt eine und dieselbe mit Baïlakan ist, einer blühenden Stadt im zehnten Jahrhunderte, welche von den arabischen und persischen Autoren oft erwähnt wird. Er würde ferner die eigentliche Lage der Stadt Wartanakert darin gefunden haben, welcher in armenischen Schriften bey Erzählung der hartnäckigen Kriege der Armenier gegen die Araber gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts öfter Erwähnung geschieht, und deren Lage der Verfasser in die Nähe des Araxes setzt. Wartanakert bedeutet im Armenischen die Stadt des Wartan: die Araber haben diesen Namen nicht angenommen, sondern ihn übersetzt, und der arabische Namen Medinet Warthan oder schlechtweg Warthan bey Ibn-Haa-

*) Journal des Savans 1818, Augustheft; — ferner Graf Castiglione in den Monete cufiche del Museo di Milano, S. 190 — 191.

kal [1]), Edrisi [2]) und Abulfeda [3]) bezeichnet eine mächtige Stadt in Armenien am linken Ufer des Araxes, unfern vom Zusammenflusse dieses Stromes mit dem Cyrus oder Kur, sieben Parasangen von Bardah, und eben so viel von Baïlakan [4]). Ich könnte viele Bemerkungen dieser Art aufstellen, welche sämmlich sehr weitläufiger Entwicklung fähig wären, die aber keineswegs dahin zweckten, die gerechte Achtung zu schwächen, welche die Arbeit, die wir dem gelehrten und fleißigen Sammler verdanken, in so vollem Maße verdient. Die von mir bereits gemachten Bemerkungen, so wie die Details, die ich über das Ganze des Werks geliefert habe, reichen, wie ich glaube, hin, die Wichtigkeit desselben ins Licht zu setzen. Ich glaube dasjenige, wodurch dieses Werk als die vollständige Sammlung aller, die alte Geographie von Armenien betreffenden Urkunden- und Beweisstellen ausgezeichnet ist, so wie das, was ihm in Betreff der nähern Entwicklungen und Aufschlüsse, welche die alten so wie die arabisch-persischen Schriftsteller an die Hand geben, noch gebricht, sattsam gezeigt zu haben. Der Verfasser äußert an mehreren Stellen die Absicht, sein Werk fortzusetzen, und eine Arbeit gleicher Art über Klein-Armenien, so wie über die an Armenien gränzenden Landschaften Kleinasiens, des Kaukasus, Persiens und Syriens herauszugeben. Ich wünsche sehr, daß er diese Absicht ausführen, und so das so trefflich begonnene große und verdienstliche Unternehmen vollenden möge. Ferner wäre es sehr zu wünschen, daß die sowohl in dem Werke des P. Indschisian, als in meinen Mémoires vorhandenen zahlreichen Angaben und Nachrichten von Gelehrten, die sich mit dem Studium und der Förderung der vergleichenden Erdkunde beschäftigen, benützt würden: sie fänden in beyden Werken vollständigere und, wie ich glaube, genauere Angaben, als alle die sind, welche bis jetzt in der Beschreibung derjenigen Theile Unter-Asiens, die Kleinasien und Syrien von Persien scheiden, in der alten und mittleren Geographie Platz gefunden haben. Das Werk des P. Indschisian ist eben so korrekt als anständig gedruckt, und zuverläßig auch in typographischer Hinsicht eines der schönsten Bücher, die aus der armenischen Druckerey auf St. Lazzaro degli Armeni in Venedig, einer durch den gediegenen Gehalt, die Wichtigkeit und die typographische Schönheit der aus ihren Pressen hervorgegangenen Werke bereits so ausgezeichneten Druckerey, jemals erschienen sind.

* * *

Anhang.

I.

Da im Verfolg der vorstehenden, Armenien betreffenden, Anzeigen der altarmenische Geschichtschreiber Moses von Choren und sein Vorgänger Mar-Ibas Catina öfter angeführt werden, so halten wir es für dienlich, einige kurze biographische Notizen von beyden hinzuzufügen.

F. M. Wertheim.

Mar-Ibas Catina, der älteste armenische Geschichtschreiber, lebte im zweyten Jahrhundert vor Chr G. unter der Regierung Vagharschags I., erstem Könige aus der Dynastie der Arsaciden (149 — 127

[1]) Mſ. auf der k. Bibl. S. 152.

[2]) Geogr. Nub. S. 241.

[3]) Mſ. auf der k. Bibl. Nr. 578 Fol. 97.

[4]) Mémoires hist. et géogr. sur l'Arménie, I. 156.

vor u. Z.). Er soll auf Befehl dieses Herrschers die damals noch im Lande vorhandenen geschichtlichen Ueberlieferungen und Sagen g sammelt, die Archive zu Ninive benützt, und darnach eine Urgeschichte Armeniens verfaßt haben, die aber verloren gegangen ist. Moses von Choren hat in seinem auf uns gekommenen Geschichtswerke eine große Anzahl sehr interessanter Stellen daraus aufbehalten.

Moses von Choren, mit dem Beynamen Cherthogh oder Cherthoghahár (der Dichter), der größte und berühmteste Schriftsteller und Geschichtschreiber Armeniens, wurde um das Jahr 370 (n. Chr. G.) zu Choren oder Chorni, einem Städtchen in der armenischen Provinz Duruperan geboren. Er übertrug viele griechische und andere Werke, die er auf seinen weiten Reisen vorzüglich zu Athen und Byzanz gesammelt hatte, in seine vaterländische Sprache (das Altarmenische *), zu deren literarischen Ausbildung und Blürhe er vorzüglich beytrug, so daß er von seiner Nation mit Recht als einer der Väter und als der vornehmste Klassiker der altarmenischen Literatur, deren Flor ungefähr vom Ende des fünften bis zum zwolften Jahrhunderte dauerte, angesehen und verehrt wird. Sein Hauptwerk ist die Geschichte von Armenien, die er um das Jahr 442 im 72. Jahre seines Lebens verfaßte. Sir zerfällt in drey Bücher, wovon das erste die Urgeschichte des Landes von Haïk an, dem, der armenischen Sage nach, ersten Stifter des Reichs, bis zur Gründung der Dynastie der Arsaciden (150 Jahre v. Chr.) erzählt, wozu er die damals noch vorhandene Reichschronik des vorchristlichen Geschichtschreibers Mar-Ibas Catina, ferner alte Landessagen und Dichtungen, so wie auch chaldäische und altpersische Werke als Quellen benützte. Das zweyte Buch verfolgt den Faden der Reichsgeschichte von Vagharschag an, dem ersten Beherrscher Armeniens aus dem Hause der Arsaciden, bis zum Tode des Tiridates, welcher zuerst das Christenthum einführte. Seine Hauptquellen für diese Perioden waren die Chroniken des Leruban, des Olyp von Ani des Bardasan (diese in syrischer Sprache) und mehrere andere, sämmtlich verloren gegangene, oder wenigstens in den europäischen Handschriftensammlungen nicht vorhandene Geschichtswerke. Das dritte Buch geht von der Regierung des Chosroës II. bis zum Tode seiner Gönner und Wohlthäter Sahags, Patriarchen von Armenien, und Mesrobs (Maschdod), Gründer des armenischen (so wie nicht minder des georgischen und albanesischen) Alphabets und der armenischen Liturgie († 440 n. Chr. G.).

Diesen drey Büchern fügte er in der Folge noch ein viertes hinzu, welches die Geschichte Armeniens von der Zerstörung der Arsacidischen Herrschaft bis zur Zeit des bysantinischen Kaisers Zeno fortführte. Diese Fortsetzung ist verloren gegangen. Das eigentliche Werk aber ist 1695 zu Amsterdam zum ersten Male in der Originalsprache in dem bekannten Elzevirischen Formate im Druck erschienen. Im Jahre 1736 besorgten die Gebrüder Whiston zu London eine neue Ausgabe, so wie eine lateinische Uebersetzung von diesem Werke.

Aller Wahrscheinlichkeit nach rührt auch die armenische Uebersetzung der ursprünglich in griechischer Sprache abgefaßten, im Original aber verloren gegangenen Chronik des Eusebius, welche Scaliger aus den bey verschiedenen Autoren aufbehaltenen Originalstellen musivisch zu.

---

*) Siehe Adelung Mithridates, Klaproth Asia Polyglotta, Balbi linguistischer (ethnographischer) Atlas, und Encyklopädie von Ersch und Gruber, voc. armenische Nation und Sprache.

sammen zu setzen versuchte (Amsterdam, 1658, zwey Foliobände); und auf deren historische Brauchbarkeit ganz neuerlich der berühmte Niebuhr aufmerksam gemacht hat [1]), von ihm her. In einem andern seiner Werke, einer Abhandlung über die Rhetorik, befindet sich eine kurze Analyse von der verloren gegangenen Tragödie des Euripides: Die Peliaden. — Er erreichte ein sehr hohes Alter, nach einigen von 117, nach andern von 120 Jahren, und starb um 487 bis 489 u. Z.

II.

Mit der Notiz über die wissenschaftliche Reise des Herrn Schulz im Orient und über dessen Entdeckungen in den Ruinen der Stadt der Semiramis, heut zu Tage Wan genannt, vergleiche man vor allem den, die Statthalterschaft Wan betreffenden Theil der höchst wichtigen und in allen neuern geographischen Lehr- und Handbüchern als Quelle anerkannten und angeführten Abhandlung: »Ueber die Geographie der asiatischen Türkey,« von Herrn J. v. Hammer, im XIV. Bande dieser Jahrbücher. Es heißt dort unter andern: »Außer M. Kinneir hat noch kein europäischer Reisender diese Gegend betreten, und selbst dieser ist nicht nach der Stadt Wan, sondern auf seinem Wege von Erserum nach Betlis, nur auf der westlichen Seite des Sees von Wan vorbeygekommen.« Möchte doch jeder Reisende in jenen unerforschten Landschaften, namentlich aber Herr Schulz, die herrliche Schlußstelle der angeführten v. Hammer'schen Abhandlung beherzigen! F. M. W.

Ueber die Bibliotheken Konstantinopels und verwandte Gegenstände [2]).

Pera, den 2. März und 9. May 1827.

Sie haben vor meiner Abreise den Wunsch gegen mich geäußert, Verzeichnisse von den in den verschiedenen Bibliotheken zu Konstantinopel aufbewahrten Handschriften durch mich zu erhalten. Ich wendete mich bey meiner Ankunft allhier zu diesem Ende an Herrn Ducauroy, der sich mit dem gelehrten Studium der (gemeinhin sogenannten) orientalischen Sprachen beschäftigt. Er machte mir aber sogleich bemerklich, daß es schwer halten dürfte, jemand zu Konstantinopel zu finden, den man zur Anstellung von gelehrten Untersuchungen in den Bibliotheken der Hauptstadt verwenden könnte; ja es sey sogar höchst unwahrscheinlich, daß die Türken, zumal unter den gegenwärtigen Umständen, erlauben dürften, Abschriften von ihren Katalogen zu nehmen. Indeß versprach mir Herr Ducauroy, in der Folge alles aufzubieten, um, was er sich von Angaben über die Bibliotheken Konstantinopels werde verschaffen können, Ihnen zukommen zu lassen. Es ist noch nicht lange her, daß allen Buchhändlern zu Konstantinopel durch einen Firman verboten wurde, an Nichtmoslimen arabische, persische und türkische Handschriften zu verkaufen; eine Maßregel, die mir einen bedeutenden Querstrich gemacht hätte, wenn ich nicht Mittel gefunden, sie vollkommen zu umgehen. Der Reis-Efendi wollte nicht einmal einen Firman zur Besichtigung der Moscheen (in denen sich, wie Sie wissen, der größte

1) Kleine historische und philologische Schriften. 1. Theil. 1828. Historischer Gewinn aus der armenischen Uebersetzung der Chronik des Eusebius.

2) Aus Briefen des Herrn F. E. Schulz an Herrn St. Martin zu Paris, von J. M. W.

Theil der in der Hauptstadt vorhandenen Bibliotheken befindet, ausfertigen lassen, und erwiederte Herrn Desgranges auf dessen Gesuch darum, daß die Pforte die Erlaubniß zum Einlaß in die Moscheen nur den fremden Gesandten selbst zu ertheilen pflege. Ich glaube, Ihnen gemeldet zu haben, daß ich in dem Chodscha Antonio der Indier[1]) (demselben, der mit Elphinstone im Kabul gewesen ist), einen eben so unterrichteten als mir ergebenen Wegweiser gefunden habe. Er steht bey mehreren Gelehrten und Großen in hoher Achtung, und um mir den Zutritt zu den Bibliotheken zu verschaffen, hat er mich mit dem Kamili-Kasi-Asker und mehreren anderen Ulemas von großem Einflusse bekannt gemacht. Alle überhäuften mich mit Artigkeiten und gütiger Zuvorkommenheit, und ihren Rathschlägen, so wie ihren einflußreichen Einschlägen verdanke ich es hauptsächlich, daß ich die schönsten und reichsten Bibliotheken der Hauptstadt besuchen, deren Kataloge und Handschriften untersuchen, und alles, was mir anstand, daraus abschreiben durfte. Ich mußte bey diesen Besuchen bloß in türkischer Tracht erscheinen, weniger um den Gläubigen keinen Anstoß zu geben, die der Anblick eines Franken an Orten, wo der Gottesdienst verrichtet wird, und wo ich fast tagtäglich die Scheichs an zahlreichen Schülern Unterricht in der islamitischen Theologie und Liturgie ertheilen sah, verdrießen konnte; als um den sonderbaren Fragen und den ermüdenden Höflichkeiten auszuweichen, womit man mich jedesmal, wann man gewahr wurde, daß ich ein Franke und Christ sey, überhäufte; denn ich kann Ihnen versichern (und ich werde vielleicht Gelegenheit finden, mich in einem meiner künftigen Briefe umständlicher über diesen Punkt auszusprechen), es ist höchst thöricht, wenn man die Bevölkerung Konstantinopels für so unduldsam und fanatisch hält, als mehrere europäische Zeitungen ihren Lesern gerne aufheften möchten, und die man hier zu Konstantinopel nicht lesen kann, ohne über die handgreifliche Unwahrheit und Unredlichkeit, die in allen ihren Angaben über diese Hauptstadt und über alles seit einigen Jahren hier Vorgefallene zu herrschen scheinen, höchst entrüstet zu werden.

Es hält schwer, zu sagen, wie viele Bibliotheken es in dem weiten Umfange von Konstantinopel gibt; ich habe bemerkt, daß es deren gibt, die fast niemand kennt, und die dennoch eben so reich an trefflichen Werken, als die berühmtesten dieser Institute, sind. Ich habe bis jetzt nachbenannte dreyßig Bibliotheken besucht: 1. (2) [2]) Bibliothek des Sultan Mustafa; 2. (3?) B. Jendschami; 3. B. Sultan Bajesid; 4. (16) B. d. Großwesir Raghib-Pascha; 5. (14) B. d. Großwesir Ibrahim-Pascha; 6. (13) B. d. Großwesir Köprili-Oglu-Mohammed-Pascha; 7. B. d. Aschur-Efendi; 8. B. d. Murad-Molla; 9. B. d. Kilitsch Ali Pascha; 10. (11) B. d. Pagen des Großherrn zu Galata Seraï; 11. B. d. Derwische Mewlewi zu Galata; 12. (9) B. Osmaneija; 13. (5) B. Suleimaneija; 14. (12) B. d. Sultan Abdulhamid; 15. (20) B. d. Atif-Efendi; 16. B. d. Faïs-Ullah; 17. (3?) B. d. Aja-Pascha; 18) (4) B. d. Sultan Moham-

---

1) So unterschreibt er sich in einem persischen Briefe, worin er mir seine Dienste zum Abschreiben armenischer Handschriften anbietet.
Anm. d. Hrn. St. Martin.

2) Vgl. Konstantinopolis und der Bosporos, von J. v. Hammer. Bd I. S. 518—526: »Bibliotheken.« Die in Klammern eingeschlossenen Zahlen beziehen sich auf die dortige Zahlenreihe.
Anm. d. Uebers.

med (II) [1]); 19. (18) B. d. Ali-Pascha; 20. B. d. Hakim-Oglu Ali-Pascha; 21. B. d. Veli-Efendi; 22. B. d. Tofik-Efendi; 33. B. d. Dschurelli-Ali-Pascha; 24. B. d. Marsfuni-Kara-Mustafa-Pascha; 25. B. d. Saleh-Sade; 26. B. d. Rustem-Pascha; 27. B. d. Mersch-Pascha; 28. B. d. Amradsch-Sadeh-Hussain-Pascha; 29. (10?) B. d. Ejub-Ansari; 30. Bibliothek des Aga (Aga, Kitabchane).

Ich hoffe, Ihnen in meinem nächsten Schreiben von mehreren anderen Bibliotheken, die ich bis jetzt noch nicht habe besichtigen können, etwas Näheres mitzutheilen. Sie können sich leicht vorstellen, daß man, um auch nur die Kataloge von allen, in diesen meist sehr reichen Sammlungen vorhandenen Handschriften abzuschreiben, viel mehr Zeit bedürfte, als ich hier in Konstantinopel zu verweilen gedenke. Ich habe daher für das Angemessenste gehalten, meine Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf die, nach meinem Ermessen wichtigeren Handschriften, zu richten, nämlich auf die in diesen Bibliotheken vorhandenen morgenländischen Geschichtschreiber. Mehrere darunter besitzen zwar kein einziges Geschichtswerk, wofern man nicht einige mohammedanische Legenden und einige Lebensbeschreibungen des Propheten, die völlig werthlos, und in jeder großen Bibliothek dutzendweise anzutreffen sind, unter die Geschichtswerke rechnen will. Viele darunter besitzen aber wirklich kostbare Werke; Werke, wovon in Europa nicht einmal die Namen bekannt sind, oder die man wenigstens allgemein für verloren gegangen hält.

Sie werden sich schon jetzt durch beyfolgenden Katalog von sechzehn der größten hiesigen Bibliotheken, wovon die meisten sehr reich an Geschichtswerken sind, von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen [2]). Sie werden aber wahrnehmen, daß sich in diesem Katalog viele Fehler finden, vorzüglich wenn man die persischen und türkischen Konstruktionen, die in den arabischen Titeln anstatt der arabischen Konstruktion vorkommen, so nennen will, welcher Umstand, wenn man diese Titel buchstäblich übersetzen wollte, allerdings oft sehr beträchtliche Sinnentstellungen veranlassen würde; man erkennt jedoch immer gleich auf den ersten Anblick, wie der angebliche Titel lauten müsse.

Unter den Handschriften, die ich in diesen verschiedenen Sammlungen in Händen hatte, zogen die Werke des Ibn-Alathir, des Ibn-Alasakir, Ibn-Aledin und Ibn-Chaldun, von denen in Europa keines, daß ich wüßte, vorhanden ist, vor allen meine Aufmerksamkeit auf sich. Da es fast eben so schwer hält, Abschriften von diesen Werken, deren jedes aus einer großen Anzahl von Foliobänden besteht, zu erlangen, als es unmöglich ist, aus den Bibliotheken, worin sie aufs sorgfältigste aufbewahrt werden, ein Exemplar zu bekommen, so mußte ich mich begnügen, Ihnen so genaue Auskunft, als ich zu erlangen vermochte, darüber zu geben.

Aus Ibn-Alathir (der unter andern in zwey ungeheuern Foliobänden auf der Bibliothek Raghib-Pascha und in sechs kleineren Foliobänden auf der Bibliothek Athir vorhanden ist) habe ich alles ausgezogen, was sich auf die Geschichte Persiens von Kejomers

1) Vgl. über diese Bibliothek v. Hammer Konst. u. d. Bosp. Bd. I. S. 520.

2) Ich habe in der That einen in türkischer Sprache abgefaßten Katalog von allen historischen und geographischen Werken erhalten, die in sechzehn der vorzüglichsten Bibliotheken Konstantinopels vorhanden sind.

St. Martin.

bis Alexander den Großen bezieht. Diese Notizen sind im ganzen Werke hier und dort zerstreut; ich habe sie sämmtlich, ohne eine einzige auszulassen, abgeschrieben. Der Verfasser hat (wie er in der Vorrede sagt, die ich ebenfalls ganz ausgezogen habe) das große Tarich des Tabari in sein Werk mit aufgenommen. Sie werden vorzüglich aus seiner Beschreibung der Schlacht bey Cadesia, welche zwölf Folioseiten einnimmt, ersehen, daß er einer von den guten arabischen Geschichtschreibern ist, und daß er den großen Ruf verdient, dessen er im Orient genießt. Ich habe diese Auszüge, die mir viele Zeit gekostet haben, aus den in gedachten Bibliotheken vorhandenen Handschriften gemacht.

Die Werke des Ibn-Asaker und des Ibn-Edin über Damaskus und Haleb sind wahrhaft kolossale Arbeiten; man begreift kaum, wie ein einziger Mensch ein so riesenmäßiges Buch, wie das von Ibn-Asakir ist, welches eilf Foliobände ausmacht, und nach einer nicht im Entferntesten übertriebenen Berechnung zwanzig bis zwey und zwanzigtausend Folioseiten sehr kleiner Schrift, also ungefähr eine Million Zeilen und gegen funfzig bis sechzig Millionen Buchstaben enthält, nicht — zu verfassen, sondern auch nur zusammenzuschreiben im Stande gewesen ist. In der Bibliothek Athif befindet sich von diesem Werke eine Handschrift in sieben Foliobänden, die Seite zu fünf und vierzig Zeilen sehr kleiner Schrift. Das Exemplar ist sehr schön und korrekt, und so trefflich erhalten, daß man glauben möchte, es sey erst gestern geschrieben worden. Ich hoffe, daß Sie mit mir die hohe Wichtigkeit dieser beyden Werke für die Geschichte und Geographie des Orients erkennen dürften, wenn Sie die Notizen gelesen haben werden, die ich aus den in den Bibliotheken Ibrahim-Pascha's, Athif und Faïs-Ullah befindlichen Handschriften daraus gezogen habe.

Die letzte Arbeit, die mich während meines Aufenthaltes zu Konstantinopel vorzüglich beschäftigte, war das große Werk des Ibn-Chaldun *). Ich habe es auf der schönen Bibliothek Ibrahim-Pascha, welche der Prinzen-Moschee Schehsadegan-dschamissi

*) Im Original folgt hier noch die Phrase: »welches, nach der Angabe des »Herrn v. Hammer, in keiner von den Bibliotheken zu Konstanti»nopel vorhanden seyn soll.« Wir haben diese, so wie auch eine, gleich Eingangs des Schreibens hingestellte indirekte Bemerkung ähnlicher Art in der Uebersetzung hinwegzulassen für angemessen erachtet, weil wir der Meinung sind, daß diese Widerlegung der Angabe des berühmten Orientalisten ungegründet, und die Richtigkeit seiner Behauptung sehr wohl mit dem von Hrn. Schulz gemachten Funde bestehen könne; denn wer berechtigt uns denn, ein starres Unvermehrtbleiben der öffentlichen Bibliotheken Konstantinopels anzunehmen, und kann das erwähnte Exemplar der Chaldunischen Annalen nicht erst nach der Zeit, wo Hr. v. Hammer oder seine literarischen Freunde die Bibliothek Ibrahim-Pascha's besuchten, durch Ankauf oder Schenkung dahin gelangt seyn? Ueberdieß erzählt ja Hr. v. Hammer ausdrücklich in seinem bereits angeführtrn großen topographischen Werke über Konstantinopel (Bd. I. S. 225, Anm. 2): »In dieser Bibliothek (wahrscheinlich Raghibpascha's, denn es fehlt »das der Anmerkung entsprechende Zahlzeichen im Texte) fand der Schrei»ber dieser Zeilen ein Exemplar von Ibn-Chaldun, vollständiger, »als die irgendwo anders befindlichen, und nach demselben ließ Herr v. »Italinsky, auf die ihm hiervon mitgetheilte Nachricht, das seinige »ergänzen.«

In Bezug auf die so viel gepriesene Wichtigkeit und Priorität dieses Fundes erlauben wir uns endlich unvorgreiflich folgende Stelle aus der von dem Freyherrn Silvestre de Sacy verfaßten biographischen Notiz über Ibn-Chaldun und seine Werke (in der Biographie universelle, T. 21) herzusetzen: »Die zweyte und dritte Abtheilung der Annalen des Ibn-Chaldun (die erste führt gemeinhin den Titel »historische Prolegomenen«) sind viel weniger verbreitet, und werden im Orient auch nicht so geschätzt als jene.« Anm. d. Uebers.

gegenüber liegt, in sieben (oder eigentlich in sechs) Foliobänden gefunden. Mitten im fünften Bande beginnt die Geschichte der Berbern, aus der ich Ihnen mehrere Kapitel abgeschrieben habe, welche sehr schätzbare Angaben über den Ursprung und die Genealogien dieses Volksstammes, so wie über das von ihm bewohnte Land enthalten.

Von armenischen Werken habe ich bis jetzt fünf für Sie erstanden. Sie heißen: 1) Pussantaran Badmuthium [1]); Moses Chorenatsi [2]); 3) Johannes Katholikos, Handschrift [3]); die Briefe der Gregorius Magistros [4]); die, wie mir hier jedermann versichert, zu Konstantinopel äußerst selten sind; 5) Eghisché Badauthium Ghevontiants [5]).

Die hiesige armenische Patriarchatsbibliothek ist nebst mehreren anderen bey der im verflossenen Jahre hier Statt gefundenen großen Feuersbrunst ein Raub der Flammen geworden, wodurch die Seltenheit armenischer Handschriften hier noch vermehrt worden ist. Es gibt keinen Katalog von den in der hiesigen armenischen Buchdruckerey in Druck erschienenen armenischen Werken.

* * *

Notiz

über das große Werk des Ibn-Chaldun, welches auf der Bibliothek Ibrahim-Pascha's zu Konstantinopel aufbewahrt wird, von Herrn F. E. Schulz [6]).

Von den acht Foliobänden, aus denen, nach der Angabe des Katalogs gedachter Bibliothek, das Geschichtswerk des Ibn-Chaldun bestehen soll, gehören bloß sechs Bände diesem Schriftsteller. Es sind nämlich bey Anfertigung des Katalogs irriger Weise die beyden ersten Bände der Universalgeschichte von Hussein, Sohne des Mohammed, für die beyden ersten Bände des Chaldunischen Tarich genommen, und der Titel dieses Werks dem Titel des ersten Geschichtsbuchs hinzugefügt.

Der Inhalt der sechs Bände des Tarichs von Ibn-Chaldun ist folgender:

---

1) Dieses Buch ist die im vierten Jahrhundert verfaßte Geschichte Armeniens von Faustus von Byzanz, Bischof in der Provinz Saharuni in Großarmenien; es erschien 1730 (u. Z.) zu Konstantinopel im Druck. St. Martin.

2) Die dritte Auflage der Geschichte Armeniens dieses ersten armen. christl. Geschichtschreibers; gedruckt zu Konstantinopel 1782. St. M.

3) Dieses aus sehr neuer Zeit herstammende und ziemlich unkorrekte Manuskript enthält die zu Anfang des zehnten Jahrhunderts von dem Patriarchen oder Katholikos Armeniens, Johannes VI., verfaßte Geschichte von Armenien. Dieses sehr geschätzte Werk ist noch ungedruckt. Auf der königlichen Bibliothek in der armenischen Sammlung ist davon unter Nr. 90 eine Handschrift vorhanden, welche nicht so vollständig, als die von Herrn Schulz übersandte, ist. St. M.

4) Auf der königlichen Bibliothek ist von dieser sehr interessanten und noch ungedruckten Briefsammlung keine Handschrift vorhanden. Diese Briefe wurden zu Anfang des eilften Jahrhunderts geschrieben; ihr Verfasser, Gregorios Magistros, stammt aus dem ehemals in Armenien regierenden Hause der Arsaciden ab. St. M.

5) Dieß ist die 1823 zu Konstantinopel gedruckte zweyte Auflage der Geschichte der Kriege der Wartamer gegen die Perser im fünften Jahrhundert. Dieses Geschichtswerk ist von Eghisché, Bischof von Vakravand, der zu jener Epoche lebte, verfaßt worden. St. M.

6) Man vergleiche mit folgender Notiz die Inhaltsanzeige, welche der Freyherr Silvestre de Sacy in seiner, von uns in einer vorhergehenden Anmerkung angeführten kurzen biographischen Notiz über Ibn-Chaldun und seine Schriften, von den Prolegomenen zu gedachtem Werke, geliefert hat. Anm. d. Uebers.

Bd. I; Starker Folioband von schlechter Schrift, wobey sehr häufig die diakritischen Punkte fehlen. Er enthält die Geschichte des Chalifats bis zum Tode des Mostasem, letzten Abessiden von Bagdad, und sodann die Geschichte des Abessydischen Chalifats, welches sich nach dem Falle des Chalifats zu Bagdad, in Aegypten erhob.

Bd. II: Dieselbe Schrift. Er beginnt mit der Geschichte der Aliden und ihrer verschiedenen Zweige in Afrika, und schließt mit der Kurdischen Dynastie der Beny-Haßnujeh, welche von den Abessidischen Chalifen die Regierung über Dinwer und Sambham erhielt. An vielen Stellen dieses Bandes sind mehr oder minder beträchtliche Lücken vorhanden.

Bd. III: Minder stark, als die beyden vorhergehenden. Er beginnt mit der zwölften Abtheilung des Werkes oder mit der Geschichte der arabischen Dynastie der Obeiden in Aegypten, welche darin bis zum Jahre 567 der Hedschra (1172 n. Chr.), nämlich bis zum Tode des Assed, letzten Königs aus dieser Dynastie, fortgesetzt wird. Ungefähr in der Mitte dieses Bandes beginnt das dritte Buch des Werkes, welches durchaus der Geschichte der Berbern gewidmet ist; ich habe mehrere Kapitel daraus abgeschrieben, und das Inhaltsverzeichniß aller Kapitel dieses Bandes diesen Auszügen beygefügt.

Der IV. Band wiederholt großentheils den Inhalt des III. Bandes, und handelt insbesondere von der Geschichte der Berbernstämme der Gumarah.

Der V. Band ist der Geschichte der Berbernstämme der Sematih gewidmet. Alle diese fünf Bände sind, wo nicht von Einer Hand, so doch von einander ähnlicher, schlechter Schrift.

Der VI. Band ist von anderer, und ziemlich besserer Schrift. Er enthält die Geschichte der Seldschukiden, und der Verfasser gibt den Gegenstand derselben folgendermaßen an:

»Geschichte der türkischen Dynastie der Seldschuken, welche alle »musulmannischen Länder und Dynastien im Orient bis zu den Gränzen »Aegyptens hin unterwarf, und sich die Oberherrschaft der Chalifen, »vom Chalifat von Kajem bis Mostandsched erwarb; über die »königliche und höchste Gewalt, die sie in den verschiedenen Ländern »ausübte, über die Klientel, der sie die Chalifen unterwarfen, und über »ihre unumschränkte Machtgewalt über letztere; endlich über die Dyna»stien, welche sich im Orient wie im Occident als Zweige ihres Hauses »erhoben haben.«

Nichts deutet an, daß dieser interessante Band, welcher mit der Geschichte der tatarischen Könige von Gasnah schließt, der letzte des Chaldunischen Werkes sey.

Notiz über das oben angeführte Geschichtswerk des Hussein, Sohn des Mohammed.

Der Verfasser hat, seiner Vorrede zu Folge, dieses gehaltreiche Werk am Hofe der Ghasneviden und auf Befehl des Königs Abul-Modhaffer-Naßr, Sohn des Naßr-Eddin-Abul-Mansur verfaßt. Die beyden ersten Bände enthalten die Geschichte der persischen Könige von Kejomers bis Yesdedscherd, Sohn des Scheheriar, letzten Sassaniden. Beyde Theile sind in Einen Band gebunden, von sehr schöner Neski-Schrift, und alle Vokalzeichen beygesetzt. Die Titel sind in Gold und in Nekaïs-Schrift, die Vigneten in Gold und in Kufischer Schrift. Einer Anmerkung des Abschreibers zu Folge wurde dieses Exemplar im Jahre 597 oder 599 der Hidschret (1201 — 1203 n. Chr.) geschrieben.

Einige Bemerkungen über Vegetius, die griechischen Hippiatrika und Pelagonius, veranlaßt durch zwey Briefe des Herrn Dr. Cioni über Pelagonius (Antologia, Giugno 1827 und Settembre 1828).

(Eine Zugabe zur Recension über die Veterinaria des Pelagonius.)

Die Recension über Pelagonius Veterinaria war bereits abgedruckt, als Ref. den im Septemberhefte der Antologia enthaltenen Brief des Herrn Dr. Cioni an Herrn Professor Mario Pieri zu sehen bekam. Er glaubt seinen Dank für die Aufmerksamkeit, die Hr. Cioni der Anzeige der in dem Bobbeser Palimpsest enthaltenen Fragmente lateinischer Hippiatrika geschenkt hat, nicht besser bezeugen zu können, als indem er hier noch einige Bemerkungen, die ihm bey Durchlesung der erwähnten zwey Briefe über Pelagonius sich darboten, mittheilt. Die unvollkommene und rhapsodische Darstellung dieser Bemerkungen mag ihre Entschuldigung finden theils in der Kürze der Zeit, die auf ihre Abfassung verwendet werden konnte, da bereits an den letzten Bogen dieses XLIV. Bandes unserer Jahrbücher gedruckt wird; theils in dem Wunsche, der am Ende des zweyten Briefes gehegten Erwartung des Herrn Cioni so bald als möglich wenigstens zum Theil zu entsprechen.

I. Zuvörderst also ist Ref. mit Herrn Cioni darüber völlig einverstanden, daß das Werk über die Vieharzneykunde, welches wir unter dem Namen des Vegetius besitzen, kein Produkt des zwölften oder dreyzehnten Jahrhunderts seyn könne, wie Hr. Prof. Sprengel meinte. Außer dem von Hrn. Cioni angeführten Codex Corbeiensis, der, wie Hr. Borghesi ganz richtig bemerkt, nach den Merkmalen zu urtheilen, die davon in einer Notiz, welche der von Fabricius dem Gesner zugesandten Kollation beygefügt war, gegeben werden, nicht jünger als aus dem neunten, wohl aber weit älter seyn kann; läßt sich nun noch der St. Galler codex rescriptus anführen, aus dem Niebuhr seinen Merobaudes edirte, von welcher Handschrift der Herausgeber in der Vorrede p. 12 seq. folgende Beschreibung gibt: »Is (codex) numero 908 designatur; saeculo *nono* scriptus, vocabularium continet, ineditum quidem, sed minimi pretii — *totus rescriptus est*, adhibitis diversissimorum librorum partibus. Inter has, cum iis, quae hic edo, facile eminent — *quatuor folia cum duorum segmentis ex codice Digestorum de mulomedicina, quae sub Vegetii nomine circumferuntur, primique eorum libri, supersunt. Is codex saeculo VII aut VIII scriptus, ipse rescripta folia complectebatur* (er ist also zweymal reskribirt) unam certe tabellionum scripturam sub Vegetianis elucentem clare prodit: qua quid contineatur expedire non potui. *Haec autem fragmenta cum Corbiensi antiquissimo codice, quatenus is propter lacunas conferri potest, fere usque ad minima conveniunt*, nisi quod sermo semibarbarus plurimis locis aperte patet; cujusmodi variantes is qui corbiensem contulit fortasse cum aliis manifestis mendis enotare sprevit.«

Die außer dem Codex Corbeiensis von Hrn Cioni noch angeführten Codices beweisen nichts gegen Hrn. Sprengels Behauptung, weil ihr Alter entweder nicht ausgemittelt, oder weil sie offenbar zu jung sind. Emmeus nennt zwar den Kodex des Grafen Hermann von Neuenar pervetustum, gibt aber keine weiteren Merkmale desselben an. Dasselbe gilt von den tribus antiquissimis codicibus, deren sich

Sambucus bey seiner Ausgabe des Vegetius bediente; und wäre es wahr, wie Hr. Schneider glaubt, daß einer dieser drey Kodices der von Tengnagel mit Nr. LXXXI unter den codd. philos. et philolog. Bibl. Caes. Vindob. (jetzt cod med. 94) sey, so würde, wenn nämlich die beyden übrigen nicht viel älter als dieser waren, die Meinung von dem hohen Alter dieser drey Kodices beträchtlich herabzustimmen seyn; denn der gedachte Kodex ist, wie sich Ref. aus Autopsie überzeugt hat, aus dem funfzehnten Jahrhundert, oder höchstens aus dem Ende des vierzehnten. Die zwey Kodices des Vegetius aus der Laurentiana sind, wie Hr. Cioni selbst angibt, der eine aus dem vierzehnten, der andere vielleicht aus dem funfzehnten Jahrhundert. Der von Hrn. Cioni nicht angeführte Codex Gothanus, den Schneider bey seiner Ausgabe des Vegetius benützte, ist ebenfalls aus dem funfzehnten Jahrhundert, und sogar datirt; am Ende des zweyten Buchs findet sich nämlich: Explicit liber secundus 1488, 25. Julii, und am Ende des Werks: Finitum anno Domini 1488, 4 Augusti (s. praef. ad Schneideri comment. in Veget.). Wie alt die Handschrift des Jos. Valetta zu Neapel und der Nürnberger Kodex, den einst Gottfr. Thomasius *) besaß, sind, findet sich nirgends angezeigt.

Zur Darstellung des Irrigen in der Sprengel'schen Behauptung bedarf es aber auch nur der Existenz des Codex Corbeiensis und der vier Blätter des St. Galler Kodex. Denn waren die lateinischen Digesta mulomedicinae schon im siebenten oder achten Jahrhundert vorhanden, so können sie keine aus dem zwölften oder dreyzehnten Jahrhunderte herrührende Uebersetzung der griechischen Hippiatrika seyn, die selbst bekanntlich erst unter Konstantinus Porphyrogenneta, also im zehnten Jahrhunderte gesammelt worden sind.

Es ist vielleicht nicht uninteressant, dem noch nachzuspüren, was Herrn Professor Sprengel zu seiner Behauptung verleitet haben mag. Die Veranlassung zu derselben scheint nämlich Ref'n. in der Stelle Haller's Biblioth. chirurg. I. p. 102, §. 46 zu liegen, wo es heißt: »Summi viri (Vegetii) nomen barbarus aliquis multo nuperioris aevi (er spricht kurz vorher von den in den griechischen Hippiatricis vorkommenden Thierärzten) homo usurpavit. Hoc tamen opus hic ob id ipsum nomen recenseo, etsi ipse auctor Vegetium citat. Italici nuperi idiomatis pluscula vestigia reperi. Foci pro igne. Glante ferrea calceare. Gamba. Battitura chalybis; sic barbare declinatur malagmae, cum malagmatis scribi oporteret.« Man sieht, die sogenannten Italianismen Hallers und der barbarus multo nuperioris aevi haben den unwissenden italienischen Mönch des zwölften oder dreyzehnten Jahrhunderts erzeugt.

Wenn aber auch zugegeben werden muß, daß die lateinischen Digesta mulomedicinae bereits vor dem siebenten oder achten Jahrhundert existirt haben, so folgt daraus noch keineswegs, daß das Werk des Vegetius in seiner ursprünglichen Form auf uns gekommen sey; vielmehr hat es im Verlaufe der Zeit bedeutende Interpolationen erlitten, wie

*) Diese Handschrift führt Fabricius Bibl. lat. T. III. p. 178 ed. Ernesti mit folgenden Worten an: »Vegetium de mulomedicina, nec minus Chironis Centauri, Absyrti et Cl. Hemerotis de arte Veterinaria libros X et Oliverii Neapolitani librum de equis, Ms. servabat Norimbergae Gotfridus Thomasius. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Handschrift wieder aufgefunden und untersucht würde. Ist dieser Hemerotes vielleicht der bisher nur aus Pelagonius bekannte Thierarzt Emerctus oder Emeritus?

dieß schon Fabricius Bibl. lat. T. III. p. 177 ed. Ernest vermuthet, wo es heißt: Exstant itidem sub Vegetii nomine — artis Veterinariae sive Digestorum artis mulomedicinae libri IV. ipso titulo Digestorum indicante, esse haec collectanea, sive ab ipso Vegetio, sive ab alio, qui Vegetianis alia adderet; und Gesner in der Vorrede zu den scriptt. R. R. p. XVI. seq. ausführlicher dargethan hat.

II. Wenn in der Antologia (Giugno 1817) p. 25 Herrn Sprengel die Behauptung aufgebürdet wird, die griechischen Hippiatrika seyen unter Michael VIII. von einem Ungenannten gesammelt worden, so beruht dieß auf einem bloßen Mißverständnisse. Die Worte Sprengel's II. 315 lauten: »Konstantin VII. ließ Sammlungen von Auszügen aus älteren Werken besorgen. — — Eine solche Sammlung besitzen wir, die gewöhnlich einem gewissen Nonus zugeschrieben wird. In andern Handschriften heißt der Verfasser Theophanes, und wahrscheinlich ist dieß der wahre Name; denn die Geschichte lehrt uns einen Protovestarchen dieses Namens kennen, der im Jahre 917 lebte. An anderen Orten heißt der Verfasser Michael Psellus, der als Polyhistor sich unter der Regierung des Kaisers Michael VIII. mit dem Beynamen Dukas bekannt machte.« Zwey Seiten später (317) heißt es: »Eine andere, sehr interessante Sammlung (die Hippiatrika nämlich) veranstaltete ein Ungenannter unter eben dieser Regierung.« Offenbar meint hier Professor Sprengel die Regierung Konstantin des VII.; früher erwähnt er der Regierung Michael des VIII. nur, weil er die Notiz gibt, daß von Einigen Michael Psellus, der unter der Regierung des letztgedachten Kaisers lebte, als Verfasser der sonst gewöhnlich dem Nonus zugeschriebenen Sammlung genannt wird. Hiermit fällt nun auch der Anachronismus, dessen Hr. Prof. Sprengel in der Antol. p. 37, not. 24 beschuldigt wird, weg.

III. Daß aber ein Ungenannter, und nicht Hierokles (wie Hr. Cioni zu beweisen sucht), die Hippiatrika gesammelt habe, lehrt nicht nur Hr. Sprengel, sondern auch Haller Biblioth. chirurg. I. p. 101, wo es heißt: Auctor hujus operis (und dieß kann bey diesem Buche nichts anderes heißen, als der Sammler) non est Hierocles. Praefatio quidem libri I. et II. ei tribuitur, sed utique ipse Hierocles nomine suo citatur, et demum plurima medicamenta et curationes integrae reperiuntur, nulli nomini adscriptae, dum aliis Hieroclis nomen praemittitur. Und noch deutlicher Biblioth. med. pract. I. p. 288: Hierocles, cui ea collectio tribui solet, paganus fuisse videtur; verum non est, qui putabatur auctor collectionis, ipse enim cum suo nomine ubique citatur *). Dasselbe geht auch aus dem, was J. Pearson in der Vorrede zu Hierokles aurea carmina (der aber bekanntlich von unserem Hierokles verschieden ist) sagt, hervor. Es heißt daselbst: »Suntque hi duo libri (περὶ τῆς ἵππων θεραπείας) quasi fundamenta collectionis Veterinariae, ad quorum formam methodumque reliquorum epistolae aut ἀποσπασμάτια redigi videantur. Und wie beweist denn Herr Cioni, daß Hierokles der Sammler der Hippiatrika sey? Um jedem Verdachte

*) Es würde vielleicht die Mühe lohnen, den von Haller Bibl. med. pract. I. p. 289 angeführten Codex der k. Bibl. zu Paris Nr. 2284 mit der Aufschrift: Hieroclis de curandis morbis equorum libri duo (cum iconibus equorum) zu untersuchen. Haller vermuthet zwar, daß er die bekannten Hippiatrika enthalte; vielleicht enthält er aber gerade das ursprüngliche Werk des Hierokles?

der Verdrehung der Argumentation des Verfassers zu entgehen, will Ref. die eigenen Worte desselben anführen: »Ogni capitolo (der Hippiatrika nämlich) incomincia dal trattare di una diversa malattia, e delle cause, segni e cura della medesima. Ad ogni capitolo di Apsirto succede un articolo di Jerocle sullo stesso soggetto; e ne seguono le prescrizioni e ricette degli altri autori relativi al tema del quale ha trattato Apsirto. *Da questa costante disposizione è ragionevole il supporre, essere Jerocle il compilatore di questa raccolta*« (Antol. Giugno 1827, p. 40). Also — weil auf jeden Artikel des Absyrtus ein Artikel des Hierokles folgt, war Hierokles der Kompilator der Hippiatrika. Ref. muß aufrichtig bekennen, in diesem Beweise den nervum probandi nicht auffinden zu können. Aber auch nicht einmal die Beständigkeit der Aufeinanderfolge, die doch gar nichts bewiese, findet Statt. Das fünfte Kapitel des ersten Buches (p. 27) fängt mit Hierokles an, und enthält nichts von Absyrtus; das sechste mit Absyrtus, worauf ein Artikel des Eumelus folgt; das dreyzehnte enthält nur einen Artikel des Absyrtus; im vierzehnten folgt auf Absyrtus, Anatolius; das funfzehnte beginnt mit Hierokles u. s. w., u. s. w. Doch Hr. Cioni geht noch weiter, er sagt ferner: »e la supposizione diviene *certezza*, poichè facendo attenzione a quanto egli stesso dice e nella prefazione e nella fine del cap. XII e LIX ed ultimo del primo libro, e nella prefazione del libro secondo si rileva che la compilazione e partizione dell' ippiatria greca è tutta opera di Jerocle e non di un' anonimo. Hierzu nehme man noch eine frühere Aeußerung des Verfassers (S. 39): Succede all' introduzione di Absirto una prefazione di Jerocle, nella quale dice, che ad insinuazione di Basso ha *raccolto* tutto ciò che concerne alle malattie de' cavalli etc., und vergleiche damit die angedeutete Stelle der Vorrede des Hierokles im Originaltexte. Sie lautet: Ἀλλ' εἰ καὶ καταχούειν ἡμᾶς ἑτέρων τὰ νῦν ἐχρῆν, ἔν τε δικαστηρίοις παρέχειν χρείαν τοῖς δεομένοις, καὶ σπουδὴν περὶ ταύτας ποιεῖσθαι τὰς διατριβὰς, οὐκ ἀτιμαστέον γε ὅμως τὴν σὺν (l. σὴν) ἀξίωσιν ἄριστε Βάσσεφέρε οὐν-ἑπόμενος τῷ προστάγματι λέγειν ἄρξωμαι τίνα μὲν ἵπποις εἴωθεν ἐπιγίνεσθαι πάθη, τίνα δὲ ἐφ' ἑκάστοις αὐτῶν ἰάματα. Es erhellt nun sogleich, daß sich von dem oben erwähnten *raccolto* im griechischen Texte nichts vorfinde, und daß jeder unparteyische Leser aus demselben nichts weiter schließen könne, als daß Hierokles, von Bassus hiezu aufgefordert, ein Werk über die Krankheiten der Pferde und ihre Heilung verfaßt habe. Aber auch die von Hrn. Cioni S 40, Note 29, aus derselben Vorrede angeführte Stelle beweist nichts zu Gunsten seiner Hypothese. Die Worte des Originaltextes (Hipp. p. 4) lauten so: Ὁρῶν δὲ τοὺς δοκιμωτάτους τῶν ἰατρῶν σημεῖα προλέγοντάς τινα, δι' ὧν ἕκαστον πάθος ἐπιγνώσεταί τις συμπτωμάτων· ἀναγκαιότατον εἶναι νομίζω τοῦτον ἐπὶ τῆς τῶν ἵππων ἰατρικῆς, τῆς προμηνύσεως παραλαμβάνειν τὸν τρόπον - ἵν' οὖν ἀπὸ τῶν μεγίστων ἀρξώμεθα, περὶ πυρετοῦ πρότερον διεξελθώμεν. Aus dieser Stelle folgt aber weiter nichts, als daß Hierokles die der Natur des Gegenstandes angemessene Methode der übrigen berühmten Aerzte auch in seinem Werke befolgt habe. Noch müssen wir die drey übrigen Stellen, die Herr Cioni als Beweis seiner Behauptung aus den Hippiatricis anführt, dem Originaltexte nach hersetzen. Die erste Stelle aus dem zwölften Kapitel des ersten Buches (p. 52) lautet: κολλουρίων δὲ διαφόρους συνθέσεις εὑρήσεις γεγραμμένας ἐν τῷ δευτέρῳ μου βιβλίῳ. In der zweyten Stelle Kap. 59 desselben Buchs (p. 172) heißt

es: μέτρον ἄριστον· εἰπεῖν τοῦτο σοφῶν τις ἐν ἀποφθέγμασιν, ᾧ χρὴ πειθομένους, τοῦτο πέρας ἐπιθεῖναι τῇ πρώτῃ βίβλῳ. Endlich die Stelle aus der Vorrede des zweyten Buchs (p. 172), wo es heißt: Ἡσίοδος μὲν ἥμισυ τοῦ πάντος φησὶν εἶναι τὴν ἀρχήν — ἐγὼ δὲ οὐχ ἥκιστα ἐν τῷ περὶ τῆς ἵππων θεραπείας συγγράμματι τοῦτο μοι δοκῶ δείξειν γεγεννημένον ἀρξόμενος (l. ἀρξάμενος) γὰρ τὸ πρῶτον συγγράφειν βιβλίον, καὶ τοῦτο πληρῶσαι οὐκ εὐμαρῶς ἐλπίσας, ἀντίστροφον ἀτεχνῶς τινα κατὰ τοὺς τῶν μελῶν ποιήσας ἀποτείνω βιβλίον ταυτηνὶ δευτέραν, μηδὲν ἐλλείπειν τῷ συντάγματι θέμενος διὰ σπουδῆς· ὥσπερ γὰρ ἥρμοττε μέτρον αὔταρκες ἐπιθεῖναι τῇ πρώτῃ τὸν ἐπὶ τῷ πολλῷ φυλαξάμενον μήκει κόρον, οὕτω προσῆκον ἦν μὴ ἀτελῆ τὴν πραγματείαν καταλιπεῖν, ἄλλως τε καὶ περὶ σπουδαίων συντατομένην πραγμάτων. Diese drey Stellen, in Verbindung mit der oben angeführten aus der Vorrede des ersten Buches, beweisen eben, daß Hierokles ein eigenes Werk in zwey Büchern unter dem Titel: περὶ τῆς ἵππων θεραπείας, geschrieben, und seinem Freunde Bassus gewidmet habe. Hierokles ist also nicht der Sammler der Hippiatrika, sondern eben so gut ein Schriftsteller über Pferdarzney, wie Absyrtus, Eumelus, Pelagonius u. s. w., und ein Dritter, bisher Unbekannter, hat aus ihnen allen, auf Befehl des Kaisers Konstantinus Porphyrogenneta, das unter dem Titel: Veterinariae medicinae libri duo, bekannte Werk gesammelt. Hieraus erklärt sich nun, warum Hierokles in den Hippiatricis namentlich citirt wird; warum auf Absyrtus so oft Hierokles folge; weil nämlich gerade diese beyden die Krankheiten und Kuren der Pferde am ausführlichsten und genauesten beschrieben haben; warum zuweilen Hierokles, zuweilen aber Pelagonius (wie z. B. Kap. 4 u. 5) den Anfang machen; weil nämlich der Sammler bey Absyrtus oder bey Hierokles und Absyrtus über den abzuhandelnden Gegenstand entweder gar nichts, oder wenigstens nichts Befriedigendes vorfand u. s. w., u. s. w.

IV. Wenn es Antol. p. 39 not. 28 heißt: Lo Sprengel rammentando il nome di Jerocle vi appone in una nota: *Egli* (nämlich Hierokles) *vuole farsi credere anche giurisperito*, so ist dieß wieder ein Mißverständniß. Die Worte im deutschen Originale (II. 318, Anm. 76) lauten: »Er (Hierokles) gibt sich selbst als einen Rechtsgelehrten an.« Dieß heißt nun weiter nichts, als Hierokles sagt selbst (nämlich in der oben angeführten Stelle zum ersten Buche der Hippiatrika), daß er von Profession ein Rechtsgelehrter sey. Wie viel Schuld an diesem und dem oben erwähnten Mißverständnisse der italienische Uebersetzer des Sprengel'schen Werks habe, kann Ref., da ihm diese Uebersetzung nicht zu Gebote steht, nicht entscheiden.

V. Die Behauptung des Herrn Cioni, daß Pelagonius ein lateinischer Schriftsteller des vierten Jahrhunderts sey, hat durch die neuerlich von Herrn Borghesi beygebrachten Gründe an Wahrscheinlichkeit sehr gewonnen. Es fragt sich aber, wie diese Behauptung sich mit der Stelle in der Vorrede des Vegetius: Licet *proxima* aetate et Pelagonio non defuerit, et Columellae abundaverit dicendi facultas, vereinigen lasse? Aus dieser Stelle geht klar hervor, daß Pelagonius und *Columella* in *ein* Zeitalter gehören, und daß Vegetius, oder wer auch immer der Urheber der erwähnten Stelle seyn mag, höchstens ein Jahrhundert nach den beyden genannten Schriftstellern geblüht haben könne. Da nun Columella anerkanntermaßen ein Schriftsteller des ersten Jahrhunderts ist, so folgt, daß auch der in obgedachter Stelle

genannte Pelagonius in das erste, der Urheber dieser Vorrede aber in das zweyte Jahrhundert gesetzt werden müsse.

Die Schwierigkeit wegen Pelagonius nun ließe sich heben durch die Annahme, daß es zwey oder mehrere Pelagonius gegeben habe, welche durch den in der Unterschrift des Riccardischen Kodex vorkommenden Plural »Pelagoniorum Saloninorum« bestätigt zu werden scheint. Der römische Beyname Saloninus war unter den Römern schon seit der Zeit üblich, als ihn Asinius Pollio seinem zu Salona gebornen Sohne beygelegt hatte. Ferner ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß sich die veterinärischen Kenntnisse in einer Familie gleichsam kastenartig vererbt haben. Dieß alles hat schon Hr. Borghesi bemerkt, so wie auch, daß sich aus der Annahme zweyer Pelagonius der Umstand erklären lasse, wie es komme, daß in der dem Pelagonius zugeschriebenen Veterinaria dieser letztere Schriftsteller namentlich citirt werde. Der jüngere Pelagonius würde nämlich unter der gedachten Voraussetzung Arzneyvorschriften des älteren anführen. Ref. setzt noch hinzu, es würde sich vielleicht aus der erwähnten Annahme auch noch erklären lassen, warum in den Briefen des Pelagonius so oft Zeichen und Ursachen der Krankheiten angegeben werden, während doch Vegetius ausdrücklich bemerkt, alter (Pelagonius) omissis signis causisque morborum tam magnae rei fundamenta neglexit. Der jüngere Pelagonius hätte nämlich diese theils aus andern Schriftstellern, theils aus eigener Erfahrung den Kurarten seiner Vorfahren beygefügt, und das Ganze in Briefform eingekleidet. Endlich fände aus der erwähnten Annahme auch das »Licet Pelagonio non defuerit dicendi facultas« seine Erklärung. Diese dicendi facultas, von welcher in den Briefen des Pelagonius gar nichts zu finden ist, ließe sich bey einem Schriftsteller des ersten Jahrhunderts, wenn er auch nur ein Thierarzt wäre, doch eher vermuthen.

Wie kann aber ein Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts, in welches Vegetius unstreitig gesetzt werden muß, wenn er, seinem eigenen Zeugnisse nach, proxima aetate nach Columella gelebt hat, der Hunnen erwähnen? wie kann er ferner den Absyrtus, einen Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, anführen?

Um die Annahme, daß Vegetius oder wer auch immer der Urheber der Stelle: »Licet proxima aetate etc. seyn mag, ein Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts sey, zu entkräften, könnte jemand vielleicht versuchen, das proxima aetate bloß auf Pelagonius und Columella, nicht aber auch auf Vegetius zurück zu beziehen. Dieß verbietet aber die Grammatik. Oder er könnte die beyden Worte proxima aetate als unächt streichen. Dieß wäre aber gegen alle Kritik, indem alle Handschriften diese Worte enthalten. Ist es nun aus dem angegebenen Grunde erwiesen, daß der Verfasser der Vorrede des ersten Buchs der dem Vegetius beygelegten Digesta mulomedicinae in das zweyte Jahrhundert gesetzt werden muß, so ist es auch offenbar, daß er nicht der Urheber der Stellen, in denen im erwähnten Werke von den Hunnen und ihren Pferden die Rede ist, seyn könne. Diese Stellen finden sich im sechsten und siebenten Kapitel des sechsten Buches und im Prologus zum dritten Buche (nach Schneiders Abtheilung). Daß aber gerade dieses sechste Buch das Werk eines späteren Kompilators sey, scheint außer dem ineptum satis exordium (wie sich Schneider praef. ad commentt. in Veget. p. 13 ausdrückt), die Zusammenstellung der disparatesten Materien in demselben, die Wiederholung dessen, was schon in früheren Bü-

4*

chern vorkommt, das Nichtvorkommen mehrerer Kapitel im Kodex Corb. und Samb. u. s. w. zu beweisen. Vgl. Schneider a. a. O. und comment. p. 105. Was aber den Prologus zum dritten Buch betrifft, so hielt schon Schneider den Verfasser desselben mit dem des sechsten Buches für einen und denselben. Uebrigens ist es gar nicht selten, daß älteren Autoren in den späteren Jahrhunderten Präfationen vorgesetzt wurden, so wie auch umgekehrt die Kompilationen neuerer Schriftsteller mit den Prologen älterer prangen. So erinnert sich Ref. eine medicin. Hs. des vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderts der Wiener Hofbibliothek, die den Titel: »Liber de medela equorum ab episcopo Cerviensi compilatus:« führt, gesehen zu haben, welcher die Präfation zum ersten Buche des Vegetius vorgesetzt ist. Freylich läßt der Herr Bischof zur Steuer der Wahrheit die Worte proxima aetate (die uns so viel Kummer gemacht), und die Stelle »cum ab initio aetatis alendorum equorum studio flagrarem« weg. Daß er seine Materialien nur aus lateinischen Schriftstellern gezogen habe, wollen wir ihm auf sein Wort glauben.

Was endlich den Absyrtus betrifft, so werden in der Receptensammlung des verdächtigen sechsten Buches vier Arzneyformeln aufgeführt, die allerdings von Absyrtus, der unter Konstantin dem Großen lebte, herrühren können, da in diesem Buche schon der Hunnen erwähnt wird. Unerklärbar aber ist es, wie in der Vorrede eines Schriftstellers des zweyten Jahrhunderts Absyrtus angeführt werden könne, wenn man nicht annehmen will, daß es einen älteren Absyrtus gegeben habe, worüber vielleicht die Stellen des Suidas und der Eudocia über Absyrtus einen Fingerzeig geben, wo es heißt Ἄψυρτος Προυσαεὺς Νικομηδεύς, oder man müßte die Variante des Kodex Corb. Asurrius als den Namen eines älteren, uns aber unbekannten Thierarztes aufnehmen. Die ganze Stelle: Chiron vero et Absyrtus, für interpolirt zu erklären, gestattet der Zusammenhang nicht. Eher ließe sich dieses in der Stelle II. 10, 5. ed. Schneid. annehmen, wo ebenfalls Absyrtus angeführt wird; weil dieses Kapitel unverkennbare Spuren der Interpolation an sich trägt; s. Schneiders Kommentar, p. 37 seq.

Uebrigens glaubt sich Ref. hier nicht erst dagegen verwahren zu müssen, als sey seine Meinung, daß die Digesta mulomedicinae, so wie sie auf uns gekommen sind, mit Ausschluß des sechsten Buches, ein Produkt des zweyten Jahrhunderts wären; vielmehr theilt er mit Fabricius die Meinung: esse haec collectanea, sive ab ipso Vegetio, sive ab alio (Ref. möchte gern hinzufügen: sive ab aliis), qui Vegetianis alia adderet (adderent). Er glaubt also, es verhalte sich mit den, dem Vegetius zugeschriebenen Digestis mulomedicinae gerade so, wie es ihm scheint, daß es sich mit der dem Pelagonius beygelegten Veterinaria verhält.

Sollte Hr. D. Cioni in diesen Bemerkungen etwas Brauchbares finden, so würde es Ref'n. sehr freuen; wenn aber dieß auch nicht der Fall wäre, so hofft er dennoch, daß derselbe das Interesse, das Ref. an der Erscheinung des Pelagonius genommen, so wie auch seinen guten Willen, einige Schwierigkeiten, die sich bey den dadurch veranlaßten Untersuchungen erhoben haben, zu beseitigen, nicht verkennen werde.

Register

des

ein und vierzigsten bis vier und vierzigsten Bandes.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.